This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

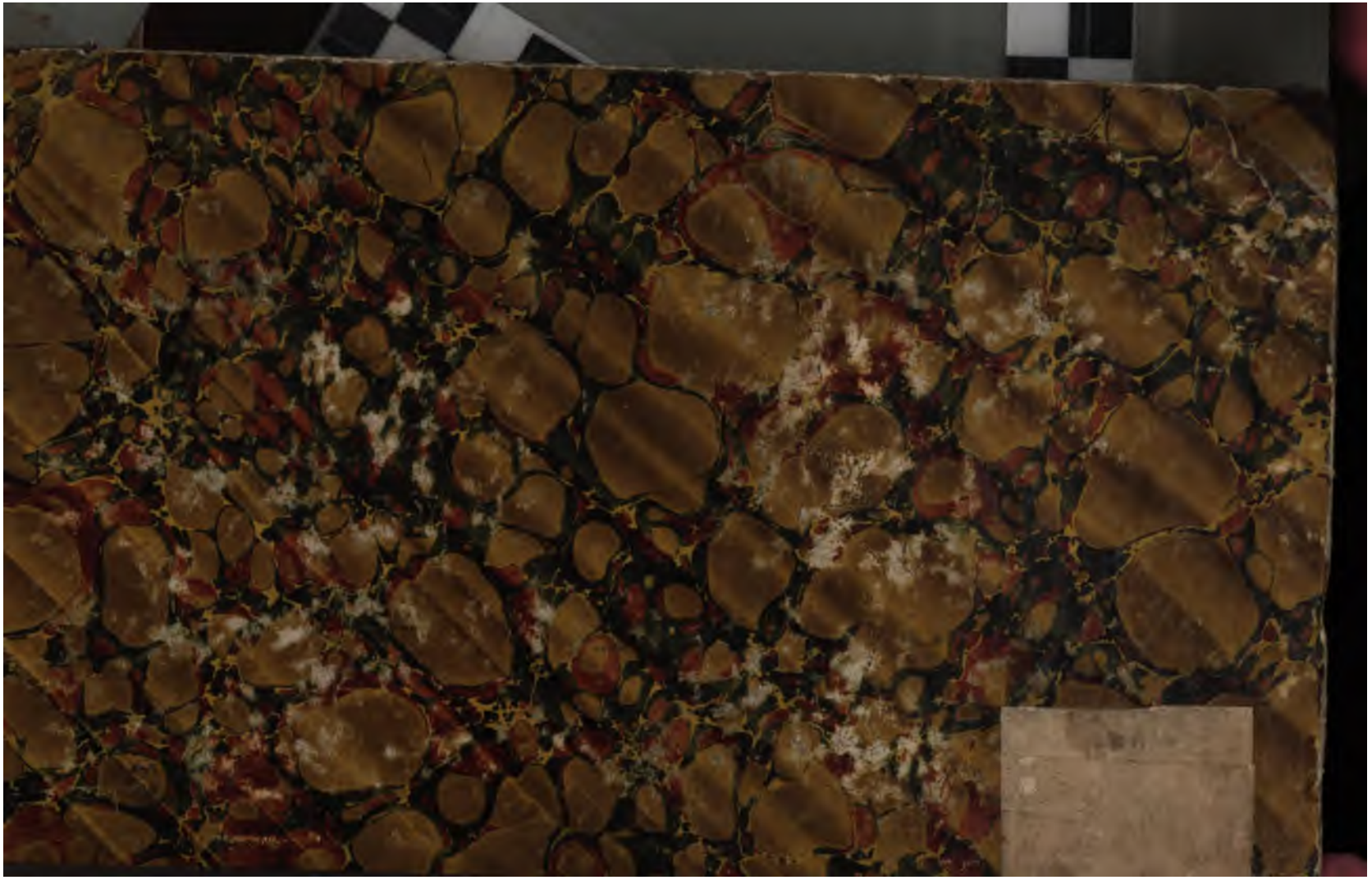
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



727

Inost. ~~[illegible]~~ 42
~~[illegible]~~/Bi.

Militäriſche und vermiſchte Schriften

von

Heinrich Dietrich von Bülow.

In

einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritiſchen Einleitung

herausgegeben von

Eduard Bülow und **Wilhelm Rüſtow.**

BIBLIOTHEK
K.K. 14. INFT. REGT.

Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren.

AUSGESCHIEDEN

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

1102
352

Militärische und vermischte Schriften

von

Heinrich Dietrich von Bülow.

In

einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung

herausgegeben von

Eduard Bülow und **Wilhelm Rüstow.**

BIBLIOTHEK
K.K.14. INFT. REGT.

Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren.

BIBLIOTHEK
AUSGESCHIEDEN
Inf. Regiment.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

melt und durch Familienüberlieferungen sowie charakterisirende Auszüge aus seinen vermischten Schriften vervollständigt.

In letztern sind es seltsamerweise gerade seine Untugenden als Schriftsteller, die freilich pikanten aber auch endlosen Abschweifungen von der Sache, welche den Menschen in Bülow am schärfsten bezeichnen.

Bülow's militärische Schriften hat auf meine Bitte ein wissenschaftlicher Militär, der Geschichtschreiber des altgriechischen Kriegswesens und Lehrer der Kriegswissenschaften an der Züricher Universität, Herr Wilhelm Rüstow, für diese Ausgabe bearbeitet.

Bülow's zahlreiche Schriften sind zum Theil sehr selten geworden und es gelang mir erst nach zehnjährigem Bemühen, sie alle bis auf die unerhebliche Uebersetzung der „Reisen Mungo Park's" und die kleine Schrift „Ueber das Geld", von der es überhaupt ungewiß, ob sie Bülow ganz angehört, zu erlangen. Daß mir hier und da ein in Zeitschriften vereinzelter Aufsatz von Bülow entgangen sein könne, wage ich vorweg nicht in Abrede zu stellen.

Ueber Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswiſſenſchaft ſpricht mein Herr Mitarbeiter in ſeiner kritiſchen Einleitung.

Bülow iſt als der Begründer der Wiſſenſchaft von der Kriegführung anzuſehen und als Verkünder der militäriſchen Zukunft Europas von nicht geringerer Bedeutung. Er hat als Syſtematiker ſo viele neue Wege gezeigt und eröffnet, daß man ihn gewiß von Rechts wegen den erſten Sapeur der modernen Militärliteratur nennen darf.

Ein namhafter deutſcher Heerführer ſchreibt mir über Bülow unter Anderm:

„Bülow iſt der Erſte geweſen, der es verſucht hat, der Lehre eine wiſſenſchaftliche Form zu geben, und der Erſte zu ſein iſt immer das Größte, wenn Das, was man wollte, auch nur halb gelungen.

„Ihm aber iſt Vieles dabei ſo gelungen, daß, wie ſehr es auch ſpäter Mode geworden, ſich über ihn zu erheben oder ihn vornehm zu ignoriren, ich mich nicht ſcheue zu behaupten, daß Alles, was ſpäter etwa beſſer gelungen iſt, wovon ich mich ſelbſt am wenigſten ausnehme, auf ſeinen Schultern ſteht.

„So dürfte alſo ein Unternehmen, ihn wieder unſerer militäriſchen Welt in Erinnerung zu bringen, auf jede Weiſe gerechtfertigt ſein.“

Schloß Oetlishauſen (Canton Thurgau),
im Januar 1853.

Eduard Bülow.

Inhalt.

Seite

1. Aus Dietrich Bülow's Leben 1
2. Aus Dietrich Bülow's vermiſchten Schriften 49
   I. Der Freiſtaat von Nordamerika. 1797. 51
   II. Phyſiſches Staatswohl. 1800 61
   III. Der Feldzug von 1800. 1801 63
   IV. Ueber Napoleon, Kaiſer der Franzoſen. 1804 75
   V. Neue Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte. 1805 80
   VI. Prinz Heinrich von Preußen. 1805 81
   VII. Der Feldzug von 1805. 1806 84
   VIII. Blicke auf zukünftige Begebenheiten. 1806 100
   IX. Guſtav Adolf in Deutſchland. 1808 110
3. Aus Dietrich Bülow's militäriſchen Schriften 111
   Dietrich v. Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswiſſenſchaft 113
   I. Lehrſätze der Strategie 149
   II. Geiſt des neuern Kriegsſyſtems 151
   III. Die Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte 339
   IV. Guſtav Adolf in Deutſchland. 392
   V. Die Feldzüge des Prinzen Heinrich 424
   VI. Der Feldzug von 1800 439
   VII. Der Feldzug von 1805 471

1.

Aus Dietrich Bülow's Leben.

Von

Eduard Bülow.

Heinrich Dietrich, Reichsfreiherr von Bülow, ward im Jahre 1760 auf dem Schloſſe Falkenberg in der Altmark geboren. Derſelbe iſt in ſeinem aller Ordnung trotzenden bürgerlichen und geiſtigen Leben gewiß im beſten Sinne des Worts ein außerordentlicher Mann zu nennen. Mit mehr Glück begabt, würde er ſich in ſeinem Berufe als theoretiſcher Kriegsmann den Namen eines Genies wol verdient haben.

Um Bülow's Leben und Charakter ganz zu verſtehen, dürften ſeine Verhältniſſe es bedingen, ſeiner Familie und nächſten Angehörigen ausführlicher, als es außerdem nöthig wäre, zu gedenken.

Da er ſich als Schriftſteller vor ſeinen vielen Büchern bald Heinrich, bald Dietrich, oder auch gar nicht nennt, ſo trägt er ſelbſt nicht wenig zur Verwirrung der Nachrichten über ihn bei. Es ſteht feſt, daß er in ſeinem väterlichen Hauſe mit dem Namen Dietrich gerufen ward.

Sein Vater ſtammte von der ſogenannten Alt-Plüskow'ſchen Linie der in acht zahlreichen Linien weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus verbreiteten Familie ab und ſeine Vorfahren lebten meiſt in Dänemark, daher ſich auch die ſehr anſehnlichen holſteiniſchen Güter auf ſeinen Vater vererbten.

Im Jahre 1705 ernannte Kaiſer Joſeph I. fünf Brüder dieſer Linie, worunter Dietrich's Urgroßvater, zu Reichsfreiherren; im Jahre 1736 Kaiſer Karl VI. Dietrich's Großoheim zum Reichsgrafen. Dieſe Standeserhöhung erachtete die Familie jedoch, ſo wie ſich Jakob Friedrich Joachim von Bülow in ſeiner „Beſchrei-

bung des Geſchlechts von Bülow" (Neubrandenburg 1760, Folio) darüber äußert, für ſehr überflüſſig, da ſie ſich von Alters her zu dem hohen deutſchen Adel gerechnet habe.

Dietrich's Vorältern hatten in lang aufſteigender Linie die höchſten preußiſchen Staatsämter bekleidet.

Sein Urgroßvater, welcher im Jahre 1669 ſtarb, führt im Stammbaum den nicht wohl verſtändlichen Titel Präſident in allen Collegien. Sein 1737 geſtorbener Urgroßvater war Staatsminiſter. Sein Großvater, der den Letztern nur um ein einziges Jahr überlebte, war gleichfalls Staatsminiſter. Sein Vater endlich, Friedrich Ulrich Aroeh, geboren 1726 in Stockholm, wo ſein eigener Vater zu der Zeit als Geſandter lebte, war ein ſehr denkwürdiger Mann, deſſen wunderſamer Charakter die einſchneidendſten Folgen auf Dietrich's Erziehung hinterlaſſen hatte.

Dietrich's Vater mag nur etwa in ſehr jungen Jahren als Offizier gedient und ſcheint ſich bald nach dem Ableben ſeines Vaters, im Jahre 1738, nach ſeinem Schloſſe Falkenberg zurückgezogen zu haben, wo er ſich mit einer Gattin bürgerlichen Standes vermählte.

Da er außer dem ſehr bedeutenden Gute Falkenberg noch das Gut Schönberg in der Mark und drei holſteiniſche Güter beſaß, ſo iſt anzunehmen, daß er im Beſitze eines ziemlich großen Vermögens war.

Er erzeugte mit ſeiner Gattin fünf Söhne, die in der Folge alle zu Kriegern erzogen wurden. Von Karl Ulrich, dem älteſten Sohne, wird hiernächſt mehr die Rede ſein. Von dem öffentlichen Leben des zweiten Bruders, Auguſt Chriſtian, und des jüngſten, Georg Ludwig, iſt, meines Wiſſens, nichts Bemerkenswerthes verlautet. Nur der Sohn Auguſt Chriſtian's, Friedrich, der als ehemaliger Commandant von Küſtrin noch in Berlin lebt, hat ſich in den ſogenannten Freiheitskriegen und insbeſondere am 2. Mai 1813, wo er bei der berühmten Erſtürmung von Halle, unter ſeinem Oheim Bülow-Dennewitz, mit ſeinem Bataillon das Steinthor nahm, ſehr ausgezeichnet.

Der dritte Bruder, Wilhelm, war der Feldherr Bülow-Dennewitz.

Dietrich war der vierte Sohn ſeiner Aeltern. Sein Vater ſelbſt ſoll ſehr ausgezeichnete Geiſtesfähigkeiten beſeſſen und zu König Friedrich dem Großen in freundlichen Verhältniſſen geſtanden haben. Im Jahre 1757 leiſtete er ſeinem Monarchen auch einen weſentlichen Dienſt dadurch, daß er den Anſchlag leitete, die Franzoſen bei Oſterburg zu überfallen und alſo aus der Mark zu vertreiben. Man ſagt desgleichen, er habe dem Könige zu Führung des Siebenjährigen Kriegs eine bedeutende Summe Geld vorgeſchoſſen, derenhalben die Familie noch gegenwärtig unerledigte Anſprüche an den Staat machen zu dürfen glaubte. Seine umfaſſenden Kenntniſſe und ſein großer Verſtand ſteigerten aber nicht minder wie ſeine perſönlichen Verdienſte um die Monarchie, wie die vornehmen Lebensverhältniſſe ſeiner Ahnen und ſein eigener Reichthum ſeine Einbildung auf ſich ſelbſt dermaßen, daß er ſich geſtattete, den willkürlichſten Launen nachzuhangen und ſein Leben ganz wie das eines freien kleinen Dynaſten einzurichten. Seine eingebildete Fürſtlichkeit machte ihn zum Verſchwender, als welcher er zuweilen Tauſende auf einmal an Freunde verſchenkte, und bei einer ſolchen Lebensweiſe brachte er es denn auch zuletzt ſo weit, von ſeinen fünf Rittergütern in Holſtein und der Mark den Seinen nur ein ſehr kleines Vermögen zu hinterlaſſen. Kaum geringere Summen als ſeine Verſchwendung koſtete ihm ſeine Händelſucht, derzufolge er ſich zum Beiſpiel eines Tags in einem Anflug toller Laune ſo weit vergaß, einen Unterſuchungsrichter, der von Amts wegen bei ihm erſchienen war, nachdem er ſich heftig mit ihm geſtritten hatte, durch ſeine Bedienten binden, rücklings auf einen Eſel ſetzen und gleich wie im Triumphe unter großem Zulaufe jubelnder Bauern durch ſein Dorf führen zu laſſen. Ein Spaß, den er hinterdrein nur mit einer ſehr großen Straffumme abbüßen konnte.

Seine dynaſtiſche Hauptleidenſchaft war eine gewiſſe Don Quixote'ſche Gerechtigkeitspflege, und als er danach eines Tages von einem hohen Staatsbeamten hörte, der ſich gegen einen Pri-

vatmann eine schreiende Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, entschloß er sich, sie auf dem kürzesten Wege wieder gut zu machen, indem er selbst Minister werde.

Eingedenk Dessen, daß sein Vater, Großvater und Urgroßvater die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleidet haben, und ihm dieselben gewissermaßen nur durch freiwilligen Verzicht entgangen, trug er dem Könige seinen Wunsch, Minister zu werden, zuversichtlich vor, dessen allgemein verständliche Antwort nur eben dahin lautete: Das ginge nicht an! Der arme Betroffene war darauf so wenig vorbereitet gewesen, daß der Augenblick, in welchem er diese Antwort empfing, zum Wendepunkte seines ganzen Lebens ward. Die Knospen aller seiner Seltsamkeiten, die soweit freilich schon still in ihm gekeimt haben mußten, sprangen fortan in raschen Uebergängen auf und steigerten sich nach und nach bis zu zeitweiligem Irrsinn. Der Getäuschte verließ von Stunde an sein Schloß nicht mehr, gab jeden geselligen Umgang mit andern Menschen auf und widmete sich nur noch allein den abstractesten Studien, insbesondere dem Swedenborg'schen Christenthume, indem man ihn zuweilen stundenlang in theosophischen Gesprächen mit Geistern Verstorbener verkehren hörte.

Ebenso absonderlich wie sein Leben richtete er auch von der Zeit an seine Kleidung ein. Groß und majestätisch von Ansehen wie er war, trug er einen orientalischen Ueberwurf und einen bis zum Gürtel hinabhangenden langen Bart. So bewohnte er ganz allein einen Gartensaal eines leerstehenden Flügels seines Schlosses und ward, am Ende seines Lebens, mit den Händen an einen Tisch gestemmt, eines Tages vom Schlage gerührt aufrecht stehend todt gefunden.

In früherer Zeit, ehe sein Tiefsinn noch diese äußerste Wendung genommen, hatte er die Erziehung seiner Söhne auf das sorgfältigste, wenn auch mit wahrhaft ungebundener Freiheit geleitet. Die Ueberlieferungen der Familie wissen noch von manchem Charakterzuge aus dieser Zeit.

Die Brüder durften mitunter wochenlang, ohne daß der Vater nach ihnen fragte, die Jagdflinte auf dem Rücken, im

Lande umherſtreifen. Eines Tages faßten drei von ihnen, Ulrich, Dietrich und Wilhelm, den abenteuerlichen Gedanken, jeder auf ſeine eigene Weiſe ſich ihr Brot eine Zeit lang ſelbſt zu verdienen. Wilhelm, nämlich Bülow-Dennewitz, der muſikaliſch ſo tüchtig ausgebildet war, daß er mehre Meſſen und eine Anzahl Goethe'ſcher Lieder componirt hat, wollte als Dorfmuſikant geigen, ein Anderer Reden halten und der Dritte ich weiß nicht was ſonſt vornehmen, um alſo vagabundirend ihren Verſuch durchzuführen. Die Sache ward dem Vater vorgetragen und er gab dazu, nur unter der alleinigen Bedingung, ſeine Zuſtimmung, daß ſie bei Strafe, ſeine Thür verſchloſſen zu finden, nicht vor Ablauf einer beſtimmten Friſt in das väterliche Haus heimkehrten.

Alſo traten die drei Brüder rüſtig ihre Wanderung an und verfolgten in den erſten Tagen mit großer Luſt an dem ungebundenen Leben ihren neuerwählten Beruf. Indeſſen verlor die Sache mit der Zeit bald genug für ſie den Reiz der Neuheit, und als gar auch das reichlich mitgenommene Taſchengeld auf die Neige ging, erſchienen ſie eines ſpäten Abends, etwas gedämpften Muthes, wieder vor dem Thore von Falkenberg. Der Vater, welcher ihr Klopfen vernahm, errieth den Zuſammenhang der Sache und ging ſelbſt in den Hof, nicht um die armen Reiſenden wieder einzulaſſen, ſondern um ſie grundſätzlich mit dem Beſcheide abzuweiſen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen ſei. Sie mochten bitten wie ſie wollten, es half Alles nichts, bis ſich zuletzt die mildere Mutter ihrer erbarmte und ſie heimlich in der Nacht einließ.

Das Falkenberger Leben war damals zugleich ein ungemein gaſtfreies, wiewol der Hausherr ſelbſt nur dann und wann nach Gutdünken daran Theil nahm. Seine Gattin, die er ſehr liebte, übte auf ſeine Heftigkeit und ſeine ſchroffen, ſeltſamen Launen allezeit die wohlthuendſte Gewalt aus und leitete das Hausweſen mit Umſicht und Ordnungsliebe. Es gab im Schloſſe faſt zu jeder Zeit Gäſte in Menge, und der Hausſtand ſcheint überhaupt andauernd ein ziemlich zahlreicher geweſen zu ſein, da auch nach der Zeit, in welcher die Söhne allmälig das väterliche Haus ver-

ließen, an ihrer und ihrer Erzieher Statt Großkinder oder andere Verwandte und Freunde dazu kamen.

Die Stimmungen des Hausherrn waren abwechselnd die verschiedensten. Zuweilen war er durchaus vernünftig und gesellig. Dann sprach er wieder lange Zeit mit keinem Menschen und ging nur mit Geistern und zumal mit kleinen Teufeln um. Leute, denen er nicht gewogen war, pflegte er in solchen Zeiten gewöhnlich nur sehr offenherzig mit „Bestie" anzureden. Als dereinst ein zur Familie gehöriger vornehmer Würdenträger mit derselben als Gast bei Tische saß, trat der Hausherr plötzlich in seinem abenteuerlichen Ueberwurf zur Thür herein, schritt ruhig auf den Fremden zu, zog einen verborgenen Kantschuh hervor und begann ihn tüchtig durchzuprügeln.

Eine solche Eigenthümlichkeit des Vaters mußte nothwendigerweise mächtig auf die jungen Söhne des Hauses zurückwirken und den Samen des Phantastischen, Paradoxen, Ungebundenen, Ungeregelten in ihren Gemüthern ausstreuen. Es war eben nur eine Sache des Zufalls oder der Empfänglichkeit, wo derselbe, aufgehend, Früchte tragen solle oder nicht. Die Brüder pflegten oft lange Zeit im Garten vor den Fenstern des väterlichen Saals im Erdgeschosse zu stehen und auf seine geheimnißvollen Unterredungen mit den Geistern zu lauschen.

Den nur eben etwas gefährlichen Vortheil hatte eine derartige Erziehung für sie allerdings, daß sie den ihnen eigenthümlichen Geistesanlagen die allerfreieste Entwicklung ließ. Den tiefsten Eindruck hatte die Erinnerung an den Vater jedenfalls auf die drei Brüder Ulrich, Dietrich und Wilhelm hinterlassen, welche auch noch im Mannesalter mit Vorliebe Swedenborg anhingen.

Von Bülow-Dennewitz hat sich der Charakterzug erhalten, daß er als kleiner Knabe einmal ganz still unter einem Tische saß und nicht zu bewegen war, wieder hervorzukommen, weil er behauptete, er denke und müsse immer tiefer denken, sodaß er bereits ein Loch davon im Kopfe habe.

Nachdem alle fünf Brüder ihre classische und gründlich wis-

ſenſchaftliche Bildung durch tüchtige Hofmeiſter im älterlichen Hauſe empfangen hatten, wurde ihre fernere Erziehung in der Académie militaire in Berlin vollendet, die damals ganz nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnitten war. Sie wurden mit anſehnlichem Taſchengelde als Koſtgänger in die Anſtalt aufgenommen.

Die Richtung, welche ſie hier empfingen, war die materiellſte des wirklichen Lebens und um ſie zu bezeichnen, genügt es zu ſagen, daß, nach Dietrich's eigenem Ausdrucke, das Haus der officiell bekannten Gräfin Lichtenau ihre hohe Lebensſchule war.

Der Geſellſchaftskreis der Lichtenau konnte kaum ein anderer als ein ſehr frivoler ſein, vereinte jedoch in ſich auch die damit meiſt verbundenen geiſterregenden Hülfsmittel der Jugend und Weltlichkeit. Die Gebrüder Bülow wurden hier wegen ihrer ihnen von frühe anerzogenen feinen franzöſiſchen Geſellſchaftsformen ſehr gern geſehen.

Dietrich trat früh als Fahnenjunker in das Fuß-Garderegiment von Thile ein, das damals in Berlin garniſonirte und deſſen Chef einer ſeiner Verwandten, der General von Bülow, geweſen. Da der Dienſt Dietrich hier aber alsbald zu langweilen begann, ſo ließ er ſich zu einem Küraſſierregimente verſetzen. Anfangs machte ihm das Reiten Freude; es währte aber nicht lange Zeit, ſo ward ihm der Aufenthalt in dem kleinen Landſtädtchen, wo er jetzt als funfzehnjähriger Lieutenant ſtand, und der Umgang mit ſeinen rohen Kameraden, die für nichts als Mädchen, Pferde und Kneipenleben Sinn und Verſtändniß hatten, unerträglich.

Dietrich hatte ſich bereits auf der Akademie immer durch Fleiß und Geiſt ausgezeichnet, und nahm alſo auch gegenwärtig bald ſeine Zuflucht zu Büchern und Studien. Insbeſondere führte ihn ſeine Neigung zu Polybius, Tacitus und Rouſſeau, wunderbar ſcharf ſchon ſo früh ſeine ganze Eigenthümlichkeit in Krieg, Geſchichte und bürgerlichen Freiheitsſinn bezeichnend! Von Kindheit an hatte er in dem väterlichen Hauſe ſehr viel von dem amerikaniſchen Freiheitskriege reden gehört, und er war darum ſchon

als Knabe für die Charaktere eines Washington und Franklin begeistert worden.

Jetzt regten die letzten politischen Ereignisse vor der französischen Revolution, sowie deren glücklicher Anfang sein Gemüth mächtig auf, indem sie in ihm einen unwiderstehlichen Durst nach Thaten weckten. Er faßte den rasch ausgeführten Entschluß, den preußischen Kriegsdienst zu verlassen. Daß er sein Schicksal ganz allein bestimmen durfte, mag vielleicht für ein Zeichen Dessen angesehen werden, daß sein Vater um diese Zeit bereits gestorben war.

Die Nachricht von dem gegen Kaiser Joseph II. ausgebrochenen Aufstande zog Dietrich nach den Niederlanden, wo er einen ihm angemessenen Wirkungskreis zu finden hoffte.

Preußische Offiziere standen zu der Zeit, so bald nach dem Siebenjährigen Kriege, allerwärts noch in hohen Ehren und so ermangelte Dietrich nicht, die gesuchte Anstellung zu finden. Jedoch enttäuschte die Unfähigkeit des Insurgentengenerals von Schönfeld alle seine Erwartungen, und fand er nicht die mindeste Gelegenheit sich hervorzuthun; wenn auch ein so offener Kopf wie der seinige natürlich selbst aus dem geringfügigsten thätigen Kriegsleben Lehren genug zu ziehen im Stande war. Die kurze Zeit des Feldzugs hatte ihm dabei den Krieg so lieb gemacht, daß er, nach seiner Heimkehr in das Vaterland, vorzüglich Lloyd zu studiren fortfuhr.

Wir ermangeln aus dieser Lebenszeit Dietrich's leider in dem Maße aller Nachrichten über ihn, daß wir hier wohl oder übel einen uns völlig unverständlichen Sprung darin machen müssen. Wir vermögen uns erst wieder zu ihm zu wenden, als er seine Neigung auf das Theater gewendet hat und eine Truppe Schauspieler sammelt, um Theaterdirector zu werden.

Wie sich diese seltsame Lücke in Bülow's Leben ausfüllt, ist nicht leicht zu errathen. Hat er noch anderweite Versuche gemacht, seine Kriegerlaufbahn fortzusetzen? Man würde freilich nicht leicht anzudeuten wissen, wo dies der Fall gewesen sei und geriethe zuversichtlich in Verlegenheit, zu diesem Ende, außer etwa

Frankreich, ein anderes Land namhaft zu machen. Als preußiſcher Edelmann würde er dort jedenfalls große, wenn auch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten angetroffen haben, einer entſchiedenen Leidenſchaft zum Kriege zu fröhnen. Daß er aber auch nicht den leiſeſten Verſuch dieſer Art gemacht hat, beweiſt immerhin, wie er ſchon damals nicht ſo ſehr aller Vaterlandsliebe bar ſein konnte, als ihm ſeine Feinde vorgeworfen haben.

Bei alle Dem kam auch ſeine Bühnengrille nicht zur wirklichen Ausführung und als er ſich damit nach Tangermünde gewendet hatte, um ſeine Vorſtellungen zu beginnen, unterſagte der dortige Magiſtrat dieſelben unter dem Vorgeben, daß er dazu kein Privilegium beſitze.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dies Verbot durch den Einfluß ſeiner eigenen Familie hervorgerufen worden war; und daß er nun ohne weiteres auf das ganze Unternehmen verzichtete, erklärt ſich ebenſo leicht mit den Vorſtellungen, welche ihm die Familie deshalb perſönlich machen mochte. Kurz, Bülow gab die Sache ein für allemal auf und freute ſich jedenfalls ſelbſt, nach den inzwiſchen gemachten erſten Bühnenerfahrungen mit guter Art davon loszukommen. Er dankte ſeine Truppe ab und verkaufte Decorationen und Garderobe, verſteht ſich mit anſehnlichem Geldverluſte, an den Schauſpieldirector Butenop. Es wäre bei ſeinem Leichtſinn nicht undenkbar, daß vielleicht ſonſt nichts als eine Liebſchaft mit einer Schauſpielerin dieſe an ſich wahrhaft unerklärliche Epiſode ſeines Lebens veranlaßt hätte. Er gibt wenigſtens in ſpätern Zeiten nicht die mindeſte Spur von Neigung zur Poeſie oder dramatiſchen Kunſt weiter zu erkennen.

Bülow's Verdruß über dieſe zwei fehlgeſchlagenen Verſuche, ſeinem Leben eine neue ihm gemäße Richtung zu verleihen, führte ihn zu einem dritten, der faſt ebenſo ſicher wie die erſtern den Keim der Erfolgloſigkeit von vorn herein in ſich trug.

Die erſten Erinnerungen ſeiner Jugend an die in ſeinem älterlichen Hauſe ſo oft vernommenen Geſpräche über den amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg richteten nämlich die innere Leere, welche er in dem Mangel eines natürlichen Berufs empfand, ſehr bald auf die

an ſo vielen Hoffnungen reiche neue Welt und, ſo überdrüßig wie er einmal des erſchlafften, veralteten Europa war, ſo ungeduldig wie ihn ſeine Reiſeluſt nach neuen Anſchauungen des Lebens machte, verfolgte er mit Ernſt den allgemeinen Gedanken, ſich in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, als in dem Lande der wahren Freiheit, ein neues Daſein zu begründen. Er zögerte nicht, ſeinen gefaßten Entſchluß ſeinem ebenſo wie er ſelbſt raſtloſen Bruder Ulrich mitzutheilen, der mittlerweile gleichfalls den Kriegsdienſt wieder verlaſſen, ſich verheirathet hatte und bereits Vater von zwei Knaben geworden war. Ulrich ging ſogleich auf Dietrich's Antrag ein, wennſchon der eine Bruder ſo wenig wie der andere einen eigentlichen feſten Plan mit dieſer weiten Reiſe im Sinne trug und Beide ſchwerlich würden anzugeben gewußt haben, welche Hoffnungen und Erwartungen ſie von einer ſolchen Fortſetzung ihrer phantaſtiſchen Jugendfahrten gehegt hätten.

Sie ſchifften ſich alſo aufs Gerathewohl im Monat September 1791 nach Nordamerika ein und verweilten allda bis in den Juli 1792. Liebe zu Land und Leuten flößte Dietrich ſein Aufenthalt in den Freiſtaaten durchaus nicht ein, und einen fernern Lebensberuf fand er darin ſo wenig wie ſein Bruder Ulrich. Sein nachmaliges Werk über dieſe Reiſe: „Der Freiſtaat von Nordamerika in ſeinem neueſten Zuſtande", Berlin 1797, 2 Theile, thut dies zur Genüge dar. Jedoch ſcheint Ulrich's Meinung darin von der ſeines Bruders abgewichen zu ſein, da er bis in ſein ſpäteſtes Alter immer noch gut von Amerika ſprechen mochte.

Inzwiſchen waren mit der Zeit beide Brüder, ohne es zu ahnen, von dem Handelsgeiſte der Amerikaner angeſteckt worden, und da auch die Koſten dieſer Reiſe, auf welcher Dietrich überdies eine „theure" Begleiterin mit ſich führte, ihre anfänglichen Berechnungen weit überſtiegen haben mochten, ſo kamen ſie auf den Gedanken, ihren zerrütteten Vermögensumſtänden durch eine kaufmänniſche Speculation einigermaßen wieder aufzuhelfen. Man hatte ihnen geſagt, daß in den Freiſtaaten europäiſche Glaswaaren zwei oder drei mal höher als in Europa bezahlt würden, und ſie nahmen ſich in Erwartung eines bedeutenden Gewinns vor,

eine ganze Schiffsladung voll dahin zu führen. Sie machten ſich nun ungeſäumt auf den Rückweg nach Europa, wagten die Ueberbleibſel ihres väterlichen Vermögens an die Unternehmung und ſchifften ſich, nachdem über den Einkauf der Waaren mehre Jahre vergangen waren, mit denſelben im Jahre 1795 zum andern male in Hamburg nach der neuen Welt ein.

Leider ſollte aber auch auf dieſer zweiten Seereiſe der abenteuernden Brüder kein Segen für ſie ruhen, und da faſt zu gleicher Zeit mit ihrem Glasſchiffe in Neuyork einige andere anlangten, wurden durch die neuen Zufuhren die Preiſe weſentlich herabgedrückt. Verſtanden die Brüder doch auch ohnedies ſo gar nichts von dem Handel, daß ſie ſich auf alle Weiſe von Betrügern täuſchen ließen und alſo nicht allein alle ihre Hoffnungen auf Reichthum, ſondern auch am Ende ihr ganzes übriges Beſitzthum verloren geben mußten.

Dieſer zweite Aufenthalt Dietrich Bülow's in den Vereinigten Staaten verzog ſich bis zu Anfang October 1796 und wir wiſſen nicht genau, was er in der letzten Zeit allda vorgenommen hat. In Unthätigkeit hat er dieſelbe ſchwerlich zugebracht. Eine bei ſeiner religiöſen Geiſtesrichtung nicht unglaubliche Nachricht will wiſſen, er habe in Amerika unter Anderm auch gepredigt, wenngleich er die Gabe der Rede in keinem hohen Grade beſeſſen haben ſoll. Sein Bruder Ulrich iſt wenigſtens beſtimmt als Prediger aufgetreten.

Zugleich ſollen Dietrich und Ulrich Bülow große Strecken Landes der Union zu Fuße und zumal als leidenſchaftliche Jäger und als Landwirthe durchwandert ſein. Dietrich's Werk iſt in derlei Beziehungen zu Land, Menſchen und Thieren anſprechend und lehrreich und ſtellt alle Dinge in der anſchaulichſten Weiſe dar. Die längſte Zeit über ſcheinen ſich beide Brüder in Philadelphia aufgehalten zu haben, deſſen nähere und fernere Umgebung Dietrich viel beſchreibt.

Ob Ulrich mit ihm zuſammen auch das andere mal nach Europa zurückgeſchifft ſei, iſt mir unbekannt geblieben und man weiß nur ſo viel, daß ſeine Gattin, ein pommerſches Fräulein und

ſeine zwei jungen Söhne das andere mal mit ihm nach Amerika gegangen waren. Der eine Sohn ſtarb unterwegs auf dem Schiffe und die Frau misfiel ſich in den Freiſtaaten ebenſo ſehr, als Ulrich ſich dort gefiel. Am Ende ſoll er nur auf ihre Veranlaſſung nach Europa heimgekehrt ſein.

Von ſeinem zweiten Sohne pflegte Ulrich den allerliebſten Charakterzug zu erzählen, daß er dereinſt mit ihm in Philadelphia am Fenſter ſeiner Wohnung geſtanden, derweil unten auf der Straße ein blinder Mann gebettelt habe. Mit einem male hatte ſich das Kind in aller Stille entfernt, weil der Vater auf etwas Anderes geachtet. Sobald er es vermißte, ſuchte er es allerwärts umſonſt, bis er es am Ende auf der Straße unten wahrnahm, wie es den Blinden von einer Thür zur andern führte und für ihn bettelte.

In der Folge nach Preußen zurückgekehrt, ſoll Ulrich noch eine Weile bei einer Saline angeſtellt geweſen ſein, und nachdem auch ſein zweiter Sohn geſtorben, ſich von ſeiner Gattin getrennt haben.

Er lebte bis in die dreißiger Jahre in der Familie Bülow-Dennewitz auf Neuhauſen bei Königsberg in Oſtpreußen, wo er in hohem Alter ſtarb. Wer ihn noch gekannt hat, ſagt, daß auch er ſehr klug und unterrichtet und nur ebenſo wunderlich und ſtreitſüchtig wie ſein Bruder Dietrich geweſen ſei. Was er am meiſten auf der Welt ehrte, war Dietrich's Angedenken. Sein Bruder Wilhelm war nach ſeiner Meinung Dietrich gegenüber nur ein Glückspilz geweſen. Was er am meiſten haßte, waren, wie er ſagte, die Pfaffen. Was er am meiſten liebte, die Frauen. Der Gedanke an eine verſtorbene Geliebte ſeiner Jugend, von der er noch eine entblätterte Roſe und einen weißen Glacéhandſchuh als Heiligthümer aufbewahrte, rührte und erſchütterte ihn bis an ſeinen Tod.

Außer den Frauen liebte er nur noch ſeine großen Jagdhunde, mit denen er am meiſten umging. Zu den Kindern im Hauſe war er immer freundlich und gut.

Die Geſichtszüge der drei Brüder glichen einander in Ueber-

einſtimmung mit einem Oelgemälde von Bülow-Dennewitz, im Beſitze der Familie, und mit ſeiner marmorenen Bildſäule von Rauch vor der Königswache in Berlin. Sie waren alle nicht groß, aber ſchlank, von feiner ſchmaler Geſichtsbildung, gebogener Naſe, blauen Augen und in Gang und Haltung erregt. Ein gewiſſes nervöſes Zucken um die Mundwinkel hatten ſie alle miteinander gemein. Dietrich und Ulrich waren dazu äußerſt unruhig in ihrem Weſen und konnten, während ſie ſprachen, nie ſtill ſtehen; auch hatte ſich Dietrich angewöhnt, beim Gehen heftig die Arme zu bewegen.

Ich muß hier beiläufig noch eines ſeltſamen Irrthums gedenken, welchen Pierer's Univerſallexikon damit begeht, daß es Heinrich Wilhelm von Bülow aus Braunſchweig, der Verfaſſer einer Geſchichte des Deutſchen Reichstags und Geſandter am Congreſſe zu Raſtadt war, in Dietrich's ihm ganz fremde Familie herüberzieht und, als deſſen angeblichen Begleiter nach Amerika, gewiſſermaßen mit Ulrich Bülow verwechſelt.

So war denn Dietrich Bülow, zwar arm an Vermögen aber reich an Lebenserfahrungen, nach ſeinem deutſchen Vaterlande heimgekehrt und ſollte, nach ſo vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen, endlich ſo glücklich ſein, von der Hand des Schickſals dem ihm in der That vorbeſtimmten Lebensberufe zugeführt zu werden.

Das Erſte, was ihn zu jener Zeit auf die Bahn als Kriegsſchriftſteller geleitet zu haben ſcheint, waren die in den Jahren 1796—98 erſcheinenden „Betrachtungen über die Kriegskunſt" u. ſ. w. von G. H. von Berenhorſt, und zwar ergriff der Geiſt dieſes berühmten Buchs Bülow's Kopf ſo gewaltig, daß er ihm wol ebenſo raſch den Vorſatz einflößte, Berenhorſt auf ſeine Weiſe nachzufolgen. Dietrich geſteht aufrichtig ſelbſt ein: „Dieſer unſterbliche Schriftſteller hat mir alle meine Ideen erweckt. Alle andern militäriſchen Schriftſteller ließen mich in Schlaf, wenn ich etwa Lloyd und Folard ausnehme."

Jetzt begann Bülow, neben Politik und Staatsökonomie die Kriegswiſſenſchaft ganz insbeſondere zu ſtudiren, und die Eigenthümlichkeit der Feldzüge der franzöſiſchen Revolutionsheere, welche

thatſächlich ſo ſchnurſtracks Dem entgegenliefen, was man dem angehenden Soldaten vordem gelehrt hatte, mochte nicht wenig dazu beitragen, Berenhorſt's geniale Ideen in ihm fruchtbar zu machen. Jedenfalls war es zunächſt die Noth, die Bülow antrieb, tüchtig zu arbeiten.

Zuerſt vollendete er den „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems", deſſen hohe Bedeutung zwar auch ſofort allgemein anerkannt wurde und nicht verfehlte, ſeinen Verfaſſer mit dem Selbſtgefühle ſeines eigenen Genius zu erfüllen. Nur überflügelten die phantaſtiſchen Hoffnungen, welche dieſer auf den damit errungenen Erfolg ſetzte, die Wirklichkeit weitaus, da immerhin nicht zu überſehen war, daß es gegen Einen, der Bülow's Verdienſt zu würdigen wußte, Hunderte gab, die es gleichgültig überſahen oder gar anfeindeten. Man kann nicht umhin, die Frage aufzuſtellen: was aus Bülow geworden ſein würde, wenn er eben nur etwa die ſichere Stellung der Wohlhabenheit eines Berenhorſt im Leben eingenommen hätte, ohne dadurch an ſeinem ihm angeborenen Feuereifer zu verlieren? Erwuchſen ja doch die meiſten ſeiner Fehler, ſeine Bitterkeit gegen Andere, ſein Leichtſinn als Schriftſteller, ſeine wüſte Art zu ſchreiben, ſeine maßloſe Selbſtüberſchätzung zunächſt aus der ebenſo großen Unterſchätzung, die ihm von Seiten Anderer widerfuhr, und ſodann aus der Unſicherheit der Mittel ſeines Unterhalts, gewiſſermaßen von einem Tage zum andern!

Der „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems" erfuhr vom erſten Augenblicke ſeines Erſcheinens an die einander widerſprechendſten Beurtheilungen, und während z. B. der preußiſche Ingenieurmajor Müller Bülow's Hauptſatz über Baſis und Operationswinkel in ſeinen Vorleſungen beſtritt, ſchrieb der General von Tempelhof eine kurze, mit ſeinem Namen unterzeichnete Kritik, die ſich mit gerechtem Lobe, wenngleich auch mit dem Bewußtſein des ältern Meiſters über das Werk ausſprach. Andere Kritiken lobten noch wärmer, die „Jenaer Literaturzeitung", die nur auch einige Zurechtweiſungen einſtreute, ſogar feurig. Hingegen tadelten wieder andere, wie die „Allgemeine deutſche Bibliothek" ſo ſcharf, daß

Bülow davon ſagte, ein Depotbataillonsunteroffizier habe den Aufſatz gemacht.

Im Jahre 1799 begab ſich Bülow, um ſein Glück in der Wirklichkeit zu erproben, von Altona, wo er eine Zeit lang gelebt und ſein Syſtem vollendet hatte, wieder nach Berlin. Von Thatendurſt und Vaterlandsliebe durchdrungen, ſtrebte er hier mit dem feurigſten Verlangen danach, wo nicht im Generalſtabe, ſo doch im auswärtigen Amte angeſtellt zu werden. Wo hätte es auch wol ſonſt einen für Bülow geeignetern Beruf als etwa in einem preußiſchen Generalſtabe des Jahres 1813 geben können!

In einen preußiſchen Generalſtab ſo bald vor der Schlacht von Jena hätte er freilich nicht beſſer als, dem gemeinen Sprüchworte nach, die Fauſt aufs Auge gepaßt, und er würde haben eine Ewigkeit harren können, ehe man ihm die unverdiente Ehre erwieſen, ihn dabei anzuſtellen.

Man bezweifelte nicht nur überhaupt, ob Bülow's unruhiges, excentriſches Weſen im Staatsdienſte verwendet zu werden fähig ſei, ſondern erachtete ſelbſt ſeine „vom Zeitgeiſte angeſteckten umwälzenden Ideen" geradezu für ſtaatsgefährlich.

Alſo wartete, erinnerte, ſtürmte Bülow von einer Zeit zur andern umſonſt, und mußte ſich zuletzt von der Noth in die traurige Lage drängen ſehen: den edelſten Beruf zum Schriftſteller als Handwerk zu betreiben.

Er überſetzte jetzt Mungo Park's Reiſen aus dem Engliſchen, welches Buch er 1799 in Hamburg drucken ließ, und arbeitete ſeine Schrift: „Ueber das Geld", ich weiß nicht ob ſelbſtändig oder nach irgend einer andern aus.

Sein „Phyſiſches Staatswohl" erſchien in Berlin im Jahre 1800 und er erklärt im Vorwort, dazu einige Ideen der ſchwediſchen Autoren Nordenſkiold und Wadſtröm benutzt zu haben.

In ſo ſchmählicher Abhängigkeit von Verlegergunſt, als Bülow ſich fortwährend befand, ſpannte er, zwar noch ungebrochenen Muthes, zu dieſen Arbeiten ſeine ganze geiſtige Thätigkeit an. Jedoch mußte er, nach ſo vielen eitlen Verſuchen, dem Staate in einer ſeiner würdigen Weiſe zu dienen, und bei den unabläſſigen,

aufreibenden Sorgen um die Unſicherheit ſeines Broterwerbs, ſein Gemüth bereits von jener beklagenswerthen Verbitterung betroffen ſehen, welche ihm in ſeiner Jugend ſo vollkommen fremd geweſen und nichts weniger als angeboren war.

Trotz aller Ungunſt der Zeitverhältniſſe brachte Dietrich noch im Winter 1801 ſein zweites namhaftes Werk: „Der Feldzug von 1800, militäriſch-politiſch betrachtet ꝛc.", zu Stande, für welches er keine andere Quelle als den Hamburger Correſpondenten gehabt hatte. Der Verleger Frölich in Berlin honorirte ihm den gedruckten Bogen deſſelben nicht höher als mit ſechs Thalern.

Natürlich konnte ein ſolches Werk nicht umhin, ſofort den ihm gebührenden Ehrenplatz in der Kriegswiſſenſchaft einzunehmen. So reich aber auch das darin beurkundete militäriſche Talent des Verfaſſers und die thatſächliche Anwendung ſeiner Theorie an Lehre und Bedeutung war, verfehlte ſeine Rückſichtloſigkeit gegen Mitlebende doch ebenſo wenig, Aergerniß abzugeben und ihm allerwärts Händel und Anfechtungen zuzuziehen.

Hatte man in höhern Regionen zuvor ſchon keine Neigung verſpürt, Bülow's perſönliche Dienſte anzuſprechen, ſo lag die Anſtellung eines Mannes, der mit den in der Gegenwart geltenden Anſichten ſo wenig übereinſtimmte, vielleicht ſchon damals nicht mehr im Gebiete des Möglichen.

Bülow begriff ſehr bald klar die für ihn jetzt in Berlin eingetretene Lage der Dinge und faßte darauf das Project, in pfalzbairiſche Dienſte zu treten. Dem Kurfürſten durch einen Obriſten von Z. empfohlen, ſah er denſelben für einen Reformator an, der ihm für alle ſeine weitſchichtigen Plane ohne Zweifel den unbeſchränkteſten Spielraum gönne.

Allein er ſollte auch mit dieſem Unternehmen nichts als eine höflich ablehnende Vertröſtung auf die Zukunft davontragen und ebenſo wenig auf einer Rundreiſe ausrichten, die er zu demſelben Ende, in Geſellſchaft eines franzöſiſchen Emigré, des Prinzen La Trimouille, mit Empfehlungen des Gouverneurs von Breslau, Fürſten Hohenlohe, verſehen, an andere kleine deutſche Höfe machte.

Wenn ſchon die bittere Noth ſeiner damaligen Lage heimlich zwiſchen jede ſeiner Zeilen durchſcheint, erzählt Bülow mit Laune und Selbſtverſpottung der Demüthigung, welche er ſich alſo auferlegte, bei Dem, was er mit ſo voller Ueberzeugung geringſchätzte, Hülfe zu ſuchen, im Vorwort zu ſeiner „Neue Taktik der Neuern" dieſe Fahrten.

Hiernach aufs neue mit Deutſchland zerfallend, beſchloß er, ſowie früher nach Amerika, jetzt nach London zu gehen, um dort eine Zeitſchrift über England zu begründen.

Der Buchhändler Frölich in Berlin, dem er ſein Vorhaben mittheilte, ging raſch darauf ein und machte ſich verbindlich, ihm für die erſte Sendung Manuſcript, die er von ihm erhielte, die Summe von 100 Pfund Sterling Honorar auszuzahlen. Mit Hülfe eines Hauptmanns Nothard, der Bülow 600 Thaler vorſchoß, reiſte dieſer auch wirklich ab und langte in England an, wo er ſofort an ſein Werk Hand anlegte.

Das erſte Heft der Zeitſchrift erſchien unter dem Titel: „Das Neueſte aus England; von einem Beobachter", entſprach aber leider den kaufmänniſchen Erwartungen, welche der Verleger davon gehegt hatte, ſo wenig, daß derſelbe dem Autor ſein ihm verpfändetes Wort nicht hielt und die Zeitſchrift mit dem fünften Hefte wieder aufgab. Man kann ſich eben nicht anders ausdrücken, als daß ſie meiſt an ihrer Planloſigkeit ſcheiterte.

Dem Unternehmen einen gewiſſen Erfolg zu ſichern, hätte der Herausgeber jedenfalls erſt eine Zeit lang in England verweilen müſſen, um die unerlaßlichſte Einſicht in die daſigen Verhältniſſe zu gewinnen und den wichtigern Stoff von dem unwichtigen ſondern zu lernen. Allein wie wäre dies Bülow ohne anderweitige Vermittlung jemals möglich geweſen, ſo lange ſeine bedrängten Umſtände ihn gleichſam aus der Hand in den Mund zu leben nöthigten?

Bülow kannte England von ſeiner erſten Anweſenheit her, wo er es auf der Reiſe nach den Freiſtaaten nur im Fluge berührt haben konnte, bei weitem zu wenig, als daß er hätte im Stande ſein können, etwas Gediegenes darüber mitzutheilen. Der

Verleger aber hatte ſich mit unverantwortlichem Leichtſinn auf die Sache eingelaſſen. Das Ende vom Liede war, daß der Autor, nach ſeiner gewohnten unſparſamen Art zu leben, ſeine Baarſchaft alsbald aufgezehrt hatte und darauf in das Schuldgefängniß Newgate wandern mußte.

Hieraus befreite ihn die aufopfernde Liebe ſeines Bruders Wilhelm, deſſen Verhältniſſe zu der Zeit durchaus nicht glänzend waren und der ihn auch nachmals, als er in Kolberg gefangen ſaß, wiederum nach Kräften unterſtützte.

Beiläufig geſagt, hat Dietrich niemals dankbar anerkannt, was ſein Bruder für ihn gethan.

Sie waren in ihrer politiſchen Farbe beide allzu ſehr von einander verſchieden, als daß ſie ſich hätten über viele Dinge im Leben verſtehen können und konnten ſich darin ſelbſt trotzdem nicht einigen, daß Dietrich wie Bülow-Dennewitz Napoleon gleich hoch als Staatsmann wie als Feldherrn verehrte.

Die Maßloſigkeit, mit der ſich Dietrich in allen Dingen auszudrücken pflegte, bezeichnet am beſten eine Aeußerung, welche er dereinſt über ſeinen damals noch unberühmten Bruder that. „Wilhelm", ſagte er, „iſt der am wenigſten befähigte von uns Brüdern; deßungeachtet aber der klügſte Offizier in der ganzen preußiſchen Armee."

Sobald Dietrich in London ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, gedachte er erſt, in die Dienſte der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie zu treten, verzichtete aber bald wieder auf dieſen Plan und ſchiffte ſich, nachdem er überhaupt ſechs Monate in England zugebracht, von Dover nach Calais ein, von wo er mit einigen Gefährten zu Fuß nach Paris wanderte.

Eine Zeit lang wohnte er in Verſailles.

Eben damals wurden ſeine beiden Werke: „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems" und „Der Feldzug von 1800", ins Franzöſiſche überſetzt und erwarben dem Verfaſſer die Bekanntſchaft und Hochachtung der beſten Köpfe in Paris. Insbeſondere war ihm auch der alte Mercier zugethan.

Daß ein Mann von Bülow's Geiſt, ſeinen Anſichten und

ſeinem Berufe eben damals auch in Paris ſein Glück nicht machen können, möchte auf den erſten Blick allerdings geeignet ſein, in Verwunderung zu ſetzen. Allein das Räthſel erklärt ſich bei näherm Zuſehen ſehr leicht durch ſeine ſchroffe Perſönlichkeit, ſeine unvorſichtigen Reden und die unbeſtechliche Redlichkeit ſeiner Vaterlandsliebe. Ja, er, der ſtrenge Republikaner, dem Waſhington für nichts Anderes als ein Ariſtokrat galt, trug durchaus keine Scheu, über den damaligen Conſul Bonaparte und deſſen Plane auf dem erſten beſten Kaffeehauſe ſeine aufrichtige Meinung auszuſprechen!

Während Dietrich's Anweſenheit in Paris erſchien 1803 in Kiel die Schrift: „Ueber die militäriſchen Schriften des Herrn von Bülow", welche den Chef des däniſchen Generalſtabs, den Generalquartiermeiſter von Binzer, zum Verfaſſer hatte, und Bülow unter allen kriegswiſſenſchaftlichen Autoritäten am höchſten dadurch ehrte, daß ſie ihm geradezu Genie beimaß. Er theilt einen langen Auszug aus der Binzer'ſchen Schrift in ſeinen „Lehrſätzen des neuern Kriegs" mit und kam danach mit Binzer ſelbſt in Briefwechſel. Als Bülow's Stern ſank, geſteht ihm Binzer, daß er ſich dadurch, daß er ihn gelobt, in ſeiner Armee Feinde gemacht habe, und bittet ihn, ihn ſelbſt nicht mehr zu loben.

Anfangs ging Bülow in Paris mit dem Plane zu einer Coloniſation Afrikas um und wollte auch zu dem Ende eine Reiſe dorthin unternehmen. Alsdann ſoll er geraume Zeit öffentlich nicht anerkannter Bevollmächtigter der deutſchen Reichsritterſchaft in Paris geweſen ſein und dies dürfte einigermaßen erklären, woher er die Mittel zu ſeinem langen pariſer Aufenthalte nahm. Daher wol auch der ſeinen politiſchen Geſinnungen ſonſt widerſprechende ausſchließliche Umgang mit alten ehemaligen Edelleuten, ſowie der immer ſtärkere Verdacht, welchen die Regierung auf ihn warf.

Bülow verließ am Ende die franzöſiſche Hauptſtadt wieder, nachdem er drei volle Jahre darin verweilt hatte und man meinte ſelbſt, ſeine Abreiſe ſei in Folge einer geheimen Weiſung des Polizeiminiſters erfolgt.

Er langte im Sommer 1804 ganz unverſehens wieder in Berlin an und verſchuldete hier nur alsbald den durch ſeine perſönlichen Verhältniſſe ſo leicht gerechtfertigten Irrthum, daß nämlich der geraume Zeit von der Heimat Abweſende dafür hält, zu Hauſe hinterlaſſene Misverſtändniſſe bei ſeiner Rückkehr für Andere ſo raſch wie für ſich durch die mannichfachen Zerſtreuungen der Reiſe gelöſt zu ſehen. Der Abweſende hat hingegen bekanntermaßen immer Unrecht, und die alten Vorurtheile gegen Bülow waren durch ſeine jüngſte Vergangenheit weit eher verſtärkt als vermindert worden.

Wie ernſtlich er daher auch gegenwärtig wieder mit dem Gedanken umging, in ſeiner drückenden Lage irgend eine Unterſtützung des Staats durch die Gunſt des Monarchen zu erlangen, ſchlugen alle ſeine Hoffnungen dieſer Art aufs neue fehl.

Die vornehmen Verhältniſſe ſeiner Jugend mochten ihn in ſeinem väterlichen Hauſe noch ſo ſehr verwöhnt, und die neueſten Erfolge ſeines Geiſtes ſein Selbſtgefühl erhöht haben, es blieb ihm keine andere Wahl, als ſein Leben abermals durch das karge und mühſame Brot des Schriftſtellers zu friſten.

Obſchon er es daher nach ſeinem ehemaligen londoner Abenteuer verſchworen hatte, je wieder eine Zeile drucken zu laſſen, verſöhnte er ſich wohl oder übel denn doch wieder mit ſeinem Verleger Frölich in Berlin und gab ihm ſeine „Lehrſätze des neuern Kriegs“ im Jahre 1805 zu drucken.

Er nennt dieſelben in der Vorrede eine Umarbeitung und Umſchmelzung ſeiner beiden frühern Werke „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems“ und „Der Feldzug von 1800“, mit wichtigen Zuſätzen und Verbeſſerungen.

Bevor aber noch der Druck der „Lehrſätze“ beendigt war, trat ſchon im Jahre 1804 Bülow's Flugſchrift: „Ueber Napoleon, Kaiſer der Franzoſen“, ans Licht, welche er auf Anlaß zweier anderer politiſchen Flugſchriften jener Tage abgefaßt hatte.

Dieſelbe verwickelte den Verfaſſer, ohne daß er damals die mindeſte Liebe zu Napoleon gehabt hätte, den er in Paris ſelbſt ſo heftig angegriffen und a man of cruel frigidity genannt, wäh-

rend er hier auf einmal für gut befinden mochte, Napoleon's Sache zu führen, sofort wieder in politische Händel. Es entspann sich zwischen ihm und dem Verfasser der ersten Flugschrift: „Sendschreiben an Napoleon", ein erbitterter Federkrieg, der beinahe ein Jahr lang dauerte und doch am Ende in Versöhnung und Freundschaft der beiden Betheiligten ausging.

Sein kleines Werk über Napoleon sowie die „Lehrsätze" schrieben Bülow bei Hofe immer schwärzer an, und die Regierung brach nicht nur mit jeder Möglichkeit, für einen Mann von so rücksichtloser, bitterer Freimüthigkeit das Allergeringste zu thun, sondern faßte in einigen ihrer Mitglieder wol bereits den Gedanken, sie ihn gelegentlich schwer entgelten zu lassen.

Dietrich hatte sich nun zum ersten male des tiefen leidenschaftlichen Grolls über sein widerwärtiges Geschick entledigt, der nach einigen Nachrichten seinen Grund in einer von ihm an den König gestellten und von diesem zurückgewiesenen Foderung betreffs der Gnadenzusage eines der verstorbenen Regenten an seinen Vater oder Großvater gehabt und wahrscheinlich nichts Anderes zum Gegenstande hatte als die schon erwähnten noch unerwiesenen Familienansprüche an den Fiscus von Seiten seines Vaters.

Vorerst beschränkte sich die Verstimmung der Gewalthaber gegen Dietrich lediglich darauf, die mancherlei Vorschläge, welche er that, wie z. B. den an den Grafen Schulenburg zu Ausgabe eines Papiergelds gerichteten, und einen zweiten zu einer Vertheidigungsweise gegen Rußland, von welchem es 1805 hieß, es stehe im Begriff Preußen anzugreifen, mit kühlster Höflichkeit abzulehnen.

Dietrich's fernere Schriften aus dieser Zeit sind die folgenden:

Erstens „Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen" (Berlin 1805), in welcher er zum ersten male auf den unablässig von seinem Gegenstande abschweifenden zerfahrenen Stil Verzicht leistete, mit dessen beißenden gelegentlichen Seitenhieben seine übrigen Schriften freilich eine desto stärkere Anziehungskraft auf das große nicht wissenschaftliche Publicum ausübten.

In dieſer Zeit muß er auch ſeinen „Guſtav Adolf in Deutſchland. Kritiſche Geſchichte ſeiner Feldzüge“ geſchrieben haben, welches Werk aber erſt nach Bülow's Tode, 1808, in zwei Theilen, bei Himburg in Berlin gedruckt wurde. Ein kurzes Bruchſtück daraus ließ er bereits 1806 im letzten Heft der „Annalen des Kriegs“ drucken.

Dann eben dieſe militäriſche Monatsſchrift: „Annalen des Kriegs“ (4 Bände, Berlin 1806), welche er gemeinſam mit Berenhorſt, Venturini, Julius von Voß und Retzow herausgab, und endlich: „Neue Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte.“

Der erſte Theil dieſes letztern Werks war ebenfalls in Berlin bei Himburg gedruckt, der andere in Leipzig bei Barth, und wahrſcheinlich machte die Cenſur Bülow damit viele Schwierigkeiten, da er nicht allein den zweiten Theil gänzlich umarbeiten und abkürzen mußte, ſondern ſogar, ſo unglaublich dies auch klingen mag, genöthigt ward, den urſprünglichen Titel: „Anti Saldern und Anti Laſzy“ in den gegenwärtigen umzuändern.

Alle dieſe Schriften erhöhten zwar Dietrich's kriegswiſſenſchaftlichen Ruhm weſentlich und warfen auch in Folge deſſen ſeiner höher geſteigerten literariſchen Thätigkeit die Koſten eines reichlichern Lebensunterhalts ab. Nichtsdeſtoweniger waren aber dieſe zweifachen Vortheile nicht ausreichend, ſeinen allzuheftigen innern Drang nach Ehre und Thaten zu befriedigen. Auch mußte eine derartige Geringſchätzung, wie er ſie von der dermaligen Regierung ſeines Vaterlandes zu erdulden hatte, einen ſo leidenſchaftlichen Charakter wie Dietrich Bülow um ſo ſchärfer und unerträglicher verletzen, je geringere Achtung eben ihre Unfähigkeit in den Augen eines ſo hochbegabten Mannes verdiente.

Dieſer Zwieſpalt zwiſchen Dietrich's gerechtem Selbſtgefühle und ſeiner äußern Lage rieb ſeine innerſte Kraft je mehr und mehr auf und verſenkte ihn zuletzt in die tiefſte Niedergeſchlagenheit und Entmuthigung, die ihm ſchon allein aus dem einfachen Grunde tödtlich werden mußte, daß ſeine Rathloſigkeit ihre

letzte Zuflucht zu dem ſeiner ſo unwürdigen, unſeligen Hülfsmittel des Trunkes nahm.

Auf dieſe Weiſe gelang es Dietrich zwar, eine Zeit lang ſeine ſinkenden Lebensgeiſter wieder aufzuregen und zu erheben; allein ſeine natürliche ungebändigte Phantaſie und Heftigkeit brachten ihn hin und wieder in Stimmungen, die bei Andern das freilich vollkommen ungerechte Vorurtheil, daß er den Verſtand verloren habe, begründeten.

Zu dem Laſter des Trunkes geſellte ſich in Bülow auch noch der andere tief verderbliche Umſtand, daß er ſeine Perſönlichkeit für bedeutſam genug hielt, ihn gefürchtet zu machen und ihm das Anrecht zu jedem politiſchen Unbedacht zu vermitteln. Je raſcher demnach der preußiſche Staat von einem Tage zum andern ſeinem Untergange entgegenſchritt, deſto ſchärfer und einſchneidender wurden Bülow's, freilich aus der edelſten Vaterlandsliebe erwachſende ſchriftliche und mündliche Schmähungen der verblendeten Staatslenker.

Das Einzige, was den Unglücklichen jetzt vielleicht noch hätte retten mögen, würde eine ernſtliche amtliche Warnung geweſen ſein; eine ſolche aber in wohlmeinender Weiſe an ihn ergehen zu laſſen, war der Staat ſelbſt ſchon allzu ſehr entſittlicht.

Warnungen von Freunden empfing Bülow wahrſcheinlicherweiſe oft genug. Dieſen wurde aber von ihm durchaus zu wenig Gewicht beigelegt, als daß ſie ihm hätten eine nachhaltige Wirkung hinterlaſſen können. Ein ihm bekannter Baron Rolle ſoll in dieſer letzten Zeit oft zu Bülow geſagt haben: Il ne faut pas écrire contre ceux qui peuvent proscrire!

Als Gegenſatz hierzu hat man damals des öftern Aeußerungen wie dieſe von ihm gehört: „Daß ihr's nur wißt, ich ſchreibe für die Nachwelt, nicht für die Zeitgenoſſen. Ich mag meine Perlen nicht vor die Säue werfen.“ Oder: „Ich habe nichts gelernt als Völker regieren und Heere führen.“ Ja, in der Vorrede eines ſeiner Bücher beklagt er ſich ſogar über ſeine ihm angeborene übergroße Beſcheidenheit.

Zur Ergänzung dieſer einzelnen Eigenthümlichkeiten iſt jedoch

auch Julius' von Voß gelegentliche Aeußerung über Bülow anzuführen, daß Alles, ſelbſt die Formen ſeines Rauſches, ſeine darin entworfenen gigantiſchen Plane, ſeine ausgeſprochenen Injurien, ſeine religiöſe Seherei, ja ſeine Zote ſogar den Stempel der Genialität an ſich getragen habe und dem Beobachter, der Alles an ſeinen Ort zu ſtellen fähig, überaus merkwürdig geworden ſei. „Wahnſinnig iſt Bülow nicht", ruft Voß noch vor Bülow's Ende aus: „Wem der Schein lügt, der denke an Ophelia's Worte: O, welch ein edles Gemüth ward hier zu Grunde gerichtet."

Ebenſo wahr ſagt Karl von Woltmann über Bülow: „Da ſieht man, wie durch das Unglück die ſchönſten Naturen zerrüttet werden, wenn ihre Seele nicht Kraft genug hat, das Schickſal zu beherrſchen und nicht aufhört, Das außer ſich zu ſuchen, was ſie nur in ſich finden kann und ſchon längſt beſitzt."

Von Bülow's perſönlicher Schroffheit zeugen noch einige andere hierher gehörige Charakterzüge.

So las er dereinſt, bald nachdem das Buch erſchienen war, Buchholz' „Neuen Leviathan". Daſſelbe gefiel ihm dermaßen, daß er, gleich nachdem er es zu Ende hatte, zu dem ihm perſönlich unbekannten Verfaſſer eilte. Er trat mit den Worten zur Thür herein: „Ich habe den neuen Leviathan geleſen!" An Huldigungen gewöhnt und voll Gelehrtenſtolz, ließ ſich Buchholz das neue Lob kühl gefallen und begann danach ein ruhiges Geſpräch, das heißt, er docirte blühend, geiſtvoll, langſam, aber ohne auf Erwiderungen zu achten.

Ebenſo wenig hörte jedoch Dietrich's geniale Unruhe irgend auf Das, was der Andere ſagen konnte, indem er die ſublimſten Geiſtesblitze leicht wie Bonmots hinwarf und Niemand eigentlich Rede ſtand. Eine ſolche Bekanntſchaft konnte aber nicht wohl eine fruchtbare werden, und Dietrich entfernte ſich wieder ebenſo ſchnell als er gekommen war. Bei alledem hat er Buchholz ſpäter einen Mann von Genie genannt!

Ein andermal ging Bülow zu einem bedeutenden Militär, um ihm ein Project mitzutheilen und nannte ſich als Verfaſſer des „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems".

Der Offizier kannte das Werk nicht. — Dann habe ich auch nichts mit Ihnen zu reden, ſagte Bülow, indem er das Zimmer verließ.

Zur Bezeichnung der damals vorherrſchenden jenaer Stimmung des preußiſchen Heeres theilt Bülow ſelbſt die Aeußerung einiger preußiſchen Generale über Napoleon mit: „Derſelbe verdiene nicht Corporal in der preußiſchen Armee zu ſein!"

Auf den Gedanken, die höchſte kriegswiſſenſchaftliche Autorität ſeiner Zeit, Hans Georg von Berenhorſt in Deſſau, zu beſuchen, den er als Lehrer hoch verehrte und mit dem er ſeit dem April dieſes Jahres einige Briefe gewechſelt hatte, kam Bülow erſt im Monat October 1805.

Ich habe, als Berenhorſt's Verwandter, 1845—47 ſeinen literariſchen Nachlaß herausgegeben und erinnere mich ſeiner Perſönlichkeit noch ſehr wohl, da ich als Knabe oft in ſeinem Hauſe war. So ſtark und frei die Geſinnung des Greiſes, ging es darin doch ſehr ſtill, ernſt und gemeſſen her.

Man hätte glauben mögen, die beiden Männer würden ſich gegenſeitig abgeſtoßen und Bülow's wilde Genialität dürfte mit dem bedächtigen ſtrengen Alten ſonſt zuverläſſig wenig Geduld gehabt haben. Berenhorſt's Weſen war aber immer noch feſt und ſchwunghaft genug, ſich dem bedeutenden hartbedrängten jüngern Manne nachſichtig anzupaſſen.

Das Verhältniß, welches ſich aus dieſem Beſuche zwiſchen Beiden entſpann und bis zu Dietrich's Verhaftung fortwährte, gibt mancherlei Aufſchluß über die Endperiode ſeines Lebens, und zu näherm Verſtändniſſe Deſſen theile ich hier im Zuſammenhange alle Aeußerungen Berenhorſt's über Bülow mit, die ſein Briefwechſel mit ſeinem Freunde und Schüler, Generallieutenant Valentini, enthält.

Dieſer Briefwechſel liegt im Archive des Kriegsminiſteriums in Berlin, aus dem ihn mir der verſtorbene Kriegsminiſter, General v. Boyen, für mein Buch über Berenhorſt anvertraute.

Berenhorſt's wichtige Briefe an Bülow ſelbſt ſind leider ebenſo wie die Bülow's an Berenhorſt vernichtet worden.

Die Briefſtellen Berenhorſt's an Valentini beginnen noch vor der perſönlichen Bekanntſchaft mit Bülow, welche Berenhorſt's gute Meinung von ihm weſentlich erhöhte.

Am 6. März 1803.

„Bülow's «Blicke auf zukünftige Begebenheiten» haben mir Genugthuung und Unterricht gewährt. Man erhebt ſich gern mit ihm zu ſeinen hohen Geſichtspunkten; ſteigt er aber gar zu heftig, ſo muß man ihn freilich fahren laſſen und in den mittlern Regionen bleiben, aus welchen herab er Manches in Betracht zu ziehen ermangelt, was denn doch nur Kleinigkeit zu ſein ſcheint, inſofern man zu hoch fliegt."

„Ich habe desgleichen aus dieſer Schrift erſehen, welch ein Finanzier und Staatsmann Bülow iſt. Zu bedauern bleibt, daß die Noth ihn zwingt, flüchtig und eilend auf das Papier zu werfen. Sollte es jedoch Anmaßung, Uebermuth oder Ungeduld ſein, was ihn oft nach nur kurzer und unvollſtändiger Ueberlegung vor dem Publicum auftreten macht, dann wäre es tadelnswerth, ſich an dem Genius, der ihm einbläſt, ſo zu verſündigen."

„Geſtern Abend habe ich in der «Allgemeinen Deutſchen Bibliothek die Recenſion des «Geiſtes des neuern Kriegsſyſtems» geleſen. An der Beißigkeit und der Parade mit der Latinität iſt es mir nicht ſchwer geworden, den Verfaſſer dieſer Recenſion zu errathen. Jedoch muß ich ſagen, daß er die mannichfachen Schwächen des Syſtems ſehr gründlich darthut, auch Bülow über manche Vorfälle, worüber er abzuſprechen gewagt hat, eines Beſſern belehrt. Sie, mein Wertheſter, werden es ſonder Zweifel noch erleben, den Herrn von M. (Maſſenbach?) an der Spitze eines Armeecorps zu ſehen, und alsdann gewahr werden, ob dieſer gelehrte Offizier ebenſo viel Talent zum Commandiren als zum Recenſiren hat." — —

Am 20. Februar 1805.

— — — „Unſer Freund Bülow hat mit ſeinem «Napoleon, Kaiſer der Franzoſen» ein dummes, trockenes Ding in die

Welt geſchleudert — — — ein Monſtrum — — — mit deren gleichen er ſich noch um ſein wohlerworbenes Anſehen als militäriſcher Schriftſteller bringen kann." — — —

Am 8. December 1805.

— — — „Am 22. October Vormittags erhielt ich aus dem «Ringe» einen Zettel, auf dem der Name Bülow ſtand. Sogleich ließ ich dieſen Ankömmling zu mir holen. Wie lange werden Sie ſich hier aufhalten? — Bis morgen zu Abgang der Berliner Poſt. — Bleiben Sie doch ein paar Tage bei uns. — Ich kann nicht; übermorgen muß ich wieder in Berlin ſein."

„Der Abgang der Poſt verzögerte ſich indeß ſo lange, daß er noch drn ganzen 23. bei mir blieb."

„Ich fand ihn großentheils ſo, wie Sie mir ihn beſchrieben haben und hätte, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, gerathen: Das iſt Bülow. Er hat einige harmoniſch geſtimmte Saiten meines Gemüths berührt, dabei aber ein herzliches Mitleiden bei mir rege gemacht; denn das Drückende ſeiner Lage konnte er nicht verbergen und fiel oft, ſich unbewußt, in tiefes Nachdenken; dann war er ruckweiſe auch wieder ſehr munter. Seit dieſer Zeit haben wir uns ſchon ein paar mal ziemlich lange Briefe geſchrieben. Er ſchien mir offenherzig. Er ſei ein Verehrer Jeſu, ſagte er mir, nach Swedenborg's Syſtem, in dem er auch genugſam eingeweiht iſt." — — —

Am 9. Januar 1806.

— — — „Mit Bülow ſtehe ich in einem ziemlich lebhaften Briefwechſel. Er curirt mich auf Brown'ſche Methode, nämlich durch Reizmittel, und das iſt nicht unrecht bei meinem Blute, welches nun nachgerade anfängt, nicht mehr Luſt zum Fließen zu haben. Ich bin aber im Ganzen recht ſehr mit Bülow zufrieden, ſchätze ihn und betrübe mich nur, zu ohnmächtig zu ſein, ihn unterſtützen zu können." — — —

Am 23. Januar 1806.

— — — „Statt der Kriegswiſſenſchaften und Politik wird nunmehr Schwedenborg und deſſen Offenbarungen der Gegen-

ſtand, von dem Bülow und ich uns unterhalten. Sie können ſich gar nicht genug vorſtellen, mit welchem Eifer Bülow ſich beſtrebt, mich zu einem Mitgliede dieſer neuen Kirche, wie ſie ſich nennt, zu machen. Ich hätte dies nie in ihm geſucht." — — —

Am 26. März 1806.

— — — „Sie thun des letzten Briefes oder der Epiſtel Sanct Bülow's an ſeinen Lehrjünger Berenhorſt Erwähnung. Der Apoſtel fährt darin fort, ſeinem Timotheus die Lehren des göttlichen Geſandten aus Skandinavien vorzutragen; aber der Gedanke iſt ihm entwiſcht, daß Timotheus kein Latein verſteht. Dieſer hat daher ſeine Zuflucht zu ſeinem trauten Pfarrer Des Marées nehmen müſſen, um ſich die abgeſchriebene Stelle aus Swedenborg verdolmetſchen zu laſſen. Ich lege dieſe Dolmetſchung des ſie begleitenden Raiſonnements wegen bei. Laſſen Sie ſelbige doch auch Bülow ſelbſt leſen, denn ſie dünkt mich deſſen nicht unwürdig, und dann erbitte ich mir das Blatt bei Gelegenheit zurück. Bülow aber bitte ich meiner wahren Ergebenheit und meiner aus dem Herzen hervorgehenden Zuneigung, die ſich auf manchen in ſeinem Charakter gegründeten, und von mir mit ſympathetiſchem Gefühl entdeckten Zug gründet, zu verſichern. Seine Briefe ſind mir ein Genuß, und daß er mich von der Schuldigkeit loszählt, dieſelben pünktlich zu beantworten, iſt ein Beweis mehr von ſeiner liberalen Denkart und angeſtammten Gutmüthigkeit." — — —

Am 17. Auguſt 1806.

— — — „Bülow ſitzt ſeit dem 7. Dieſes in der Hausvogtei, ſeine Papiere ſind verſiegelt und alle Exemplare des für Jedermann und nun auch für ihn ſo unglücklichen Feldzugs vom Jahre 1805 ſind den Buchhändlern weggenommen worden. Man kann ihn aber kaum bedauern, denn die Schrift iſt wirklich raſend. In dieſem Betracht verdient er einen Platz im Irrenhauſe. Da Sie dieſelbe bereits geleſen haben, ſo brauche ich Ihnen davon nichts weiter zu ſagen, um ſo viel mehr, da ich, indem ich dieſes ſchreibe,

noch bei Seite 195 des erſten Theils ſtehe. Fleiſcher aus Leipzig ſchickte mir beide Theile ſogleich bei der Ausgabe als ein Geſchenk des Verfaſſers zu. Ich war gerade noch mit der Ausarbeitung der zweiten Ueberſendung meiner Beiträge der erſten ſchleſiſchen Kriege für die Annalen beſchäftigt, hatte auch noch Journale und dergleichen zu leſen, legte alſo meinen, was ich jedoch nicht in dem Grade vermuthete, raſenden Bülow bei Seite, um ihn mit Muße zu verhören. Etwa acht Tage nachher überſchickte mir Jemand einen Brief aus Berlin, worin geſagt war: «Des Herrn von Bülow Feldzug von 1805 macht viel Aufſehen. Unter Anderm hat derſelbe Ihren Herrn von Berenhorſt aus vertraulichen Briefen compromittirt.» Ich erſchrak, fing an zu blättern und fand denn gleich in der Vorrede die ſchöne Stelle von den Puerilitäten. Ich konnte mich derſelben kaum noch erinnern; es fiel mir aber doch auch ſogleich der Gedanke wieder bei, den ich beim Niederſchreiben gehabt hatte. Es war der: Du haſt nicht nöthig, Bülow bei dieſen Worten einen Commentar zu machen und ihm zu ſagen, daß du nicht gerade alle und jede Beſchäftigung des Offiziers in Friedenszeiten für Puerilität hältſt, ſondern nur diejenigen unnützen, zweckloſen, ſogar zweckwidrigen Dinge, Künſteleien und Auswüchſe der Manövrir-Manie, die du in allen deinen Schriften dafür erklärt haſt. Und nun läßt Bülow das ſo geradehin drucken und ſchickt meine vertraute Aufwallung des Gemüths in die weite Welt! Nicht zufrieden hiermit wiederholt er ſie nochmals, Seite 56 des erſten Theils, und zwar in ſeinem ganzen Zuſammenhange und mit meinen eigenen Worten, wo ſie lange nicht ſo beleidigend klingt als in der Vorrede. Auf meine Klage über dieſe Procedur hat er kahle Entſchuldigungen vorgebracht, ſogar etwas ſpitzig erwidert. Was mich am meiſten beruhigt, iſt, daß er mir zugleich ſchreibt, er habe Ihnen alle meine Briefe gegeben, und ich ertheile Ihnen zugleich gegenwärtig alle Macht, mit denſelben zu verfügen, wie Ihnen gut dünkt. Eben da ich bis zur letzten vorigen Zeile geſchrieben habe, ſchickt mir abermals der ſchon erwähnte Jemand einen Brief aus Berlin vom 12. Dieſes: «Das Bülow'ſche Buch

iſt nunmehr ſtreng verboten. Bei dem Buchhändler Behr ſind noch 22 Exemplare confiscirt worden. Bülow ſelbſt hat man bei einem Mädchen in der Kronſtraße arretirt. Bei dieſer hat man auch eine ihn ſehr gravirende Correſpondenz mit einem Herrn von Nordenſchild in Stockholm gefunden. In der wegen ſeiner Verhaftung erlaſſenen Cabinetsordre, die auf Veranlaſſung der ruſſiſchen Geſandtſchaft erfolgt ſein ſoll, iſt verfügt worden, ſeinen Verſtandeszuſtand durch Aerzte zu exploriren, um ihn, falls er verrückt befunden wird, zur Charité abliefern zu können. Einige glauben, er werde über die Grenze geſchafft werden.» — — —

Um dieſe Mittheilungen zu vervollſtändigen, laſſe ich hier auch gleich eine andere ſchriftliche Aeußerung Berenhorſt's über Bülow folgen, welche die Reihe ſchließt und einem Briefe an den nachmaligen Generallieutenant Rühle von Lilienſtern (ſiehe „Berenhorſt's Nachlaß" u. ſ. w.) entnommen iſt.

Am 18. Februar 1808.

„Mit Bülow, von dem ich noch weiter nichts als ſeinen «Geiſt des neuern Kriegsſyſtems» geleſen hatte, bin ich nur erſt ſeit dem Monat April des Jahres Fünf in Briefwechſel gerathen, welcher dann auch ziemlich lebhaft, bis zu ſeiner Verhaftung zu Berlin im Monat Auguſt des folgenden Jahres, fortgedauert hat. Noch im Jahre Fünf beſuchte er mich im Monat October auf ein paar Tage; weiter habe ich ihn nicht perſönlich gekannt. Seine Unterhaltung zog mich ſehr an; aber das Vergnügen darüber verwandelte ſich bei mir großentheils in Mitleiden wegen des Precären in ſeiner Lage, bei Mangel und ohne Ausſichten, deren kummervolle Empfindung man ihm ſehr anmerkte, ungeachtet der Mühe, welche er ſich gab, ſolche zu verbergen."

„In ſeinem hierauf folgenden «Feldzug vom Jahr 1805» hatte er mich unbedachtſamerweiſe ſogar einmal mit Nennung meines Namens compromittirt. Zum Glück hatte ſich mein Freund Valentini, kurz vor Bülow's Verhaftung, meine Briefe an ihn geben laſſen, die ohne dieſen günſtigen Zufall in die Hände ſeiner Unterſuchungscommiſſion würden gefallen ſein. Von der letzten

Scene des Dramas, welches dieſer beklagenswerthe Menſch von durchdringendem Verſtande, unendlichem Witz und ſeltenen Einſichten auf dieſer Erde geſpielt, gibt mir Jemand aus Kolberg folgende Nachricht:"

«Bülow kam zu der Zeit in Kolberg an, als General Loucadou gerade gouvernirte. Auf der Durchreiſe durch Stettin in Lombard's Namen mit Steinen geworfen, ging es ihm in Kolberg nicht viel beſſer. Der vornehme ebenſo wol wie der gemeine Pöbel, ohne zu wiſſen, was der vermeintliche Landesverräther eigentlich verbrochen, wetteiferte, ihn zu beſchimpfen. Vernachläſſigt und dem Mangel preisgegeben, fand er nur Freunde in der Perſon eines Doctors und eines Apothekers, vernünftigen Menſchen, die ſeinen Werth auch unter der durch Mismuth und Druck häßlich gewordenen Hülle zu erkennen wußten. Durch dieſe uneigennützigen Wohlthäter und nachmals durch den Commandanten Gneiſenau iſt ſeine Lage ſehr verbeſſert worden, bis er ſich einmal in einem Weinhauſe mit einem penſionirten Oberſtlieutenant prügelte und Gneiſenau ihn wieder einſperren ließ, in ein Zimmer über dem Thore auf dem Walle. Witz und Laune haben ihn nie verlaſſen. Schade, daß dieſer Genius ſich ſo oft im Rinnſtein gewälzt hat. In der Wirklichkeit hat er es in den Straßen von Kolberg und moraliſch in nachgelaſſenen Handſchriften gethan. Geiſt iſt in Allem, aber umgeben von mancherlei Schmuz, vorzüglich von Ausbrüchen des gröbſten Egoismus. Auch ſind alle unvollendet. Es ſcheint, ſein Verſtand ſei nicht geregelt genug geweſen, um lange bei einer und derſelben Sache zu bleiben. Von den nachgelaſſenen Manuſcripten heißt das eine: «Hiſtoriſche Blicke auf die Könige von Preußen aus dem Hauſe Hohenzollern.» Es iſt mit bitterer Satire verfaßt, vorgreifend in der Zeit, da es die Scenen von Auerſtädt darſtellt, bei Friedrich II. aber abreißt. Friedrich I. iſt dem Verfaſſer der einzige lobenswerthe Regent der ganzen Dynaſtie. Das andere Manuſcript heißt «Darſtellung der neuen Kirche» und enthält eine ausführliche und anſtändige Erläuterung des Syſtems

Swedenborg's, obzwar mit einigen politiſchen Abſchweifungen. Einige, denen er dieſe Schrift mitgetheilt hatte, machten ihn beſorgt, Niemand werde ſie kaufen. Da ſchrieb er geſchwind eine Schmähſchrift auf Julius von Voß, Verfaſſer des «Heinrich von Bülow» u. ſ. w. und den mit Recht berühmten Vertheidiger einer weitläufigen Feſtung (Kalkreuth in Danzig?) als Vorrede zu dem «Syſteme Swedenborg's», um dieſem Abgang zu verſchaffen. Ein drittes Manuſcript hat Derjenige, welchem er es bei ſeiner Einſchiffung nach Riga aufdrang, verbrannt. Er übergab es ihm mit den Worten: «Dieſes Schreiben an Napoleon über Politik und Staatsverwaltung iſt das Beſte, was ich in meinem Leben geſchrieben habe.» Seine Eigenliebe ging freilich weit; doch wußte er immer recht gut den mehren oder mindern Werth ſeiner Schriften gegen einander zu beurtheilen.»

«Auf dem ruſſiſchen Schiffe iſt es Bülow ſchlecht gegangen. Da ſeine geringe Equipage aus Verſehen zu Kolberg zurückgeblieben war, ſo hat er die ganze Seereiſe in leichtem Frack und Sommerkleidung machen müſſen, ein Umſtand, der wahrſcheinlich zu ſeinem frühen Tod beigetragen. Er hätte ſich ungemein gut dazu geſchickt, der Quintus Icilius eines zweiten Friedrich II. zu werden, eines Regenten, der, ohne helle Köpfe zu ſcheuen und zu fürchten, dieſen hellen Köpfen die Freiheit ließ, ihre Zungen wenigſtens bis zu einem gewiſſen Punkte zu gebrauchen. Mit etwa 1200 Thaler Jahrgehalt und Tafel bei Hofe, welchen Platz in der Geſellſchaft würde dieſer Dietrich (denn ſo hieß er, nicht Heinrich) von Bülow mit dem Witz, der Laune und den Kenntniſſen, die ihm zu Gebote ſtanden, ausgefüllt haben! Beinahe den größten Theil ſeiner Immoralitäten muß man ſeinem widrigen Schickſale zuſchreiben; Dürftigkeit bei Mangel an Hoffnungen und Ausſichten iſt eine ſo gefährliche Lage, daß Niemand, der nicht ſelbſt in einer ähnlichen geſteckt hat, weiß, wie tief ſie leider auch das edelſte Gemüth in den Koth zu treten vermögend iſt.»"

Ueber Das, was Berenhorſt am 17. Auguſt 1806 Valentini über einen bei Bülow's Verhaftung vorgefundenen, denſelben angeblich gravirenden Briefwechſel mit einem Herrn von Nordenſchild in Stockholm ſchreibt, iſt, meines Wiſſens, öffentlich ſonſt nichts verlautet. Es war dieſer Nordenſkiold wahrſcheinlich der Nämliche, deſſen Ideen Bülow in ſein „Phyſiſches Staatswohl" verwebt haben will.

Der „Jemand", deſſen berliner Nachrichten über Bülow Berenhorſt wiederholt Valentini und hernach auch Rühle mittheilt, konnte kaum ein Anderer als der Fürſt von Deſſau ſein, ſodaß dieſen Mittheilungen gewiſſermaßen ein diplomatiſches Gewicht beizulegen iſt.

Der an Rühle erwähnte Bülow'ſche Aufſatz „Ueber die Könige von Preußen aus dem Hauſe Hohenzollern" liegt mir in Abſchrift vor. Er eignet ſich durchaus nicht zur öffentlichen Mittheilung.

Im Sommer 1806 erſchien nunmehr der verhängnißvolle „Feldzug von 1805, militäriſch-politiſch betrachtet", deſſen Manuſcript der Verfaſſer zuerſt an den Buchhändler Unger in Berlin verkauft haben ſoll, und das er, nachdem ihm das Imprimatur in Berlin verſagt worden war, nach Leipzig ſchickte, um es allda bei Berenhorſt's Freund und Verleger, Gerhard Fleiſcher, auf ſeine eigenen Koſten drucken zu laſſen. Bülow war ſogar unvorſichtig genug, ſich auf dem Titel als Verfaſſer namhaft zu machen.

Das Werk wurde ſofort mit deſto größerm Eifer geleſen, als man ſchon damals einem baldigen Bruche zwiſchen Frankreich und Preußen entgegenſah. Es war aber bereits volle vierzehn Tage in den berliner Buchläden zu kaufen geweſen, als es zuerſt auf Verlangen des ruſſiſchen und nach Andern dann auch des öſterreichiſchen Geſandten weggenommen wurde. Ein abermaliger Beweis von der Unfähigkeit der damaligen Regierung, die nicht

das Mindeſte aus eigenem Antriebe, ſondern Alles nur von außen angetrieben that!

Bülow hatte den Ausgang des Feldzugs vorhergeſehen und war nach der Schlacht bei Auſterlitz von der Luſt angewandelt worden, ſeine Geſchichte zu ſchreiben. Er konnte dies nur leider nicht anders als in ſeiner rückſichtsloſen Art und Weiſe mit den ſchärfſten Seitenhieben nach rechts und links thun. Die öſterreichiſche Kriegführung hatte ja auch ſchon Berenhorſt ſo ſtark gegeißelt, daß es ihm Bülow darin kaum noch zuvorthun konnte. Ich habe Berenhorſt's trefflichen Aufſatz aus Archenholz' „Minerva" mit in ſeinen Nachlaß aufgenommen. Daß man nun darum Berenhorſt nichts anhatte, ſondern allein Bülow zur Verantwortung zog, beweiſt zur Genüge, daß es dabei keineswegs um die Sache, ſondern nur um die Perſon zu thun war. Das mächtige Preußen wäre ſonſt gewiß im Stande geweſen, ſeinem Unterthan denſelben Schutz wie der kleine Fürſt von Deſſau dem ſeinigen zu leihen.

Es iſt keine Frage, daß man nur auf die Gelegenheit gewartet hatte, ſich eines geheimen Grolls gegen Bülow zu entledigen und dieſe Gelegenheit war der Verblendete tollkühn genug, faſt mit den Haaren herbeizuziehen.

Wie vielſeitigen Anſtoß der „Feldzug von 1805" auch allenthalben gab, erkennt man ſchon aus dem Verhalten der durchaus engliſchgeſinnten berliner Börſe dem napoleoniſchgeſinnten Verfaſſer gegenüber, die ihn wegen ſeiner Lieblingsidee, einer franzöſiſchen Invaſion in England, öffentlich ſchmähte und ihm von Judenjungen den Spottnamen Landungscapitän nachrufen ließ.

Der ruſſiſche Geſandte verlangte nachträglich auch Bülow's Verhaftnahme, und die preußiſche Regierung ſtand nicht an, ſie, wenngleich abermals mit ſolcher Schwäche zu bewilligen, daß die halbe Stadt von Dem, was vorgehen ſollte, bereits lange vorher unterrichtet war. Man hätte es von anderer Seite freilich wieder gern geſehen, der arme Bülow möge es ebenſo gut wie Andere merken und die rechte Zeit zur Flucht in Obacht nehmen,

um der Regierung das beſchämende Selbſtgefühl einer ſolchen That zu erſparen.

Allein ſeine Verblendung ſollte einmal ganz unheilbar ſein, und er beantwortete die dringendſten Warnungen ſeiner Freunde immer nur mit der ſinnloſen Redensart: daß ein wackerer Capitän ſein Schiff im Sturme nicht verlaſſen dürfe. Unter ſolchen Umſtänden konnte er ſeinem Verhängniſſe nicht entgehen.

In der Nacht des 7. Auguſt 1806 erhielten zwei Polizeicommiſſarien den Befehl, Bülow nach der Hausvogtei abzuführen. Man ſuchte ihn umſonſt in ſeiner Wohnung und fand ihn endlich in den Armen eines Mädchens, das ihn liebte und deſſen rührender Schmerz ſelbſt ſeinen anfänglichen Gleichmuth erſchütterte. Erſt auf dem Wege nach dem Gefängniſſe fand Bülow ſeine Faſſung, und, nachdem er in die finſtern Höfe der Hausvogtei getreten war, im Laufe der unbequemen erſten Nacht ſeine Heftigkeit wieder.

Das von ihm bewohnte Zimmer war klein und unbehaglich, die Aufſicht in den erſten Tagen ſtreng. Er durfte in der Zeit weder Beſuche annehmen, noch ſchreiben. Nachdem er die erſten Verhöre beſtanden hatte, wies man ihm jedoch das beſte vorhandene Zimmer auf dem hintern Hofe links im Erdgeſchoſſe an, das früher einmal ein Franzoſe, der es Schulden halber volle neun Jahre bewohnt, hatte ausmalen laſſen.

Desgleichen wurden ihm nun Bücher ſowie in Gegenwart des Inſpectors nothwendige Beſuche zugelaſſen, und ſpäterhin erhielt er ſogar die Erlaubniß, ſich täglich zwei Stunden lang im Hofe zu ergehen.

Es bezeichnet die Anſicht, welche von einem ſo hervorragenden Geiſte hier und da vorherrſchen mochte, daß man ihm nach einigen Tagen die Demüthigung bereitete, ſeinen geiſtigen Zuſtand ärztlich unterſuchen zu laſſen. Natürlicherweiſe konnte keine Rede davon ſein, daß ein Erforſchen von Wahnſinn in Bülow zu irgend einem Ergebniß geführt hätte, und einer der Aerzte ſoll darüber berichtet haben: „Die Lebensgeiſter des Herrn von Bü-

low befänden ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß ihm eine längere Gefangenſchaft allerdings gefährlich werden dürfte. Er gäbe alſo zu bedenken, ob derſelbe unter der Verwarnung, künftig behutſam zu ſein, nicht ſobald als möglich wieder in Freiheit zu ſetzen ſei?"

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auf dieſe Auffaſſung der Bülow'ſchen Ungezogenheit, aus der die Regierenden, eben ſo krank wie er ſelbſt, mit aller Gewalt einen Criminalproceß machen wollten, beſonderes Gewicht, als auf das einzige Wahrzeichen von geſundem wohlwollenden Menſchenverſtande lege, das die Handhabung der Sache in einer ſittlich ſo verderbten Zeit erkennen läßt.

Es iſt die Sprache des ehrlichen Mannes, der freilich keine Ahnung Deſſen hat, wie ſo ganz anders Andere zu Zeiten Recht ſprechen können! Es liegt anderſeits allerdings auch die Vermuthung nahe, daß die Anordnung der ärztlichen Unterſuchung eine gewiſſe officielle Milde verrieth, welche Bülow zu ſeiner Errettung den Ausweg eröffnen wollte, ſich verrückt zu ſtellen. Man hatte dabei nur nicht in Anſchlag gebracht, daß der ſo vielfach Gemishandelte am Ende allzutödtlich gereizt worden ſei, um ſeinem Geſchick noch anders als mit Trotz und Unempfindlichkeit begegnen zu können!

Bülow ſoll zu den Aerzten geſagt haben: Er ſei gegenwärtig allerdings nicht verrückt, als ihm aber ſeine Freunde die Flucht angerathen haben und er ihnen nicht gefolgt, möge er es wol in der That ein wenig geweſen ſein.

Eine ſpätere Aeußerung von ihm zu einem Bekannten ergänzt dieſe Worte in Bezug auf die Zeitumſtände. „Wohin hätte ich gehen ſollen?" fragte er, „Etwa nach Frankfurt am Main? Ich will doch lieber, daß hier zwanzig Stellen meines Buches misfallen, als dort eine!"

Dem obigen Rathe des Arztes nicht entſprechend, befahl die Regierung vielmehr, in Folge des ärztlichen Gutachtens, den Bülow'ſchen Proceß deſto ernſtlicher einzuleiten. Er war einem Kammergerichtsrathe E.... zuertheilt, der des Verfaſſers Verant-

wortung gegen alle Anklagen des confiscirten Buchs zu Protokoll zu bringen hatte.

Die Verhöre währten bis Mitte September 1806, und da Bülow alle Weitläufigkeiten dadurch selbst abkürzte, daß er sich ohne Weiteres zu seiner Autorschaft bekannte, konnten die Acten bald geschlossen werden.

So weit begleitet uns Bülow's Lebensgeschichte, von Julius von Voß, welche den Titel führt: „Heinrich von Bülow. Nach seinem Talentreichthume sowol als seiner sonderbaren Hypergenialität und seinen Lebensabenteuern geschildert. Nebst authentischer Nachricht über die Verhaftung dieses merkwürdigen Mannes und den Gang seines Criminalprocesses." (Köln, Peter Hammer.)

Wunderlicherweise spricht darin Voß aus, daß ihn eigentlich die ärztliche Untersuchung der geistigen Gesundheit Bülow's zu seiner Schrift über ihn und die unbekanntern verworrenen Umstände seines Lebens bewogen habe. Jedenfalls sind wir ihm Dank für diese unsere Hauptquelle von Nachrichten über Bülow's Leben schuldig. Auch Karl von Woltmann sagt in seinem Lebensabrisse Bülow's in der Galerie preußischer Charaktere (Germanien, 1808) manches Neue über ihn und bezeigt sich darin als einen warmen Verehrer seines hohen Werthes.

Julius von Voß schließt mit der Voraussetzung, daß Bülow wol auf Königs Gnade Festungsarrest und hernachmals seine Freiheit wieder erhalten werde!

Nach Woltmann soll Bülow noch in dem Hofe der Hausvogtei seinen Mitgefangenen ausführlich auseinandergesetzt haben: „wie und warum die Preußen in ihrer Stellung zwischen Saale und Elbe unfehlbar geschlagen werden müßten!"

Vernimmt man diese Thatsache und prägt sich das wundersame Bild recht tief in die Seele ein, wie eben der Mann, der noch jeden Augenblick der Retter des Vaterlandes hätte werden können, als crimineller Staatsverbrecher im Hofe der Hausvogtei der Hauptstadt steht, umgeben von seinen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf ihn lauschenden Mitgefangenen, und ihnen die verhängnißvollen

überzeugenden Wahrheiten vorträgt, welche man am Throne zu hören verschmähte, so ist man wol gerechtfertigt, wenn man sich davon auf das tiefste erschüttert fühlt! — — —

In Bezug auf Bülow's Proceß erwäge man nun, eine solche Persönlichkeit, vor einem damaligen Richter genöthigt, alle Ausgelassenheiten seiner wildgenialen Feder zu rechtfertigen, wie er einzig und allein durch seine Unfähigkeit, vorsichtig und vernünftig zu sprechen, seine Sache von einem Augenblicke zum andern verschlimmert und doch so gar keines andern Verbrechens als dessen angeklagt ist, vulgo gesprochen, in genialer Art politisch geschimpft zu haben: wo bleibt danach die Gerechtigkeit des civilisirten Staates?

Wenige Wochen, nachdem ihn Bülow vorausgesagt hatte, erfolgte der schmähliche Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstädt, der seinem Schicksale unvermuthet dadurch eine andere Wendung gab, daß man ihn, als sich die Franzosen Berlin näherten, rasch nach Kolberg zu schaffen beschloß.

Noch im Augenblicke der Abreise soll Bülow mit sardonischem Lächeln gesagt haben: „So geht es, wenn man die Generale ins Gefängniß sperrt und Dummköpfe an die Spitze der Armeen stellt!"

Als Bülow durch Stettin reiste, bewarf ihn der Pöbel mit Koth, weil er ihn für den bei der Königin in Ungnade gefallenen Cabinetsrath Lombard hielt, mit welchem er in der Gestalt einige Aehnlichkeit hatte. Ueber Bülow's Aufenthalt in Kolberg berichtet Berenhorst's Brief an General Rühle; ungefähr das Nämliche sagt von ihm auch der tüchtige Nettelbeck in seinen Denkwürdigkeiten.

Aus Kolberg schrieb Bülow triumphirend an seine berliner Freunde: „Bin ich nun nicht ein Prophet? Und dafür hat man mich wie einen Ezechiel behandelt!"

Ein merkwürdiger Brief Dietrich's an seinen Bruder Bülow-
newitz hat sich noch aus dieser Zeit unter den Familienpa-
es Letztern erhalten und wir theilen ihn hiernächst in
schrift mit.

Kolberg, 15. Sept. 1807.

„Außerordentliche Lagen erfodern außerordentliche Mittel und große Gefahren große Maßregeln. Da jetzt der General Rüchel als Kriegsminiſter an der Spitze der Angelegenheiten ſteht, der ein Mann von Energie iſt, ſo glaube ich, werde ich durch meinen Vorſchlag Aufmerkſamkeit erregen, der nur einem Manne von Energie gefallen kann, und ihn vielleicht wie ein Blitzſtrahl über die Größe des Entwurfs in Entzücken ſetzt. Aber wenn nur ich ihn erfinden konnte, ſo kann nur ich ihn vollſtändig ausführen, denn er iſt folgender:"

„Es iſt von nichts Geringerm die Rede als davon, die Geſtalt Europens durch einen Marſch zu verändern; vielleicht, wenn die Sache in ihrer Ausdehnung glückt, in der neuern Geſchichte die wichtigſte Epoche zu begründen."

„Ein Marſch nach Berlin! — Berlin iſt der Punkt, wo die Operationslinie des Feindes mit dem wichtigſten Erfolge zu durchſchneiden iſt. Wer thut Das? — Ich! — Womit? — Mit zweitauſend Mann, die ich organiſire. — Der Name? — Das blaue Regiment. — Kleidung? — Alles blau, wie bei Matroſen, weit und kurz. — Patent als Stabsoffizier, Obermajor oder ſonſt Etwas, gilt mir gleich. Ich nehme keinen Stabsoffizier mit. Der Offizier gekleidet wie der Soldat. Die Feldbinde unter dem Spenſer. Zweitauſend Mann muß ich haben, um dort im Lande Credit zu erhalten; nicht Geldcredit, ſondern kriegeriſchen."

„Dieſe Operation iſt eines Sertorius würdig, ſie begeiſtert mich, beſchränkt ſich nicht allein auf das Anklopfen hinten, um vorn Luft zu machen; nicht Kriegskaſſen im Rücken des Feindes wegzunehmen, ſo wie Bülow Merburg in 1760 (?), nicht, Magazine zu zerſtören."

„Hier müſſen außerordentliche Mittel verſucht werden. Alles in den Waffen. Senſencolonnen der Bauern, Förſter, Jäger u. ſ. w. Magdeburg laſſe ich einſchließen, vielleicht escaladiren. Alles bis zum Rhein in den Waffen."

Meine Retraite, im Fall ich gedrängt werde, nach Heſſen und Weſtfalen.

Swedenborg's aus und weiſſagt darin, daß das von Swedenborg angezündete hohe Licht im Jahre 1817 oder 1818 alle andern kirchlichen Formen umſtoßen und die neue beſſere Lehre feſt begründen werde.

Noch rechnete Bülow im Stillen darauf, durch die Franzoſen bald aus ſeiner Gefangenſchaft befreit zu werden. Allein in dem Augenblicke, als ſie Kolberg zu belagern begannen, ſchaffte man ihn nach Königsberg weiter. Daß ſeine gehegte Erwartung nicht unbegründet geweſen war, bewies Napoleon's erſte Ankunft in Berlin.

Napoleon war nämlich nach der Schlacht von Jena kaum in Potsdam angelangt, ſo ſandte er ſchon den Miniſter Bignon nach Spandau, das den Franzoſen ſoeben übergeben worden war, mit der Anfrage, ob nicht allda politiſche Gefangene und insbeſondere Bülow in Verwahrſam gehalten werden, deſſen unglückliches Geſchick in Folge des „Feldzugs von 1805" ihm bekannt geworden. Die Sorgfalt der Regierung hatte jedoch den unglücklichen Bülow bereits vor der Gefahr errettet, dem Feinde des Vaterlands in die Hände zu fallen.

Dieſe Nachricht befindet ſich in dem Werke Herrn von Baſſewitz' über die Schickſale der Kurmark Brandenburg in den Jahren 1806—8, und zwar nach einem darin aufgenommenen Tagebuche des königlichen Kammerdieners Tamanti.

Ueber Bülow's weiteres Schickſal, ſagt Woltmann, geht das Gerücht, er habe in Königsberg Mittel gefunden, ſich in Freiheit zu ſetzen und nach Kurland zu entkommen. Daſelbſt ſei er aber den Koſacken in die Hände gefallen, die ihn unter grauſamen Mishandlungen nach Riga geſchleppt haben, wo er bald darauf (im Juli 1807 am Nervenfieber) im Gefängniſſe geſtorben ſei.

Daß dem aber nicht genau ſo iſt, dafür ſpricht das Zeugniß von Bülow's eigenem Bruder, Bülow-Dennewitz, der nach dem Kriege die hohe Stellung eines Gouverneurs von Oſt- und Weſtpreußen, in welcher er über Dietrich's Ende genugſam unterrichtet ſein konnte, bekleidete.

Bülow-Dennewitz erzählte bis zu seinem Tod im Jahre 1816 wiederholt im Kreise der Seinen: „Die letzten Nachrichten über Dietrich seien ihm aus Riga zugekommen, wo er spurlos verschwunden. Die damalige preußische Regierung habe ihn der russischen auf ihr Verlangen ausgeliefert und er sei an den grausamen Mishandlungen der Kosacken, die ihn nach Riga geschleppt, wol schon unterwegs gestorben."

Noch bis auf den heutigen Tag ist aber nicht das Mindeste geschehen, was die unverdiente amtliche Mishandlung und Nichtbeachtung eines so großen Vaterlandsfreundes und Charakters gesühnt und seinem Namen die wohlverdiente Ehre gerettet hätte.

Wir schließen seine Lebensbeschreibung mit den Worten, welche Wolfgang Menzel in seinem Werke „Die deutsche Literatur" über Dietrich Bülow sagt:

„Ihm (Berenhorst) folgte wenige Jahre darauf der geniale Heinrich von Bülow, der mit seinem Adlerauge das Feld so gut überschaute wie Napoleon, aber nur reden, nichts thun konnte und für seine Reden nur den Märtyrertod fand. Noch ist dem großen Bülow, dem Kepler der Kriegswissenschaft, der ihre ewigen Gesetze zuerst klar aussprach, noch ist dem patriotischen Bülow, der in der Zeit der ärgsten Schmach und Noth das einzig wirksamste Heilmittel und alle die Lehren gab, die man endlich erst lange nach seinem Tode befolgte; noch ist dem von der Dummheit ruchlos geschändeten und gemordeten Bülow kein Ehrendenkmal auf deutschem Grund und Boden gesetzt. Aber er wird es finden, die Folgezeit wird dankbarer sein und die Wenigen ehren, die in der Zeit der Schande Ehre verdienten."

„Bülow zeigte, wie Napoleon steigen und wie man ihm die Kunst ablernen, wie man ihn durch dieselbe Kunst besiegen müsse. Er zeigte dies zugleich praktisch und erfahrungsmäßig durch seine Kritik der wirklichen Feldzüge und zugleich theoretisch durch sein mathematisch klares und unwiderlegliches System der Strategie und Taktik. Hierin bewies er, daß einem Volke, wenn es nur wollte, die Mittel zur Vertheidigung nie fehlen könnten. Er stellte ein untrügliches Vertheidigungssystem auf, genau dasselbe, durch

welches 1813 Napoleon wirklich bezwungen wurde, die Lehre von der centrifugalen Defenſion und Flankenſtellung. Aber man hörte ihn vor der Schlacht von Jena nicht an. Man lachte über den armen Lieutenant, der grauen Feldherren Lehren geben wollte. Man ſperrte ihn, da die Gefahr näher kam und ſeine Rathſchläge dringender wurden, als Raiſonneur ein. Die verwirrten Schriften des Herrn von Maſſenbach über den «Feldzug von 1806» ſind das beſte Zeugniß für Bülow. Da dieſer die Nachricht von der großen Niederlage bei Jena erhielt, die er vorausgeſagt hatte, rief er aus: «So geht es, wenn man die Feldherren in den Kerker wirft und Dummköpfe an die Spitzen der Armeen ſtellt!» Solche Aeußerungen erbitterten die Dummköpfe nur noch mehr und der arme Bülow mußte es ſchwer büßen. Alles, die wichtigſten Papiere, die koſtbarſten Armeebedürfniſſe und Heiligthümer, wie den Degen Friedrich's des Großen, ließ man in Berlin zurück, nur den unglücklichen Bülow vergaß man nicht, ſondern ſchleppte ihn gefangen auf der großen Flucht noch weiter mit fort nach Rußland und ſagte dem Pöbel, daß er ein Franzoſenfreund ſei, und ſo wurde Bülow mit Koth geworfen, ſpäter von Koſacken geplündert und ausgezogen und ſtarb im höchſten Elend. Ich kenne kaum ein ſchändenderes Brandmal der deutſchen Geſchichte. Der Undank gegen große Männer kann wol nicht weiter getrieben werden."

„Doch wenn nicht dem Namen, ſo iſt der That nach Bülow bald gerechtfertigt worden. Der edle Scharnhorſt adoptirte ſeine Ideen. Das Junker-, Werb- und Stockſyſtem hörte auf und eine Nationalbewaffnung wurde vorbereitet, um nach den ſtrategiſchen und taktiſchen Grundſätzen des großen Bülow die Schmach von Jena ſiebenfach zu rächen."

2.

Aus Dietrich Bülow's vermiſchten Schriften.

Von

Eduard Bülow.

I.

Der Freiſtaat von Nordamerika.

1797.

Die ungereimte Exiſtenz eines Weſens ohne Geſtalt eine Ewigkeit hindurch, und auf der andern Seite die Unfähigkeit ſinnlicher Menſchen, ein Daſein in einem andern als dem materiellen Leibe, den wir in dieſer Welt haben, zu begreifen, hat unter den Chriſten die ungeheure Lehre, über welche wir nie genug erröthen können, und von der in der Heiligen Schrift kein Wort ſteht, einer Auferſtehung und Wiedervereinigung dieſes zerſtäubten Körpers mit der Seele, die bis dahin war, man weiß nicht wo? und fortdauerte, man weiß nicht wie? an einem jüngſten Tage, den wir erwarten, und wahrſcheinlich ebenſo vergeblich, wie die Juden ihren Meſſias, veranlaßt.

Eine Hypotheſe, vermöge welcher man ſich die Seele als einen den Körper erfüllenden, in vollkommener menſchlicher Geſtalt daſeienden Geiſt denkt, welcher innere Menſch in dem äußern oder dem Körper wie die Urſache in der Wirkung wohnt, dürfte ſich vielleicht mit einer höhern Ausſicht auf Erfolg als jener othodoxe Glaube ſchmeicheln.

Die Wiedergeburt, dieſer Kampf zwiſchen Wahrheit und Irrthum, zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen Vernunft und

Sinnlichkeit, zwiſchen dem innern und äußern Menſchen, iſt die Verſuchung des Chriſtenthums. Erliegt man, ſo wird man ein Sklave des Laſters oder der Begierden; iſt man ſiegreich, ſo erlangt man die Herrſchaft über das angeerbte Böſe, auch über das aus dieſer angeerbten Tendenz der Seele hinzugekommene active Böſe, ſo wird man Herr ſeiner ſelbſt, und erlangt hierdurch erſt die moraliſche Freiheit. Freilich geſchieht dieſer innere Streit gegen das Böſe nicht mit eigenen Waffen. Das Gute, welches durch die Wahrheit den Irrthum und das Böſe bekämpft, fließt aus der Quelle alles Wahren und Guten, aus der moraliſchen Sonne, oder der Gottheit, gleich dem Lichte und der Wärme der Weltſonne in aufnehmende Geſtalten; und der Menſch iſt eine ſolche empfangende Form.

Beim Ausbruche des amerikaniſchen Unabhängigkeitskriegs im Jahre 1776 war es ziemlich leicht, eine nicht unbeträchtliche Anzahl bewaffneter Menſchen zuſammenzubringen. Sie glaubten, man würde die Engländer leicht aus dem Lande, das heißt von Boſton vertreiben können, und damit würde dann die ganze Sache geendigt ſein. Dieſe Engländer aber, welche Taxen foderten, müſſe man vertreiben, war die herrſchende Meinung. Auch betrug ſich die neuengländiſche Miliz vor Boſton mit vieler Tapferkeit. Allein dieſe vorübergehende Energie war geſchwind verraucht, denn als die ſchlimme Jahreszeit nahte, wollte Niemand mehr dienen und General Waſhington befand ſich in der beiſpielloſen Verlegenheit, zwei Schritte vom Feinde eine neue Armee anzuwerben. Mit unſäglicher Mühe konnte er es kaum dahin bringen, daß ſich die ſeinige nicht ganz und gar verlief.

Die Engländer waren ſo gefällig, dies Alles vor ihren Augen geſchehen zu laſſen, ohne anzugreifen, obgleich ſie die militäriſchen Kräfte der Amerikaner durch einen Anfall gänzlich hätten vernichten können. Sie waren ſogar ſo gefällig, Boſton zu verlaſſen, welches die militäriſchen Einſichten dieſer Nation in gar kein vortheilhaftes Licht ſtellt. An Pulver, an Waffen und allen

Nothwendigkeiten des Kriegs fehlte es den Amerikanern ganz. Im Anfange des Kriegs wäre dies noch einigermaßen zu verzeihen; allein es fehlte an all den Gegenständen und an Magazinen auch noch im folgenden Jahre, welches der Regierung und dem Volke, das die Freiheit ohne einige Aufopferungen erringen wollte, allerdings zur geringen Ehre gereicht.

In dieſem folgenden Jahre ließ ſich wiederum eine ziemlich beträchtliche Zahl Miliz durch Verſprechung eines hohen Lohnes bewegen, ſich auf kurze Zeit dem Dienſte des bedrohten Vaterlandes zu widmen; ſie gingen aber geſchwind wieder nach Hauſe, als ſie bei Neuyork allenthalben geſchlagen wurden und als es anfing kalt zu werden. Sie kamen ohne Gewehr, obgleich ſie zu Hauſe Flinten hatten. Die Hälfte der angeworbenen Truppen war unbewaffnet; allein dieſen Milizmännern mußte man doch Gewehre geben. Es fehlte an Pulver; man mußte der Miliz doch welches reichen laſſen. Wenn nun die Dienſtzeit dieſer Patrioten verfloſſen war, gingen ſie mit dieſem Pulver und dieſen Gewehren, welche dem damals ſo ſehr bedrängten Staate gehörten, nach Hauſe, um damit Eichhörnchen zu ſchießen. So handelten die Freiheitsſoldaten Nordamerikas! —

General Waſhington glaubte, blos mit einer Landmacht Neuyork gegen eine See- und Landmacht vertheidigen zu können, welches von einem kenntnißreichen Feldherrn freilich kaum glaublich iſt. Er wäre mit all ſeiner Miliz unfehlbar in Neuyork gefangen worden, hätte ſich der engliſche General des Poſtens von Kingsbridge mit mehr Activität bemächtigt. — —

Auf dem Rückzuge von Neuyork bis über den Delaware lief faſt die ganze amerikaniſche Armee bis auf etwa dreitauſend Mann auseinander. Dieſe dreitauſend Mann verdienten gleich den dreihundert Spartanern Ehrenſäulen, während das ſchimpfliche Verlaſſen der Fahnen, zu den Zeiten der höchſten Gefahr, das amerikaniſche Volk mit Schande brandmarkt. Der Ueberfall von Trenton war für Amerika, was Thermopylä für Griechenland war. Dieſer Ueberfall iſt eine der gelehrteſten und kühnſten kriegeriſchen Bewegungen unſers Jahrhunderts. Er wird aber

noch durch die Unternehmung auf Princetown übertroffen und beide Begebenheiten ſind hinreichend, einen Feldherrn in den Tempel der Unſterblichkeit zu erheben, ſonderlich wenn er ſo wie hier für das Wohl ſeines Vaterlandes ſtreitet. General Waſhington geſteht ſelbſt, der Krieg wäre geendigt geweſen, wenn er nur ſechshundert ſtreitbare Truppen gehabt hätte, um damit nach Brunswick zu marſchiren, wo das Magazin und die Kriegskaſſe der engliſchen Armee ſich ohne Bedeckung befanden. Seine Leute wären zu abgemattet geweſen; und dann, ſagt er in ſeinem Briefe, ſeinen übertrieben vorſichtigen Charakter bezeichnend, der ſtets Bedenklichkeiten findet, war der Erfolg ungewiß.

Welche Kälte des Charakters gehört dazu, einer ſo ſtarken Verſuchung zu widerſtehen, mit ein paar tauſend Mann eine Armee von beinahe Dreißigtauſend durch einen Marſch von wenigen Meilen und einen Streich, der nicht fehlſchlagen konnte, aufzureiben!

Die Vernichtung der engliſchen Armee war unvermeidlich; denn ſie wäre, aller Nothwendigkeiten beraubt, in dem unfruchtbarſten Theile Neuyorks an die See geklemmt worden und mußte entweder das Gewehr ſtrecken oder ſich einſchiffen. — —

Die Vortheile von Trenton und Princetown mit ihren Folgen brachten die Angelegenheiten der Amerikaner dennoch in keine glücklichere Lage; im Gegentheile war die Gefahr größer als je.

Wie man aus den erwähnten officiellen Briefen erſieht, ſtand General Waſhington den Winter von 1777 hindurch mit ungefähr ſieben- bis achthundert ſchlecht bewaffneten, ſchlecht genährten und halbnackten Menſchen der ganzen britiſchen Kriegsmacht gegenüber, ohne daß dieſe etwas unternahm.

Hier iſt nicht die Rede von kriegeriſchen Talenten, denn bei einer ſo großen Ungleichheit der Mittel hört alle Kunſt auf. Nein! es iſt ein Wunder, eine unmittelbare Einwirkung der Vorſehung, welche dieſe für die übrige Welt und ſonderlich für Europa ſo heilſame Revolution herbeiführte. Wie kann man es ſonſt erklären, daß die Engländer nichts unternahmen? Sie brauchten nur vorzurücken, ſo war der Krieg geendigt. Man

meint, die Begebenheit mit dem Heere Sanherib's wiederholt zu ſehen. General Waſhington ſchickte Offiziere aus, um Rekruten anzuwerben. Dieſe gingen zu ihren Verwandten, zechten eine Weile von dem Solde, und wenn die Zeit der Rückkehr nach der Armee nahte, legten ſie ihre Stellen nieder, ohne auch nur Einen Soldaten angeworben zu haben. Welcher Mangel nicht nur an Patriotismus, ſondern auch welch eine Abweſenheit alles Deſſen, was man menſchliche Empfindung nennt!

Sehr oft erkauften Diejenigen, welche bei der Miliz in Friedenszeiten Capitäns, Oberſten ꝛc. waren, Andere, ihre Stellen einzunehmen, ſobald es zu Felde ging. Die erkauften Oberſten und Capitäns liefen aber gewöhnlich auf dem Marſche zur Armee davon. Hierbei bekam dieſe Nationalmiliz einen dreifach höhern Sold als die geworbenen Soldaten.

Alles Dies zuſammen genommen, macht wirklich eine ſonderbare Ordnung der Dinge aus. „Selbſt von den geworbenen Truppen", ſchreibt General Waſhington, „verließen Offiziere häufig ohne Urlaub das Lager, gingen nach ihrer Heimat oder anderswohin, ließen ſich an dem Orte ihres Aufenthalts mit vielem Phlegma ihren Sold auszahlen und vegetirten in ihrer gewöhnlichen Animalität immer fort, ohne an eine Rückkehr zu den Fahnen zu denken und ohne im geringſten beſtraft zu werden. Jedoch macht die neuengliſche Miliz, welche den General Burgoyne bekämpfte, hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Sie lief zwar im Anfange des Feldzugs immer vor den engliſchen und deutſchen Truppen; ſie verließ Forts, verſchanzte Poſitionen und ließ Magazine im Stich. Allein ſowie die Gefahr wuchs, griff Alles zu den Waffen. Sie bekämpfte den Feind mit vieler Tapferkeit und zwang endlich ein Heer europäiſcher Krieger, die Waffen zu ſtrecken." Freilich iſt dieſer glänzende Feldzug der Activität, Tapferkeit und Geſchicklichkeit des Generals Arnold großentheils zuzuſchreiben und der nachher in Polen berühmt gewordene Koſciuszko ſoll als Ingenieuroffizier vielen Theil an Entwurf und Ausführung der Operationen gehabt haben.

Dieſe Gefangennehmung des Generals Burgoyne hat Amerika

unabhängig gemacht; denn Frankreich, ohne deſſen Beiſtand die Unabhängigkeit wahrſcheinlich doch nicht erfolgt wäre, wenn man die Kraftloſigkeit betrachtet, in welche die Amerikaner in den letzten Jahren des Kriegs verfielen, würde ſich ohne dieſe Begebenheit ſchwerlich zum Vortheile Amerikas erklärt haben. Religionsenthuſiasmus hat wol auch dazu beigetragen, dieſe Miliz aus den nördlichen Theilen Neuenglands tapferer zu machen als die andern Amerikaner, denn man hat ſie bei Gefechten häufig Pſalmen ſingen hören. Dies beſtätigt, was ich oben geſagt habe, daß unter den Amerikanern die Neuengländer die meiſte Energie gezeigt haben. Daß ich aber mit Recht hinzuſetzte, ſie haben viel von der Energie ihrer Stammväter verloren, davon zeugen Waſhington's Briefe, denn Alles, was ich von der amerikaniſchen Miliz geſagt, gilt auch von derjenigen der ſüdlichen Theile Neuenglands. Burgoyne iſt nur von den nördlichen Einwohnern dieſes Landes überwunden worden. Jedoch fielen auch dieſe nach der Gefangennehmung der Engländer in ihre gewöhnliche Apathie zurück, um bis jetzt darin zu verbleiben. Man kann alſo nicht eigentlich behaupten, daß General Waſhington's militäriſche Operationen Amerika befreiten, wenn man die in Verbindung mit der franzöſiſchen Armee davon ausnimmt; die der nördlichen Armee unter General Gates trug dazu das Meiſte bei.

Indeſſen wäre die Sache der Amerikaner ohne Waſhington wahrſcheinlich misglückt, wenn dieſer ſcharfſinnige Mann nicht unabläſſig den Congreß geleitet hätte.

Dieſer Congreß machte unaufhörlich die größten Fehler und Waſhington war dann genöthigt, den Senatoren in ſeinen Briefen den rechten Weg zu zeigen. Er that es allezeit mit vieler Vorſicht, da dieſe des Herrſchens ungewohnten und unkundigen Gewalthaber dennoch das Herrſchen liebten. Alſo vermied Waſhington ſorgfältig jeden Anſchein von Ascendant, wie die Menſchenkenntniß dieſes Feldherrn beweiſt. Er erſcheint in ſeinen Briefen an den Congreß als ein größerer Feldherr als in ſeinen kriegeriſchen Operationen. Bei letztern hatte er mit erſtaunlichen

Hinderniſſen und einer grenzenloſen Schwäche der Mittel zu kämpfen. Warum beunruhigte er z. B. nicht unaufhörlich das engliſche Lager? Warum floh er nicht in unüberſteigliche Poſten, wenn der Feind ihn angreifen wollte? Warum erſchien er dann nicht plötzlich gleich einem Sertorius wieder auf den Flanken oder im Rücken der Feinde, um ihnen die Lebensmittel abzuſchneiden und ihre Zufuhren aufzufangen? Warum gebrauchte er nicht ſeine ganze Macht mit Activität wie leichte Truppen?

Die Antwort auf alles Dies iſt leicht ertheilt, wenn man geleſen hat, daß ſeine Soldaten, da ſie keine Schuhe hatten und derſelben doch gewohnt waren, wenn er viel marſchirt hätte, Alle davongelaufen wären; daß die Regierung und das Volk, für welche ſie fochten, es dieſen unglücklichen Soldaten an der nothwendigſten Kleidung und an Lebensmitteln fehlen ließen; daß die Amerikaner, um eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſich zu bereichern, nicht vorbeiſtreichen zu laſſen, ihnen ſtarke Getränke und ſogar Nothwendigkeiten zu ungeheuern Preiſen verkauften; daß ſie dieſen für ihre Freiheit ſtreitenden Kriegern in den kälteſten Wintern ein Obdach in ihren Häuſern verſagten; daß die meiſten derſelben Europäer waren, denen alſo die Liebe des Vaterlandes nicht die Waffen in die Hand gegeben hatte; daß ſie nur zu den Engländern überzugehen brauchten, um ihrem Elend ein Ende zu machen und eines weit beſſern Schickſals zu genießen; und daß folglich General Waſhington ſeinen mit Mühſeligkeiten belaſteten Truppen ſo viel Beſchwerlichkeiten als immer möglich erſparen mußte, um nur immer einen Haufen beiſammen zu erhalten, der bei den Feinden das illuſoriſche Gerücht einer Armee veranlaſſen konnte.

Man ſetze dann noch hinzu, daß aus Mangel eines militäriſchen Hospitals die Verwundeten einen gewiſſen Tod voraus ſahen, und man wird begreifen, wie ſehr Waſhington ſeine Soldaten zu ſchonen gezwungen war.

Die Unthätigkeit des Generals Waſhington war alſo in den Umſtänden gegründet und da, wo dieſe es zuließen, war er ſogleich activ, wie die Begebenheiten von Trenton, Princetown

und Germantown es beweiſen. Bei letzterm Gefecht muß des ſonderbaren Umſtandes erwähnt werden, daß die Amerikaner die Flucht ergriffen, als die Engländer anfingen zu weichen. Geſchaffen hat er freilich keine neue ungeübten Truppen und dem Lande angemeſſene Art Krieg zu führen. Er blieb genau bei der neuern Methode; allein ich glaube, daß er es mit Leuten zu thun hatte und unter Umſtänden ſich befand, wo ſich nichts ſchaffen ließ. Sonderlich beſaß er alle Eigenſchaften, die Amerikaner zu beherrſchen. Hundert Andere würden in ſeiner Lage, bei ſo vielen Schwierigkeiten, bei ſo vieler Unwiſſenheit im Congreſſe, die Geduld und den Muth verloren haben. Er verſtand es meiſterhaft, nicht die allgemeine Denkart des Volkes zu leiten, welches ſich vielleicht nicht thun ließ, ſondern ſie zu entdecken und ihr zu folgen. Seine militäriſchen Kenntniſſe entwickeln ſich, wie geſagt, mehr in ſeinen Briefen an den Congreß, als in ſeinen Thaten, aus den angeführten Gründen. Sonderlich iſt ſein Raiſonnement über die Eroberung von Canada, als der Congreß ſie thörichterweiſe unternehmen wollte, ohne die Mittel dazu zu beſitzen, vortrefflich und eines Meiſters würdig.

Auf Verdienſte ihm untergeordneter Offiziere, wie z. B. des Disciplinators, Generals Steuben, eines andern preußiſchen Offiziers, Baron Kalben, des Marquis Laffayette und Anderer iſt er nie eiferſüchtig geweſen. Die Amerikaner aber waren es ſtets gegen die Ausländer, die ihnen Dienſte leiſteten.

General Waſhington wagte es nicht, dem General Steuben ein Commando in der Armee zu geben, wegen des Neides und Misvergnügens, welche es unter den amerikaniſchen Anführern, die doch die Sache nicht verſtanden, würde erregt haben. Beſtändig kabalirten ſie und ſtritten über den Rang. Freilich war die Ungeſchicklichkeit des Congreſſes Schuld daran, welche alle Augenblicke eine neue Armee anwerben ließ. — — —

Bei alle Dem, was ich ſoeben von dem Betragen der Amerikaner in ihrem Freiheitskriege geſagt habe, ſollen mir die Officialbriefe des Generals Waſhington an den Congreß Das ſein, was Luther'n die Bibel war, der, wenn man ihm Ein-

würfe gegen seine Lehre machte, sie aufschlug und rief: Da steht es! — —

Zu Anfang der Revolution schrieb Washington an seine Freunde: Unser Mangel an Tugend ist es einzig und allein, was mich an dem glücklichen Ausgange unsers Unternehmens verzweifeln läßt. — — —

Man hat der amerikanischen Revolution allgemein einen sehr großen Einfluß auf die französische zugeschrieben und zwar, wie mich dünkt, mit Recht. Heißt das aber, die französische Revolution ist einzig und allein eine Folge der amerikanischen Independenz, so bin ich nicht der Meinung. Ohne die amerikanische Unabhängigkeitsfehde würde die französische Revolution vielleicht nicht stattgefunden haben; allein ohne die Schriften Rousseau's, Montesquieu's und Voltaire's würde sie dessenungeachtet sich entweder nie ereignet haben, oder doch in ganz verschiedener Gestalt zum Vorschein gekommen sein.

Die französische und amerikanische Revolution weichen in ihrem Objecte ganz voneinander ab. Die amerikanische beabsichtigte keineswegs die Rechte des Menschen; erst nach der französischen Erklärung der Rechte des Menschen hat man auch in Amerika angefangen, davon zu sprechen. Man hat die Sklaverei in den südlichen Staaten und in den meisten nördlichen noch bis jetzt nicht aufgehoben. Das Recht, nur durch seine Repräsentanten taxirt zu werden, und eine ausgedehntere Handelsfreiheit beabsichtigte man in der amerikanischen Revolution; die Rechte des Menschen in der französischen, d. h. in der Theorie, obgleich in der Ausübung sie nicht geachtet worden sind.

Der lesende Theil des französischen Volks war durch Rousseau's „Contrat social", den man, als er erschien, widerlegen wollte, weil man ihn nicht verstand und welchen man endlich bewunderte, politisch weit mehr aufgeklärt als die Amerikaner und selbst die Engländer. Daher machte Payne in Amerika so großes Aufsehen, obgleich seine Pamphlets nichts enthalten, was

nicht ſchon in Rouſſeau's unſterblichen Werken weit ſchärfer bewieſen wäre. Allein Payne hat freilich das Talent, dem großen Haufen Wahrheiten in ſeinen unmethodiſchen Schriften zu verſinnlichen. Wo er ſich aber von Rouſſeau entfernt, verfällt er ſogleich in Irrthümer.

Die amerikaniſche Revolution iſt alſo keineswegs durch uneigennützige Beweggründe hervorgebracht worden; ſie gab nur Gelegenheit, daß politiſche Wahrheiten, welche bisher das ausſchließliche Eigenthum der Aufgeklärteſten waren, unter den Volksmaſſen in Umlauf gebracht wurden. Sie iſt als der Anfang einer Progreſſion ewig merkwürdig, welche dem Despotismus entgegenwirkt und dieſes Ungeheuer endlich von der Erde vertilgen muß.

Dieſer wohlthätigen Wirkungen halber, welche früh oder ſpät aus dieſer in Amerika entſprungenen Quelle einer neuen Ordnung der Dinge fließen müſſen, muß Jeder, der für das Wohl der Menſchheit warm empfindet, mit Wohlgefallen auf jene wichtige Weltbegebenheit zurückblicken und für die künftige Glückſeligkeit des amerikaniſchen Freiſtaats die heißeſten Wünſche zum Himmel emporſchicken.

Die franzöſiſche Revolution iſt zwar das Reſultat verſchiedener zuſammen wirkender Urſachen; allein die amerikaniſche iſt darunter eine der wichtigſten, und ſie hat die Geburt der franzöſiſchen beſchleunigt.

Der Theil des franzöſiſchen Heeres, welcher in Amerika für die Unabhängigkeit der Colonien focht, mußte nothwendig mit ganz neuen, mit dem Soldatenſtande in Europa nicht harmonirenden Ideen zurückkehren und dieſe Freiheitsbegriffe dem übrigen franzöſiſchen Heere mittheilen, und vielleicht iſt eben hierin die Urſache des Abfalls der Linientruppen von dem ſonſt von ihnen vergötterten Könige zu ſuchen.

II.

Phyſiſches Staatswohl.

1800.

Ich verſtehe unter Staat nicht allein eine auf den geſellſchaftlichen Vertrag zur gegenſeitigen Vertheidigung geſtiftete rechtmäßige Verbindung, von welcher vielleicht kein Beiſpiel vorhanden iſt, ſo wenig wie die Regierung, welche ſich faſt allenthalben als Staat betrachtet: ſondern die Regierung und die Regierten zuſammengenommen, oder jeder Haufen Menſchen, welcher einer politiſchen Macht unterworfen iſt, und der Machthaber ſelbſt, mit Einem Worte, Alle.

Die Maßregeln der Regierung ſind alle Geſetze, die politiſchen, d. h. diejenigen ausgenommen, welche das Verhältniß der Regierer zu den Regierten, oder die Conſtitution feſtſetzen.

Was nach der Entdeckung von Amerika vorgenommen worden, iſt genau von der Art, wie man es von einer grobſinnlichen Generation erwarten konnte. Es iſt dem Geiſte, welcher den Handel erzeugt, der Habſucht und der damit verwandten Herrſchſucht völlig gemäß. Man ermordete ſogleich zwölf Millionen Einwohner, weil man ſich den Beſitz des goldreichen Landes verſichern wollte. Die Religion war nur der Vorwand dazu. Weil die Amerikaner zu ſchwächlich waren, um in den Minen nach Gold und Silber zu graben, ermunterte man durch Meſſer, Beile, Korallen, Branntwein ꝛc. den Menſchendiebſtahl in Afrika und ſchleppte die Afrikaner nach Amerika. Daß in Afrika auch Gold wäre, welches man durch Tauſchhandel erlangen könnte, fiel dieſen Leuten nicht ein. Sie ſahen nur die Gold- und Silberbergwerke in Amerika und trachteten nur mit heißer Begierde, ſich derſelben

auf das geſchwindeſte und durch die abſcheulichſten Unthaten zu bemächtigen. Als nachher Kaffee und Zucker in Europa verbraucht wurden, exportirte man die in Afrika geraubten Menſchen, um in Amerika Kaffee, Zucker, Baumwolle ꝛc. cultiviren zu laſſen, welches Alles in dem weit fruchtbarern und wärmern Afrika in größerer Menge und von beſſerer Qualität producirt werden konnte, wobei noch der Vortheil der geringern Entfernung Afrikas, folglich des ſchnellern Umſatzes, dieſem Welttheil in den Augen jedes Vernünftigen einen großen Vorzug vor Amerika geben mußte.

Das Problem, eine Ordnung der Dinge zu finden, in welcher Jeder phyſiſch reich ſei, nach Maßgabe Deſſen, wie er zum phyſiſchen Reichthume des Staats beiträgt, iſt nun gelöſt. Es iſt nöthig, hier dem Leſer die dahin zweckenden Einrichtungen concentrirt vor Augen zu ſtellen, damit er ſie mit einem Geiſtesblick überſehen, ſie im Verſtande ordnen und dann beurtheilen kann.

Waarenbanken oder Niederlagen, deren Adminiſtratoren beim Empfange Scheine ausſtellen, welche die Waaren benennen, und einen paralleliſirenden fingirten Maßſtab zur Schätzung des gegenſeitigen Werths derſelben nach Thaler, Zehntheil, Hunderttheil auf eben dieſen Empfangsſcheinen angeben. Dieſer Werth muß nach den laufenden Preiſen beſtimmt werden.

Hierdurch wird aller Reichthum auf Waarenreichthum zurückgebracht, wenn nämlich zu gleicher Zeit das Geld abgeſchafft wird und die Metalle als Waaren betrachtet werden, die man nach dem Gewichte mißt und nach ihrem wahren Nutzen würdigt.

Da aber nicht alle Waaren gemeinnützig ſind, folglich nicht das phyſiſche Staatswohl vermehren, ſo muß die Ausfuhr nothwendiger Erzeugniſſe beſchränkt werden, wenn ſie den Mittelpreis überſteigen, und wenn zugleich aller perſönliche Credit abgeſchafft wird, ſo wird dadurch die zu große Einfuhr der Luxuswaaren, oder ſolcher, die nicht gemeinnützig ſind, gehemmt; und wenn der Luxus, deſſen Kriterion der Nichtgemeinnutzen iſt, mit Abgaben

belaſtet wird, ſo wird dadurch verhindert, daß Diejenigen, welche mit Luxuswaaren handeln oder ſolche erzeugen, nicht reicher ſind, als ſie nach dem Grundſatz des gemeinen Beſten zu ſein verdienen; denn wie man geſehen, iſt aller Reichthum auf Waarenreichthum in dieſer Ordnung der Dinge reducirt. Folglich können nur gemeinnützige Waaren ihren Beſitzer bereichern und vor Allem gemeinnützige Thiere, wenn die Scheidemünze, wie wir es vorgeſchlagen, auf letztere gegründet iſt. Wenn nun zu gleicher Zeit jede Art gemeinnütziger Arbeit völlig frei iſt, frei von Zunftzwang, frei von Abgaben, es ſei denn etwa die Ländereitaxe, im Fall Luxus- und Erbſchaftstaxen nicht hinreichen ſollten; wenn gemeinnützige Erzeugniſſe im Innern frei circuliren, wenn Jeder zur phyſiſchen Thätigkeit gewiſſermaßen gezwungen iſt, da, nach Abſchaffung des Geldes, Zinſen in Waaren entrichtet werden, ſo iſt klar, daß Jeder nur reich ſein kann in dem Verhältniſſe, daß er gemeinnützige Waaren beſitzt; und da dieſe nur durch gemeinnützige Thätigkeit erworben werden und das phyſiſche Wohl vermehren, ſo iſt ferner klar, daß ein Jeder nur reich ſein könne im Verhältniſſe, wie er das phyſiſche Wohl des Staats befördert.

III.

Der Feldzug von 1800.

1801.

Die Heere bilden einen Körper, von dem die Soldaten die Arme und Füße ſind, wovon die Subſiſtenz als der Magen, der Feldherr aber als der Kopf zu betrachten iſt. Wenn der Kopf infan oder idiotiſch iſt, ſo pflegt die Wirkſamkeit des Körpers gar nicht zweckmäßig auszufallen. Allein das Haupt des Heeres

iſt nur als die zweite Seele deſſelben zu betrachten. Die Entſtehung, die Erhaltung der Armee, die allgemeine Anordnung der Hauptbewegungen derſelben, die Beſtellung eines geſchickten Anführers hängen von der Regierung ab. Dergleichen Betrachtungen rechtfertigen den Ausſpruch des J. J. Rouſſeau, daß die Urſachen der Niederlagen im Felde zu Hauſe geſucht werden müſſen.

Bei Revolutionen kommen die Leute mehr an den ihrer Geiſteskraft angemeſſenen Platz. In einer ſo allgemeinen Gährung ſinkt die vorher in der ganzen Maſſe verbreitete Hefe, der Schaum wird ausgeſtoßen, das klare Getränk bekommt die Oberhand. Bei Revolutionen entwickeln ſich die Talente, welche bei ruhigern Zeiten die Bureaukratie niederdrückte. Dies gibt den Franzoſen ein ſolches Uebergewicht in dieſem Kriege. Geſchickte Männer heben die Macht des Staates, während ſie ihn berühmt machen, und der ſichere Vorbote des Falls einer Monarchie iſt, wenn Talent und Tugend in der Dunkelheit vernachläſſigt ſchmachten, während Unfähigkeit an der Spitze der Geſchäfte ſteht.

Unſere Geſchichtſchreiber, welche weder Staatsmänner noch Kriegsmänner, ſondern meiſtentheils Profeſſoren ſind, die nie Pulver gerochen haben, unſere Geſchichtſchreiber haben zur Undeutlichkeit der Begriffe in Rückſicht Desjenigen, was in den neuern Kriegen vorgenommen wird, das Ihrige beigetragen. Es ſcheint, als ob ſie ihren Antheil der Kriegskunde von Zeitungsſchreibern und Relationsmachern entlehnt haben. Nur Kriegskundige ſollten die Geſchichte eines Zeitalters ſchreiben, in welchem Kriege die Hauptfigur in dem traurigen Gemälde der Zeit machen. Die Geſchichtſchreiber der Alten waren Kriegsmänner, daher ihre Ueberlegenheit. Wer kann ein Gefecht beſchreiben, wenn er nicht weiß, wie es dabei hergeht? Die Geſchicht- und Relationsſchreiber ſchildern den neuern Krieg weit ernſthafter als er

iſt; und die Soldaten widerſprechen Dem nicht, weil es die Idee ihrer Wichtigkeit und der Gefahr des neuern Krieges, folglich ihrer Tapferkeit, wie auch der Vortrefflichkeit ihrer Taktik unterhält.

Daher die Ausdrücke, welche ganz falſche Begriffe über den Gegenſtand verbreiten, als angegriffen ſoll heißen angeſchoſſen; mit dem Bayonnet erobert, ſoll heißen, das Bayonnet ſaß auf der Flinte, während geſchoſſen und abermals geſchoſſen ward, ſowie die Stiefeletten an den Beinen; der Feind wurde geſchlagen, durch Schießen wurde er gezwungen, davonzulaufen; der Feind ward geworfen, heißt eben daſſelbe. Wo man mit dem Bayonnet Alles will ausgerichtet haben, iſt auch größtentheils nicht ein Stich in den Leib eines Feindes mit dem Bayonnet gethan worden. Die Reiterei warf die feindliche. Die Reiterei wirft nie. Sie rennt gegen eine andere an und nie ſtoßen ſie aneinander, die eine flieht, ehe die andere anſtößt. Das Ueberflügeln pflegt gewöhnlich alle dieſe Wirkungen hervorzubringen. Wenn doch die neuern Kriegbeſchreiber vom Homer lernen wollten, Schlachten zu beſchreiben. Sie führen den Leſer bis zum Treffen, und dann wird Alles mit allgemeinen Ausdrücken, die nicht allein dunkle, ſondern auch falſche Vorſtellungen geben, abgemacht. Wenn der Pulverkrieg ein Ende nehmen könnte, ſo würden künftige Generationen aus unſern Büchern nicht lernen können, wie es bei Gefechten hergegangen, und die Alterthumsforſcher würden Diſſertationen die Menge zu ſchreiben haben. Das Publicum weiß es ſelbſt gegenwärtig nicht und die Soldaten überreden es ſich endlich ſelbſt, wenn ſie dieſe Bücher leſen, es ſei anders geweſen, als ſie es geſehen haben, wozu ſie denn ihr Zunftgeiſt (esprit de corps) und ihre Eigenliebe einladen.

Es iſt oftmals wichtiger, daß im Kriege und im Frieden Perſonen an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, welche Glück haben (nicht glücklich ſind, denn das iſt was Anderes), als ſolche, die mit Genie begabt, oftmals um ſo weniger ihre Unternehmungen

mit Erfolg gekrönt ſehen, jemehr ſie über ihre Zeitgenoſſen emporragen. Dieſen ſteht Alles entgegen, den Glückskindern fällt Alles zu. Dieſe ſind genau mit dem Grade der Superiorität begabt, welcher den Erfolg ſichert, ohne Neid zu erregen, weil ſie in ihrer gewöhnlichen Handlungsweiſe ſo ſind wie die Andern, und ihre Pläne nicht mit dem Grade von Excentricität geſtempelt ſind, welchen der große Haufe erhobene Uebertreibungen, unmöglich auszuführende, überſpannte Ideen nennt, weil Alles, was ſeine Begriffe überſteigt, der Pöbel Träumerei nennt.

Jene tiefer denkenden, tiefer fühlenden Seelen ſind ſchon wegen ihrer Heterogenität mit der ſie umgebenden Menſchheit verhaßt, wozu noch ein gewiſſer Grad von Verachtung, unbiegſamem Stolz und von Melancholie kommt, der immer wahrhaft erhabene Geiſter zu charakteriſiren pflegt. Dieſe wollen Alles nach dem erhabenen Urbilde des Schönen modeln. Sie durchbrechen die Schranken oder werden bei Revolutionen unter ihrem Schutt begraben. Die Glücks- und Weltkinder dagegen ſind recht gemacht, wegen ihrer Mittelmäßigkeit mittelmäßige Menſchen zu leiten. Sie nehmen die Menſchen und Dinge wie ſie ſind, ſie wollen nicht ſie leiten, ſondern laſſen ſich durch ſie leiten. Sie geben ihnen nach. Sie ſind ſehr fein, die allgemeine Meinung auszuſpähen und ihr zu folgen, nicht ſie zu meiſtern und ihr gleich einem Lykurgus eine andere Richtung zu geben. Von dieſer Art war z. B. Waſhington. Dies iſt eigentlich was man Politik nennt. Es iſt der verfeinerte Macchiavellismus unter der Larve der Sanftmuth. Dies iſt Weltklugheit und Geſchicklichkeit. Wer in der Welt unter der jetzigen Generation Glück hat, kann ein Mann von Talenten, von Geſchicklichkeit ſein, aber ſchwerlich iſt er ein Mann von Genie.

Obgleich ich die Reden der Franzoſen der Rhetorik der deutſchen Offiziere vorziehe, welche gewöhnlich nicht in Worten, ſondern in ſtummen Stockſchlägen beſteht, oder in kraftvollen Flüchen und Verwünſchungen, worin die Menſchen zu Hunden

herabgesetzt werden, und wobei man voraussetzt, daß sie gefühllose Automaten sind, so kann ich doch nicht sagen, daß sie mir sonderlich gefallen. Es ist etwas Theatralisches, Bombastisches darin, welches dieser komödien- und tragödienspielenden Nation stets eigen ist. Ihr ganzes Gefühl ist auf dem Theater, das heißt, theatralisch, oder äußerlich affectirt. Innerlich sind ihre Herzen kalt wie Eis, wenn keine egoistischen Leidenschaften sie entflammen. Ihre Helden sind Theaterhelden, wenn ich Bonaparte ausnehme, der kein Franzose ist. Der Ausdruck aller ihrer Gefühle und Empfindungen (Sentiment) ist zu geräuschvoll, um wahr zu sein. Was ihnen an Wärme des Herzens abgeht, die immerfort concentrirt ist, wollen sie durch Geräusch, Contorsion und Schwulst ersetzen. Daher bin ich nicht der Einzige, dem ihre Schauspieler immer unausstehlich gewesen sind. Mit den Schauspielerinnen ist es anders, weil das Geschlecht die Uebertreibung mildert. Unter vielen lächerlichen Schwachheiten der Deutschen, von ihrer abenteuerlichen politischen Urverfassung erzeugt, gehört auch ihre neuere Bewunderung dieses Volks, welches, weit mehr geistesschwach, als sie sind, weit weniger von der Natur mit Wohlthaten überhäuft ist. Wie erbärmlich klein ist die Zahl der großen Männer unter einer so zahlreichen Nation, während so vieler Jahrhunderte, unter so günstigen Umständen! England hat deren mehr hervorgebracht, obwol es nicht halb so viel Einwohner zählt. Die Intelligenz eines Volks kann nur aus seinem vernünftigen Nationalbetragen, aus der Zahl der großen Männer, die es, verglichen mit der Volkszahl hervorbrachte, determinirt werden. Die nordischen Nationen haben weit mehr innerliches Feuer wie die Franzosen, deren Lebhaftigkeit nur oberflächlich, äußerlich ist. Ich sage nordische Völker, denn es ist zu bekannt, daß die Franzosen Deutschland auch den Norden nennen, obwol es mit dem größten Theil von Frankreich unter einerlei Breite liegt.

Unter ihren Schriftstellern ist es leicht zu beweisen, daß sie sehr viel Ausschreiber, wenig Selbstdenker haben. Sie haben Lacher und keine Satiriker. Ihre Lacher machen die Tugend

lächerlich, die Satiriker nur das Laſter. Wie ſehr ſind ihnen nicht die Engländer in der Satire überlegen!

Sie ſind bei ihrem Lachen (nicht Satiren) immer auf unrechtem Wege, weil ſie nicht über das Lächerliche lachen, welches ſie im Grunde reſpectiren, ſondern meiſt nur immer über ernſthafte Dinge, welches einen Mangel an Beurtheilung anzeigt.

Was ſoll man von einer Nation denken, die in ihren Trauerſpielen ſehr ſelten Empfindung, ſondern eine Reihe kalter abgezirkelter, halbwahrer Denkſprüche bewundert, worin im Grunde die ganze Moral dieſes Volks beſteht. Man halte die ſchönſte Tragödie des Voltaire gegen eine andere von Shakſpeare. Trotz der Unregelmäßigkeit der letztern wird man mehr durch ſie gerührt als durch erſtere. Man beraube diejenigen des Voltaire der ſchönen Verſification, welches auch ein äußerlicher Vortheil iſt; man beraube ſie der auf die Kanzel gehörenden Sentenzen, und man wird ſehen, wie nackt und kahl ſie erſcheinen werden. Iſt dies nicht ein Beweis, daß vergoldete Schale ohne Kern ſie ausgießt? So iſt es aber mit Allem, was die Franzoſen machen. Das Glänzende iſt immer äußerlich, ohne daß innerer Werth darunter verborgen wäre.

Ihre beſten Trauerſpiele ſind diejenigen des Corneille, weil ſie am wenigſten franzöſiſch ſind. Aber auch dieſe ſind urſprünglich nicht franzöſiſch, weil der Verfaſſer ſie aus dem Spaniſchen plagiirt hat. Nur blos die Verſification und einiger Bombaſt iſt des franzöſiſchen Umſchmelzers Eigenthum; erſtere, weil ein Franzoſe nur immer das Aeußere zu zieren weiß, letztere, weil er Schwulſt für Empfindung auskramt.

Den Schwulſt legten ſie nachher ab, als eine falſche Verſteinerung des Luxus ſie mehr Geſchmack lehrte. Allein da man Empfindung nicht lernen kann, ſo verfielen ſie wieder auf andere Abwege. Sie ſetzen an die Stelle des Schwulſtes eine ſententiöſe epigrammatiſche Schreibart, und nun glauben ſie, ſie hätten in der entzündenden Sprache der Empfindung ſogar die Griechen übertroffen. Ich geſtehe jedoch, daß ſie jene Griechen, in dem Verlauf ſo vieler Jahrhunderte, während welcher die franzöſiſche

Monarchie dieſen Erdball zierte, in zwei oder drei Monologen, von ſechszehn Zeilen jeder, ungefähr beinahe erreicht haben. So iſt z. B. in der Phädra des Racine Das, was ſie zu dem Hippolite ſagt, wirklich erſchütternd. So ſind einige Stellen in der Zaïre u. ſ. w. Aber das iſt auch Alles.

In ſpätern Zeiten verfielen ſie wieder in Bombaſt, den ſie ſonderlich ſeit ihrer Revolution auf das äußerſte getrieben haben. Ihre Philoſophen waren bisher gewohnt geweſen, die Ideen anderer Völker in ein gefälligeres Gewand zu kleiden, denn das Erfinden war nie ihre Sache. Sie waren Nachahmer, die dem Alten den Anſtrich des Neuen zu geben verſtanden. Sie plünderten andere Nationen und bereicherten ſich mit ihrem Raube.

Allein die Grundſätze ihrer Revolution ſchöpften ſie aus den Schriften eines Ausländers, der ein Mann von Genie war. Da er die Sprache der Empfindung ſchrieb, ſo fingen ſie an, ärger als jemals zu declamiren, und wurden die ausſchweifendſten Bombaſtianten. Sie wollten den Stil Desjenigen nachahmen, deſſen Grundſätze ſie glaubten in Ausübung zu bringen, machten es aber faſt immer unrecht. Alle dieſe übeln Gewohnheiten ſind indeſſen nur Folge ihrer vorigen Verfaſſung, unter welcher ſie ſo lange geſeufzt haben. Man muß glauben, daß die Revolution, falls ſie nicht wiederum rückwärts geht, auch den Geſchmack regeneriren werde, ſowie die Franzoſen ſchon gelernt haben, ſich mit mehr Simplicität und Eleganz zu kleiden.

Es iſt alſo auch nicht zum Verwundern, daß ſie bombaſtiſch mit ihren Soldaten reden. Ich finde nichts von der edeln Simplicität darin, welche die militäriſchen Reden der Alten charakteriſirt. Unter allen dieſen findet man die ſchönſte im Joſephus, und zwar in dem Munde eines Juden. Die Rede des Eleazer iſt ungemein ſchön und die Ergießung eines durch das allgemeine Unglück gerührten Herzens.

Hierbei muß ich bemerken, daß die Fröhlichkeit der Franzoſen im Kriege einem Menſchen äußerſt unanſtändig iſt.

Ein Menſch von Gefühl kann nicht wie ein Franzoſe auf geronnenem Menſchenblut im Koth unter geſchlachtetem Menſchen-

fleiſch tanzen, ſingen, trinken, ſcherzen und verliebt thun. Bei den alten Kriegern findet man in ihren Reden eine ſtolze Verachtung des Todes, welche durch das Unglück des Lebens erzeugt wird. Eine intereſſante Melancholie ergießt ſich bei den Alten in Worten, die ein hohes Verlangen erregen, ein Daſein zu enden, das durch ſo viele Leiden verbittert wird. Die Alten konnten beim Morden nicht tändeln wie ein Franzoſe. Aber auch dieſer gefühlloſe Charakter ſtammt noch von dem Despotismus her.

Die martialiſche Beredtſamkeit der Franzoſen gefällt mir alſo gar nicht ſonderlich. Ich kann aber dreiſt behaupten, daß dies gegenwärtig gar kein unbedeutender Zweig der Kriegswiſſenſchaften iſt. Denn die Soldaten fangen an ſich wieder zu erinnern, daß ſie Menſchen ſind. Ich will zwar nicht behaupten, daß ſie dies vergeſſen hätten, allein ſo ganz ungegründet iſt denn doch der Vorwurf nicht, daß ſie blos Automaten wären, die nur durch Berührungen mit dem Stock, durch Flüche und kurz ausgeſtoßene Silben ſich bewegten. Man wird ſich daher denn doch endlich wiederum gleich den Alten aufs Perſuadiren legen müſſen. So wird denn die Redekunſt wiederum ein Theil der Kriegskunſt werden, und ich halte alſo die Digreſſion über dieſen Gegenſtand für gar keine Abweichung von dem mir vorgeſetzten Ziel in dieſer Schrift, welche der Erkenntniß dieſes Krieges gewidmet iſt.

Auch in dieſer natürlichen Welt ſind geiſtige Größen wichtiger wie materielle, obgleich der grobe Materialiſt es nicht begreifen kann. Höhere Geſchicklichkeit gibt den Staaten Uebergewicht. Es kommt darauf an, geſchickte Leute im Cabinet und im Felde zu haben. Regierungen arten oft in bureaukratiſche Ariſtokraten aus, die ſchlechteſten von allen. Ein in den Schreibſtuben der Bureaux aufgewachſener Zögling kann ſich nicht bis zu dem Geiſtesüberblick erheben, der zum Beherrſchen des Ganzen erfoderlich iſt. Gewöhnlich hat er nichts Rechtes gelernt, denn in den Schriften des Genies findet man die Regeln

der Kunſt, die Völker im Innern zur Glückſeligkeit und äußerlich zum Ruhm und zur Macht zu führen. Der Bureaukratiſt iſt ein politiſcher Schwächling. Er iſt ein Kleinigkeitskrämer, weil er ſich mit Kleinigkeiten beſchäftigt. Das Eigenthümliche des Bureaukraten wird vortrefflich durch einen ſchönen deutſchen Ausdruck geſchildert, den der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und ſein General, der Fürſt von Anhalt-Deſſau, im Munde zu führen pflegten, wenn von Bureaukraten die Rede war.

Ich geſtehe jedoch, daß dieſe Leute ſehr nützlich ſind und beibehalten werden müſſen. Allein ſie ſind nicht zu den erſten Staatsſtellen gemacht. Es müſſen ihnen Männer von umfaſſendem Genie über die Köpfe geſetzt werden, wie es König Friedrich würde gemacht haben, wenn ſein Genie eines Andern bedurft hätte.

König Friedrich erzählt in ſeiner Histoire de mon tems, daß er einſtens ſeine Miniſter der auswärtigen Geſchäfte um Rath fragte. Dies geſchah wahrſcheinlich, um ſich über ſie luſtig zu machen und ihre Geiſtesſchwäche kennen zu lernen. Ich ſchließe dies daraus, weil er genau das Gegentheil von Dem that, was dieſe Miniſter ihm riethen, und weil er dieſen Rath erbärmlich findet. Ich glaube, es war bei Gelegenheit der Eroberung Schleſiens, oder auch des zweiten Schleſiſchen Krieges.

Die Bureaukraten müſſen alſo keine Autokraten ſein wollen. Die Irrung, welche die Bureaukratie unter Ludwig dem Funfzehnten in den Geſchäften veranlaßte, indem ein Bureau dem andern entgegenarbeitete, würde ſchon damals, ſagt Rouſſeau, eine Revolution verurſacht haben, wenn die Geſchäfte nicht in die Hände des Herzogs von Choiſeul gefallen wären, wodurch denn der Herrſcherei der Amtsſtuben ein Ende gemacht wurde.

Daher iſt es ausgemacht, daß, wenn ein Monarch nicht Alles unter ſeinem Genie erdrückt, wie König Friedrich, ein Premierminiſter das einzige Mittel bleibt, ſeine Monarchie zu retten und dem charakterloſen Schwanken ohne Syſtem, den ſchwächlichen halben Maßregeln ein Ende zu machen. Ein Monarch muß das Ludwig dem Dreizehnten nachahmen, der Richelieu, den er haßte,

zum Herrſcher ſich ſetzte. Wer in der Bureaukratie grau geworden, taugt aber ſelten zur Premierminiſterſtelle, ſondern entweder ein ſolcher, der ſchnell emporſtieg, ſodaß ſein Geiſt nicht durch Kleinigkeitskrämerei verkrüppelt worden, oder ein ſolcher, der, aus dem Privatſtande zum Herrſcher geboren, ſogleich an die Spitze der Angelegenheiten erhoben wird. Ich glaube, daß man mehr ein Freund der Monarchie ſich zeigt, wenn man die Mittel angibt, in einer Zeit der Gefahr das Staatsſchiff zu retten, als wenn man die Wahrheit verhehlt, weil ſie oftmals verwundet. Die Monarchen haben jetzt die Meinung zu bekämpfen und man regiert nur durch die Meinung. Daher war es falſch, die Herrſchaft der Päpſte precär zu nennen, weil ſie blos auf Meinung gegründet war. Man wollte hiermit ſagen, weil ſie keine großen Heere unterhielten; allein iſt denn nicht der Oberbefehl über die Heere ſelbſt auf Meinung gegründet? Gehorchen ſie nicht oftmals zu ihrem Schaden blos durch Meinung? Denn die Stärke beruht auf dem gemeinen Soldaten und er iſt in der ganzen Maſchine der Schwächſte. So ſtark iſt alſo das Uebergewicht intellectueller Quantitäten über materielle.

Es erfodert alſo höhern Muth und Einſicht, Beides nur das Eigenthum ſtarker Geiſter, die alle kleinlichen Rückſichten mit Füßen treten, um dieſes Staatsſchiff im Sturm vor dem Umſturz zu bewahren. Die auswärtigen Verhältniſſe ſonderlich können unmöglich von Chiffrirmännern zur Zeit der Kriſis gehörig geleitet werden. Wenn man auch Gratian's L'homme de cour auswendig gelernt hat und kleine Falſchheit für große Staatskunſt nimmt, ſo iſt man doch nur ein ärmlicher Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe. Dieſe lernt man nicht in den untergeordneten Arbeiten der Amtsſtuben, denn hier wird nur das gewöhnliche Syſtem gelehrt, welches nicht für außerordentliche Epochen paßt.

Ich verſtehe mich nicht auf die Rhetorik, ich weiß nicht, wie man zu den Oeſterreichern und Preußen reden muß; ich

glaube, es muß auf ganz beſondere Art geſchehen. Ich urtheile dies aus einer gewiſſen Rede des Generals Ziethen, oder vielmehr aus einer kurzen Sentenz, die er vor der Bataille von Torgau zu den verſammelten Offizieren ſeines Corps gehalten, oder ausgeſprochen haben ſoll. Dieſer Denkſpruch lautete ſo: „Meine Herren! heute haben wir Bataille. Es muß gehen als wenn es mit Butter geſchmiert wäre!“ Ich habe dies von einem preußiſchen General, der ſelbſt dabei war, oder wenigſtens den Siebenjährigen Krieg mit machte. Dieſer General konnte nicht genug das Lakoniſche dieſer ſinnvollen Anrede, ſagte er, rühmen. Er verglich es mit dem: Je suis votre roi, vous êtes Français, voilà l'ennemi! Heinrich's IV. Wie geſagt, ich verſtehe das nicht. Ich bin nicht genug mit der Art der Preußen und Oeſterreicher, Menſch zu ſein, bekannt, um zu entſcheiden, wie man zu ihnen reden muß, oder ob man ebenſo wenig ihnen etwas ſagen muß, als wenn man blos Uhren vor ſich hätte. Vielleicht iſt das Reden überall gegen den Dienſt, und nur ein naſeweiſes Raiſonniren, ſowie man ſeine Reputation in dieſen Dienſten, wenigſtens in den öſterreichiſchen verliert, wenn man Bücher ſchreibt. — — — In Rückſicht der kurzen Anreden wundert es mich, daß ſie keine Sammlung der Sentenzen des Fürſten von Deſſau gemacht haben.

Die Kriege der Neuern ſcheinen ſich darin von denjenigen der Alten zu unterſcheiden, daß dieſe in den ihrigen Reiche einſtürzten, und daß jene ohne Nutzen für ſich und zum Schaden Aller Menſchenblut vergießen, weil nach den Kriegen eine jede Macht ungefähr in eben der Lage bleibt wie vorher, weil ſie Krieg führen um des Krieges willen, weil er bei ihnen Endzweck, nicht Mittel zu ſein ſcheint.

Dieſe Verſchiedenheit der Neuern von den Alten, muß man ſie in den verſchiedenen Regierungsformen ſuchen? Mit eben jener furchtſamen Beſcheidenheit, mit welcher wir ſchon oft in dieſer Schrift dergleichen Fragen aufgeworfen haben, wagen wir auch

auf dieſe einige flüchtige Blicke zu werfen. Iſt es wahr, daß Monarchien nur während einer kurzen Zeit wahrhaft furchtbare militäriſche Staaten ſein können? Iſt es wahr, daß man nie von jener Erſchlaffung des Körpers und der Seele zurückkehrt, welche die Liebe zu ſinnlichem Genuß im Willen verbreitet? — Diejenigen, welche der Monarchie nicht wohl wollen, geſtehen doch, daß ſie zur ſinnlichen, wenn nicht zur ſittlichen Cultur ungemein viel beigetragen habe; als da iſt jene anmuthige Licenz, welche allein das Leben von dem herben Zwange einer republikaniſchen Moral entfeſſelt und reizend verſüßt; ferner die reizenden Blumenketten einer wollüſtigen Sklaverei weit einer rauhen, arbeitſamen Freiheit vorzuziehen; ferner jener Zuckerguß der Höflichkeit, der das Laſter nicht allein verbirgt, ſondern auch angenehm macht; ferner die bewunderungswürdige Fertigkeit, doppelt zu ſein und äußerlich anders zu ſcheinen, als man innerlich iſt; ferner die Entſagung aller Laſter der Barbaren, als der Trunkenheit, weil ſie das Innere, das man verbergen will und muß, aufdeckt; mit einem Wort, alle Vollkommenheiten der guten Geſellſchaft und des guten Tons, der nur in Monarchien reift und ein Surrogat der Tugend iſt, ohne welche endlich die ſchönen Künſte, deren höchſter Reiz in einer Perſiflage der Tugend beſteht, nicht gedeihen können. Dies Alles ſind Vortheile der Monarchie in einem verderbten Zeitalter; und der Vorwurf, daß Stabilität der Maßregeln ihr nicht eigen ſei, weil ein Miniſterium Das vernichte, was das vorhergehende erbaut habe, verdiente auch noch einer reiflichen Unterſuchung.

Was kam denn bei dem Siebenjährigen Kriege heraus? Man hatte ohne allen Nutzen ſich während ſieben Jahren mit Greuelthaten con amore beſchäftigt und Alles blieb beim Alten. Wenn die Chineſen, die Japaner und andere weiſe Völker die Geſchichte der Europäer kennen lernten, ſo würden ihre Verachtung, ihr Abſcheu, ihr Erſtaunen einander übertreffen. Mir iſt kein neuerer Krieg bekannt, wenigſtens in dieſem Jahrhundert, der ein wahrhaft wichtiges Reſultat lieferte, als der amerikaniſche; denn Das halte ich für nichts Wichtiges, ob A oder B in dem Palaſt

ſchläft. Das Reſultat dieſes franzöſiſchen Kriegs iſt noch nicht heraus, wenn es aber ſo fortgeht, ſo wird es nicht ſo wichtig ſein, als man anfangs glaubte.

In dieſem Kriege hat man ein ſtetes Vorwärts- und Rückwärtsgehen bemerkt, je nachdem die Leute waren, welche an der Spitze der Angelegenheiten ſtanden. Den Franzoſen iſt doch der größte Vortheil geblieben, weil ſie ſich einer Republik mehr nähern als ihre Gegner. Wie unverantwortlich wäre es aber nicht, zu behaupten, daß nur in Republiken der Gemeingeiſt den Maßregeln Conſiſtenz gebe und die Machthaber, welches auch ihre Vergnügen ſein möchten, doch durch dieſen Gemeingeiſt einigermaßen beſchränkt würden.

IV.

Ueber Napoleon, Kaiſer der Franzoſen.

1804.

Es liegt in Napoleon's Seele jener heiße und ungeſtüme Drang, ſeine Zwecke, es koſte was es wolle, zu erreichen, welche hauptſächlich das Genie charakteriſirt; denn Genie iſt mehr ein Prädicat der Wärme des Willens als des Lichtes des Verſtandes. Es iſt die Energie des Charakters, welche Männer von Genie von gewöhnlichen Menſchen unterſcheidet. Bonaparte beſitzt die Kunſt, die Menſchen zu beherrſchen, welche gewiß mehr ſeiner Lage angemeſſen iſt als das Talent, ihnen zu gefallen.

Napoleon hat aus allen Parteien Männer zu den erſten Staatsbedienungen erhoben, das meiſte Vertrauen ſchenkt er aber mit allem Rechte den Republikanern. — — — Könnte er fallen, ſo würde es dadurch geſchehen, daß er ſich einer andern Partei ganz in die Arme würfe und den Republikanern den Rücken

wendete. — — — Seine Proclamationen ſind alle mit dem Kennzeichen des Genius geprägt, d. h. ſie ſind mit Seele, mit Wärme geſchrieben. Man erkennt in denſelben die Poeſie eines durch Kraft und Begierde zu herrſchen exaltirten Gemüths. Die Heftigkeit dieſes leidenſchaftlichen Charakters bricht in dieſer Bilderſprache wie ein unaufhaltſamer Strom hervor. — — Ich wiederhole, wenn der Kaiſer der Franzoſen fallen könnte, würde es nur durch eine gänzliche Trennung von der republikaniſchen Partei geſchehen. — —

Die franzöſiſche Revolution beweiſt, daß das franzöſiſche Volk empfänglich für große Ideen iſt. Ihre Tapferkeit im Kriege wird Jeder ehren. Allein andererſeits iſt die katholiſche Religion die Urſache, daß ihr Vernunftvermögen den Eindrücken der Sinne untergeordnet iſt. Es iſt nicht ſo entwickelt wie bei proteſtantiſchen Völkern, weil ſie es in Sachen des Glaubens nie haben brauchen dürfen und ihre Religion in äußern Ceremonien beſteht. Hiernächſt kommt bei dem großen Haufen eine bemitleidenswerthe Unwiſſenheit dazu, die ſich ſogar auf die gemeinſten Dinge des gemeinen Lebens erſtreckt und welche die Prieſter immer zu erhalten geſucht haben. In der Erziehung iſt in Rückſicht des Volks ſeit der Revolution etwas Mehres gethan, weshalb denn auch die kommende Generation der gegenwärtigen überlegen ſein wird.

Dieſer Unwiſſenheit und dieſer römiſch-katholiſchen Sinnlichkeit ſind alle Unglücksfälle der Revolution zuzuſchreiben. Die Leute von Verſtand erfanden die Revolution und die Dummköpfe verdarben ſie, weil ſie Alles, was die Leute von Verſtand ſagten, misverſtanden.

Ohne Intelligenz gibt es keine Macht. Phyſiſche Maſſen ohne jene können nichts bewirken. Friedrich der Große widerſtand blos durch die Kraft ſeines überlegenen Genies zehnfach überlegenen phyſiſchen Maſſen. Die Macht liegt in dem Worte und

die Preßfreiheit allein ohne Regierung wäre hinreichend, ein Volk zu regieren und es möglichſt auszubilden.

Das ſicherſte Zeichen des Verfalls eines Staats iſt die Vernachläſſigung der Leute von Genie und die Liebkoſung der Dummköpfe. Man kann das Teſtament eines ſolchen Staats immer ſicher machen.

Ob eine Macht politiſch wahrhaft unabhängig ſei oder nicht, das kann man aus ihrer Befugniß erkennen, frei und ungehindert, ſo lange es ihr beliebt, auf ihre eigene Hand Krieg zu führen, ohne ſogleich in den Zuſtand der Ruhe zurückgewieſen zu werden. Ich wollte es den Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt und von Schwarzburg-Sondershauſen nicht rathen, ihren Unterthanen in einer Fehde gegenſeitig die Hälſe zu brechen. Man würde ſie bald zur Ruhe verweiſen.

Die Zahl Derjenigen, welche an die römiſche Religion glauben, wird in Frankreich täglich geringer, und gerade das Concordat iſt das Hauptmittel, das Weſen der katholiſchen Religion, welches die weltliche Herrſchaft durch das Mittel der geiſtlichen Knechtſchaft iſt, von Grund aus zu zerſtören.

Moreau iſt dadurch in der Meinung der Franzoſen ſehr geſunken, daß er ſich hat begnadigen und nach Nordamerika verweiſen laſſen. Die Republikaner, welche jetzt alle Jakobiner genannt werden, haben Moreau ſtets für einen Mann ohne ſtarken Charakter erklärt. Ich bin ſelbſt dieſer Meinung und kann es frei geſtehen, daß ich vor ſeinem Unglück ſo von ihm urtheilte.

Moreau iſt ein Mann von Talenten, das beweiſen ſeine Feldzüge; allein er iſt kein Mann von Genie, das beweiſt ſein Betragen. Es war eine Hauptkunſt, den General Moreau vor

der franzöſiſchen Nation zu erniedrigen. Durch ſeine Begnadigung, durch die Schenkung der Koſten ſeines Proceſſes, durch ſeinen Transport nach Nordamerika iſt dies auf das vollkommenſte geſchehen.

Er iſt ſchuldig, daß er nicht ſchuldig iſt! ſagten Die, welche den Kaiſer haſſen, von Moreau. Er iſt an der Verſchwörung ganz unſchuldig, ſagten Die, welche behaupteten, ſie ſei nur erfunden, um ihn zu ſtürzen. Dem iſt aber nicht ſo. Er that hier zu viel und zu wenig. Er handelte nach halben Entſchließungen. Er miſchte ſich nur ſo oberflächlich in eine Verſchwörung, da überhaupt keine Verſchwörung gelingen konnte. Die Jakobiner ſind klügere Politiker. Sie miſchen ſich in keine Verſchwörung, weil ſie wiſſen, daß keine gelingen kann. Bei dieſer letzten Verſchwörung iſt kein einziger Republikaner mit einverflochten geweſen.

Wäre Moreau ein Mann von großen umfaſſenden Planen und ſtarkem Charakter geweſen, ſo hätte er ſich nie von ſeiner Armee trennen laſſen. Ich weiß, daß ſogar der ſchwäbiſche Adel ihm ein Project zu einer Conſtitution vorlegte. Der Wortführer war ein Graf von einem alten berühmten Hauſe, den ich nicht nennen will. Moreau wollte ſich in Nichts einlaſſen, weil er zu allen politiſchen Combinationen eben ſo unfähig, als zu militäriſchen geſchickt iſt. Ohne ihn hätten die Einwohner des württemberger Landes die Cokarden aufgeſteckt. Er konnte ſich an die Spitze eines unabhängigen Staats im ſüdlichen Deutſchland ſtellen. Er konnte ſich zum Monarchen eines neuen Reichs aufwerfen. Dann hätte ſich der Conſul Bonaparte wahrſcheinlich in Tractate mit ihm eingelaſſen; denn um zu unterhandeln, muß man zuerſt eine imponirende Stellung einnehmen, welche den Unterhandlungen Nachdruck geben kann.

Von revolutionärem Gehalt war alſo der Charakter des Generals Moreau keineswegs. Dieſer Mann war nicht geeignet, Staaten umzuſtürzen und andere zu ſtiften. Seinem Charakter

nach zu urtheilen war er, wie ich glaube, Royaliſt. — — Was mich wundert, iſt der Ruf der Uneigennützigkeit bei einem Feldherrn, welcher ſein erſtaunliches Vermögen wenigſtens größtentheils auf ſeinen Feldzügen in Deutſchland erwarb.

Das Chriſtenthum ſetzte an die Stelle der Staatenreligionen eine Menſchenreligion. In eben dieſem Verhältniß ſind die Sitten der Völker milder geworden. Sollte jemals die Staatenpolitik in eine liberale Menſchenpolitik verwandelt werden, ſo würde es vermöge der Einſchmelzung kleiner Staaten in ſehr große Reiche geſchehen. Kleine politiſche Geſellſchaften ſind der Sitz eingeſchränkter Vorurtheile, große Reiche derjenige einer liberalen Geſinnung. Man hat bisher zuviel zum Vortheil kleiner Staaten geſchrieben. Große Männer, wie Montesquieu und Rouſſeau, haben dieſen Irrthum gleichſam ſanctionirt. Es iſt Zeit, hierüber richtigere Begriffe zu verbreiten.

Sowol das römiſche als das fränkiſche Reich gingen durch den Fehler des Theilens zu Grunde. Das römiſche Reich durch die Theilung in ein morgen- und abendländiſches Reich und durch die Verlegung des Kaiſerſitzes nach Konſtantinopel; das fränkiſche Reich durch die unpolitiſche Theilung Karl's des Großen, welcher jedem ſeiner unfähigen Söhne ein Reich hinterlaſſen wollte, anſtatt daß er ſie alle von der Regierung hätte ausſchließen und durch Adoption einen fähigen Nachfolger wählen ſollen.

V.

Neue Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte.

1805.

Als Aegide der Sicherheit und Freiheit betrachtet, iſt mir die Kriegskunſt heilig und mir ſchien es Pflicht zu ſein, mich damit zu beſchäftigen, ſobald ich gewahr wurde, daß ich Ideen hätte, welche geeignet wären, durch Verſtärkung der Kunſt, ſich zu vertheidigen, den Angriff fruchtlos zu machen.

Alſo der beſchützende Theil des Staats iſt der Arm deſſelben, wodurch die Kraft, jedoch geleitet durch Intelligenz, angedeutet wird.

Kraft findet ſich hauptſächlich im Jugendalter, Intelligenz, wenigſtens Weisheit, aber ſelten; woraus denn die Folgerung zu ziehen wäre, daß die Heere aus jungen Leuten, ihre Anführer aber aus Männern im Mittelalter zu wählen wären.

Ich ſage abſichtlich, aus Männern im Sommer des Lebens, weil der Krieg, ſelbſt bei den Anführern, raſche körperliche Thätigkeit erfodert und ein von Kugeln durchlöcherter gichtiſcher Leichnam, wie der Marquis de Langallerie einen General definirt, wol nicht die Figur ſein möchte, in welcher man erſcheinen muß, wenn man mit geflügelter Geſchwindigkeit von Flügel zu Flügel eilt, um wankende Legionen mit Siegesfeuer wieder zu beleben.

Die Jugend muß alſo den Staat vertheidigen.

Juſtus Möſer, der, obgleich ein Geheimer Rath, doch ſchier mehr vom Kriege verſteht als mancher unſerer Oberſtwachtmeiſter, ſagt: von Rübenfreſſern wie die neuern Deutſchen könne man nicht ſo viel verlangen, als von Fleiſcheſſern wie die alten Germanen. Wie Dem auch ſei, die letztere Taktik war ungefähr diejenige, welche in dieſem Buche angerathen wird.

VI.

Prinz Heinrich von Preußen.

1805.

Der Entſchluß Friedrich's zu dieſem (dem Siebenjährigen) Kriege, den er, der Meinung der Geſchichtſchreiber zuwider, allerdings vermeiden konnte, gehört alſo keineswegs zu den weiſern. Es ſcheint ausgemacht, daß Winterfeld ſeine Einbildungskraft mit wichtigen Eroberungen und wichtigen Würden erhitzt hatte. Ein Beweis, daß ein Krieg ohne Genie geführt wurde, bleibt immer die Wiederherſtellung aller Dinge beim Frieden. Wenn Jeder ſeine Grenzen behält, verſtand Keiner, die ſeinigen zu erweitern; und wer ſeine Eroberungen herausgibt, verſteht es nicht, ſie zu behaupten, und zeigt ſich zugleich als ſchlechter Diplomatiker und ſchlechter General.

Friedrich war gleich nach dem Frieden mit ſich uneins, ob er den militäriſchen Beſchäftigungen entſagen und blos einer väterlichen und friedlichen Verwaltung ſich widmen ſollte. Er ſchien, in tiefen Betrachtungen verſenkt, ſeine Soldaten keiner Aufmerkſamkeit mehr zu würdigen; allein mit verdoppelter Strenge nahm er ſich der Kriegszucht und der Schatzſammlung, der beiden Hauptgegenſtände ſeiner Adminiſtration, wiederum an. Die Ruhe Heinrich's war keineswegs unthätig, wenngleich ſeine Verhältniſſe keine wichtigen Gegenſtände der Thätigkeit zuließen. Er verſchönerte die Natur um ſeinen Landſitz, welche Friedrich in ſeinem Staate nützlich verbeſſerte. Friedrich trocknete Moräſte, Heinrich ſchmückte die Geſtade ſeiner Seen mit Tempeln uud Luſtwäldern.

Er liebte Unterredungen über die Unſterblichkeit der Seele, an die er nicht glaubte, weil die Großen nicht die Fortdauer ihrer Größe im andern Zuſtand ahnen. Er ſtritt ſehr oft mit ſeinem Bibliothekar über dieſen Gegenſtand. Der Buchwärter war bei der Vernichtung nicht ſo ſehr intereſſirt wie der Prinz und ſtritt zum Vortheil der Fortdauer mit Gründen, die er aus

Mendelsſohn und Leibnitz entlehnt hatte. Ueber Metaphyſik vernünftelte der Prinz nur, weil ſowol er als ſein Bruder mit einer Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe gern die ihn Umgebenden überraſchen mochten; aus Neigung aber war er den ſchönen Künſten und vor Allem den dramatiſchen zugethan.

Da ihm durchaus keine andere Sprache wie die franzöſiſche bekannt war, ſo hielt er die Literatur der Franzoſen für die vollkommenſte. Die deutſche war ihm ſo fremd, daß er einſt erſtaunt ausrief: Schöne deutſche Verſe! Hat man jemals deutſche Verſe gemacht? Er war ſelbſt franzöſiſcher Dichter; ob mit mehrem Glücke wie Friedrich, können wir nicht entſcheiden. Uns ſind nur wenige Verſe von einer lyriſchen Bearbeitung der „Alzire" des Voltaire vorgekommen, welche der Prinz in eine Oper verwandeln wollte. Ueber dieſe Proben ſeines Dichtergenies wollen wir unſer Urtheil ſuspendiren. Uns iſt aufgefallen, daß von Liebe darin gar nicht die Rede iſt, daß aber Freundſchaft die Sprache der Liebe annimmt. Seine Verſe wurden jedoch von Franzoſen entfehlert, erſt von Francheville, dann von Touſſaint, Beide zu verſchiedenen Zeiten ſeine Vorleſer.

Er liebte den Putz; er liebte das Disputiren; erſteren um ſeinen Geſchmack, letzteres um ſeinen Geiſt zu zeigen. Ganz der Gewohnheit glücklicher Feldherren zuwider, war der Krieg nur ſelten ein Gegenſtand ſeiner Unterhaltung. Man durfte nicht in Dienſtkleidung auf ſeinem Landgute bei ihm erſcheinen. Indeſſen feierte er den Jahrestag ſeines Sieges bei Freiberg. Seine Feſte waren nicht allein mit Geſchmack, ſondern ſogar mit Pracht angeordnet. Durch kluge Einrichtung erhielt hier die Sparſamkeit den Schein der Verſchwendung, und man wunderte ſich, wie mit ſo mäßigen Einkünften der Prinz ſo viel Ausgaben beſtreiten konnte. Die glänzendſten dieſer Feſte wurden zum Empfang des Großfürſten und bei Errichtung der Denkmäler verdienſtvoller Generale veranſtaltet. Unter dieſen vermißt man Winterfeld, den er haßte, weil er ihn für den Urheber der Kataſtrophe des Prinzen von Preußen hielt. Wir wiſſen, daß er ihm zu ſeiner Zeit

euten ließ, ſich ſogleich aus jeder Geſellſchaft zu entfernen,

wo er, der Prinz, erſcheinen würde. Indeſſen ſchätzte er die Militäreigenſchaften des Winterfeld.

Er liebte nicht den König, ſeinen Bruder, und zählte ihn keineswegs zu Denjenigen, welche die Welt beglückten. Die Urſache dieſer Abneigung kann vielleicht zum Theil in dem Umſtande geſucht werden, daß Friedrich ſich widerſetzte, als die Polen den Prinzen Heinrich zu ihrem Könige verlangten. Ein Woiwode wurde mit dieſem Auftrage an Friedrich geſandt. „Sind Sie ſchon bei meinem Bruder geweſen?“ fragte Friedrich ſtatt der Antwort. Nein! antwortete der Pole. „Nun, ſo befehle ich Ihnen, ſogleich wieder abzureiſen, ohne ihn zu ſehen.“

Wir enthalten uns aller Bemerkungen und fügen nur hinzu, daß das Vorgeben, Heinrich habe auf ſeiner Reiſe nach Rußland die erſte Theilung von Polen veranlaßt, doch ſehr unwahrſcheinlich iſt.

Die Lebensart des Prinzen war ſehr regelmäßig und ſehr einförmig geordnet, welches, wie Einige behaupten, ſelten eine Tugend der Männer von Genie iſt. Hierin war er ſeinem Bruder, dem Könige, vollkommen ähnlich. Für die Freuden der Tafel war er nicht wie für andere empfänglich und es wundert uns nicht, wenn ein Prinz, welcher an eine künftige Fortdauer nicht glaubte, durch Mäßigkeit ſuchte, ſein gegenwärtiges Daſein zu verlängern. Seine Ergötzungen wie ſeine Arbeiten, welche letztere in Beantwortung ſeiner Briefe und in dichteriſchen Verſuchen beſtanden, waren an gewiſſe Tageszeiten gebunden. In dieſer Rückſicht war er weder ein Antonius, noch ein Cäſar, weil er weder den Wein, noch die Damen liebte und ſeine Zeit mit der ängſtlichſten Sorgſamkeit eines guten Stadtbürgers eintheilte. Die Veranlaſſung ſowol wie die Begebenheiten und der Zweck ſeiner Reiſen nach Rußland, ſowie ſeine übrigen ſind uns unbekannt. Vielleicht wäre es uns nicht erlaubt, etwas darüber zu ſagen und überdies haben wir uns nur zur kritiſchen Ueberſicht ſeiner Feldzüge anheiſchig gemacht. — — —

VII.

Der Feldzug von 1805.

1806.

Ich mache mir folgende Sentenz zur Regel:

Indignum est in ea civitate, quae legibus continetur, discedi a legibus.

Eine Sentenz, durch welche ich mich, im Vorbeigehen ſei es geſagt, bei einem Juſtizminiſter ſo in Miscredit brachte, daß ich nachher alle meine Proceſſe verlor, weil ſie gerecht waren.

Noch einmal, jene Sentenz iſt mein Wahlſpruch. Sie iſt für mich Regel des Betragens. Stets wird mein Reſpect vor den Geſetzen auch meine Ehrfurcht vor den Souveränen, deren erſte Repräſentanten, erzeugen. Wenn ich alſo ſagte, dieſer oder jener Monarch fällt ſo wie Jakob der Erſte beim Anblick eines bloßen Degens in Ohnmacht, ſo wäre das eine Unanſtändigkeit, welche Ahndung verdiente. Allein Kritik iſt erlaubt, Kritik mit Gründen, welche die Belehrbaren weiſer macht, ſtatt ſie zu entrüſten. Beſcheidene gemäßigte Kritik der Vernunft, ohne Animoſität der Perſon.

In jedem Staate erkenne ich nur die Perſon des Monarchen als geheiligtes Symbol der Geſetze und ferner die Prinzen ſeines Hauſes über mich oder als meine Obern. Den Andern erzeige ich viel Ehre, wenn ich ſie nur im Lichte von meines Gleichen betrachte. Die Kritik iſt aber gewiß unſchuldvoll, wenn die Maßregeln, welche man kritiſirt, durchaus nicht der Perſon eines Monarchen zuzuſchreiben ſind.

Durch meine Schriften bis zum Range erſter Feldherren erhoben, welches die Franzoſen von Guibert ſagen, würde man ſich ſehr irren, meine Kritik dem Neide gegen die Angeſtellten, von welchem Grade ſie auch ſein mögen, zuzuſchreiben. Wie würde ich Manchem gehorchen wollen, den ich es unter meiner Würde

hielte zu commandiren? Ein gewiſſer Ueberfluß für meine Bedürfniſſe ſetzte mich über den Wunſch nach kleinlichen Beſoldungen hinaus. Von der Macht, die überall wirkt, beſchützt, und ohne welche es keine Macht gibt, behaupte ich meine Selbſtändigkeit.

Ich kann nicht entſcheiden, ob es der Ordnung der Weltregierung, d. h. der Ausbildung der Menſchheit zur höheren Vollkommenheit gemäß ſei, daß die preußiſche Monarchie ſich vergrößere, daß ſie florire, ja ſelbſt daß ſie fortdaure. Mir iſt das Alles gleichgültig; denn ich bin durch keine Pflicht der Dankbarkeit der preußiſchen Monarchie verbunden. In meinen frühern Jahren wurde ich nicht durch die Monarchie, ſondern durch den Magiſtrat zu Seehauſen in der Altmark in meinem Beſitz und in meiner Perſon geſichert. Ueberhaupt ſind die untern Beamten als nothwendig und die eigentliche Regierung als der Luxus der Geſellſchaft zu betrachten. Ich wurde erzogen für mein Geld und dieſes Geld kam größtentheils nicht aus der preußiſchen Monarchie. Noch jetzt iſt dieſes mit meinem Gelde der Fall, und meine Anweſenheit in derſelben iſt eine Gunſt, da ich mich immer den Geſetzen gemäß betrage.

Auf der anderen Seite hat die Krone nie die beträchtlichen Summen realiſirt, welche ſie meiner Familie ſchuldig iſt, obgleich ich mich wiederholt durch Documente als Gläubiger des Aelteſten des regierenden Hauſes erwieſen habe. Ich bin alſo der wahre Patriot, welcher, ganz unabhängig von allen empiriſchen Einflüſſen, blos auf das Geheiß der Tugend, zufolge des kategoriſchen Imperativs, ſeinen Unterricht in ſo vollem Maße mittheilt. Daß man dieſem Unterricht nicht Folge leiſtet, ſondern ihn verſchmäht hat, iſt nur der Rebellion der Mittelmäßigkeit wider höhere Einſichten, welche die kleinliche Eigenliebe verwunden, zuzuſchreiben. Sie gereicht mir zum Triumph.

Die Alten haben die Intelligenz unter dem Symbol eines edlen Pferdes dargeſtellt. Der Pegaſus und die Hippokrene, aus welcher die neun Muſen Waſſer, das Symbol der Weisheit ſchöpften, liefern den Beweis dieſer bildlichen Vorſtellungsart. Das Factum iſt gewiß, die Urſache mag nun unbekannt oder nicht ſein. Auf die Autorität der Alten, unſerer Lehrmeiſter, geſtützt, ſollte es mir wol erlaubt ſein, durch Analogie geleitet, ganz ſchicklich das blos ſcientifiſche Wiſſen ohne judiciöſe Benutzung des Wiſſens unterm Symbol eines Eſels mir vorzuſtellen? Die Genauigkeit des Bildes hält die Probe, ich mag es beleuchten von welcher Seite ich will; denn der Eſel trägt Säcke nach der Mühle und die Operation des Mahlens kann ſehr ſchicklich die Operation des Judiciums ſinnlich darſtellen, wie es aus den ſcientifiſchen Wahrheiten ihre Quinteſſenz, das rationelle und geiſtige Wahre, extrahirt. Zu dieſem Wahren (die Erkenntniß) liefern die ſcientifiſchen gröbern Wahrheiten (die Scienz) nur das Allgemeine, oder die äußere Rinde, aus welcher der chemiſche Proceſſus des Judiciums das feinere Wahre, oder die unzähligen Beſonderheiten heraushebt; denn jedes Allgemeine enthält unzählige Beſonderheiten und nur durch Theilung des Allgemeinen wird die Intelligenz vermehrt. Der General wie er ſein ſoll, iſt im Beſondern, die wiſſenſchaftlichen Handlanger nur im Allgemeinen des Wahren, woraus denn folgt, daß, ſo wie der Feldherr Bediente ſeines Körpers zum Ankleiden ꝛc. braucht, dieſe als Bediente ſeiner militäriſchen Operationen zu betrachten ſind.

Es iſt nur zufolge einer eitlen Witzelei, daß man einem nützlichen Thiere, wie der Eſel iſt, nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Man hat ſich mit Unrecht über ihn luſtig gemacht; denn ſicherlich verdient er Achtung, ſo lange er ſeine Beſtimmung erfüllt. Allein wir wollen aufrichtig ſein und geſtehen, daß dieſes achtungswerthe Mitglied der Geſellſchaft ſelbſt durch ſein Betragen oft zu dieſer Verunglimpfung Gelegenheit gibt. Wenn er eine gewiſſe Petulanz affectirt, die mehr für die Geſtalt des Genies, das edle Pferd, ſchicklich iſt, wenn er ſtetig iſt und ausſchlägt, wenn er mit einer ihn gar nicht kleidenden Impotenz

einher zu treten ſucht, ſo können wir freilich nicht umhin, dieſen ſonſt ſo nützlichen und achtbaren Staatsbürger, ſo lange er blos duldſam und friedfertig mit dem Sacktragen ſich beſchäftigte, zu belächeln und ihn als einen, der ſich über ſeine Sphäre zu erheben ſtrebt, zu bemitleiden. Wir ſchütten ein Riſum über ihn aus — Warum? — Weil er dann nicht mehr das Bild der gehorſamen und leidenden, ſondern der aufgeblähten und arroganten Scienz iſt, die ſich von der Rationalität des Genies nicht will reiten laſſen. Ich aber theile keineswegs die ungerechte Verachtung gegen den Eſel, ſo lange er wahrhaft Eſel bleibt, und es iſt mitnichten ein ſarkaſtiſcher Ausbruch meines Ingrimms gegen die Scienz, ohne welche unſer Gedächtniß denn doch immer arm bleiben würde, daß ich ihn als Symbol derſelben hiermit vorſchlage; ſondern weil ich wirklich glaube, daß er die nützlichen Eigenſchaften blos ſcientifiſcher Männer vollkommen verdiene zu repräſentiren.

Die Wiſſenſchaft des Krieges — Strategie und Taktik (freilich nicht Parade oder Trilltaktik), oder die Wiſſenſchaft, die Kräfte des Staats zur Stärke und Vertheidigung der Geſellſchaft zur öffentlichen Wohlfahrt und Ehre zu gebrauchen, wie ſollte die wol nicht die Politik in ſich faſſen? Wie ſollte es einen guten Diplomaten geben können, dem nicht auch zugleich ein guter Krieger, wenn er ſeine erſtern Pflichten erfüllen ſoll, nothwendig ſein müßte, woraus denn hervorgeht, daß man nur gute Soldaten zu Diplomaten beſtellen müßte; denn was hilft die Liſt ohne Kraft?

Der Diplomat, Karl der Fünfte, konnte nicht zur Univerſalmonarchie gelangen, weil er kein Krieger war. Er wurde ſogar, er, einer der Liſt Befliſſenen vor Andern, von dem Krieger Moritz überliſtet und verjagt.

Der Diplomat, Ludwig der Vierzehnte, war ebenſo unglücklich in ſeinen Plänen, ſobald ein altes Weib, die Maintenon, ſchlechte Generale für ihn wählte.

Der Sieger bei Denain, Villars, verſchaffte den Bourbons die ſpaniſche Krone. Das Schwert des Krieges ſchlägt den Diplomaten die Feder aus der Hand.

Wie ſollte wol die Wiſſenſchaft, den Arm der Geſellſchaft gehörig zu leiten, nicht auch zugleich die der äußern Verhältniſſe des Staates ſein, da ſie ſogar die Adminiſtration des Innern nothwendig in ſich faßt? Beinahe alle großen Feldherren ſind zugleich gute Adminiſtratoren des Innern geweſen; ſogar Attila, der Kalmuck, würde dies Urtheil beſtätigen, hätte er ein Inneres zu verwalten gehabt. Wie kann aber ein Diplomat die gegenſeitige Stärke der Staaten richtig zu ſchätzen wiſſen, wenn ihm die Wiſſenſchaft der Stärke unbekannt iſt? Wenn er nicht weiß, welche Grenzen die Entwickelung dieſer Staatskräfte zu ihrer Wirkſamkeit begünſtigen? Wenn ihm folglich die natürlichen Grenzen des Staats, d. h. ſolche, welche Sicherheit gewähren, unbekannt ſind? Wenn ſeinem blöden Auge der Zeitpunkt entgeht, da man angreifen muß, wenn er denjenigen verkennt, da man ſich nicht mehr vertheidigen kann? Mit einem Worte, die Kenntniſſe eines Geheimſchreibers reichen nicht hin da, wo die Kriegswiſſenſchaft die nothwendige Grundlage iſt.

Den Deutſchen muß man Alles ſagen. Oekonomie der Ideen und Profuſion der Worte, daran ſind ſie gewöhnt. Eine gewiſſe rundſchweifige Saalbaderei, verſetzt mit einem halben Dutzend Bildern aus der lebloſen Natur, als Morgenröthen, Wolken, Donner, Blitz (Hagel iſt auch nicht zu verachten), Orkan, Wogen des Meers, Perlenthau ꝛc., das nennen ſie Beredtſamkeit und ſchönen, hiſtoriſchen Stil.

Der wahre Uſurpator iſt Derjenige, welcher ſchlecht regiert. Wer wird ſich etwa beikommen laſſen, den Hiero von Syrakus einen Uſurpator zu nennen? Trajan, Antonin und Marc Aurel waren keine Uſurpatoren, weil ſie dem gemeinen Beſten gemäß

regierten. Man könnte aber mit Recht den Domitian, den Nero und Andere ihrer Art der Uſurpation beſchuldigen. Es liegt daran, gut regiert zu werden. Dies iſt das Weſen, das Andere iſt Form.

Ich habe in einer kleinen Schrift über Napoleon einen politiſchen Grundſatz aufgeſtellt, der ein ſolcher Gemeinplatz iſt, daß es mir leid thut, ihn wiederholt zu haben. Grotius und Puffendorf haben ihn nie geleugnet. Man höre, wie abgedroſchen er klingt:

„Man muß, wenn man Kraft und Fähigkeit zum Regieren in ſich ſpürt, ſich, wenn man kann, der Regierung bemeiſtern, wenn ſie in ſchlechten und unfähigen Händen iſt!“

Nichts Anderes als salus populi suprema lex esto! Es iſt unnöthig, etwas ſo offenbar in der Natur der Dinge Liegendes zu ſagen. Wer wird es dem Chäräa verargen, daß er durch einen Degenſtoß zwiſchen die Zähne des Uſurpators (Uſurpator im wahren Sinne des Worts) Caligula ſeiner Uſurpation ein Ende machte? Alſo war es wol ein Frevel, daß Galba den Nero abſetzte? Alſo durften die Dänen ſich nicht des Chriſtiern entledigen? Das posse iſt hierin immer eine Rechtfertigung des velle. Das posse aber iſt unmöglich, wenn der Herrſcher nur irgend erträglich regiert. Es iſt bei dergleichen Dingen ſchwer anzufangen, weil das Berathſchlagen gefährlicher als das Ausführen iſt, und ohne Anfang kann kein Ende ſein.

Selbſt der Atheiſt muß eine unſichtbare Macht, die überall wirkt, geſtatten. Dieſe Macht mag er nun das feinſte Fluidum der Natur, den Wärmeſtoff, die Geſetze der Bewegung ꝛc. nennen, ſo iſt ſie doch eben Das, was der Religioniſt Vorſehung nennt. Denn nur ein Dummkopf, der nicht zu beobachten verſteht, pflegt Alles ſeiner eigenen Klugheit zuzuſchreiben, weil ihm alle Klugheit fremd iſt.

Dieſes Fluidum gewinnt Bataillen und ſtiftet Frieden; denn Jeder weiß, wenn er ſich ſelbſt beobachtet, wie ſehr alles Dies

von ſogenannten Zufällen abhängt, die nicht in ſeiner Gewalt ſind und auch, daß ſeine Gedanken nicht willkürlich ſind. Man denkt eben nicht was man will; wäre das, ſo würde ich heute noch eine Iliade ſchreiben, um bei der Nachwelt gleich dem Homer unſterblich zu ſein.

Dieſe Flüſſigkeit alſo, ich ſpreche hier, wie meine philoſophiſchen Zeitgenoſſen denken, wenn ſie bei ſich allein zu Hauſe ſind und wie ſie ſprechen ſollten, wären ſie conſequent, denn ich für mein Theil glaube an eine Vorſehung; dieſer Fluß macht alſo auch die Könige und ſetzt ſie ab. Das Evangelium ſagt: du hätteſt keine Gewalt, wäre ſie dir nicht von oben gegeben.

Es iſt ein großer Vortheil Derjenigen, welche zum Throne gelangen, ohne dazu geboren zu ſein, daß ſie das Andenken und den Glanz ihrer Thaten mit hinaufbringen. Dies iſt ſehr ſelten der Fall bei Geburtsfürſten (nicht geborenen Fürſten). Selten berechtigt ſie ihre Erziehung zu großen Thaten und Napoleon II. möchte ſchwerlich mit den Eigenſchaften des Erſten begabt ſein.

Iſt der Kaiſer Napoleon ein Aergerniß in den Augen der Zunftkrieger, die nur der Zunft ihr Daſein als Krieger verdanken, denn ſonſt würde man ſie nie dafür gehalten haben; ſo iſt dieſes Werkzeug der Vorſehung den Schriftſtellern des Krieges und der Geſchichte ein willkommener Gegenſtand und mir iſt es z. B. ſehr angenehm, weil ich meinen Zeitgenoſſen gern nützlich werden mag, daß ſein veni, vidi, vici des Jahres 1805 zu gegenwärtigen politiſch-militäriſchen Betrachtungen über den Feldzug von 1805 Gelegenheit gibt. „Betrachtungen über“ und nicht „Geſchichte des“, wozu es noch nicht Zeit iſt und welche einen andern Stil und verſchiedene Behandlung erfodern würde.

Denn wenn die Schwäche der Andern einen mit mehr Kraft Begabten verhindert, in den ihm zukommenden thätigen Wirkungskreis als Feldherr oder Miniſter zu treten, welche Poſten jene

uſurpiren, ſo kann er nur durch Schriften ſich auszeichnen, wenn Handlungen ihm verboten ſind. Seit der Erfindung und Vervollkommnung der Druckpreſſen aber ſind Schriften auch Handlungen, um ſo mehr, da die Welt doch am Ende durch fixirte Ideen — Bücher — regiert wird, weil die nicht fixirten — Worte — der Nachwelt nicht überliefert werden. Ich betrachte es alſo als ein günſtiges Geſchick, als eine beſondere Gnade der Vorſehung, daß ich bei Zeiten der Zunft entrann; der Zunft, die durch den kleinlichen Wirkungskreis in kleinen Garniſonen alle Ideen verkleinert, welche durch furchtſame Rückſichten alle Wahrheit im Embrio erſtickt hätte. Statt deſſen durchſtreife ich mit ſtolzer Freiheit das Gebiet des Wahren, und ſind meine Excurſionen nur beſchränkt, iſt die Beute, die ich davontrage, nur gering, ſo liegt der Grund in der Beſchränktheit meiner Talente, oft aber auch an der ängſtlichen Beſchränktheit der Cenſur. Ich danke es alſo der Vorſehung, daß ſie mich in einem friedfertigen Staate auf den einzigen Punkt geſtellt hat, wo ich Etwas leiſten kann. Denn wenn ich nicht irre, iſt es mir einigermaßen gelungen und zwar beim Anfang meiner literariſchen Laufbahn, das heißt jetzt, deren Ende ich anderswo, zum großen Leidweſen meiner Gegner erſt ins Jahr achtzehnhundertundachtzehn geſetzt habe. Wäre ich Franzoſe, ſo würde ich praktiſch Krieg geführt haben wie die Anderen.

Aber ſo .... doch altum silentium! — Ich will zur Beſtärkung des Geſagten eine Stelle aus einem Briefe des Verfaſſers der Betrachtungen (H. G. von Berenhorſt) an mich anführen, und damit man ſich in der Epoche nicht irre, von welcher die Rede iſt, nur erinnern, daß der Brief am 1. Januar 1806 geſchrieben wurde.

„Indem wir es Andern überlaſſen, den Krieg nach ihrem beſten Verſtande oder Unverſtande zu führen, können wir doch zuſchauen, wie ſie ihn führen, auch mitunter ein wenig prophezeien. Nur daran wollen wir nicht mehr denken, dieſe Menſchen durch Schriften, die ſie nicht leſen (aber Andere) etwa auf Wege zu leiten, wo ſie nicht mehr ſo ungeſchickt auf die Naſe fielen,

wie bisher. Sie haben den Grundſatz: Wer nie General war, muß Generale wie wir nicht belehren wollen, ohne zu erwägen, daß dergleichen Schriftſteller blos deswegen nicht «Generale wie wir» wurden, weil es ihnen nicht gefiel, etwa funfzehn oder zwanzig Jahre länger aus der Kriegskaſſe Beſoldung zu ziehen und ihre Exiſtenz an Puerilitäten zu verſchwenden" u. ſ. w.

Im Grunde hegen die ſogenannten Demokraten noch immer einen abergläubiſchen Reſpect gegen das König- oder Kaiſerthum. — Sie bilden ſich ein, man erhebe ſich gleichſam zum Gott, wenn man eine Krone trägt. Es war eigentlich der Neid gegen Geburtsrechte, der ſie zu Demokraten machte, und doch huldigen gerade ſie der Geburt auf knechtiſche Weiſe, indem ſie dem Kaiſer Napoleon immer ſeine Geburt vorwerfen. Sie bedenken nicht, daß es billig iſt, dem Verdienſte, dem Genie zu huldigen, und daß alle Schmeichelei da wegfällt, wo die Eigenſchaften Lob hervorlocken. Das nennen ſie aber Schmeichelei und äußern auf eine ſonderbare, mit ihren übrigen Reden ſehr wenig zuſammenhangende Weiſe: Wenn er noch ein geborener Monarch wäre! Es iſt ſehr ſchwer, dieſen Leuten begreiflich zu machen, daß ein geborener Fürſt ein ſolcher iſt, der das Regieren verſteht, und daß die Worte Kaiſer oder König eigentlich nur die höchſte Intelligenz im Staate bedeuten, daß ſie nur da, wo dieſe fehlt, eine leere Form bezeichnen, die, weil das Weſen nicht in ihr iſt, auch nicht Kaiſer oder König ſein kann. Ein Staat wird entweder durch die höchſte Intelligenz oder gar nicht regiert. Schauſpieler, welche auf der Bühne mit den Symbolen der Macht einhertreten, ſind nicht Kaiſer und Könige!

Ich werde die Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs ſchreiben. Ich bin dazu aufgefodert worden und zwar von einem Manne, dem man nicht widerſtehen kann, dem berühmten Verfaſſer der Betrachtungen über die Kriegskunſt, dem deutſchen Guibert, wenn

er nicht mehr ist. Dieser competente Richter schrieb mir über meine kritische Geschichte der Feldzüge des Prinzen Heinrich: „mein Heinrich sei ein vortreffliches Werk; ich könne mir den Ruhm des ersten deutschen Geschichtschreibers, des deutschen Tacitus erwerben, wenn ich es noch einmal so stark mache und also ein neues Buch unter dem Titel «Kritische Geschichte des Siebenjährigen Krieges» herausgebe. Ich müsse aber noch viel lesen; mein Lesen", setzte er hinzu, „sei zugleich studiren." Er rieth mir Friedrich's selbsteigne Geschichte an, ferner noch den österreichischen Veteran, dann eine berühmte Handschrift, die ich mir verschaffen kann, wenn ich will und die ich mir also schon verschafft habe, ohne welche man nie eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges hätte schreiben sollen. Die Mühe müsse ich mir nicht verdrießen lassen, Specialkarten anzusehen, dann werde ich gewisse Urtheile über nicht geschehene Umgehungen wieder zurücknehmen. So ungefähr lauteten seine Worte, die ich nicht anführen kann, da der Brief in den Händen eines preußischen Offiziers vom Generalstabe ist (General von Valentini). Ich setze hinzu, daß seit jener Zeit als Quelle die Memoiren von Schmettau erschienen sind, daß also, dieses Alles zusammengenommen, die Quellen zureichend sind.

Früher hat man schwerlich diese Geschichte schreiben können, weil die Meinung über Friedrich noch gefesselt war, bis die Betrachtungen über die Kriegskunst den Geist in dieser Rücksicht entfesselten. Ueberdies waren all die Quellen, Warnery ausgenommen, noch nicht vorhanden. Ferner mußte es doch Jemand sein, der den Krieg und den historischen Stil zugleich versteht, der es unternehmen konnte. Endlich müßte er mit seinem Urtheil nicht im Jahre 1758 stehen geblieben sein, sodaß er sich in die gegenwärtige Zeit nicht zu finden wüßte; er müßte mit dem Zeitalter fortgeschritten sein.

Jene Feldzüge des Prinzen Heinrich sind allerdings ein Fragment, welches die Ausländer noch am besten goutiren würden, weil der historische Stil unter den deutschen Versuchen dieser Art darin am besten getroffen ist. Es ist auch ziemlich allgemein

geleht worden und wenn man bedenkt, wie ſehr ſich der Gegenſtand, der nicht poetiſch, folglich auch nicht hiſtoriſch iſt, gegen die Bearbeitung auflehnt, dazu fehlt es ihm an Kraft, ſondern gleichſam vor ihr verſchwindet, weil man findet, wenn man ſich daran macht, daß faſt nichts zu bearbeiten da iſt, — wie ſehr ſich ferner die Cenſur und der Mangel an Materialien gegen den Verfaſſer vereinigten, ſo wird man geſtehen, daß ich mich ziemlich wohl aus dem Handel losgewickelt habe. Die beſten Stellen hat mir der Cenſor, der immer Kritik mit Cenſur ohne Judicium verwechſelte, geſtrichen, und zwar aus Gründen, die gar poſſirlich klingen. Ich begreife nicht, wie man keine Lücken darin bemerkt hat. So ſtrich er z. B. Alles, was ich über Rußland in Rückſicht der Urſachen des Siebenjährigen Krieges ſagte. So ſtrich er in einem andern Buche: „ſo wie Cäſar einen Anti-Cato, ſo ſchreibe ich einen Anti-Saldern, und wenn ich kein Cäſar bin, ſo ſind auch meine Gegner keine Catonen". Er ſtrich, «weil die Frau von Saldern noch lebe!» Zum Glück verbreitet dieſe Cenſur ihre ſchweren Hände nicht über ganz Europa. Ich werde mich nicht mehr mit ihr befaſſen, denn ſie hat mir bis jetzt meine Bücher geradezu verdorben.

Indeſſen ſind in dieſem Heinrich ſehr große Fehler. Der Hauptfehler liegt darin, daß man über das Privatleben ſich nicht verbreiten konnte. Es heißt alſo: „Wir werden uns daher mehr mit den Thaten des Prinzen Heinrich beſchäftigen als mit ſeinem Privatleben, welches weder neu für die Zeitgenoſſen, noch lehrreich für die Nachkommen ſein würde." Statt lehrreich wurde wichtig eingeſchaltet. Das Privatleben möchte aber vielleicht ſehr lehrreich geworden ſein, wenn man es à la Sueton mit Suetonius' Geiſt bearbeiten dürfte, wenn ferner die Lichtſcheu der Höflinge, weil das Licht ihnen nicht günſtig iſt, nicht alle Materialien dazu vorenthalten hätte. Dieſes Privatleben, die Reiſen, die Negociationen möchten intereſſant geweſen ſein, ſonderlich in der Hand eines literariſchen Diogenes; allein ich ſah voraus, daß Leute, die ſelbſt nichts ſchreiben können, mir aus literariſchem Neid keine Beiträge liefern würden, und daß es auch

nicht erlaubt geweſen wäre, ſie zu bearbeiten, wenn man ſie hatte. Ich hegte von jenen Feldzügen noch eine große Erwartung aufs Werk, weil ich die Sache nicht unterſucht hatte, — leider muß ich Alles ſelbſt beleuchten, man kann in militäriſcher Kritik den Leuten nie trauen, — daher denn jener Eingang, dem das Buch nicht entſpricht. Zu meinem Erſtaunen fand ich eben keine ſo thatenreichen Feldzüge des Prinzen Heinrich, wie man geſagt hatte und ich mußte folglich Friedrich, der ein weit größerer General als Heinrich war, zu meiner Hülfe rufen. — —

Das Wenige, was ich über das Privatleben am Ende ſagen durfte, iſt nebſt dem Anfang noch mit das Beſte im Buche. Man kann die Einheit des Stils nicht ableugnen, obgleich mir einige Wendungen, ſo um die Mitte herum, nicht gefallen. Der Stil iſt immer edel und züchtig, indeſſen iſt darin mehr Silber als Gold. Er athmet auch eine gewiſſe ſarkaſtiſche Melancholie, wie ſie ſich für die Geſchichte ſo laſterhafter Völker wie die Europäer ſchickt. Der Gebrauch der Antitheſen iſt nicht übertrieben und immer auf Wahrheit gegründet; der Antitheſen, deren Gebrauch den deutſchen Proſaiſten ganz unbekannt zu ſein ſcheint. Der Hauptfehler beſteht in dem Mangel an Einheit, weil dem Ganzen keine Hauptperſon zu Grunde liegt. Man weiß nicht, wer der Held iſt, Friedrich oder Heinrich. Am Ende erfährt man es erſt. Im „Siebenjährigen Kriege" werde ich Alles beſſer machen.

Die Sucht zu theſauriſiren, ganz dem Syſtem des Julius Cäſar zuwider, der kein kleiner Geiſt war, erſtreckt ſich ſowol auf Armeen als auf Geld. Man verſteht weder das Geld noch die Soldaten in Umlauf zu bringen und dieſes Capital nützlich anzulegen, denn allerdings iſt eine Armee, wenn man kein Geld hat, ein mehr ſicheres Capital als ein Schatz ohne eine Armee, oder mit einer ſchlechten Armee gepaart.

Wer aber aus Kriegsſcheu ſeine Armee, das heißt ſein Capital todt in den Garniſonen liegen läßt, wo es verroſtet, verbaſtardet, zu einem furchtſamen Spießbürgerhaufen, die von der

Art, welche deutſche Studenten Philiſter nennen, die man mit Schneidern, mit Apothekern, mit Perrückenmachern bei erſter Gelegenheit in die Flucht jagen kann, ausartet, der muß ſehen, wie mehr muntere Speculanten, welche die Circulation unterhalten, um ihn herum Reichthum und Macht und Land und Leute erwerben, während er verarmt, in Unthätigkeit verſchmachtend ſeiner Kräfte beraubt wird und zwar auf zweierlei Art ſeine Macht, folglich ſeine Indepenbenz verliert; erſtlich durch Das, was die Andern gewinnen, während er hinter ihnen zurückbleibt, und zweitens, weil wirklich ein Capital, das ſich nicht vermehrt, ſchon eben deshalb ſich vermindert.

Nun ſcheint mir Napoleon ein munterer Monarch zu ſein, der ſein Capital lebendig erhält. Die Andern, welche entweder ſchlecht berechnete Speculationen unternahmen, oder der Trägheit des furchtſamen Blödſinns ſich hingaben, erſtaunen, ſchmerzhaft erwachend aus einem dumpfen Traum hinbrütender Materialität, über die neue Lage der Abhängigkeit, in welche ſie ſo plötzlich verſetzt ſind. Allein die craſſe Ignoranz, Folge einer ſchlechten Erziehung, verhindert, daß ſie in ihrem ganzen Umfange die Folgen einer ſolchen Situation ſich vorſtellen können.

Ich hätte geſagt berechnen, aber wie könnte man politiſche Calculs von Leuten erwarten, welche kleinlich nur gewohnt ſind, Waſch- oder Küchenzettel zu berechnen. Sie wiſſen nicht, worin die Dependenz und Indepenbenz eigentlich beſteht.

Die Heerde aſiatiſcher Könige, welche bei den Freigelaſſenen der römiſchen Imperatoren, auf der Schwelle ihrer Thür knieend, um ihre unechten Theaterkronen bettelten, immer Verachtung, ſelten Mitleid einflößten; dieſer feige und obſcure Haufe mochte ſich doch mächtig und ſelbſtändig wähnen, wenn er in ſeine kleinen Provinzen wieder zurückgekehrt war. Hier hatte er Andern zu befehlen, welche die römiſche Politik nicht der Mühe werth hielt, ſeiner eingebildeten Herrſchaft zu entziehen.

Wir haben keinen Mithridat in Europa, der um ſeine Unabhängigkeit bis zum letzten Athemzuge kämpfte. Wäre ich ein europäiſcher Monarch mit einer Armee geweſen, ich hätte entweder

mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache gemacht, und, indem ich um mich griff in allen geographiſchen Richtungen, unter dem feigen Haufen der neuern Europäer, der Alles von den Kühnen duldet, hätte ich meinen Staat bis zur Selbſtſtändigkeit vergrößert; oder ich wäre im entgegengeſetzten Fall in meinem Kampf um Selbſtſtändigkeit entweder gefallen, oder hätte ſie errungen. Einen unglücklichen Frieden, den erſten Schritt zum Untergange, hätte ich nie gemacht.

Was mich betrifft, ſo erfodert mein Poſten in Europa keine heroiſchen Aufopferungen, mich geht auch die Unabhängigkeit europäiſcher Könige nichts an. Ich bin gleichgültig dabei, ich glaube ſogar, daß die Vorſehung dieſem ewigen Schwanken von Druck und Gegendruck, welches man eine Bilanz nennt, ein Ende machen will, weil es ein ſtarkes Hinderniß der Cultur iſt. Ich habe mich nur in dieſem Augenblick an die Stelle eines Königs verſetzt und dann anders raiſonnirt wie ein Menſch.

Preußen hat ſchon blos durch ſeine Exiſtenz der Nationalexiſtenz der Deutſchen ein Ende gemacht. Es machte eine Sciſſion des Intereſſes in Deutſchland, wodurch das Reich zu ſchwach wurde, den Franzoſen zu widerſtehen. Die erſte Schuld fällt auf Friedrich den Großen.

Hätte Friedrich Schleſien nicht erobert, ſo zerriß er nicht den Bund zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Deutſchland. Nicht mächtig genug, um ſich loszureißen, mußte Preußen immer vereint mit dem übrigen deutſchen Staatskörper gegen Frankreich kämpfen.

Hätte Friedrich wieder auf der andern Seite im Siebenjährigen Kriege verſtanden, ganz Deutſchland zu erobern, wäre er mit Karl Guſtav's von Schweden oder Napoleon's kriegeriſchem Genie begabt geweſen; hätte er mit einem Worte Winterfeld's großen Plan zu realiſiren gewußt; ſo war Deutſchland, in Ein Reich vereint, fähig, Frankreich zu widerſtehen. Die Weltregierung hat es anders gewollt.

Ohne Hauptstadt konnten die Deutschen nie eine Nationalexistenz noch eine Nationalbildung erhalten.

Ohne Centrum gibt es keine Ordnung. Das erste Geheiß der politischen Strategie ist zur Gründung eines Staats, einer unabhängigen politischen Macht, die Errichtung einer Hauptstadt als Centrum aller Wirksamkeit an einem schicklichen Orte; so wie der Anfang des Menschen als Fötus in der Gebärmutter immer der Kopf ist. Kleine oder partielle Hauptstädte sind das Mittel der Halbcultur des Ungeschmacks und der Corruption ohne Decenz, deren Milderung. Der Geschmack ist nichts Anderes als ein schnelles Urtheil. Die Bildung des Geschmacks ist also für die glückliche Staats- und Kriegsverwaltung sehr wichtig, weil diese Dinge nicht sine judicio gemacht werden können und der gute Geschmack auch ein gutes judicium voraussetzt.

Dieser gute Geschmack wird deshalb bei den Deutschen vermißt, weil sie keine Hauptstadt haben.

Die politische Strategie — nicht die diplomatische, weil die Diplomaten selten Politiker sind — ist eine noch unbekannte Wissenschaft, zu deren Begründung ich der Welt mittheilen werde: Lehrsätze der politischen Strategie, sollte es auch nicht an Thranlampen fehlen, welche sie zu beleuchten wähnen.

Man muß die Avantgarde mit seiner ganzen Macht angreifen und erdrosseln, wenn das corps de bataille zu weit zurück ist, um erstere zu unterstützen, und wenn überhaupt der Schwanz, demjenigen eines Kometen ähnlich, hinterher zettelt. Da die Taktik nur Strategie auf beengtem Raume ist und mit letzterer parallelisirt, so muß eben das Principium auf die Strategie übertragen werden, und von dieser auf die höhere Strategie, oder die politische.

Das heißt, man muß den vorliegenden oder nächsten feindselig verbündeten Staaten den Hals zuschnüren — man sieht, wie ästhetisch edel meine Bilder gewählt sind — noch ehe die Andern ihm Hülfe zukommen lassen, dies ist politische Stra-

tegie. Man muß eine vorgeſchobene Armee eines und deſſelben Staats vernichten, wenn man kann, noch ehe eine Rückhaltsarmee herbeikommt, dies iſt militäriſche Strategie. Man muß eine Avantgarde mit der ganzen Macht aufreiben, wenn die Armee noch zurück iſt, dies iſt Taktik. Denn ich entdecke drei Abſtufungen militäriſcher Kunſt, deren Kriterien die Quantitäten von Zeit und Raum ſind; und der erſte Lehrſatz meiner neuzuerrichtenden Wiſſenſchaft wird ſein: „Die politiſche Strategie verhält ſich zur militäriſchen wie dieſe zur Taktik, und politiſche Strategie iſt die höchſte.“ So wie die militäriſche die Operationen eines Feldzugs oder höchſtens eines Kriegs anordnet, ſo beſchäftigt ſich die politiſche mit dem Glanze und der Dauer der Reiche auf Jahrhunderte und Jahrtauſende.

Daher wird Rußland immer eine ſchwache Hülfe vorliegender Staaten gegen Frankreich ſein. — — —

Der Zar (Peter) ſtaunte Alles an, was die Europäer machten, weil ſeine Leute freilich noch Alles ſchlechter machten. Er war ſo wenig mit Faſſungs- und Umfaſſungskraft begabt, daß er Alles ſelbſt körperlich mechaniſch erlernen mußte, weshalb er gelobt worden iſt. Ich bin jedoch nicht der Meinung Rouſſeau's, daß er zuerſt hätte Ruſſen und dann Europäer aus ihnen machen ſollen, denn dieſes Volk iſt ohne alles Ingenium, wenn man nicht ein Nachahmungsingenium in ihm erregt. Sie ahmten aber ſonderlich die Laſter, die Thorheiten, die Fehler anderer Nationen nach und konnten in ihren Angelegenheiten nie ohne Ausländer zurecht kommen. — — —

Die Hälfte der Deutſchen ſind Erzruſſen. Die Urſache iſt, weil die Deutſchen das europäiſche Gedächtniß vorſtellen und weil das Gedächtniß gemacht iſt, Eindrücke zu empfangen und nicht zu geben. Wenn es aber verdorben iſt, ſo ſteht es mehr

den ſinnlichen Eindrücken offen, als der Herabwirkung des judiciöſen Willens, in äußern Dingen, in natürlichen, — deſſen Repräſentanten die Franzoſen in Europa ſind — oder den die Franzoſen im großen europäiſchen Menſchen vorſtellen. Der judiciöſe Theil der Deutſchen (das judiciöſe Gedächtniß) iſt mehr den Franzoſen zugethan. — — —

VIII.

Blicke auf zukünftige Begebenheiten.

1806.

In jedem Falle eines Krieges mit Frankreich wäre es für die Erhaltung Preußens vielleicht wichtig, daß Norddeutſchland einer einzigen Macht unterworfen würde. Der Krieg würde dann mit weit mehrer Energie geführt, weil Einheit der Regierung den Maßregeln Kraft ertheilt.

Hierbei würde es denn freilich nothwendig ſein, die kleinen Herren ihrer Souveränetät zu entſetzen. Allein das Verbrechen wäre nicht groß, denn vorerſt iſt ja die Regierung kein Eigenthum, weil die Völker kein Eigenthum ſind. Caligula war zwar anderer Meinung, allein die Manen dieſes politiſchen Philoſophen mögen es mir verzeihen, daß ich nicht ſeiner Meinung ſo ganz unbedingt ſein kann, obgleich eine unterthänige Befürchtung, in dieſer Sache zu weit zu gehen, mich abhält, den vortrefflichen Satz ganz umzuſtoßen. Er muß ja wol vortrefflich ſein, weil er bis jetzt immer als Regel des Betragens in der Welt gegolten hat.

Die kleinen Fürſten des nördlichen Deutſchlands würden dadurch keineswegs ihres Eigenthums beraubt. Nur über das Eigenthum ihrer bisherigen Unterthanen könnten ſie nicht mehr ſchalten und es verzehren; das ihrige aber, oder ihre Familien-

güter, bliebe ihnen und ſie wären dann dem engliſchen Parlament zu vergleichen, deſſen Stelle ſie dann in der ehemaligen deutſchen Verfaſſung einnähmen. Ich ſehe nicht, was ſie dabei verlören. Das nördliche Deutſchland würde aber eine Nationalexiſtenz und einen Nationalgeiſt erhalten, wenn die preußiſche Monarchie in die Monarchie Germania ſich umwandelte.

Zweitens können die kleinen Herren ihr Souveränetätsrecht aus der deutſchen Conſtitution durchaus nicht ableiten. Sie mögen ſich doch ihres ehemaligen Verhältniſſes zu Kaiſer und Reich erinnern. Sie könnten ſich alſo nicht beklagen, wenn Preußen die urſprünglich deutſche Verfaſſung in Norddeutſchland wieder herſtellte. Ihre Unabhängigkeit gründet ſich auf einen Misbrauch. Sie iſt uſurpirt. Dies wäre alſo genug, um das Gewiſſen des preußiſchen Monarchen und des preußiſchen Cabinets zu beruhigen.

Einen dritten Grund entlehne ich aus der Iliade des Homer, oder vielmehr, ſie gibt mir die Veranlaſſung dazu. In dieſer unſterblichen Epopöe läßt der eben ſo weiſe als große Dichter den weiſen Ulyſſes oder Neſtor (ich weiß nicht gewiß welchen) ſagen: Vielherrſcherei taugt nichts. Dies iſt indeſſen in dieſem Gedicht blos militäriſch, nicht politiſch zu verſtehen. Ulyſſes will nur ſagen, in einem Kriegsheere tauge Vielherrſcherei nichts, weil ihm die Wirthſchaft, welche die griechiſchen Häuptlinge gegen den Agamemnon in dieſer Belagerung von Troja trieben, zuwider war. Denn hätte er hiermit zum Vortheil der Monarchie ſprechen wollen, ſo würde man ihm mit Grund antworten können, daß in Monarchien gar oft nur zu viel Vielherrſcherei getrieben werde, und daß deswegen in andern Verfaſſungen, wenn die Leute einig ſind, Einherrſcherei ſtattfinde. Ich aber ſage nach reiflicher Ueberlegung und ſowol im militäriſchen als politiſchen Sinne: Kleinherrſcherei taugt nichts.

Aus Mungo Park's Reiſen in Afrika habe ich erſehen, daß die Regierung der kleinen Negerfürſten nicht die beſte iſt, wenngleich auch Ausnahmen dabei ſtattfinden ſollten. Ich will nichts gegen große Monarchien hier ſagen, allein ich mag nicht in einem

kleinen despotiſchen Staate leben, wo der Despot ein jedes Individuum kennt, wo ſein ganzes Reich es hört, wenn er auf ſeinem Throne nießt.

Preußen ſcheint das nördliche Deutſchland vom ſüdlichen trennen zu wollen, und Hildesheim iſt ſchon einigermaßen als das nördliche Regensburg bei verſchiedenen Gelegenheiten zu betrachten geweſen. Eine ſolche Operation wäre eben ſo gefährlich wie die ſoeben betrachtete, ohne deren Nutzen zu gewähren. Sie iſt eine halbe und ſchwache Maßregel, ſtatt daß ſeine Einverleibung eine kraftvolle, dem ganzen Europa imponirende ſein würde.

Allein nichts iſt unwahrſcheinlicher als eine ſolche wichtige Begebenheit. Es gehört ein hoher Grad von Kühnheit, von Herrſcherſtärke, von politiſcher Einſicht, von militäriſcher Kunſt dazu, erſtere Eigenſchaften, um ſie zu unternehmen, die letztern, um ſich im neuen Beſitze zu erhalten. Der jetzige König von Preußen iſt zu milde, zu gütig und zu ſehr mit ſeiner jetzigen Lage zufrieden, um ſich wegen der Vergrößerung ſeines Staats, den er für hinlänglich groß hält, einer ſolchen thätigen Ungelegenheit auszuſetzen. Charaktere, welche für die häuslichen Freuden ſo ſehr empfänglich ſind, und die Umarmung einer holden Gattin den Anlockungen des Ruhmes vorziehen, ſind nicht diejenigen, welche die Geſtalt der Welt durch Revolutionen umwandeln. Der preußiſche Monarch wird keinen Fürſten ſeiner Länder berauben und das gegenwärtige preußiſche Cabinet iſt zu ehrlich, man erlaube mir dieſen hier richtig bezeichnenden Ausdruck, um wichtige Vergrößerungen zu rathen und die Mittel dazu anzugeben, wenn ſelbſt die Natur des gegenwärtigen ſo wohlgeſinnten Monarchen die Sache möglich machte.

Selbſt der große Friedrich dachte nicht auf große Vergrößerungen. Er war mehr Philoſoph als Held. Er ſchien nie auf die Erhebung ſeines Reichs bis in die Reihe erſter Mächte zu denken. Er war nicht unempfindlich gegen den wollüſtigen Genuß der Ruhe. Er eilte zu genießen, nachdem er erworben hatte. Kein raſtloſes Feuer, grenzenloſe Entwürfe des Ruhms

zu realiſiren, ſtörte dieſen Genuß. Er war mehr ein Mann von Talenten als ein Mann von Genie; und die geſunde Vernunft eines epikuriſchen Philoſophen war mehr ſein Geiſteseigenthum als die Hoheit der Seele eines Alexander.

Seine Eroberungsbegierde war ſehr eingeſchränkt. Er hatte nur einen Anfall davon in ſeiner Jugend, als er Schleſien eroberte. Mit dieſem Erwerb war er zufrieden, ſeine übrigen Kriege wurden geführt, um ihn zu behalten, nicht zu vermehren. Seine übrigen Vergrößerungen wurden ihm von dem Glücke in die Hände geſpielt, faſt ohne ſein Zuthun. Er duldete ſogar, aus Liebe zur Ruhe, daß die andern Mächte mehr von Polen nahmen wie er. Seine Ungeduld, den Siebenjährigen Krieg zu enden, machte, daß er die Gelegenheit entwiſchen ließ, ſich mächtig in Weſtfalen zu vergrößern. Nie nährte er erhabenere Entwürfe als den, einen mittelmäßigen Staat zu ſtiften, und ſeiner Familie ein größeres Erbtheil zu hinterlaſſen, als er bekommen hatte. Er dachte die Dinge mit zu vieler Klarheit, um ein Held zu ſein. Jene Illuſion der Leidenſchaft, welche große Seelen zu großen Thaten hinreiſt, mangelte ihm. Das Nützliche, nicht das Schöne war die Triebfeder ſeiner Handlungen und der Schimmer des Ruhmes erbleichte vor ſeinem kalten philoſophiſchen Blick.

Eilig machte er ſeinen Separatfrieden nach der Eroberung Schleſiens, da er doch noch mehr erobern und vielleicht das Haus Oeſterreich ſtürzen konnte, wenn er die Sache auf das Aeußerſte trieb. Allein er eilte zu genießen und zog eine gewiſſe Mittelmäßigkeit einer ungewiſſen zukünftigen Größe vor. Es iſt die Frage, ob Friedrich, mit Alexander's Geiſt, nicht Herrſcher von ganz Deutſchland geworden wäre. Allein wenn ſein Kopf auch gigantiſche Plane zu faſſen vermochte, ſo war ſein Herz zu ſchwach, um ſie zu wollen.

So wenig nun Eroberungsbegierde ein herrſchender Zug ſeines Charakters war, ebenſo wenig ließ er ſich die Veredelung des von ihm beherrſchten Volks ſeine Hauptangelegenheit ſein. Erhabene Entwürfe der moraliſchen Legislation ſind nie in ſeine

Seele gekommen, entweder weil er die Menſchen, ſonderlich die von ihm beherrſchten Menſchen ihrer nicht würdig hielt, oder weil ſie ſeinen Abſichten und ſonderlich ſeiner Art zu regieren geradezu entgegengearbeitet hätten. Bei ſo vielem Verſtande müßte man keine erhabene Seele in ihm vorausſetzen, wenn nicht ſeine tiefe Menſchenverachtung ſeine Seelengröße rettete.

Seiner Ueberlegenheit über die ihn Umgebenden ſich bewußt, durften ſie nur die unbedingten Inſtrumente ſeines Willens ſein. Dieſe Art zu regieren war nicht geeignet, geſchickte Staatsmänner zu bilden. Wenn ein Anderer für uns denkt und will, ſo ſchlummern aus Mangel der Uebung die Facultäten des Denkens und Wollens. Wir ſind dann gleichſam nur Waſſerleitungen, welche von der Quelle her das befruchtende Fluidum durchlaufen laſſen, ohne es zu ſäubern. Die Vergleichung mit einem Siebe würde paſſend ſein, wenn ein Sieb nicht ſäuberte. Menſchen, gewöhnt, blos paſſiv ſich bearbeiten zu laſſen, werden wenig geſchickt ſein, ſelbſt als actives primum mobile den erſten Stoß zu geben.

König Friedrich ſchien der Meinung zu ſein, daß in einer Monarchie der Monarch an Geiſtesſtärke ebenſo über ſeine Diener hervorragen müſſe, als er ihnen an Macht überlegen iſt. Ich glaube, er hatte Recht, wenn die Monarchie eine ſolche bleiben ſoll. König Friedrich regierte einzig und allein nach ſeinem Kopfe und aus dem Kopfe, inſofern ſeine Regierungsart originell war. Dies hatte eine vortreffliche Folge: Einheit in der Regierung. Alles in ſeiner Art zu herrſchen, war aus einem Stücke. Alles war ſyſtematiſch und zuſammenhängend, denn Conſequenz war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er ging nie wieder ſelbſt von einem erkannten Irrthume zurück, und zwar, mich dünkt, zufolge einer ſehr wichtigen Staatsklugheit, weil Schwanken in den Maßregeln Achtung der Regierung raubt, und das ſonderbare Schauſpiel des Aufbauens und Wiedereinreißens nicht ihrer Klugheit das Wort redet und die Staatskräfte verzehrt.

Da nun eminente Köpfe nicht ſo gute Waſſerleitungen, wie ich oben geſagt habe, ſind als höchſt mittelmäßige Menſchen,

ſondern gern ſich einmiſchen und von dem Ihrigen hinzuſetzen, ſo mochte er ſie nicht gern um ſich haben, und bei den Staatsſtellen waren ſie nicht Diejenigen, welche er hervorzog. Wenn es hin und wieder geſchehen wäre, ſo würde es eine Ausnahme ſein, welche bewieſe, daß ſelbſt die conſequenteſten Charaktere nicht immer conſequent ſind.

Zur geſellſchaftlichen Beluſtigung wählte er ſie zwar in ſeinen jüngern Jahren. Aber auch dies wurde er überdrüſſig, denn er mochte doch bei dem Allen gern hervorragen, welches in ſolcher Geſellſchaft nicht wohl anging. Daher ſtand er nur zuletzt durch Briefe mit Männern von Genie in Verbindung und wählte ſich Geſellſchafter von gewöhnlicherm Schlage. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß, da er ſo unausſprechlich viel ſprach, er die Leute, welche er nicht zu Worte kommen ließ, nicht kennen lernen konnte.

Da er nun im Allgemeinen nur gewöhnliche Menſchen zu Werkzeugen ſeines Willens wählte, und ſie noch obendrein ſelten für ſich ſelbſt urtheilen und handeln ließ, ſo wird man doch wol leicht erachten können, daß er keine Baumſchule der kühnſten Staatsmänner, fähig, die rieſenhafteſten Entwürfe im Verſtande zu empfangen und auszuführen, bildete und hinterließ. Da ferner dieſer Monarch ſelbſt kein excentriſches Genie war, und von keiner unbegrenzten Ehrſucht und erhabenen Planen, die Geſtalt der Welt zu verändern und zu verbeſſern, in ſeinem Innern beunruhigt wurde, ſo konnte er noch weniger ſeiner Monarchie ein Geiſtesgepräge eindrücken, welches nicht das ſeinige war. Folglich hinterließ er eine genügſame Monarchie, die es verdiente, von ihren Nachbarn mehr geliebt zu werden, als es der Fall iſt, weil ſie wol ſchützen, aber ihrem Charakter zufolge nie verwunden kann, weil ſie, indem ſie die Unabhängigkeit keines Staates in Deutſchland gefährdet, ſelbige Allen zuſichert. — — —

— — — In einer Kriegsart, wo phyſiſche Quantitäten im Gefecht wenigſtens die moraliſchen überwiegen, ſind die Ruſſen

Ungeheuer der Kunſt. Sie ſind keine Helden, aber ſie ſind beſſere Kriegsmaſchinen wie die Balliſten und Katapulten der Alten. Ein Ruſſe verdient aber deshalb den Vorzug vor einer andern Maſchine, daß er unmittelbar auf das Geheiß des Führers etwas ausrichtet, ſtatt daß eine Baliſte von Andern in Wirkſamkeit geſetzt werden mußte.

Ein Ruſſe iſt tapfer, feige, ehrlich, betrügeriſch, weiſe, thöricht, witzig, dumm, Alles auf Geheiß ſeiner Obern. Er betet, er nothzüchtigt, er hört auf, er mordet, er ſpießt Kinder, er iſt mitleidig, großmüthig; Alles wie ſeine Herren es haben wollen. Er hat Talente, wenn ſie es befehlen. Von welcher andern Maſchine kann man das behaupten? Vortreffliches Volk, von der Vorſehung abſichtlich für die unumſchränkte Monarchie geſchaffen!

Doch ich erinnere mich, daß ich hier blos unterſuche, und daß Ekſtaſen mir nicht erlaubt ſind. Von meinem ruſſiſchen Enthuſiasmus kehre ich alſo zu meinem Gegenſtande wieder zurück. Ich bemerke, daß die gemeinen Polen, mit welchen ſich die preußiſche Armee ſeit den Vergrößerungen Friedrich's und Friedrich Wilhelm's geſchmückt hat, eben ſo vortreffliche, das heißt lebloſe lebendige Schießmaſchinen ſind wie die Ruſſen. Allein in der preußiſchen Armee ſind Deutſche, die von den ehemaligen Wenden abſtammen. Dieſe ſind es weniger, weil ſie germaniſirt ſind. Die eigentlich deutſchen Soldaten der preußiſchen Armee, ſonderlich die Regimenter weſtlich der Elbe, ſind es noch weniger. Von Dieſen würde aber wenig übrig ſein, wenn die Neufranken bis zur Elbe gekommen wären.

Dieſe lebendigen Katapulten würden alſo den Ruſſen ein entſchiedenes Uebergewicht öſtlich der Elbe geben. Ich ſage den Ruſſen, weil die Preußen nur in ihrer Geſellſchaft eine untergeordnete Rolle ſpielen würden.

Die Elbe würde alſo die Scheidewand zwiſchen Ruſſen und Franzoſen ſein, ſowie ſie es ehemals zwiſchen Sachſen und Wenden war. Dieſer Zuſtand der Dinge könnte eine geraume Zeit dauern und die preußiſchen Staaten wären der Tummelplatz zweier Hauptmächte, gerade wie zur Zeit des Kurfürſten Georg

Wilhelm Schweden und Oesterreicher sich in Brandenburg schlugen und es verheerten.

Es wäre hierbei merkwürdig, daß, sowie ehemals, die Elbe die Herrschaft der slawischen und germanischen Völker trennte. Auch der Imperator Augustus wollte bis zur Elbe das römische Reich ausdehnen. Dieser Fluß machte die östliche Grenze der fränkischen Monarchie. Aber die neufränkische Republik würde wahrscheinlich noch östlich derselben ihre Herrschaft ausdehnen.

Denn obwol der fleischerne Katapult, Russe genannt, in Gefechten geradeaus sehr wohl zu gebrauchen ist, und die klügern gar oft besiegen kann, so muß er doch da, wo die Operationsanlage früh oder spät entscheidet, unterliegen, weil bei denselben das Licht des Verstandes Massen von Knochen und Fleisch, die von drei oder vier Begriffen vorm Verfaulen gerettet werden, besiegen muß.

Es ist leicht zu erachten, daß die der Elbe zunächst gelegenen Gegenden, sonderlich die östlichen, eben kein erwünschter Wohnplatz dann sein würden. Das Schlimmste aber ist, daß dieser unglückliche Zeitpunkt für Diejenigen, welche die Tendenz der Dinge aufzufassen verstehen, früher oder später unvermeidlich zu sein scheint.

Es gibt Staaten, über welchen die größte Gefahr schwebt, und die doch in vollkommener Sicherheit und Ruhe (durch eine einschläfernde Gegenwart getäuscht) zu sein wähnen.

Es gewährt aber in Hinsicht auf Preußen den aufrichtigen Anhängern dieser Monarchie Beruhigung, daß die Maßregeln des gegenwärtigen Monarchen gerade diejenigen sind, welche das drohende Unglück einer untergeordneten Verbindung mit einem mächtigern Staate in einem Kriege gegen einen noch mächtigern wenn nicht ganz abwenden, doch sehr in die Ferne hinaussetzen können. Diese Maßregel ist eine so strenge Neutralität, wie sie Preußen gegenwärtig beobachtet.

Da dies Manchem eben so paradox scheinen möchte, als es wichtig ist, so werde ich dies hier mit sehr triftigen Gründen, wie ich glaube, auseinandersetzen.

Eine kleinere Macht ſinkt immer tiefer hinunter, wenn ſie ſich nicht verhältnißmäßig mehr vergrößert als die großen Mächte. Denn wenn ſie nur ebenſo viel Land und Leute gewinnt, ſo bleibt das vorige Verhältniß. Wenn ſich aber die größern Staaten noch mehr vergrößern, ſo werden ja die minder großen Mächte vom zweiten oder dritten Range am Ende zu kleinen herabſinken.

Dieſes verhältnißmäßig größere Steigen der Macht der Staaten vom erſten Range iſt unvermeidlich. Denn je mächtiger ein Staat iſt, deſto größer werden ſeine Anſprüche ſein, um deſto beſſer kann er ſie gelten machen.

Da nun mindermächtige Staaten bei einem Kriege mehr wagen als letztere, ſo werden ſie ruhig bleiben, wenn ſie auch nur einen geringen Theil des Erworbenen bekommen, während die mächtigern einen größern ſich zueignen. So ließ ſich der große Friedrich ruhig gefallen, daß Rußland und Oeſterreich mehr von Polen nahmen als er, weil er doch auch ein Stückchen bekam. Es hätte genau das Gegentheil ſein ſollen; da ſein Staat der mindergroße war, ſo mußte er ſich mehr vergrößern wie die mächtigern Nebentheiler.

Es ſcheint wirklich, daß, wenn Friedrich ein ſolches umfaſſendes, in die Zukunft ſpähendes Genie geweſen wäre, als gewöhnlich geglaubt wird, er auch dieſe Betrachtung würde angeſtellt haben. Er würde alſo ſeinen Ruhm und die Dauer ſeines Staats ſeiner Ruhe vorgezogen haben, und hätte folglich entweder die Vergrößerung der Andern verhindert, oder ſich noch mehr vergrößert. Dieſes konnte aber nur durch einen energievollen Krieg geſchehen, deſſen er herzlich müde war.

Wer müde iſt, hört auf ein Held zu ſein, weil jener Ekel an Weltdingen eine Geiſteserſchlaffung anzeigt, die uns zu einer thätigen Rolle bei großen Weltbegebenheiten unfähig macht.

Durch gewaltſame Anſtrengungen mußte alſo Friedrich ſeinen Staat bis in die Reihe der erſten Mächte erheben. Denn durch die Eroberung von Schleſien hatte er nun einmal die Eiferſucht rege gemacht; es kam nun darauf an, durch noch wichtigere Er-

oberungen ſie ohnmächtig zu machen. Er that alſo entweder zu viel oder zu wenig. Zu viel, indem er durch die Eroberung Schleſiens ſich den Haß großer Mächte zuzog, und aus einer glücklichen Dunkelheit hervorging, in welcher das Wohl ſeiner Unterthanen ſein einziger Ruhm hätte ſein ſollen; zu wenig, indem er nicht bis zur abſchreckenden Größe einen gewaltſam gebildeten Staat erhob. Er war alſo kein Cäſar. Er war auch kein Macbeth: I have waded so far in blood, that to return would be as tedious as to proceed. Er erinnerte ſich nicht, daß man noch gar nichts gethan hat, ſo lange noch etwas zu thun übrig bleibt.

Wenn alſo künftig einmal die preußiſche Monarchie zu Grunde gehen könnte, (wir wünſchen ihr aufrichtigſt eine lange Dauer und werden uns hier mit den Mitteln beſchäftigen, ihr eine ſolche zu geben, wir glauben auch nicht, daß unſere unparteiiſchen Unterſuchungen in einer Monarchie, wo Freiheit der Meinungen geſtattet wird, misfallen werden, weil eine herbe Wahrheit nützlicher iſt als ein angenehmer Irrthum, und ein aufrichtiger Freund erſtere ſagt und letztern aufdeckt), ſo würde es die Schuld Friedrich's des Großen ſein. Er hat es verſäumt, Preußen zu einer Macht der erſten Größe zu erheben. Sein Nachfolger könnte es gegenwärtig nur durch eine Operation, welche bei demſelben die größte Kühnheit, die größten Einſichten, eine unbegrenzte Standhaftigkeit, die wichtigſten Schwierigkeiten zu beſiegen, und die glänzendſten militäriſchen Eigenſchaften, verbunden mit legislatoriſcher Weisheit erfodern würde, bewerkſtelligen, und dennoch wäre der Erfolg ungewiß.

Mangel an Nationalverſtand ließ Polen aus der Reihe der Staaten verſchwinden. Ich fürchte, Deutſchland wird eben dies Schickſal erleben, früher oder ſpäter, wenn die deutſchen Mächte nicht anfangen, nach beſſern Grundſätzen zu handeln. Die deutſchen Völker haben eben nicht in dem letzten Jahrzehend einen hohen Begriff von ihrer Volksintelligenz gegeben. Man ſage

nicht, die fehlerhafte Conſtitution ſei hieran Schuld, denn die Verfaſſung iſt der Ausfluß und Abdruck des Nationalverſtandes. Diejenigen Staaten aber, denen Intelligenz und geſchickte Männer mangeln, müſſen ſich der Apathie weihen und von der vormundſchaftlichen Leitung des Schickſals erwarten, was ſie durch Klugheit nicht erlangen können.

IX.

Guſtav Adolf in Deutſchland.

1808.

Das Haus Oeſterreich, welches eine Reihe Prinzen erzeugte, die um ſo mehr den Krieg liebten, je weniger ſie die Gefahren des Kriegs theilten, wollte zur Univerſalherrſchaft in Europa gelangen, ohne doch ſelbſt die Kraft zu leiten, welche allein die Herrſchaft erringt. Die Wahl der Feldherren konnte nur allein unkriegeriſche Feldherren zum Zwecke führen, eine Wahl, die, um glücklich zu ſein, ſelbſt einen Feldherrn erfoderte. — — —

Die Urſache des Kriegs war nicht die Religion, welche innerlich iſt und in der Ausübung des Guten beſteht; ſie war nicht die Beobachtung leerer Gebräuche, welche, wenn ſie nicht das Symbol einer politiſchen Partei ſind, Niemand Intereſſe einflößen; ſie lag in der Beraubung der Kirchengüter, welche ſeit Luther's Reformation die deutſchen Fürſten bereicherte, deren Selbſtändigkeit das einzige Hinderniß der unumſchränkten Macht des Hauſes Oeſterreich in Deutſchland war. Die Religion lieferte den Vorwand zum Kriege, weil Niemand die Plane der Herrſchſucht befördert, wenn ſie nicht umſchleiert ſind. . . . .

3.

Aus Dietrich Bülow's militärischen Schriften.

Nebst einer kritischen Einleitung zu denselben.

Von

Wilhelm Rüstow.

Dietrich von Bülow's

Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswiſſenſchaft.

Eine kritiſche Einleitung zu ſeinen militäriſchen Schriften.

Dietrich von Bülow iſt für die Militärliteratur und damit auch für die Entwickelung der Kriegswiſſenſchaft nach mannichfachen Richtungen hin von Bedeutung. Er iſt als Syſtematiker, als Kritiker, als Geſchichtſchreiber, endlich als Verkündiger der militäriſchen Zukunft Europas aufgetreten.

Als Syſtematiker darf man ihn dreiſt den Begründer — nicht der Kriegswiſſenſchaft — aber der Wiſſenſchaft von der Kriegführung nennen. Denn er ſprach es zuerſt unumwunden aus, daß die Kriegführung im Großen auf wiſſenſchaftliche Grundlagen zurückgeführt werden könne, aus welchen dann auch beſtimmte Regeln, Anhalte zum Handeln, wie Anhalte der Kritik abzuleiten wären; — eine Anſicht, die uns heute wol im Allgemeinen auf der Hand zu liegen ſcheint, die aber doch bis auf die Gegenwart herab ihre Gegner gefunden, daher bis auf die Gegenwart herab der Verfechter bedurft hat.

Dies allein ſichert Bülow ſchon einen hiſtoriſchen Namen, weil es nicht ohne erheblichen Einfluß auf die größten Verhältniſſe des Völker- und Staatslebens bleiben kann, ob man die Exiſtenz einer Wiſſenſchaft der Kriegführung anerkennt oder nicht.

Exiſtirt ſie, ſo wird auch die Kunſt der Kriegführung oder der Heerführung allgemeiner zugänglich gemacht, ſie iſt nicht ferner ausſchließlich Domäne des Genies. Daraus zu folgern, daß nun auch Jedermann ein Feldherr — nicht ein General — werden könne, wäre thöricht, weil den Feldherrn niemals allein das Wiſſen macht, weil derſelbe vor allen Dingen vielmehr der Eigenſchaften des Charakters bedarf, die zur entſchloſſenen und conſequenten Anwendung des Wiſſens befähigen. Aber ſind dieſe Eigenſchaften vorhanden, ſo gibt die Wiſſenſchaft eine ſolide Grundlage des Handelns, weil ſie den logiſchen Weg zu den zweckmäßigen Ueberlegungen eröffnet und bahnt. — Gäbe es keine Wiſſenſchaft der Kriegführung, ſo würde alles Studium des Kriegs zwecklos, weil es ziellos bleiben müßte, weil Anhaltspunkte für das eigene Handeln doch nicht zu erlangen wären; es würde ſich alſo kein vernünftiger Menſch mit einem ſolchen Studium abgeben. Wird aber die Exiſtenz einer Wiſſenſchaft der Kriegführung anerkannt, ſo wird deren Studium eine nützliche Beſchäftigung, welche Reſultate verſpricht, und folgerecht auch eine allgemeinere. Und es iſt wol klar, daß dann ein Heer, in welchem der Krieg in weitern Kreiſen ſtudirt wird, mit größerer Wahrſcheinlichkeit eine Reihe von guten Feldherren erziehen wird als ein anderes, in welchem man die Fähigkeit, Heere zu führen, als eine directe Gabe der himmliſchen Mächte betrachtet und vom Geſchicke erwartet, ob es einen Erlöſer ſende oder nicht. Jene guten Feldherren mögen keine Napoleons ſein, ſie ſind aber doch vielleicht Wellingtons oder Waſhingtons — und eine Reihe von guten Generalen gibt einem Staate jedenfalls mehr Sicherheit als einzelne große Feldherren, welche meteoriſch von Jahrhundert zu Jahrhundert einmal aufleuchten. Größern Glanz werden dieſe Letztern bringen, aber nicht größere Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit der Verhältniſſe. In einem Heere, in dem der Krieg eine Sache des Studiums geworden, entwickeln ſich in weitern Kreiſen klarere und richtigere Anſchauungen; das Ineinandergreifen der mannichfaltigen Handlungen, in welche der Krieg ſich zerlegt, wird erleichtert, weil der Feldherr, nicht mehr auf einer

isolirten Höhe stehend, bei halben Worten schon verstanden wird und die Unterfeldherren bei Lösung ihrer Einzelaufgaben doch stets im Stande bleiben, das Ganze und in ihm den letzten Zweck zu übersehen.

Wer also den Satz aufstellt, daß die Kriegführung wissenschaftlicher Betrachtung unterworfen werden könne, und die Menschen für seine Ansicht, — wenn auch anfangs nur theilweis — zu gewinnen versteht, hat sich sicherlich ein praktisches Verdienst erworben. Bülow that Jenes und er entwickelte zugleich die Grundlagen der Wissenschaft, wie wir sie in allem Wesentlichen noch heute anerkennen, indem er die Begriffe einer Basis, des Subjects und Objects der Operationen, der Operationslinie, feststellte. Daß seine Lehren Wurzel faßten, wer wollte es leugnen? Ich will mich begnügen, in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt hinzuweisen. Nennen wir nicht heute noch — von Spitzfindigkeiten abstrahirt, — Strategik und Taktik, was Bülow so nannte? Beide Bezeichnungen sind so willkürlich, das Wort paßt hier so wenig zur Sache, daß es doch wahrhaftig auffallen muß, wenn so sonderbare und unpassende Bezeichnungen sich so tief einfressen konnten; und Derjenige, welcher sie zuerst in diesem Sinne brauchte, muß doch wol einen bedeutenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und durch sie auf die folgenden Generationen geübt haben, wenn ein halbes Jahrhundert nicht hingereicht hat, das offenbar Falsche abzuschütteln. Strategik heißt, wörtlich übersetzt, die Kunst oder Wissenschaft der Heerführung, — ganz allgemein. — Wir aber verstehen nach Bülow in der Theorie des Kriegs darunter die Wissenschaft von den Operationen, also einen Theil der Wissenschaft von der Heerführung.

Taktik heißt die Kunst oder Wissenschaft der Stellung; wir aber verstehen in der Theorie des Kriegs mit Bülow darunter die Lehre von den Schlachten. In der Theorie der Kriegführung, sage ich, — denn wer etwa die Taktik als eine abgesonderte Wissenschaft behandelt, dem fällt es nicht ein, sie als eine reine Lehre von den Schlachten zu betrachten, der erkennt factisch auch eine Taktik der Märsche und der Lager an. Im Grunde

darf man nicht leugnen, daß hier eine heilloſe Confuſion herrſcht, der durch eine neue Terminologie ein Ende gemacht werden ſollte und mit großem Nutzen für die Praxis ein Ende gemacht werden würde, — eine Confuſion, deren Schöpfer Bülow in demſelben Augenblicke ward, da er als Gründer einer Theorie des Kriegs auftrat, — die aber, indem ſie ſich beharrlich ſo lange behauptete, Bülow's Einfluß auf die militäriſchen Anſchauungen der gegenwärtigen und der nächſtvorigen Generationen äußerſt ſchlagend beweiſt.

Bülow nennt ſein wiſſenſchaftliches Gebäude das „neuere Kriegsſyſtem", er datirt deſſen thatſächliche Anfänge von der Einführung des Feuergewehrs und ſtellt dem neuern Kriegsſyſtem das der Alten gegenüber. Hiermit ſagt er ſelbſt, daß ſein Syſtem kein allgemein gültiges ſei. Man iſt gegenwärtig wol ſo ziemlich einverſtanden darüber, — ſoweit man überhaupt die Exiſtenz eines Syſtems der Kriegführung zugibt, — daß es ein allgemeines, für alle Zeiten gültiges gebe, welches in verſchiedenen Erſcheinungsformen auftreten kann, deſſen Grundlagen aber durchaus dieſelben bleiben, folglich, daß es nur ein Syſtem der Kriegführung gebe. In der That iſt es nicht ſchwer nachzuweiſen, daß ſich Bülow in einem gründlichen Irrthum befinde, wenn er das Kriegsſyſtem der Neuern dem der Alten gegenüberſtellt. Er ſieht den Grundunterſchied darin, daß die Neuern ſich baſiren müßten und die Alten deſſen nicht bedurft hätten. Dieſer Grundunterſchied exiſtirt nun factiſch gar nicht. Bülow's Irrthum entſpringt erſtens aus ſeiner oberflächlichen Geſchichtskenntniß, zweitens daraus, daß er den Begriff einer Baſis im Syſteme willkürlich zu enge eingrenzt; als Kritiker ſteckt er ihn ſelbſt weiter. Was iſt denn eine Baſis? Bei Licht betrachtet iſt es ein Land, deſſen Verwaltung man in Händen hat und deſſen Hülfsquellen man auszubeuten vermag. Unter dieſen richtigen weitern Begriff fällt auch der engere von Bülow's Syſtem, derjenige einer Reihe von Feſtungen. Hebt man die letztern aus dem verwalteten Lande heraus, ſo iſt ſie, iſolirt in der Luft ſchwebend, wahrlich auch in Bülow's Sinne keine Baſis mehr;

ein verwaltetes Land bleibt aber eine Basis selbst ohne Festungsreihe; die letztere kann die Basis verbessern, zur Constituirung des Begriffs gehört sie aber nicht. — Wollte man strenge daran festhalten, so würde man schwerlich alle Feldzüge des Kaisers Napoleon unter den Begriff des neuern Kriegssystems bringen können. Ein Land aber, in welchem sie verwalteten, dessen Hülfsquellen sie ausbeuten konnten, mußten auch die alten Feldherren zur Basis ihrer Operationen machen, wenn sie ein anderes angriffen, in welchem sie die Verwaltung noch nicht hatten, — und die großen Feldherren des Alterthums haben es gethan. Man verfolge doch Alexander's Feldzüge in Asien. Mit welcher Sorgfalt denkt er nicht darauf, sich eine tüchtige Unterlage seiner Unternehmungen zu bereiten, sich auszudehnen; in die Breite, ehe er vorwärts dringt; — man schlage Cäsar's Commentarien auf und überzeuge sich, welche Rolle hier die res frumentaria, die Verproviantirung, folglich das Dasein oder die Beschaffung eines in geordneter Weise ausnutzbaren Landes spielt. Die großen Feldherren des Alterthums suchten sich allerdings ihre Basis vielfach durch richtige Benutzung der politischen Verhältnisse, der Parteien in den angegriffenen Ländern zu verschaffen; — aber die großen Feldherren der Neuzeit haben Das doch auch gethan: Gustav Adolf machte zu seiner Basis den Protestantismus, Napoleon zuerst die Freiheit — in Italien, dann die Eifersucht der Souveräne — in Deutschland.

Ich habe von Bülow's oberflächlicher Geschichtskenntniß geredet. Sie ist unleugbar. Die Alten kannte er in Hinsicht auf ihre Kriegseinrichtungen wesentlich aus Folard, eine sehr trübe Quelle, wie ich nicht weiter auseinander zu setzen brauche. Wie hätte er von der geringen Bedürftigkeit der Heere des Alterthums sprechen können, wenn er das Alterthum kannte? Bülow war historisch sehr belesen, hatte aber wenig studirt und besaß die Naivetät, seine Belesenheit für Erfolg des Studiums zu halten. Ein auffallendes Beispiel dafür hat er uns selbst aufbehalten. Er sagt in seinem „Geist des neuern Kriegssystems": Gustav Adolf habe sich im Dreißigjährigen Kriege nicht basirt. Man

nehme den erſten beſten jungen Offizier der Gegenwart heraus, ob er bei dieſer Behauptung nicht ſtutzig werden wird, ob er nicht wiſſen wird, wie Guſtav Adolf ſich ein Jahr lang in Pommern und der Mark umhertrieb, eben aus keinem andern Grunde, als um ſich zu baſiren. Bülow wußte dies nicht. Späterhin machte er ſich daran, ſeinen „Guſtav Adolf in Deutſchland" zu ſchreiben. Nun fiel ihm ſein Irrthum ſogleich auf, er bekannte ihn, wie immer, ohne Weiteres. Hätte er eine Geſchichte Alexander's, Cäſar's nach den Quellen geſchrieben, ſo würde er auch in Hinſicht auf das Alterthum ſeinen Irrthum eingeſehen haben. Damit wäre denn der ganze Grundunterſchied zwiſchen altem und neuem Kriegsſyſtem zuſammengefallen, Bülow hätte ſeinen „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems" umtaufen müſſen, aber nicht blos den Namen, ſondern auch die Ausführung. Ich bin überzeugt, daß er zu dieſer Selbſtkritik gekommen wäre, wenn er noch zehn Jahre länger lebte. Die Selbſtkritik wäre aber der erſte Schritt zu einer weitern Auffaſſung der Kriegführung geworden, das einſeitige Syſtem Bülow's hätte ſich in ein umfaſſenderes verwandelt und ſich darum eben der idealen Wahrheit mehr genähert.

In neueſter Zeit iſt dieſer Schritt von einem Andern für Bülow gethan worden, ich meine vom General Williſen, der Bülow's Grundlagen, ihrem Weſen nach, behielt, ſie aber erweiterte. Williſen's „Theorie des Kriegs" hat beiweitem noch nicht die Anerkennung gefunden, welche ſie verdient, wie es mir ſcheint. An Klarheit der Darſtellung dürfte ſchwerlich ein Autor, an kriegeriſcher Einſicht ſchwerlich ein Feldherr den General Williſen übertreffen. Das Letztere zu behaupten iſt gewagt, ich weiß es wohl, weil man das Unglück oder den Nichterfolg eines Feldherrn gewöhnlich zuerſt ſeinem Mangel an kriegeriſcher Einſicht zuſchreibt. Aber mit welchem Rechte denn? Ich wenigſtens werde meine Behauptung in Betreff des Generals Williſen aufrecht erhalten können, da ich kriegeriſche Einſicht und kriegeriſches Wiſſen erſt für die zweite Eigenſchaft eines Feldherrn halte und den Charakter für die erſte, da ein glücklich conſtituirter Charakter

allein die Fähigkeit gibt, mit Kraft und Conſequenz, unbeirrt von Nebenumſtänden, dem Ziele zuzuſteuern, welches die Einſicht geſteckt hat und auf den Wegen, welche dieſe zeigt. Die kriegeriſche Einſicht iſt darum die zweite Eigenſchaft, weil dieſe dem Feldherrn ſein Generalſtab erſetzen kann, den Charakter aber Niemand. General Williſen wäre wahrſcheinlich ein vortrefflicher Generalſtabschef geweſen. — Schon ehe er das Unglück gehabt hatte, an die Spitze einer Armee geſtellt zu werden, iſt ſeine „Theorie des großen Kriegs" vielfach angefochten worden; jetzt haben Diejenigen, denen Klarheit und Einfachheit mit logiſcher Conſequenz gepaart ein Greuel iſt, noch beſſeres Feld, über die Theorie des Kriegs herzufallen und ihren Verfaſſer „Kriegsprofeſſor" zu heißen. Solche Kriegsprofeſſoren ſind gar nicht ſo übel, Scharnhorſt war auch einer; ich vermuthe auch ſehr ſtark, daß der Marſchall Radetzky und der Feldmarſchallieutenant Haynau Kriegsprofeſſoren in ihren Hauptquartieren gehabt haben und ich glaube andererſeits, daß es den Ungarn 1849 ſehr zu wünſchen geweſen wäre, daß ſie dieſe Waare gehabt hätten. Wenn ein ſolcher Kriegsprofeſſor Charakter hat, ſo iſt er ein ſehr guter Feldherr und kann ein großer Feldherr ſein, wie es z. B. der Kaiſer Napoleon war, der beide Eigenſchaften in ſich vereinigte, die des Charakters und die des Kriegsprofeſſors. Von Scharnhorſt iſt Daſſelbe wahrſcheinlich, obgleich man es nicht mit Gewißheit ſagen kann; denn ob man den zum Feldherrngeſchäft nothwendigen Charakter habe, zeigt ſich immer erſt, wenn man wirklich ein Heer führt. Wer nicht glauben will, daß Napoleon ein Kriegsprofeſſor war, der muß Berthier's Ordrebücher ſtudiren, nicht durchblättern. Diejenigen Herren aber, welche ſtatt logiſcher Sätze hohle, aber hochtrabende Phraſen in ihre Bücher ſchreiben, um damit den Verdacht von ſich abzuwenden, daß ſie Kriegsprofeſſoren ſeien, werden dadurch noch lange keine großen Feldherren. Die großen Feldherren müßten ſonſt wie die Kohlköpfe aufſchießen.

Das wiſſenſchaftliche Syſtem der Kriegführung, welches Bülow wirklich entwickelte, iſt das des umfaſſenden Angriffs und

des excentrischen Rückzugs. General Willisen hat das Gebiet der Kriegsformen erweitert und einer jeden ihren Platz angewiesen, er hat die Gültigkeit der einseitigen Aufstellungen Bülow's umgeworfen, indem er die Ausführungshindernisse würdigte und die drei charakteristischen Ansprüche an jede Kriegshandlung erhob, es solle die Absicht dem Feinde verborgen werden, die Ausführung mit Schnelligkeit und mit Kraft auf dem entscheidenden Punkte geschehen. Aber Bülow's Grundlagen hat General Willisen dem Wesen, wenn auch nicht der Form nach beibehalten. In der That, — hat er nicht die Strategik als die Lehre von den Verbindungen charakterisirt und leitet er nicht ihre Regeln aus der Eigenschaft der Armeen her, welche er sehr gut die Bedürftigkeit genannt hat? — Hierin steckt, wie es mir scheint, der Mangel und so zu sagen die Fehlerhaftigkeit des Willisen'schen Systems. Diesen Fehler in der Anlage hätten Willisen's Kritiker aufdecken und verfolgen sollen, statt sich an unnütze Kleinigkeiten zu halten.

Ich glaube meine Ansicht über diesen Punkt hier näher erörtern zu können, da Willisen und Bülow in so enger Beziehung zueinander stehen.

Willisen theilt die Lehre vom Kriege in diejenige vom Angriff und die von der Vertheidigung. Jede dieser Oberabtheilungen erhält zwei Unterabtheilungen: Strategik und Taktik. Die beiden Unterabtheilungen führt Willisen auf die Grundeigenschaften der Armeen zurück; er behauptet, es gäbe deren zwei, die alle andern dominirten: Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit. Auf die erste baut er dann die Lehre von den Verbindungen (Strategik), auf die zweite die Lehre von den Schlachten (Taktik). Wer sollte hier nicht eine Lücke erkennen? Sollte denn die Eigenschaft der Bewegungsfähigkeit — im engern Sinne Marschfähigkeit — der Armeen so ganz in den Hintergrund treten dürfen? Schwerlich!

Die Bewegungsfähigkeit spielt in der Ausführung eine so bedeutende Rolle, daß sie wol auch im Systeme eine spielen muß. Sie muß in diesem untergebracht werden und zwar nicht secun-

där, ſondern dominirend; denn in zweiter Inſtanz kommt ſie natürlich bei Williſen auch zur Geltung. Man darf in der That nur von vorn anfangen, um der Bewegungsfähigkeit ſofort ihren Platz anzuweiſen.

Mit der vorherrſchenden Abſicht: die eine, zu erhalten, die andere, zu vernichten, treten ſich die beiden feindlichen Parteien, ich ſage nicht die beiden Armeen, — gegenüber. Erhalten will der Eine die eigene Staatskraft, vernichten will der Andere die feindliche. Mittel iſt einer jeden das eigene Heer; die Eigenſchaften dieſes Mittels kommen natürlich ſehr in Betracht. Aber welche Eigenſchaften des eigenen Heeres kann man denn nun zur Erreichung des Zwecks benutzen? Doch wahrlich nicht die Bedürftigkeit! Ich wüßte nicht, wie dieſe eine nutzbare Eigenſchaft des eigenen Heeres ſein könnte. Aber Bewegungsfähigkeit und Schlagfähigkeit ſind nutzbare Eigenſchaften; denn ſie ſind Eigenſchaften der Thätigkeit. —

Jede Staatskraft, und folglich auch jede Armee, hat allerdings zwei allgemeine Eigenſchaften, die ſich wie plus und minus gegenüberſtehen, nämlich 1) die Fähigkeit, eine feindliche Staatskraft zu vernichten und 2) die Fähigkeit, von einer feindlichen Staatskraft vernichtet zu werden. Aber man ſieht ſehr bald ein, daß auf dieſe beiden Eigenſchaften die Eintheilung der Lehre vom Kriege in Strategik und Taktik nicht gegründet werden kann. — Allerdings kann eine Eintheilung auf ſie gegründet werden, aber eine andere, nämlich diejenige in Lehre vom Angriff und Lehre von der Vertheidigung. — Der Angriff hat die vorherrſchende Abſicht, Fremdes zu vernichten, und dazu ſeine active Fähigkeit zu benutzen, erſt in zweiter Inſtanz muß er darauf denken, ſich ſelbſt vor der Vernichtung zu hüten, er muß es aber auch ganz beſtimmt, denn ohne dies kann er ſelbſt nicht mehr vernichtend auftreten. Die Vertheidigung hat die vorherrſchende Abſicht, ſich vor dem Vernichtetwerden zu ſichern, in zweiter Inſtanz muß aber auch ſie an die Vernichtung des Feindes denken. — Die Fähigkeit vernichtet zu werden conſtituirt offenbar, in einer Armee betrachtet, die Eigenſchaft der Bedürftigkeit.

Aus dieſer fließt alſo das defenſive Princip, nicht das ſtrategiſche.

Inſofern die Armeen als Mittel zum Zweck benutzt werden, kommen ihre thätigen Eigenſchaften als herrſchende in Betracht, die Bewegungsfähigkeit und die Schlagfähigkeit, die ſich nicht wie plus und minus gegenüber, die vielmehr wie a und b neben einander ſtehen. Auf dieſe beiden Eigenſchaften allein kann die Eintheilung der Lehre vom Kriege in Strategik und Taktik (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) begründet werden. Erſt dadurch, daß dieſe beiden Eigenſchaften thätiger Art, namentlich aber die Bewegungsfähigkeit, in Anſpruch genommen werden, kommt die Bedürftigkeit zur Sprache, erſt in Rückſicht auf dieſe ſchreit ſie nach Befriedigung. Man kann nie auf die Bedürftigkeit des Feindes an ſich ſpeculiren; aber wol kann man darauf ſpeculiren, daß der Feind ſich durch ſeine Marſchfähigkeit in eine Lage verſetze, in der ſeine Bedürftigkeit eine Schwäche für ihn wird; man kümmert ſich auch gar nicht um die Bedürftigkeit an ſich, aber wol fragt man, ob man in dieſer oder jener Lage eine Schlacht liefern könne, ohne daß in Folge davon die Bedürftigkeit ſich als eine nicht zu tilgende Schwäche herausſtelle, ob man einen Marſch machen könne, ohne ſich in die Unmöglichkeit zu verſetzen, die Bedürfniſſe zu befriedigen. Ueberall dominirt Schlacht und Marſch, allgemeiner Schlacht und Bewegung. Die Bedürftigkeit trägt erſt die Reibung hinein, die allerdings erwogen werden muß, aber niemals abſolut in Betracht kommt. Ich denke, dies iſt deutlich genug und man wird zugeben, daß rationellerweiſe für die Lehre vom Kriege folgendes Eintheilungsſyſtem zu Grunde gelegt werden müßte:

I. Allgemeine Eigenſchaften der Staatskraft.
   a. Fähigkeit zu vernichten. Offenſive.
   b. Fähigkeit vernichtet zu werden. Defenſive.

II. Nutzbare Eigenſchaften des Mittels zur Offenſive und Defenſive, d. h. des Heeres.
   a. Bewegungsfähigkeit. Operationen (Strategik).
   b. Schlagfähigkeit. Schlachten (Taktik).

Lange habe ich darüber nachgedacht, was in dem Williſen'ſchen Syſtem fehle, wo der Grundfehler ſtecke; denn es iſt ſehr kunſtvoll geordnet. Fehlte die Marſchfähigkeit ganz, ſo wäre der Fehler leicht zu entdecken geweſen; ſchwerer war dies, da ſie freilich, — wie es ja auch nicht zu vermeiden war, berückſichtigt iſt. Man fragt nun vielleicht, was dadurch gewonnen werde, daß man der Eintheilung der Theorie des Krieges ſtatt der Eigenſchaften: Bedürftigkeit und Schlagfähigkeit die andern: Bewegungsfähigkeit und Schlagfähigkeit zu Grunde lege. Eigentlich dürfte nur Derjenige ſo fragen, der die Exiſtenz einer Wiſſenſchaft des Kriegs zwar nicht thatſächlich leugnet, aber doch die Beſchäftigung mit ihr mehr für ein gutes Mittel betrachtet, müßige Stunden zu füllen, als für eine praktiſch nützliche Thätigkeit. Wer dagegen der richtigen Meinung iſt, daß das Studium der Theorie des Kriegs, gehörig betrieben, wirklichen Nutzen gewähre, der kann ihn doch nur darin erkennen, daß jenes Studium unſere Ideen klar zurechtlegt und das richtige Auffinden des Richtigen für jeden beſtimmten Fall erleichtert, gerade wie man aus einer Menge Gegenſtände denjenigen, welchen man augenblicklich braucht, leichter herausfindet, wenn dieſe Gegenſtände gehörig geordnet ſind, als wenn ſie wirr in einem chaotiſchen Haufen durcheinander liegen. Ihm kann dann auch in der Wiſſenſchaft das Princip der Anordnung nicht gleichgültig ſein; denn je rationeller, folglich natürlicher dies iſt, deſto eher und leichter wird er finden können, was er ſucht. In Hinſicht auf unſern ſpeciellen Fall möchte ich aber noch Folgendes hervorheben.

Wer die Strategik auf die Eigenſchaft der Bedürftigkeit, alſo auf eine ſchädliche, hindernde, baſirt, der drückt der Strategik von vornherein den Stempel der Defenſive, d. h. der Aengſtlichkeit, der Furcht, der Paſſivität auf, wer ſie aber zurück leitet auf die active Eigenſchaft der Bewegungsfähigkeit, der macht die Operationen activ; — ſelbſt wenn er ſie zu defenſiven Zwecken benutzt, wird ihm ein direct nützliches Ziel, nicht das der bloßen Befriedigung von Bedürfniſſen vorſchweben. Dort wird Trägheit und Aengſtlichkeit, hier Thätigkeit und Kühnheit

die Folge der Anſchauungen ſein. Soll ich nun noch fragen, ob man lieber träge oder thätige Generale an der Spitze der Heere ſehen wolle? — Es wäre nicht unintereſſant, General Williſen's Thätigkeit in Schleswig-Holſtein einmal aus dem Geſichtspunkt der Frage zu betrachten, welche Schuld daran wol ſeine ſtrategiſche Grundanſchauung hatte. — Vielleicht würde man dann z. B. eine natürliche Erklärung füe die Schlacht von Idſtedt, ich meine für ihre Anordnung, nicht für ihre Durchführung — denn dieſe gehört auf das Gebiet des Charakters, — finden. Alle Welt findet die Anordnung ſchön; ich muß geſtehen, daß ich dies nicht begreife. Ich ſehe nichts von Maſſen auf dem entſcheidenden Punkt. Dagegen entdecke ich ſehr deutlich ausgeſprochen in der Aufſtellung das Beſtreben, — Rückzugslinien zu decken, alſo ein entſchieden defenſives und zwar *ſtrategiſch* defenſives Moment.

Daraus, daß die Bedürftigkeit auch eine Eigenſchaft der Heere iſt, folgt nur: erſtens, daß man Marſch- und Schlagfähigkeit nicht unvorſichtig anwenden, nicht rückſichtslos benutzen dürfe, daß man Fehler, welche der Feind in dieſer Rückſicht ohne Anſehen der Bedürftigkeit gemacht hat, ausbeuten könne, — dies Ausbeuten wird aber doch immer wieder nur *durch* Benutzung der eigenen Marſch- und Schlagfähigkeit geſchehen können, niemals *durch* die Bedürftigkeit, weder durch die eigene, noch durch die des Feindes. — Darin, daß Bedürftigkeit eine allgemeine Eigenſchaft der Armee iſt, liegt ferner der Grund für die Wahrheit des Satzes: daß es weder eine *reine* Offenſive, noch eine *reine* Defenſive gibt. Aber nie kann auf dieſe Eigenſchaft das Gebäude der Strategik gegründet werden. Von Bülow iſt dies geſchehen, von Williſen auch.

Es iſt leichter zu verbeſſern als zu ſchaffen. Jenes Erſtere wäre jetzt an der Zeit; das Verdienſt aber, die Theorie der Kriegführung gegründet zu haben, bleibt Bülow unverkürzt. Dieſer Letztere ſchafft ſich dadurch, daß er der Bewegung eine ſo große Rolle bei jeder Kriegshandlung einräumt, gewiſſermaßen die richtige Grundlage für die Strategik; er escamotirt unter der Hand

die Bedürftigkeit, um die Bewegungsfähigkeit an ihre Stelle zu ſetzen, dieſe ſchlüpft überall unverſehens hervor, ein Sprung, der ſo nahe liegt, daß er bei oberflächlicher Anſicht kaum bemerkt wird, — aber immer ein logiſcher Sprung und daher ein logiſcher Fehler. Um ſich zu überzeugen, daß hier ein wirklicher Fehler vorliegt, darf man Bülow nur in ſeinem Auftreten als Kritiker verfolgen. Eine Bewegung, die er dem Einen nicht will durchgehen laſſen, weil er an ſeine eigentliche Grundlage — Bedürftigkeit, denkt, rathet er dem Andern geradezu an, weil ihm unter der Hand aus dem Ei der Bedürftigkeit der Vogel der Bewegungsfähigkeit hervorgekrochen iſt. — Für die Praxis des Kriegs kommt aber auf die Grundlage der Anſchauung noch weit mehr an als für die Theorie. Dies mag namentlich darin ſeinen Grund haben, daß das ſtrategiſche Princip, zu welchem Jemand gelangt, nicht unabhängig von ſeinem Charakter iſt.

Vielfältig hat man Bülow als Strategen Anerkennung gezollt, während man ihn als Taktiker unbedingt verdammt. In der That, wer möchte ſich auch mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten über die Schlachtführung befreunden können? „Schlachten", — ſagt er, — „entſcheiden nichts mehr in dem neuern Kriege; es werden keine Schlachten mehr geliefert werden." In dieſem Satze erkennt man recht ſpecifiſch die Einſeitigkeit ſeines Syſtems, erkennt man, daß es in der That nur eine Abſtraction aus den Ereigniſſen ſeiner Zeit iſt, die er mit Unrecht für ein allgemein gültiges Princip ausgibt. Es iſt gewiß vom höchſten Intereſſe, die Art zu betrachten, in welcher ein reichbegabter Geiſt die Begebenheiten ſeiner Zeit auffaßt, zumal wenn dieſe Zeit eine große iſt. Bülow's Zeit war unbeſtreitbar eine Uebergangsperiode und eine Entwickelungsepoche für die Kriegskunſt. Neue Formen brachen ſich Bahn, aber freilich nicht neue Grundſätze, weil dieſe eben unverändert dieſelben bleiben. Bülow glaubte neue Grundſätze zu ſehen, wo nur neue Formen waren.

Dies iſt der Irrthum ſeines Syſtems, aus welchem alle andern fließen. Während der Grundſatz der Baſis — im weitern Verſtande, — ein ewiger iſt, ſah ihn Bülow jetzt erſt zum

Durchbruch kommen, seine Keime aber erst entstehen, als das Feuergewehr auf dem Kampfplatze erschien. In seinem Systeme fallen die Schlachten dahin, — während sie doch in der Wirklichkeit nur für die Periode des Hin- und Herschwankens der ersten Revolutionskriege in den Hintergrund traten, — es handelt sich also nur noch um Operationen; diese bringen die Entscheidung, Schlachten sind immer die Folge von Fehlern. Daß alle diese Consequenzen seines Systems nur vorübergehende Erscheinungen waren, hätte Bülow wol einsehen gelernt, wenn er einige Jahre länger lebte. —

In Schlachten hat die Entscheidung gelegen und wird sie liegen, so lange von Menschen Krieg geführt wird. Nichts hat die großen Feldherren so groß gemacht als ihre Schlachten; Schlachten im eigentlichsten und engsten Sinne des Worts, nicht Postengefechte von Plänklerketten. Concentrirt sich denn nicht in der Schlacht das ganze System der Operationen? Wie können denn Operationen groß und der Bewunderung würdig sein, wenn sie nicht eben zu einer großen Entscheidung führen?

Immer wieder werden Zeiten kommen, in denen ein matter Krieg mit Hin- und Herziehen, mit Operationchen aller Art Mode und Nothwendigkeit wird, weil auf keiner Seite Kraft und Ziel ist, mit jener Verzettelung der Streitkräfte, die Bülow so sehr im Geiste des neuern Kriegssystems findet, daß er die Operationen des Prinzen Heinrich über die des großen Königs stellt und die Schlacht von Freiberg schöner findet als die von Prag, Leuthen, Roßbach, Torgau. Immer werden wieder solche Zeiten kommen, — wir leben ja jetzt wieder in einer solchen und es gibt auch heute Bülows genug, welche die taktischen Einheiten nicht klein genug hacken können und Alles in Compagniecolonnen und Tirailleurs zersplittern möchten. Aber der kriegerische Genius wird immer auf dieselbe Weise diese Spinngewebe der Mode zerreißen, die jetzt z. B. jede Verbesserung — sogenannte Verbesserung — des Feuergewehrs aufbringt. Wie Alexander mit seinen Reitercolonnen in die Phalangen der Perser einbrach; wie Cäsar mit seiner dreifachen (acies triplex) und vierfachen Schlacht-

ordnung die Linien der Barbaren und ſeines Nebenbuhlers Pompejus ſprengte, wie die Gewalthaufen der Schweizer und Landsknechte die Reiterketten der Burgunder und Franzoſen zerriſſen, wie Friedrich der Große bei Liſſa die Potsdamer Wachtparade gegen den linken Flügel der Oeſterreicher warf, daß ihre ganze Linie zerſchellte, wie Napoleon den Keil von Soult's Diviſionen bei Auſterlitz in die Bruſt des Feindes trieb, der ihn mit beiden Armen ſchon umfaßt zu haben glaubte, ſo wird auch in den nächſten Kriegen irgend ein Feldherr als gewaltiger Reactionär gegen die weitſchießenden Gewehre und Compagniecolonnen und Schützenketten der neueſten Zeit auftreten, ſehr unſanft, wie ich glaube. Wo wir in der neueſten Zeit entſcheidende Schläge ſehen, da thut ſich die glückliche Reaction gegen das Verzettelungsſyſtem ſchon kund. Radetzky bei St.-Lucia, Haynau bei Temeswar ſiegten nicht durch Zerſplitterung, ſondern durch Zuſammenhalten ihrer Kraft. Wie wenig entſchieden die Siege der Ungarn! — Man wird mir wol nicht Guſtav Adolf mit ſeinen Linien gegen Tilly's und Wallenſtein's Colonnen entgegenhalten. Alles hat ſeine Grenze. Man kann ſehr dicke Klumpen bilden und ſeine Kraft doch nicht in der Gewalt haben; Kraft, die man nicht bewegt, iſt eben keine Kraft. Aber unendlich gedehnte Ketten kann man noch weniger bewegen als dicke Klumpen. —

Schlachten, — nicht Poſtengefechte, — werden ewig entſcheiden, wenn einer der Feldherren nur weiß, was eine Schlacht iſt.

In dem Taktiker Bülow, wird geſagt, erkennt man ſeinen Mangel an Kriegserfahrung. Wenn man damit behaupten will, daß Bülow die Hinderniſſe, die ſich der Führung eines Heeres entgegenſtellen, nicht gehörig gekannt und daher Dasjenige, was man die Reibung in militäriſchen Körpern nennen kann, nicht gehörig gewürdigt habe; wenn man ferner der Meinung iſt, daß jene Kenntniß nur durch Kriegserfahrung gewonnen werde, ſo hat man vollkommen Recht. Indeſſen liegt der Grund von Bülow's oberflächlichen, namentlich taktiſchen Urtheilen wol tiefer.

Die Zeit Bülow's war eine, geiſtig wie materiell, äußerſt

aufgeregte, eine Sturm- und Drangperiode der Geiſter. In ſolchen Perioden, die ja öfter wiederkehren, begegnet es hochbegabten Menſchen nicht ſelten, daß ſie alles Gewöhnliche hoch von oben herab anſehen, daß ihnen die Dinge des gemeinen Lebens aus den Augen verſchwinden, der Beachtung durchaus unwürdig erſcheinen. Bülow litt an dieſem Fehler wie nur Einer; er machte einen Fehler ſeiner Zeit im höchſten Maße zu ſeinem eigenen. „Wie ſoll ich mich um eure techniſchen Details bekümmern?" — fragt er ſelbſt, — „ich habe Höheres zu thun!" — Genie, genial, excentriſch! iſt immer ſein zweites Wort. Nur ſchlimm, daß auch die größten Handlungen ſich aus einer Reihe von Kleinigkeiten zuſammenſetzen, daß die größten Ideen doch immer mit materiellen Mitteln ausgeführt werden müſſen, daß die Ausführung Demjenigen unmöglich wird, der die Kleinigkeiten nicht kennt. Der Kaiſer Napoleon dachte anders als Bülow; er bekümmerte ſich um die größten Kleinigkeiten, freilich nicht, um anordnend in ſie einzugreifen, aber weil um ſie kennen zu lernen, um auch ſie bei ſeinen großen Entwürfen berückſichtigen zu können. Wenn Bülow gewußt hätte, mit welcher minutiöſen Genauigkeit der Kaiſer Napoleon die Mannſchafts-, Munitions- und Verpflegungsetats ſeiner Armee ſtudirte, — er würde denſelben vielleicht, ja wahrſcheinlich, gar nicht mehr für ein Genie gehalten haben. —

Bülow hielt es völlig unter ſeiner Würde, die materiellen Hinderniſſe in Betracht zu ziehen, welche aus der materiellen Beſchaffenheit eines Heeres hervorgehen. Darum urtheilt er ſo leichtfertig über manche Verhältniſſe ab, weniger ſtrategiſch, weil ihn hier noch einigermaßen ſeine Grundlage, — die Baſis, die Operationslinien — bindet, namentlich aber taktiſch.

Es kommt ihm gar nicht darauf an, ein Heer zur Schlacht auf eine überall ſchwache Kette von ſechs Meilen Länge auszudehnen. Fragt man ihn, wie er das Heer denn commandiren wolle, ſo antwortet er: mit Telegraphen. Fragt man weiter nach dem Wie? ſo wird man wahrſcheinlich zur Antwort erhalten, das gehe ihn nichts an, ſondern die „ſcientifiſchen Packeſel", die

nichts Beſſeres als dieſe techniſchen Kleinigkeiten wüßten; er verſtehe etwas Beſſeres. — Daß die Telegraphen Aufſtellungsplätze haben müſſen, daß dieſe gewechſelt werden müſſen, daß ein Terrain von ſechs Meilen Frontausdehnung die Aufſtellung hier und da nicht eben ſehr begünſtigen dürfte, daß es Nebel gibt, welche die Ausſicht hindern, — Das ſind ihm Alles kleinliche Einwände.

Sie ſind ihm ganz leicht zu beſeitigen, aber die Art, wie ſie zu beſeitigen ſeien, geht ihn nichts an. In ſolchen und ähnlichen Dingen zeigt ſich der verderbliche Einfluß ſehr deutlich, den auf Bülow's Geiſt jener verderbliche Aufklärungsſchwindel ſeiner Zeit äußerte, welcher jede auftauchende Idee für eine fertige Realität nahm und immer aus dem vollen Holze zu ſchneiden glaubte, ſelbſt wenn gar kein Holz vorhanden war.

Mit den taktiſchen Rückzügen, um ein anderes Beiſpiel anzuführen, wird Bülow ebenſo leicht fertig. „Man läuft davon; eine Strecke rückwärts gibt man einen Sammelplatz an, dort findet ſich Alles zueinander.“ Aber wo ſoll denn der Sammelplatz liegen, damit der verfolgende Feind nicht jede Abtheilung der langen ſich ſammelnden Linie einzeln zuſammenhaue; wo bleiben die Colonnen, die Artillerie? wie kommt man über Flüſſe und Moore? muß man ſich an dieſen nicht zuſammenziehen, man mag wollen oder nicht? — Alles erbärmliche Fragen von Kleinigkeitskrämern!

Bülow hielt bekanntlich dafür, daß er auch in der Praxis als Feldherr Bedeutendes würde geleiſtet haben. Obgleich darüber endgültig immer nur der thatſächliche Verſuch entſcheiden kann, iſt man doch ſehr berechtigt, beſcheidene Zweifel zu hegen. Es mag Feldherren gegeben haben, die das techniſche Detail ebenſo wenig kannten wie Bülow; aber dieſe Feldherren verachteten techniſche Detailkenntniſſe nicht in dem Maße wie Bülow; im Gegentheil. Daher wußten ſie Leute ſehr gut zu benutzen, die dergleichen Kenntniſſe hatten. Aber wie wollte Bülow einen noch ſo tüchtigen Generalſtab benutzen, wenn er deſſen Mitglieder von vornherein für „Eſel“ hielt? Mag er ſich noch ſo vortheilhaft

über die Nützlichkeit des Esels aussprechen, ich glaube schwerlich, daß er einen solchen gern geritten hätte. — Es ist auch eine nützliche Observation, die man in Bezug auf Bülow's praktische Feldherrntauglichkeit machen kann, daß er für jeden Fall, der ihm vorkommt, nie ein einziges, sondern immer mehre gute Recepte hat. Hier entsteht wol die Frage: welches würde er in der Wirklichkeit angewendet haben? würde er wirklich mit sich sogleich über die Wahl einig geworden sein? würde ihn nicht auf dem einen Wege der Gedanke an den andern gestört haben? Dies führt auf das Gebiet des Charakters; und nützlich ist die Bemerkung darum, weil es jedem Soldaten vortheilhaft ist, sich in Bezug auf seine eigene Person dergleichen Fragen vorzulegen. Denn sie machen bescheiden, — jedesmal, wenn man Verstand hat.

Mit dem Systematiker Bülow hängt der Prophet Bülow sehr enge zusammen. Sein System, in welchem die Schlachten für gar nichts gelten und immer nur die Folgen von Fehlern sind, habe ich, wahrscheinlich mit allgemeinem Einverständniß, für bloße Abstraction aus den Erscheinungen seiner Zeit erklärt, Erscheinungen, die sich von Zeit zu Zeit in der Geschichte der Völker wiederholen, gegen die aber auch immer wieder eine Reaction eintritt, welche ihrerseits, wie die schlachtenlosen Kriege einer politisch schwankenden entscheidungslosen Lage, — entscheidenden politischen Schlägen entsprechen wird. Bülow aber verallgemeinert, hielt sein System für das neuere Kriegssystem überhaupt für eine nothwendige Folge in der Entwickelung der Kriegführung, die sich von nun ab nur immer bestimmter in dieser ihr einmal gegebenen Richtung herausbilden müsse. —

Gab man Bülow diese Voraussetzung zu, so mußte er nun auch vollkommen berechtigt und ebenso sehr im Stande sein, aus dem System heraus auf Das zu schließen, was die Zukunft bringen werde. Dies mußte sich dann in der That mit mathematischer Genauigkeit schließen lassen, wenn man nur nach der richtigen Methode schloß. Daß man es konnte, war gar keine Frage.

„Schlachten entſcheiden nichts“ — ſagt unſer Prophet, — „Alles kommt auf die Operationen an, die beſte Form derſelben iſt der concentriſche Angriff, die excentriſche Vertheidigung mit concentriſchen Rückſchlägen. Je größer die Maſſen, über welche man disponirt, deſto ſicherer und erfolgreicher kann man dieſe Operationsweiſe machen. Auf die Bildung der Truppen kommt nichts an, da es keine Schlachten mehr gibt; auf die Führung würde allerdings etwas ankommen. Aber da die Kriegführung aus dem Gebiet der Kunſt ganz auf das der Wiſſenſchaft gerückt wird, ſo kann ſie mit der Zeit ein Jeder lernen; die Sachen werden alſo in dieſer Beziehung gleich. Dann folgt nothwendig, daß, wer die größten Maſſen hat, den Sieg zu erringen im Stande iſt. Die größten Staaten haben die größten Maſſen. Folglich verſchlingen dieſe in den nächſten Kriegen die kleinen. Es würde zuletzt aus Europa ein einziger Staat werden. Da es aber natürliche Hinderniſſe der Operationen gibt, welche den Transport der Maſſen bedingen und beſchränken; da man auch dies zweite Element in Betracht ziehen muß, welches ſchwächend auf die Angriffsmaſſen wirkt, von ihnen ſubtrahirt, ſo wird folgen, daß Europa in eine Anzahl von großen Staaten, — zwölf im Ganzen, — zerfällt, die, indem ſie die kleinen Nachbarſtaaten verſchlingen, ſich bis zu den natürlichen Grenzen des europäiſchen Erdkörpers ausdehnen. Iſt dieſer Moment eingetreten, ſo hat keiner mehr einen militäriſchen Vortheil vor dem andern, man wird ſich davon bald thatſächlich überzeugen, — und dann wird ein immerwährender Friede in Europa eintreten.“

Da wir unſererſeits Bülow's Vorausſetzung gar nicht zugeben, ſo fallen für uns auch die Schlußfolgen fort. Aber geſetzt, wir könnten die Vorausſetzung zugeben, ſo müßten wir doch immer noch die Schlüſſe beſtreiten, da die Schlußmethode keineswegs untadelhaft iſt. Um nur Einiges herauszuheben, — kann ich z. B. nicht zugeben, daß die Kriegführung jemals völlig auf das Gebiet der Wiſſenſchaft komme, glaube vielmehr, daß die Heerführung ſtets eine Sache der Kunſt bleiben werde, und bin überzeugt, daß die Löſung der kriegeriſchen Aufgaben

ſtets abhängig vom Charakter des Feldherrn bleiben werde. Alle Wiſſenſchaft wird unnütz ſein bei einem ſchwachen, unentſchloſſenen Charakter, weil dieſer verhindert, der Einſicht unentwegt zu folgen. Nicht blos der Charakter des Feldherrn, auch der Charakter der leitenden Staatsmänner wird in jedem Kriege eine ſehr erhebliche Rolle ſpielen. Werden nun die Charaktere, die moraliſchen Anlagen bei beiden Parteien auch jemals als gleich anzunehmen ſein? Ich zweifle ſehr, daß dies ſich ereignen werde, ſo lange die Menſchen überhaupt Menſchen ſind, und nicht etwa irgend eine neue Schöpfungsperiode eintritt, in welcher irgend ein noch ungeahntes Weſen regiert, das ſich zum Menſchen verhält wie dieſer zum Leviathan.

Ferner ſind doch die äußern Kriege von Staat gegen Staat nur eine Art des Kriegs, eine zweite ſind die innern Kämpfe, welche Beſtehendes zerreißen. Daher möchte der große Staat ſeines Beſtandes nicht ſicherer ſein als der kleine. Am ſicherſten iſt vielleicht derjenige von mittlerer Größe. Die Reiche Alexander's, der Römer, der Franken ſind zerfallen; fernere Beiſpiele mag uns die nächſte Zukunft bieten, wenn wir auch dasjenige der nächſten Vergangenheit nicht gelten laſſen wollten.

Bülow ſelbſt hat am Ende eingeſehen, daß ſein Schluß auf den ewigen Frieden nicht zuläſſig ſei, und hat dann ſelbſt den ewigen Frieden nur als eine Uebergangsperiode hingeſtellt, nach welcher man wieder von vorn anfängt, d. h. er hat den ewigen Krieg für den ewigen Frieden eingetauſcht, wie es auch natürlich iſt. Ueberhaupt arbeitete er in den letzten Jahren raſtlos ſelbſt an der Zerſtörung ſeines Syſtems, ohne es doch aufzugeben, — weil er noch nicht dazu gelangen konnte, die weggeſchlagenen Stützen durch neue zu erſetzen.

Bülow's Hauptwerk für ſein Syſtem, wie ſein Hauptwerk überhaupt iſt der „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems". Dies erſchien zuerſt 1799. 1805 veranſtaltete er eine neue Ausgabe. Bis dahin war eine ſolche Umwandlung in ſeinen militäriſchen Anſichten, namentlich in denen über Taktik in ihm vorgegangen, daß er eigentlich ein ganz neues Werk hätte liefern müſſen. Er

that dies aber nicht. Wo eine auffallende Meinungsänderung in ihm vorgegangen war, da legte er dieſe in einer Anmerkung nieder, ſodaß dieſe zweite Ausgabe ein förmlicher Dialog zwiſchen dem Bülow des Textes von 1799 und dem Bülow der Anmerkungen von 1805 iſt. — Da dieſe Form äußerſt unerquicklich, unbequem und über den wahren Sachverhalt täuſchend iſt, ſo habe ich verſucht, die Anmerkungen in den Text ſo zu verarbeiten, daß in dem „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems", wie wir ihn hier dem Publicum vorlegen, möglichſt die Anſichten Bülow's von 1805 zu Tage treten. — Wenn nun manches einander Widerſprechende zum Vorſchein kommt, ſo liegt dies lediglich daran, daß in Bülow ſelbſt ſchon der Zweifel an ſeinem Syſtem erwacht war, daß da nicht mehr blos oberflächliche Aenderungen zur Sprache kommen, ſondern geradezu ſolche, welche die Grundfeſten des Syſtems erſchüttern. Eine neue Baſis fehlte ihm noch; wie jeder Syſtematiker hielt Bülow hartnäckig, ſo lange nur irgend möglich, an der alten Grundlage feſt, die er ja als militäriſches Evangelium hingeſtellt hatte. Aber die bereits eingeriſſene innere Zuſammenhangsloſigkeit mußte auch nothwendig äußerlich zu Tage treten. Es konnte daher nicht meine Abſicht und meine Aufgabe ſein, ſie durch die Bearbeitung zu verſtecken; ich mußte ihn geben, wie er 1805 war, und hatte kein Recht, meine eigenen Anſichten in ihn hineinzutragen. Daß die Aenderungen, welche in ſeinen Meinungen eingetreten waren, 1805 nicht mehr blos oberflächliche waren, folgt ſehr deutlich erſtens daraus, daß er die zweite Auflage des „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems" in der unvollkommenen Form gab, von der ich oben redete; — eine vollkommnere Form war gar nicht mehr möglich, ohne daß er ſein Syſtem umwarf; es folgt zweitens daraus, daß in dem gleichen Jahre zwei Werke erſchienen, welche jedes einen der beiden Theile der Theorie des Kriegs behandelten, nämlich die „Lehrſätze der Strategie" und die „Neue Taktik der Neueren, wie ſie ſein ſollte." Sein ſtrategiſches Syſtem hielt Bülow 1805 noch für unerſchüttert; dies gab er alſo in den „Lehrſätzen der Strategie" unverändert wieder zum Beſten; aber die alte Taktik des „Geiſt des neuern

Kriegssystems" wollte nicht mehr recht stimmen; ebenso wenig die Endschlüsse von ewigem Frieden ꝛc. Diese Dinge blieben also jetzt weg. Da die Begründung der „Lehrsätze", dieselbe ist, welche schon aus dem „Geiste des neuern Kriegssystems" sich ergibt, so habe ich sie ganz außer Acht gelassen und mich begnügt, die Sätze allein zu geben. Sie enthalten eine Uebersicht von Bülow's strategischen Ansichten; deshalb habe ich sie dem Ganzen vorangestellt.

Neben den „Lehrsätzen", nicht mit ihnen in eins verschmolzen, erschien die „Neue Taktik der Neuern". Der nothwendig vorauszusetzende Gang der Dinge ist also eingetreten; die Zersetzung ist da. Es gibt kein „neueres Kriegssystem" mehr, dafür aber eine Strategik für sich, — eine Taktik für sich. Die erstere erscheint uns immer noch als ein systematisches Ganze, die letztere ist nichts weniger als systematisch. Diese „Neue Taktik der Neuern" ist eine reine Streitschrift, ein literarischer Angriff auf die Linientaktik, der einen factischen versinnbildlicht. Das Buch sollte von den beiden Männern, welche vornehmlich mit wissenschaftlichem Pedantismus die Taktik des 18. Jahrhunderts bearbeitet hatten, ursprünglich den Titel Anti-Lascy und Anti-Saldern erhalten; — was indessen dann unterblieb. Bülow bildet sich hier ein Heer und eine Taktik, wie er sie für geeignet hält, um das Liniensystem in Grund und Boden zu rennen. Ob ihm dies mit seinen Anstalten gelungen sein würde, darüber kann sich der Leser in wenigen Stunden selbst ein Urtheil bilden, wenn er den ihm hier vorgelegten Auszug (III) durchgeht, welcher eigentlich kein Auszug zu nennen ist; denn obgleich Bülow's „Taktik der Neueren" zwei Bändchen hat, konnte doch deren Inhalt bei den unzähligen Wiederholungen und Abschweifungen des Buchs sehr gut auf wenige Bogen zusammengedrängt werden, wie es hier der Fall ist.

Bülow gesteht jetzt ein, daß er sich geirrt habe, wenn er im „Geist des neuern Kriegssystems" Disciplin und Waffenübung für nichts geltend erklärte. Brauche ich erst noch darauf hinzuweisen, welches Loch durch dieses Geständniß in den „Geist des

neuern Kriegssystems" gerissen wird? Es ist mehr als hinreichend, um zu beweisen, daß Bülow's Taktik und Strategik jetzt gar nicht mehr in ein Werk verarbeitet werden konnten. — Einzelnes in der Taktik ist vortrefflich. Was sie über die geistige Anregung der Truppen sagt, gilt für alle Zeiten. Die Ansichten, welche über das Weitschießen und Schnellschießen vorgebracht werden, sind besonders wieder für die Gegenwart aller Beherzigung werth, welche sich abarbeitet, nur immer weiter tragende, immer schneller zu ladende Gewehre zu erfinden und trotz der Mahnungen, welche auch die Erfahrungen der neuesten Kriegsjahre an uns richten, so gar nicht begreifen mag, daß man mit diesem weiten und schnellen Schießen nichts Anderes erreicht als eine unendliche Vergeudung an Pulver und Blei und endlich wol gar Mangel an diesen guten Dingen gerade im entscheidenden Moment, gerade, wenn man sie am nothwendigsten braucht, — daß man eine Entscheidung mit diesem Dampfschießen — Dampfschießen in jedem Sinne des Worts — nun schon gar nicht zu Wege bringt.

Geschichtliche Werke hat uns Bülow zwei hinterlassen. „Gustav Adolf in Deutschland" und die „Feldzüge Prinz Heinrich's". Was das erstere betrifft, so ist der Stoff desselben ein großartiger, einer anziehenden geschichtlichen Behandlung durchaus fähig; hier begegnen wir der Vertretung großer Ideen durch große Thaten mit dem Schwerte. Die Wahl des Stoffs ist also durchaus glücklich, und von einer glücklichen Wahl des Stoffs wird zum guten Theil die glückliche Behandlung bedingt. „Gustav Adolf in Deutschland" ist wol neben dem „Geist des neuern Kriegssystems" der Form nach das Beste, was Bülow uns überhaupt geliefert hat, ja meiner Meinung nach in dieser Beziehung dem „Geist des neuern Kriegssystems" unbedingt voranzustellen. Die Erzählung bleibt im Gange, Thatsachen und Zahlen sind gehörig beachtet, die Kritik knüpft an sie an, schweift nicht vage umher. Eine ruhige, klare, einfach fortschreitende Darstellung hält uns immer an dem Faden der Ereignisse fest, ohne trocken zu werden.

Dies Letztere kann man den „Feldzügen Prinz Heinrich's" nicht

nachrühmen. Obgleich das Buch ſonſt die Vorzüge des vorigen theilt, iſt es doch äußerſt trocken und meiſtens geradezu langweilig. — Dies geht aus der unglücklichen Wahl des Stoffs hervor. Eine beſondere Geſchichte der Feldzüge des Prinzen Heinrich zu ſchreiben, iſt eigentlich gar nicht möglich; ſoviel Mühe ſich Bülow damit gegeben hat, iſt es ihm doch nicht gelungen. Ueberall fehlt beſtimmtes Heraustreten der Handlung, welche uns vorgeführt werden ſoll, beſtimmte Einrahmung. Das Ganze macht auf uns den Eindruck von einzelnen Moſaikſtückchen, die aus einem — vielleicht ſehr ſchönen Bilde — herausgeriſſen ſind; beſtimmte Anſchauungen hinterläßt es uns nicht. Bülow hat das ſelbſt eingeſehen, — als er fertig war. Offenbar hatte ihn ſeine Vorliebe für die Kriegsſchematik des Prinzen Heinrich verführt, die allerdings mit ſeinem Kriegsſyſtem ſehr übereinſtimmt. Ich bin faſt überzeugt, daß Bülow bei dieſer Arbeit mit ſeinem eigenen Kriegsſyſtem etwas unzufrieden geworden iſt. In der That, — würde daſſelbe nicht immer nur zu ſolchen kleinen entſcheidungsloſen Kämpfen auf den Nebenſchauplätzen des Krieges paſſen? Wo fielen im Siebenjährigen Kriege die Würfel? In den Manövrirgefechten des Prinzen oder in den blutigen Schlachten des Königs? Bülow hat allerdings die Meinung ausgeſprochen, daß der König Friedrich durch den Siebenjährigen Krieg und ſeine blutigen Schlachten eigentlich nichts erreicht habe; er habe nur Schleſien behalten. Aber kaum kann ihm Das Ernſt ſein; und die Geſchichte, welche die Dinge dieſer Welt im großen Ganzen betrachtet und nicht blos den erworbenen Landbeſitz in ihre Bücher einſchreibt, fällt wenigſtens ein ganz anderes Urtheil.

Auch die „Feldzüge Prinz Heinrich's" ſind aber, wenn auch der Stoff unglücklich gewählt iſt, der Behandlung nach ein Geſchichtswerk zu nennen. — Aus den Geſchichtswerken Bülow's mußten der Natur der Dinge nach möglichſt geſchloſſene zuſammenhängende Erzählungen von Ereigniſſen herausgehoben werden. Die „Feldzüge Prinz Heinrich's" boten nur ein einziges Stück dieſer Art, den Feldzug von 1762, mehr aber „Guſtav Adolf in Deutſchland."

Der „Feldzug von 1800“ und der „Feldzug von 1805“ ſind natürlich keine Geſchichtswerke zu nennen. Ein Jahr nach der Beendigung oder gar während ein Krieg noch ſpielt, kann man nicht wohl die Geſchichte deſſelben ſchreiben. Da ſind nur entweder Memoiren oder Zeitungsberichte oder Zeitungskritiken, in die äußere Form eines Buchs gebracht, möglich.

Mehr als ſolche Zeitungskritiken ſind auch die zuletzt genannten beiden Schriften nicht. Die Thatſachen, welche Bülow kennt, kennt er doch nur ungenau. Die nothwendigen Data über Zahl und Zeit fehlen zum großen Theil ganz. Man kann ſich nun ſchon denken, was herauskommt. Bülow läßt ſich nicht ſo leicht in Verlegenheit ſetzen; was er nicht weiß, nimmt er an, oft, ohne uns zu ſagen, was er annimmt. Die Kritik gewinnt gänzlich die Oberhand über die Erzählung; ſie knüpft gar nicht mehr an die Thatſachen an. Bülow kritiſirt, indem er uns erzählt, was er in dieſem oder jenem Falle gethan haben würde. Hier überſtürzen ſich die Pläne; daß ſie uns faſt niemals befriedigen können, verſteht ſich von ſelbſt. Da unſern Kritiker gar keine Schranken mehr halten, ſo findet er ſich äußerſt reich an Mitteln der Handlung; die Corps, über die er disponiren kann, ſchießen förmlich aus dem Boden auf. Man ſehe nur die Pläne an, die er den Oeſterreichern gegen Bonaparte's Angriff von Mailand her im Jahre 1800 zur Auswahl vorlegt. Drei Corps in Piemont und im Genueſiſchen, dann noch alle Feſtungen beſetzt, zwei Corps zu einer Diverſion nach Frankreich; unter unſern Händen ſpalten ſich dann dieſe Corps noch wieder in eine gute Zahl, aus der Diverſion nach Frankreich wird, ehe wir uns deſſen verſehen, eine Eroberung der Schweiz. An ein geordnetes Feſthalten eines beſtimmten Fadens iſt natürlich unter dieſen Umſtänden gar nicht zu denken.

Da in den beiden letztgenannten Werken die Geſchichte vor der Kritik gänzlich in den Hintergrund tritt, ſo kam es bei der Auswahl nicht darauf an, geſchloſſene Erzählungen zu finden, ſondern ſolche Stellen, welche für Bülow's kritiſche Methode bezeichnend ſind. Im „Feldzug von 1805“, dieſem für ihn

verhängnißvollen Buche, war das Einzige, was ſich herausheben ließ, der Octoberfeldzug, welcher mit der Kataſtrophe von Ulm endete. In dieſem Werke iſt das Syſtem willkürlicher Abſchweifungen von der Sache auf den Gipfel des Möglichen getrieben; wichtige Ereigniſſe, wie z. B. der Feldzug in Italien, werden dagegen auf einigen Seiten abgethan. Die Schlacht von Caldiero paßte allerdings wenig in Bülow's Syſtem der Schlachtenloſigkeit des neuern Kriegs, ebenſo wenig die Schlacht von Auſterlitz, die er ſich freilich bemüht hat, aus ſeinen ſehr ungenauen Nachrichten zu entwickeln, wie ſie geweſen ſein müßte. Wirklich trifft er in dem Hauptpunkte, dem Angriff auf die Höhen von Pratzen, das Richtige. Dies konnte genügen, ihm zu zeigen, daß hier von einer Schlacht, nicht von einer Kette von Poſtengefechten die Rede ſei.

Für die militäriſche Kritik iſt Bülow ſelbſtverſtändlich von der größten Bedeutung. Die Kritik beſteht doch darin, daß man beſtimmte Pläne oder Thaten an einem gewiſſen Maßſtabe mißt. Hat man keinen beſtimmten Maßſtab, ſo kann man auch nicht meſſen. Der einzig brauchbare Maßſtab für die Kritik der Feldzüge iſt aber ein wiſſenſchaftliches Syſtem der Kriegführung. Ein ſolches ſtellte nun Bülow zuerſt auf; die Richtigkeit deſſelben kommt hier nicht in Betracht, allerdings wird man mit einer falſchen Elle immer falſch meſſen, aber man kann doch meſſen, man braucht nicht mehr blos zu fühlen und zu rathen. Ohne Maßſtab geht das Meſſen gar nicht; ein falſches Syſtem aber kann man verbeſſern, man kann ein anderes an ſeine Stelle ſetzen. Es iſt ſchon ein großer Schritt zum Richtigen, wenn man überhaupt nur zu der Einſicht gelangt, daß kriegeriſche Pläne und Thaten nicht anders gemeſſen, d. h. beurtheilt werden können, als an dem Maßſtab eines beſtimmten, in ſich abgeſchloſſenen, wiſſenſchaftlich begründeten Kriegsſyſtems, — und dieſen Schritt verdanken wir Bülow, wir verdanken ihm auch den weitern der Anwendung dieſer wiſſenſchaftlichen Art der Kritik, deren Ausführung freilich viel zu wünſchen übrig läßt.

Das Studium der Kriegsgeſchichte iſt ein äußerſt nützliches

und bildendes für jeden Soldaten, wie alle Welt anerkennt. Dies Studium iſt aber eine beſtändige Kritik, muß es wenigſtens ſein, ſoll es belehren. Iſt aber Kritik ohne ein wiſſenſchaftliches Syſtem nicht möglich, ſo iſt ohne daſſelbe auch ein nutzbares Studium der Kriegsgeſchichte nicht möglich, wie ohne Weiteres folgt. Man kann alſo wol ohne Einrede ſagen, daß Bülow uns erſt den rechten Weg zu einem nützlichen und verſtändigen Studium der Kriegsgeſchichte geöffnet habe. Seine Methode der Kritik dürfte freilich wenig Nachahmung verdienen. Der Grund hiervon liegt darin, daß er ſich nicht an ſeinen Maßſtab hält, willkürlich von ihm abſpringt, was natürlich nicht ſein darf. Seine „Genialität“ oder „Excentricität“, wie er dies Ding nennt, verwickelt ihn fortwährend in Widerſprüche mit ſeinem Syſtem. Das Letztere würde ihn im Grunde immer nur zu philiſtröſen Anſprüchen berechtigt, in der Wirklichkeit immer nur zu ſchwachen, äußerſt gewöhnlichen Reſultaten geführt haben. Es konnte an ſich frappiren, weil es eben neu war, überhaupt ein Kriegsſyſtem zu haben; aber für die Kritik regelrecht, genau beobachtet, benutzt, mußte es immer die Folge haben, daß man die Feldzüge des Prinzen Heinrich „correcter“, und d. h. doch wol beſſer angelegt fand, als die Friedrich's des Großen, Napoleon's, Guſtav Adolf's — kurz aller großen Feldherren. Zu dieſem Reſultate gelangte auch Bülow, überall, wo er mit Ruhe ſeinem Syſtem gemäß kritiſirte. Da nun aber ein ſolches Reſultat ihm innerlich doch nicht behagte, da ſein Geiſt, ſeine Leidenſchaft, ſein Wille doch am Ende Größeres verlangte, ſo ſprang er als Kritiker nur allzu oft von ſeinem Syſteme ab; er trat oft keck nicht eben aus dem Grundſatze der Baſis — aber doch aus demjenigen ſeines zu eng begrenzten Begriffs einer Baſis heraus. Er benutzte alſo den Maßſtab, welchen er ſich gebildet, nicht mehr, und deshalb war es gerade ſo gut, als ob er gar keinen habe; er kritiſirte ja nun auch blos nach dem Gefühl, wie Andere vor ihm, die gar nicht an die Nothwendigkeit eines Maßſtabes für ihr Urtheil gedacht hatten, nicht methodiſch, ſondern nach den Eingebungen ſeiner „Genialität“, oder, wenn

man ſich eines weniger feinen, aber gewiß richtigen Ausdrucks bedienen will — liederlich. — Die Nichtbefriedigung, welche es Bülow hinterließ, daß ihn ſein Syſtem, ehrlich und ſtraff auf die Ereigniſſe und deren Beurtheilung angewendet, immer nur zu ſo geringen Anſprüchen berechtigte, daß er demgemäß immer nur ſo ſchwache militäriſche und folglich ſo ſchwache politiſche Reſultate fodern konnte — dieſe innerliche Nichtbefriedigung hätte ihn wol zu dem Schluſſe führen ſollen, daß ſein Maßſtab am Ende doch kein ganz richtiger ſei. Er hätte ſich dann einen neuen richtigern Maßſtab aufſuchen, d. h. ſein Kriegsſyſtem genau wiſſenſchaftlich prüfen, allgemeiner gültige Grundlagen deſſelben finden ſollen. Dies war aber freilich eine harte, mühſame Arbeit, zu welcher er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren nicht mehr aufgelegt fand, ſodaß er es vorzog, entweder ruhig nach ſeinem Syſteme fort zu kritiſiren, alſo ſich mit ſchwachen Anfoderungen zu begnügen, oder ohne alle Methode zu kritiſiren. Zum Letztern war er um ſo mehr geneigt, als der Begriff des Maßes und dann die Harmonie zwar in ſeinem Verſtande ausgebildet war, aber nicht in ſeiner Vernunft; er war nicht ſo feſt mit ſeinem Geiſte verwachſen, daß ihn jedes Aufgeben des Maßes beleidigt hätte. Auf ſolche Weiſe konnte er zu ſo extravaganten Urtheilen, zu ſolchen Enormitäten gelangen, wie ſein Urtheil über die Wichtigkeit des Punktes Werben an der Havelmündung iſt. Dieſer Punkt dominirt ihm zufolge ganz Deutſchland, nach Süden bis an die Alpen herunter. Den Beweis einer ſolchen Behauptung muß unſer Kritiker uns natürlich ſchuldig bleiben und er kann ihn durch die Keckheit und die öftere Wiederholung ſeiner Ausſprüche Demjenigen nicht erſetzen, der überhaupt nur einigermaßen im Stande iſt, Zeit- und Raumverhältniſſe kriegeriſch zu würdigen.

Bülow's Geiſtesrichtung ließ ihn nothwendig kritiſch nach allen Richtungen hin auftreten. Seine Kritik der Kriegführung im engern Sinne brachte es mit ſich, daß er einerſeits zu politiſchen Urtheilen hinaufſtieg, andererſeits hinab zu Allem, was mit der Kriegführung zuſammenhängt: Bildung, Ausrüſtung, Disciplin der Heere.

Die hohe Meinung, welche er von ſeinen Fähigkeiten hatte, gab ihm, wie er glauben mußte, das Recht, Andere auf den richtigen Weg zu weiſen. Aber der Mangel des nüchternen Sinnes für das Maß machte es ihm ſchwer, von Anderen Anerkennung ſeiner Berechtigung zu erlangen.

Die großen Gegenſätze ſeiner Zeit: die Erfolge der franzöſiſchen Revolutionsarmeen und dann des Kaiſers Napoleon auf der einen Seite, auf der andern die Nichterfolge der Coalitionen gegen Frankreich; das Unerwartete, Große und Neue, das kräftige Leben dort, das Verſinken, Abſterben, die Schwäche hier, mußten Bülow's Verſtand, der über Alles fähig war, Gegenſätze aufzufaſſen, und über Alles geneigt, ſie in größter Schärfe einander gegenüberzuſtellen, wol unwillkürlich zum Kritiker machen.

Vaterlandsliebe und die Liebe zum Großen, welches er nicht im Vaterlande fand, machten ſeine Kritik oft äußerſt bitter. Sie trat um ſo beleidigender auf, je mehr es ihn ſchmerzte, daß er ſie gerade hier in Anwendung bringen mußte. Dieſer Zug in Bülow verdient die größte Beachtung. Sein Patriotismus als Deutſcher und als Preuße war von echtem Schrot. Wie gern hätte er hier anerkannt, wenn es etwas anzuerkennen gab! Aber er war zu klug und liebte die Wahrheit zu ſehr, um ſeinen Patriotismus durch Beſchönigung und Ueberdeckung Desjenigen zu bekunden, was er für faul und ſchlecht hielt. Sein Zorn darüber, daß er mit ſeinem Verſtande nicht auf der Seite ſeines Landes ſtehen konnte, trieb ihn dann vielleicht bisweilen über die Grenzen der Billigkeit heraus, welche von kräftigen Gemüthern ſo leicht überſchritten werden und welche innezuhalten, nur den Schwächlingen ſo wenig ſchwierig ſcheint.

Das wurde nicht begriffen. Die Regierenden wie die Maſſen hören lieber ihr Lob als ihren Tadel, zumal, wenn letzterer ſo ſcharf iſt, als Bülow's Tadel es war. Es wird lieber geſehen, daß man kleine Erfolge und kleine Thaten ausſchmückt, als daß man große Schwächen aufdeckt und große Fehler angreift. Des Herrn von Crouſaz Art, die neueſte preußiſche Kriegsgeſchichte darzuſtellen, wird beſſer aufgenom-

men, als es die Blicke wurden, welche Bülow auf ſein Vaterland und ſeine Zeit warf.

Denn man fragt nicht, wer Recht hat: der Lobende oder der Tadler; man zieht nur das Lob dem Tadel vor. Man fragt nicht, was heilſam, ſondern nur, was angenehm ſei. Wie wäre es ſonſt z. B. begreiflich, daß ſich gegenwärtig in Preußen nicht eine geſchloſſene Reaction des denkenden Theils im Heere gegen die Heldengedichte aufthut, welche Herr von Crouſaz aus den neueſten preußiſchen Kriegsthaten gemacht hat?

Läßt man dieſe Darſtellungsweiſe zu, ſo muß ich fragen: was iſt denn eigentlich jetzt noch groß und was iſt klein? die Thaten des Siebenjährigen Krieges, die Thaten von 1813—1815 oder die Thaten des ſchleswig-holſteiniſchen, poſenſchen, badiſchen Feldzugs? welche ſind denn die größern? Man verliert ja alles Maß. Auf dieſe Weiſe „Geſchichte" ſchreiben heißt den geſunden Sinn verderben, ſich und Andern etwas vorlügen, das Große auf Koſten des Kleinen herabſetzen, — denn niemals wird das Kleine ungeſtraft erhoben, niemals, ohne daß zuleich das Erhabene ſinke, — es heißt ferner Uebermuth in der Gegenwart erwecken, ſtatt ſie zu unabläſſiger Nacheiferung der Vergangenheit anzuſpornen, einſchläfern, ſtatt zu wecken.

Heilſamer muß ohne Frage der bittere, zornige Tadel eines Bülow wirken, als das ſüße einſchmeichelnde, alles Maß noch weit mehr als jener Tadel überſchreitende Lob eines Herrn von Crouſaz.

Die nicht zu verkennenden Motive der Bitterkeit Bülow's heiligen dieſelbe. Die Nachwelt, welche ſich von ſeinem Tadel nicht mehr ſo direct angegriffen ſieht, erkennt dies ohne Mühe, während es der Zeit, welche er gewiſſermaßen durch perſönliche Beleidigung reizte, ſchwer ward. Aber jene Erkenntniß ſollte für jede gegenwärtige Zeit eine Lehre ſein und ein Maß, ihre wahren Freunde von ihren falſchen zu unterſcheiden.

Bülow's Angriffe auf beſtehende militäriſche Einrichtungen, mit Vorſchlägen zur Beſſerung verknüpft, ſind wol nicht wirkungslos geblieben. Wie weit gerade ſie gewirkt haben, iſt

allerdings ſchwer zu erkennen, da auf ſeinen Tod bald eine Zeit des Neubaus in Deutſchland und namentlich in Preußen folgte, in welcher viele rüſtige Geiſter, glücklicher als er, praktiſch ihre Kräfte in derſelben Richtung erproben konnten, welche er nur theoretiſch zeigen durfte. — Wie gering man ſeinen Einfluß auch anſchlagen wollte, man wird denſelben nicht leugnen können. Sein ſcharfer Spott über die Schwerfälligkeit des Armeetroſſes, über die unzweckmäßige Bekleidung der Soldaten hatte Manchen geweckt und fiel ins Gewicht, als Neuerungen vorzuſchlagen kein Verbrechen mehr war, weil man ihre Nothwendigkeit aus unglücklichen Erfahrungen erkannt hatte. Es war nicht nothwendig, daß man Alles that, was Bülow verlangte und wie er es verlangte, aber den Weg, den er gewieſen, verfolgte man doch. Als Bülow zu ſeiner Zeit Erleichterung des Troſſes, Beſchränkung des Luxus der Armeen verlangte, ward er verketzert. Heute ſind wir in vielen Beziehungen weiter gegangen, als er ſeine Foderungen ſtellte, die wir nun für ebenſo beſcheiden halten, als ſie damals für übertrieben, für extrem galten.

Nicht Alles iſt, wie ich ſchon ſagte, geſchehen, was er wollte, Vieles auf andern Wegen als denjenigen, welche er ſich dachte. So iſt es noch Niemand eingefallen, ſeinen Rath, betreffend die Abſchaffung der Bayonnetflinte zu befolgen, und wird auch ſchwerlich Jemandem einfallen, ſo lange die gegenwärtig das Kriegsweſen Europas beherrſchenden Momente dieſelben bleiben. In der That iſt das Gewehr mit dem Bayonnet keineswegs die erbärmliche Waffe, für welche Bülow es ausgeben möchte, es zwingt keineswegs zu jenen Verirrungen der Taktik, zu denen es allerdings führen kann. Es kommt nicht auf die Abſchaffung der Bayonnetflinte an, ſondern auf die Rückkehr zu richtigen Principien des Gebrauchs. Zu dieſen aber würden wir auf demſelben Wege kommen, auf welchem Bülow dahin gelangt, daß man dieſe ganze Waffe verwerfen müſſe.

Wenn man ſich nicht immer weiter mit neuen Conſtructionen abquält, die immer ſchnelleres Laden und immer größere Schußweite möglich machen, ſodaß man am Ende den Kampf ſchon

eröffnen wird, ehe ſich die feindlichen Heere noch erblicken können, operirten ſie ſelbſt in der Wüſte Sahara; wenn man endlich die Speculationen der Technik auf ein anderes Feld, dasjenige der Munitionserleichterung führen wird, ſo iſt die Bayonnetflinte vortrefflich, auch für die Offenſive, welche die Bringerin der ſchnellen Entſcheidungen iſt; denn ſie bietet uns Pilum und Schwert der Römer in einen Körper vereint.

Man wird zu richtigen Principien zurückkehren. Zum Theil wird die Uebertreibung ſelbſt dieſe Rückkehr bedingen, weil deren nothwendige Folge Vermehrung des Munitionstroſſes und doch trotzdem am Ende öfterer Munitionsmangel gerade für den entſcheidenden Moment ſein wird. Die Verminderung der Reiterei, bedingt durch die ſteigende Bodencultur und Bodenzertheilung, durch die Vermehrung der Eiſenbahnen u. ſ. w. wird zu demſelben Ziele leiten, weil man Reiterei, die man nicht hat, nicht zu Attaken gebrauchen kann, und die Attaken am letzten Ende doch gebraucht. Auch neue Bahnen, welche die Artillerie betritt, namentlich in Rückſicht ihrer größern Beweglichkeit, kommen hier in Betracht. Die Verbeſſerung des Raketenweſens kann hier eine bedeutende Rolle ſpielen.

Das gedrängte Bild, welches ich im Vorigen von dem Weſen der militär-literariſchen Thätigkeit Bülow's zu entwerfen verſuchte, wird genügen, eine überſichtliche Vorſtellung von derſelben zu geben und zugleich ſeine Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswiſſenſchaften im Allgemeinen zu veranſchaulichen.

Vereinigen wir alle einzelnen Züge ſeiner Thätigkeit, ſo können wir ihn wol den erſten Sapeur der modernen Militärliteratur nennen; viele Wege hat er gezeigt und geöffnet; nicht immer die bequemſten, beſten und richtigſten, aber es waren doch Wege. Andere Arbeiter nach ihm haben zum Theil ſchon vollendet, gebeſſert, berichtigt, und werden es noch ferner. Viele hat er bald zur Nachfolge angeregt, bald zum Kampfe herausgefodert.

Schon die hiſtoriſche Bedeutung des Mannes für die Kriegswiſſenſchaft und alſo auch für die Kriegführung recht-

fertigt alſo wol die Erinnerung an ihn durch eine Auswahl aus ſeinen Schriften, wie wir ſie hier dem militäriſchen Publicum darbieten.

Eine andere Frage wäre es, ob man noch heute Bülow's Schriften für einen Stoff der Belehrung halten dürfe. Wer der Meinung wäre, daß man nur von dem Untadeligen lernen könne, der müßte dieſe Frage verneinen; aber er würde überhaupt wenige Männer finden, von denen, wenige Bücher, aus denen er lernen könnte. Auch Derjenige müßte die Frage verneinen, welcher meinte, nur von Demjenigen ſei zu lernen, welcher praktiſch im Kriege etwas geleiſtet und dadurch ſeine Leiſtungsfähigkeit bewieſen habe. Wenn auch in andern Dingen, ſo möchte doch in Bezug auf den Krieg vornehmlich dieſe Meinung eine irrige ſein. Durch geſchickte und richtige Ausübung des Kriegshandwerks wird Wiſſen und Charakter zugleich bewieſen; zum richtigen theoretiſchen Verſtändniſſe deſſelben iſt der Charakter nicht erfoderlich. Daher kann auch Derjenige ſehr wohl unſere kriegeriſche Einſicht entwickeln, unſer kriegeriſches Wiſſen bilden und bereichern, welcher entweder den kriegeriſchen Charakter gar nicht beſitzt oder doch keine Gelegenheit hatte, ſeinen Beſitz zu zeigen.

Der Wege, auf welchen wir zu militäriſcher Bildung fortſchreiten, ſind gar mannichfache. Auf einem derſelben wird uns das Studium Bülow's zu allen Zeiten zum Fortkommen nützlich ſein. Ich habe früher von ſeiner oberflächlichen Kenntniß des Details geredet. Daraus entſpringen große Mängel, aber auch große Vorzüge ſeiner Schriften. Militäriſche Lehrbücher, Leitfaden für den Unterricht auf Kriegsſchulen können ſie eben aus jenem Grunde niemals ſein. Und wenn ſie zu ſeiner Zeit einmal als ſolche empfohlen wurden, ſo zeigt das nur, zu welchem Grade von Verkehrtheit die aufgeklärten Männer von damals ſich emporgeſchraubt hatten, eingeklemmt zwiſchen Pedantismus, Kleinlichkeit, todtes Formweſen auf der einen, große Erſcheinungen, große Thaten und Ideen auf der andern Seite. Bülow's Schrif-

ten als Lehrbücher jungen Militärs in die Hand geben wollen, die noch nichts weiter kennen, sie ihnen als Autoritäten hinstellen, das hieße ihnen absichtlich confuse Begriffe von Demjenigen, was im Kriege noth thut, Ekel vor dem unentbehrlichen Detail beibringen. Auch die Form dieser Bücher macht sie zu Lehrbüchern durchweg ungeeignet. Ist Präcision, Schärfe, Keuschheit des Ausdrucks eine der köstlichsten Eigenschaften des Soldaten und sollte man sich bemühen, diese dem jungen Militär auf alle Weise beizubringen, so würde er sie doch aus den Schriften Bülow's schwerlich erwerben, welcher fast principienmäßig alle Augenblicke vom Gegenstande abschweift und den damaligen Begriffen von „Genialität" auch dadurch huldigt, daß er Alles niederschreibt, was ihm in den Kopf kommt. Dies war allerdings zu seiner Zeit eine nothwendige Reaction gegen die Trockenheit, Langweiligkeit und Schwerfälligkeit, welche in den meisten damaligen militärischen Schriften regierte. Aber eben das macht Bülow's Schriften zu Lehrbüchern völlig ungeeignet, denn die Anfänge der Bildung werden nicht durch das Umhertreiben in Extremen gegründet, mögen diese so geistreich sein, als sie immer wollen.

Wenn Bülow's Bücher keine Lehrbücher in dem eben gedachten Sinne sein können, so sind sie doch nichts destoweniger äußerst belehrend für Denjenigen, welcher bereits einen tüchtigen Grund gelegt hat. Ich habe mich über diesen Punkt bereits bei mehren Gelegenheiten ausgesprochen; ich will noch eine Hauptsache hervorheben. Es ist aus dem Vorigen hinreichend klar, welchen großen Werth ich auf gründliche Kenntniß des technischen Details lege. Es ergibt sich aber auch leicht, daß Derjenige, welcher der Erlangung dieser Kenntniß ernstlich nachstrebt, manches Vorurtheil und manche Beschränkung seines Urtheils mit in den Kauf nehmen muß. Dies ist nicht zu vermeiden. Wer ins Detail eingeht, bindet sich unwillkürlich an bestimmte Formen, — denn in diesen besteht ja eben das militärische Detail; sobald wir zu irgend einer Anwendung, zu irgend einer Ausführung schreiten, müssen wir Formen haben. Nun ist

wol ein Schritt zu weit in dieſer Richtung leicht gethan, es iſt eher wahrſcheinlich als nicht, daß wir uns zu ſehr unter die Herrſchaft des Details, der von uns erlernten Formen begeben. Dies aber muß nothwendig unſere Conceptionen beſchränken, indem es dieſelben bald einſeitig macht, bald ihnen zu enge Grenzen ſteckt.

Sollten wir nun nicht wünſchen, aus dieſem Banne herauszukommen, ſoweit er nicht nothwendig iſt? Gewiß! Denn gelingt es uns, ſo behalten wir alle Vortheile unſerer Kenntniß des Details und machen uns von ihren Nachtheilen, ihren ſchädlichen Einſchränkungen frei. Zu dieſer Procedur der Befreiung ſind uns nun Geiſter wie Bülow äußerſt hülfreich. Immer bewegt ſich dieſer in den hochfliegendſten Plänen, ſo gut wie gar nicht läßt er ſich von dem Stoffe feſſeln, wenn er auch beiläufig bisweilen anerkennt, daß am Ende ein Heer von hunderttauſend Mann, man möge es erleichtern ſo weit man kann, doch immer eine äußerſt ſchwerfällige Maſſe bleibt. Man gehe nun mit ſeiner Kenntniß des Details, mit ſeiner Würdigung deſſelben an jene großartigen Conceptionen heran, mit der ernſten Abſicht, vorurtheilslos zu prüfen, was von ihnen ſich mit dem gegebenen Stoffe bei deſſen bekannten und unabänderlich feſtſtehenden Eigenſchaften wirklich ausführen laſſe, was nicht. Es iſt hundert gegen eins zu wetten, daß man einige der Beſchränkungen, die man glaubte ſich auferlegen zu müſſen, wird fallen ſehen. Andere werden aufrechtſtehen bleiben, vielleicht die meiſten. Man muß freilich, wenn dieſe Arbeit nützlich ſein ſoll, dabei die Meinung ablegen, daß alles Wiſſen, welches man mitbringt, unfehlbar ſei und abſolut feſtſtehe. Wie man an dieſem Wiſſen die Ausführbarkeit von Bülow's Plänen prüft, ſo muß man an deſſen Anſichten, wechſelsweiſe vergleichend, die eigenen Glaubensartikel prüfen, um auf ihren ewigen Kern zurückzukommen. Man muß ſich vornehmen, nichts, gar nichts ohne Prüfung für Unſinn zu erklären; überall muß man fragen. Findet man etwas unſinnig, ſo muß man es doch nicht thun, ohne ſich ſtrenge Rechenſchaft

von dem Warum zu geben. Findet man einen Plan unausführbar, so muß man ihn doch nicht sogleich ganz verwerfen, so muß man im Einzelnen fragen, was von ihm wol auszuführen wäre, unter welchen Voraussetzungen es ausführbar wäre. Bei diesem Verfahren wird man von Bülow viel, sehr viel lernen, man wird viel an Freiheit gewinnen, ohne die nützlichen Beschränkungen der Ansichten, der Conception, zu opfern. Schon aus diesem Grunde ist es der Mühe werth, an ihn zu erinnern. Es ist rein unmöglich, daß ein militärischer Schriftsteller der Gegenwart mit der unendlichen Naivetät über Dinge des Kriegs rede, wie wir sie bei Bülow finden, ein so tiefes Versinken der Heere in den Pedantismus der Exercirplätze, wie es damals wirklich vorhanden war, kennen wir heute in der That auch nicht einmal annähernd; aber auch so schroffe Extreme, wie sie z. B. in der damaligen Fechtart, geschlossene Linie und Schützenkette, einander gegenüber traten, haben wir augenblicklich gar nicht.

Manches, was Bülow beispielsweise über das Tirailliren sagt, scheint uns so erschrecklich kindlich, daß wir kaum begreifen, wie darüber noch ein Wort zu verlieren sei. Bülow kam denn glücklich so weit, daß er nur tirailliren wollte. Der größte Theil der alten und tonangebenden Militärs in Deutschland wollte gar nichts davon wissen. Diese Gegensätze haben sich ausgeglichen. So geschieht es gewöhnlich; aber oft wird viel Unglück erspart, wenn man zu rechter Zeit dem Neuen die Anerkennung zollte, welche es verdient, ohne jedoch sich ihm blindlings in die Arme zu werfen.

Hätte Bülow Lehrbücher geschrieben, so müßte man sie vollständig reproduciren, wenn man es überhaupt wollte. Da der Vordersatz wegfällt, so besteht auch der Nachsatz nicht. Um an seine historische Bedeutung zu erinnern, um den Platz zu begründen, den wir ihm in der Entwickelungsgeschichte der Kriegswissenschaften anweisen, um seine Art, den Stoff der Thatsachen zu behandeln, klar zu machen, zu allen diesen Zwecken genügen im Allgemeinen Auszüge aus seinen Schriften. Nur der „Geist des neuern Kriegssystems" macht eine Ausnahme. Aus dieser

geſchloſſenen Arbeit darf man keine Auszüge machen, ohne eine Ungerechtigkeit an ihrem Verfaſſer zu begehen; gänzlich vernachläſſigen kann man ſie ebenſo wenig, denn in ihr liegt der Schwerpunkt ſeiner Bedeutung. — Die Auswahl der charakteriſtiſchen Stücke aus ſeinen übrigen Werken war nicht ohne Schwierigkeit. Möge der unparteiiſche Leſer finden, daß die ihm hier gebotene Auswahl eine glückliche ſei!

W. Rüſtow.

I.

Lehrſätze der Strategie.

Erſte Definition. Jede Bewegung einer Armee, welche unmittelbar den Feind zum Zwecke hat, heißt eine kriegeriſche Operation.

Zweite Definition. Da zwiſchen dem Operationsſubject und Operationsobject ein Raum befindlich iſt, durch welchen die Armee ſich bewegen muß, ſo gibt dies den Begriff einer Operationslinie.

Dritte Definition. Strategiſch ſind alle kriegeriſchen Bewegungen außerhalb des Kanonenſchuſſes oder der Geſichtsweite des Feindes. Taktiſch ſind alle Bewegungen innerhalb dieſer Grenzen. Strategie iſt folglich die Wiſſenſchaft kriegeriſcher Bewegungen außerhalb der Geſichtsweite oder des Kanonenſchuſſes, ſowie Taktik die Wiſſenſchaft kriegeriſcher Bewegungen innerhalb dieſer Grenzen iſt.

Erſter Lehrſatz. Die Heere der Neuern können nur aus Magazinen leben, und ihre Bewegungen werden durch ihre Magazine beſtimmt.

Zweiter Lehrſatz. Das Hauptmagazin, aus dem die operirende Armee ihre nothwendigen Bedürfniſſe zieht, iſt die Unterlage oder das Subject der Operation.

Dritter Lehrſatz. Operationen nach einer einzigen Operationslinie, die, auf ein einziges Operationsſubject gegründet, in Feindes Land hineingeht, ſind nicht hinlänglich baſirt und können nicht gelingen, wenn der Feind nicht alle Gegenbewegungen durchaus vernachläſſigt.

Vierter Lehrſatz. Man muß alſo in einem Vertheidigungskriege ſich nicht dem Feinde gerade entgegenſtellen und deſſen angreifende Unternehmungen leidend erdulden, ſondern ſeitwärts deſſelben ſeine Stellung wählen; und indem man ſich ſelbſt in den Angriffskrieg verſetzt, auf ſeine Flanken und im Rücken deſſelben Unternehmungen beginnen, auf ſeine Zufuhren ſein Abſehen richten, ſeine Fronte aber unangetaſtet laſſen, es ſei denn, man wolle ihm ein Blendwerk vormachen, ihn verhindern an Flanke und Rücken zu denken, ihn auf ſeinem Poſten feſthalten, während man mit dem größten Theil der Truppen auf des Feindes Subſiſtenz und womöglich in ſein Land operirt, welche Operationen, wie ſich das von ſelbſt ergibt, alle rückwärts deſſelben ſind.

Fünfter Lehrſatz. Operationen, die in einem Dreieck oder kleinen Cirkelausſchnitt von 60 Graden oder weniger eingeſchloſſen ſind, müſſen der Regel nach ebenfalls mislingen, können nicht zum Zwecke führen, wenn der Feind von ſeinen Vortheilen Gebrauch macht, weil ſie nicht baſirt ſind.

Sechster Lehrſatz. Divergente Operationslinien oder ſolche, welche vom Mittelpunkt gegen den Umkreis laufen, oder von einem kleinen gegen einen größern Umkreis, bilden ebenfalls eine nachtheilige Operationsanlage, wenn der Feind nach den Regeln des neuern Kriegsſyſtems dagegen verfährt.

Siebenter Lehrſatz. Parallele Operationslinien, welche aus mehren Operationsſubjecten nach ebenſo vielen Objecten hinlaufen, ſind ebenſo wenig der guten Theorie des Kriegs gemäß.

Achter Lehrſatz. Operationslinien, die in ein ſtumpfwinkliges Dreieck eingeſchloſſen ſind oder in einen Cirkelausſchnitt von 90 und mehr Graden, ſind die beſtmöglichen und hinreichend baſirt.

Neunter Lehrſatz. Aus dieſen Unterſuchungen ergibt ſich alſo, daß die Baſis, um vortheilhaft zu ſein, diejenige des Feindes concav umfaſſen oder parallel länger ſein muß, daß dagegen eine nicht parallele Baſis oder eine convexe Baſis oder eine Baſis, welche kürzer iſt als diejenige des Feindes, nachtheilig ſei und dem Feinde Vortheile gewähre.

Zehnter Lehrſatz. Rückzüge von einer Baſis, welche nach einer Linie geſchehen, ſind nicht der Theorie oder dem Geiſte des neuern Kriegsſyſtems angemeſſen.

Elfter Lehrſatz. Parallele und noch mehr excentriſche Rückzüge ſind die einzig guten.

II.

Geiſt des neuern Kriegsſyſtems.

Erſte Abtheilung.

Entwickelung des Grundſatzes der Baſis der Operationslinien und daraus hergeleitete eigenthümliche Unterſcheidungszeichen des neuern Kriegsſyſtems von demjenigen der Alten.

Erſter Abſchnitt.

Was eigentlich die Baſis der Operationslinien ſei. Deren Unterſchied von den Operationslinien ſelbſt. Die Alten bedurften ihrer nicht.

1) Es iſt doch wol unleugbar, daß die Heere der Neuern eines ungeheuern Bedarfs an Fütterung nicht entbehren können. Wie viel Pferde erfodert nicht die Fortſchleppung der Munition, d. h. des Pulvers und der eiſernen und bleiernen Kugeln? Jedes Bataillon hat ſeinen Munitionswagen; jedes noch ſo leichte Feldſtück wird von vier, die ſchweren Kanonen, Zwölfpfünder u. ſ. w., werden gar von zwölf und vierundzwanzig Pferden gezogen. Jeder

Kanone iſt wiederum ein Munitionswagen und vielleicht ſind ihr mehre beigefügt. Hierzu kommt noch der Luxus der neuern Heere, wozu ich auch das Brot rechne. Denn nährte man ſich von Zwieback, ſo würde vorerſt der Soldat auf weit längere Zeit Proviant mit ſich führen können; ferner bedürfte man keiner Bäckerei, welche immer der Armee nachrückt, und die Mehltransporte aus dem Magazin zur Bäckerei fielen fort. Endlich könnte ein mit Zwieback beladener Wagen auf eine beträchtlich längere Zeit Lebensmittel mitführen als ein Mehl oder Brot enthaltender.

Ferner bedenke man die ungeheure Bagage einer neuern Armee und die Menge der Pferde, die zu ihrer Fortbringung erfoderlich ſind. Denn jeder Offizier, ſogar der unterſten Claſſen, führt ja ſein großes Zelt, ſeine Betten u. ſ. w. mit ſich. Jeder Infanterieoffizier iſt ebenſo wol mit Pferden, gewöhnlich mit drei bis fünf, verſehen, wie ein Offizier der Reiterei. Alles Dies macht eine Armee im neuern Geſchmacke zu einer lächerlich unbehülflichen Maſſe, mit welcher man denn doch große Unternehmungen ausführen will.

2) Von der im Verhältniß zum Fußvolk ſo zahlreichen Cavalerie, die man in den neueſten Zeiten und zwar vielleicht mit Recht, ſo beträchtlich vermehrt hat, habe ich nicht einmal geredet. Dies ſind nun wieder um ſo viel Pferde mehr. Wollte man nun anderer Thiere, welche weniger conſumiren, ſich bedienen, wie z. B. der Ochſen und Eſel, ſo würden dieſe wol zur Fortbringung der Bagage, der Artillerie u. ſ. w. als Laſt- und Zugthiere zu gebrauchen ſein, allein ſeine Reiter wird man doch wol nicht auf Ochſen und Eſel ſetzen wollen, in welchem Fall ſie in gar ſchlechter Kriegsgeſtalt zum Vorſchein kommen würden. Kameele hat man in gemäßigten und kalten Klimaten nicht, ſonſt könnte man ſich ihrer zum Kriege mit großem Vortheil bedienen, da ſie weniger Fütterung bedürfen, da ſie mehr als einen Mann, ſogar kleine Feldſtücke tragen können und da die feindliche Reiterei, indem die Pferde ſie verabſcheuen, davor ausreißen würde. Elefanten kann man auch nicht in hinlänglicher Anzahl bekommen;

und überdem würden ihre großen Leiber den Kanonenſchüſſen zum leicht zu treffenden Ziele dienen.

3) Man muß ſich alſo der Pferde, und zwar in ſehr großer Anzahl, bedienen, und dieſe Pferde erfodern zu ihrer Verpflegung Heu, Stroh und Hafer; und dieſe Materien ſind Dinge, welche einen großen Raum einnehmen und durch Näſſe verdorben werden. Man muß ſie alſo in großen Gebäuden, fähig, ſie vor Näſſe zu bewahren, anhäufen *). Das Mehl muß gleichfalls vor feuchter Witterung beſchirmt werden, die Munition ebenfalls, mit einem Wort alle Bedürfniſſe einer Armee. Uebrigens braucht wol nicht erinnert zu werden, daß, da die Laſt- und Zugpferde Knechte zu ihrer Wartung und Führung nothwendig machen, die Zahl der Portionen mit derjenigen der Rationen ſteigt und daß mit der Zahl dieſer Thiere die Bedürfniſſe eines Heeres auf doppelte Art zunehmen, einmal durch die vermehrte Fütterung und dann durch die vermehrte Mundproviſion.

4) Dergleichen Anhäufungen der Bedürfniſſe einer Armee nennt man nun Magazine. Im engſten Sinne heißt ein Magazin eine Niederlage von Heu, Stroh und Hafer; im erweiterten rechnet man auch noch die Mehlvorräthe dazu, und zwar wird wol ſelten ein Fouragemagazin ohne beigefügten Mehlvorrath ſein, da beiderlei Bedürfniſſe gleich unentbehrlich ſind. Brot enthält ein Magazin wol nie, weil es in kurzer Zeit verdirbt und die Bäckerei zwiſchen die Armee und das Magazin geſetzt wird, es ſei denn, das Heer ſtände dicht beim Magazin. Ein vollſtändiges Magazin enthält aber auch Vorräthe von Munition, Kleidungsſtücken, Waffen, Geſchütz u. ſ. w.; denn wenn

*) Die Fütterung der Pferde könnte auf ein weit geringeres Volumen reducirt werden, wenn man ihnen den Hafer in Geſtalt von Zwieback gäbe. Die Reiter würden auf viel längere Zeit mit Futter verſorgt und doch nicht ſo bepackt ſein. Ebenſo könnte man, ſtatt den Soldaten Fleiſch zu geben, ſie mit Suppentafeln verſorgen. Concentrirte Kraft, in ein geringeres Volumen zuſammengepreßt, iſt auf Seereiſen und im Kriege gleich wichtig. Dieſe Vorräthe, welche man mit ſich führt, würden im feindlichen Lande geſchont, ſo lange es etwas zu fouragiren gibt.

Das Experiment ist überdem sehr delicater Natur. Die Folgen des Mislingens wären zu bedenklich, als daß man es nicht gefährlich finden sollte, sich darauf einzulassen, und Niemand wird der Erste sein wollen, dieses Wagstück zu beginnen.

9) Es bleibt also dabei, daß man große Magazine haben muß und daß dieser Nothwendigkeit nicht abzuhelfen ist.

Da nun diese Magazine, wie schon gesagt worden, große Gebäude erfodern, so werden sie gewöhnlich in beträchtliche Städte, wo dergleichen Gebäude vorhanden sind, verlegt, oder man erbaut dergleichen absichtlich schon im Frieden. Da nun ferner die Erhaltung eines solchen Magazins von der allergrößten Wichtigkeit ist, indem ohne dasselbe die Armee sich trennen muß, so ist nöthig, dergleichen Orte zu befestigen, — zum allerwenigsten hinlänglich, um das Magazin vor Demjenigen, was man im Französischen einen Coup de main nennt, sicherzustellen, wenn etwa der Feind mit einer entsendeten Partei einen plötzlichen Anfall wagen sollte, um die Vorräthe zu verbrennen oder zu verderben.

10) Aber selbst Dies ist noch unzureichend, und wenigstens die Hauptmagazine müssen in Orte verlegt werden, die hinlänglich befestigt sind, um eine förmliche Belagerung aushalten zu können, welche also den Namen von Festungen im eigentlichen Verstande verdienen. Die Ursache davon hat man soeben gesehen. Freilich werden Magazine in kleine offene Städte, sogar Dörfer verlegt. Allein das ist ein Fehler. Denn der Feind kann sie leicht durch ausgeschickte Parteien vernichten lassen, und diesen Verlust, welcher beträchtlich ist, würde man nicht erleiden, wenn Sorge getragen wäre, diese kleinen Plätze durch Verschanzung gegen die ersten Anläufe des Feindes einigermaßen sicherzustellen, in welchem Fall sie vertheidigt werden könnten, bis Hülfe herbeieilt. Die Hauptmagazine sind denn aber doch wol allezeit in Festungen. Die Beschirmung der Magazine ist auch wol eine der Haupturſachen, aus denen man in neuern Zeiten Festungen haben muß; die andern werden aus dem Verfolg dieser Schrift zu ersehen sein.

Wenn man nun keine Feſtungen nahe an der Grenze hat, um ſeine Magazine ſicherzuſtellen, ſo würde dies beweiſen, daß man nicht auf den Krieg vorbereitet ſei, und es wäre ein Fehler. Fehler machen keine Regeln.

Eine ſolche Feſtung, welche ein Hauptmagazin enthält, beſtimmt die Bewegungen einer Armee, weil ſie aus derſelben ihren Unterhalt und ihre übrigen Bedürfniſſe zieht und weil dieſe vor dem Feinde beſchützt werden müſſen.

11) Eine jede Bewegung einer Armee, welche den Feind zum Zwecke hat, heißt eine kriegeriſche Operation.

Ich ſage Zweck und nicht Gegenſtand, was verſchieden iſt. Der Zweck liegt weiter hinaus, er iſt größtentheils unſichtbar, er iſt mehr immateriell, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, als der Gegenſtand. Man trifft bei kriegeriſchen Operationen nicht immer gerade auf den Feind, wie z. B. bei Diverſionen auf den Flanken und im Rücken des Feindes; hierbei iſt oftmals der Feind nicht der Gegenſtand, indem man nicht allezeit auf denſelben ſtößt; der Zweck iſt der Feind aber allezeit.

Dem Feinde Schaden zuzufügen, iſt im Allgemeinen der Zweck kriegeriſcher Operationen, und der oder jener beſondere Nachtheil, den man bei einer gewiſſen Operation dem Feinde zu verurſachen beabſichtigt, iſt der Zweck dieſer Operation.

Der Zweck aller Kriegsoperationen zuſammengenommen iſt der Frieden, welchen man durch den dem Feinde zugefügten Schaden, — für ſich vortheilhaft, für jenen nachtheilig, — von ihm erzwingen will. In dieſem allgemeinen Zwecke ſind nun wieder die Zwecke der beſondern Operationen, aus denen die größte Operation oder der Krieg beſteht, als ſo viele zu demſelben führende Mittel zu betrachten, und die Märſche, aus denen die Operation beſteht, ſind wieder ſo viele Mittel zur Vollendung der Operation, folglich zum Zwecke derſelben. Oefters kann allerdings eine Operation durch einen Marſch zu Stande gebracht werden; und dann fallen freilich Operations- und Marſchzweck zuſammen.

12) Der letzte eine Operation vollendende Marſch hat immer mit derſelben einerlei Zweck und die letzte Operation des Kriegs einerlei Zweck mit dieſem.

Die größere oder geringere Wichtigkeit des Zweckes iſt das Unterſchiedskennzeichen einer Operation von einem Marſche, — und nicht die Quantitäten von Zeit und Raum, da öfters eine Operation mit einem Marſche abgemacht iſt, in welchem Falle freilich auch die Zwecke zuſammenfallen. Allein ein kleiner Marſch kann mehr bewirken als ein großer; folglich determinirt hier nicht Zeit und Raum.

Die Zwecke der verſchiedenen Märſche, aus denen eine Operation beſteht, ſind die Vollbringung dieſer Operation; während der Zweck der Operation weiter hinaus liegt und höherer Art iſt, indem er auf die Entſcheidung des ganzen Kriegs ſein Abſehen hat. Die Zwecke der Märſche ſind untergeordnet und von einer niedrigern Claſſe.

Eine Operation, ein Marſch haben nicht immer den Feind zum Gegenſtand, weil nicht immer da, wo ſie ihre Endſchaft erreichen, gefochten oder belagert wird, obwol ſie, wie ich ſchon geſagt habe, den Feind zum Zweck haben oder in Rückſicht deſſelben gemacht werden. Allein eine Operation und ein Marſch haben immer einen geographiſchen Punkt zum Gegenſtand, welcher da iſt, wo ſie aufhören. Es muß einen gewiſſen Punkt geben, durch deſſen Erreichung der Zweck der Operation erfüllt wird. Dieſer nun iſt der Gegenſtand oder das Object der Operation, bei dem ſie ſtille ſteht und vollbracht iſt.

13) Da nun bei einer jeden Operation die Armee aus dem in einer Feſtung befindlichen Hauptmagazin ihre nothwendigen Bedürfniſſe zieht, wie das bewieſen worden iſt, ſo muß man allerdings ein ſolches Magazin als die Unterlage, das Subject, die Baſis der Operation betrachten, und zwar in doppelter Rückſicht: einmal, weil man ohne nothwendige Bedürfniſſe nicht leben, folglich auch nichts verrichten kann, und weil die Armee ſelbige aus dem Magazin erhält; zweitens, weil dieſe nothwendigen Bedürfniſſe vor dem Feinde beſchützt werden müſſen;

folglich werden alle Bewegungen einer großen Armee durch das Hauptmagazin determinirt und erhalten ihre Richtung danach. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt und erhellt aus dem Vorhergehenden, daß, wenn ich ſage Magazin, auch die daſſelbe enthaltende Feſtung darunter verſtanden werde.

14) Ich habe zwar geſagt, ein Magazin ſei die Baſis einer Operation, allein das habe ich nur gethan, um den Begriff einer Baſis überhaupt zur Sprache zu bringen. Sonſt iſt ein einziges Magazin nur eine unzureichende Baſis, welches zu erweiſen der Gegenſtand dieſer Abhandlung iſt; und da verſchiedene Dinge verſchiedene Namen haben müſſen, ſo werde ich künftig nur eine Linie, die man ſich durch mehre nebeneinander liegende Magazine gezogen denkt, eine Baſis oder Grundlinie der Operationen nennen; um ſo mehr, da letztere eine gewiſſe Figur, — wie z. B. einen Triangel u. ſ. w. — bilden müſſen, von welcher dieſe Linie nun die Baſis oder Grundlinie iſt. Ein einziges Magazin werde ich zum Unterſchied von der eigentlichen Baſis das Subject oder die Unterlage einer Operation nennen.

Das Object einer Operation oder der Punkt, wo ſie endet, kann nun wiederum zum Subject einer neuen, von da ausgehenden Operation gemacht werden, aber der Regel nach nur, wie das erwieſen werden wird, nachdem eine Baſis oder Grundlinie von mehren Operations-Subjecten oder Unterlagen angelegt und begründet worden iſt, ſonſt läuft man bei dem zu tiefen Eindringen Gefahr.

15) Die Begriffe eines Subjects und einer Baſis, wie auch eines Objects kriegeriſcher Operationen ſind nun durch dieſe vorläufigen Unterſuchungen aufs Reine gebracht worden. Da nun zwiſchen dem Operationsſubjecte und Operationsobjecte ein Raum befindlich iſt, durch welchen ſich die Armee bewegen muß, um das Object zu erreichen, ſo entſteht hiermit von ſelbſt der Begriff einer Operationslinie.

Da man nicht anders von einem Orte zum andern kommen kann, als indem man eine Linie durchläuft, ſo operirt man alſo

auch vom Subject zum Object nach einer Linie und zwar nach einer nicht geſchloſſenen. Denn es iſt kein zureichender Grund vorhanden, oder vielmehr, es wäre ungereimt, eine geſchloſſene Figur abſichtlich zwiſchen beiden Punkten zu beſchreiben, da eine nicht geſchloſſene Linie allezeit der kürzere Weg iſt, und zwar in dem Verhältniß, als ſie ſich einer geraden nähert. Eine Armee bewegt ſich alſo vom Subject zum Object ihrer Operation nach nicht geſchloſſenen Linien, da ihr daran gelegen iſt, letzteres ſo geſchwind als möglich zu erreichen und in kleinſtmöglicher Zeit den größtmöglichen Raum zu durchlaufen.

Es wird alſo eine Regel ſein, daß eine Operationslinie ſich ſo viel als möglich einer geraden nähere, obgleich genau genommen eine gerade Linie nur abſtract und in der Naturwelt nicht vorhanden iſt, d. h. Wege im ſtrengen Sinne nicht gerade Linien ſein können.

16) Allein der Begriff einer Operationslinie muß noch ſchärfer beſtimmt werden. Der Weg, auf welchem einer Armee ihre Bedürfniſſe auf Laſtthieren oder Wagen aus einem Magazine zugeführt werden, iſt die Operationslinie. Denn da dieſer Weg ebenſo vor den Angriffen des Feindes beſchützt werden muß wie das Magazin ſelbſt, ſo determinirt er die Marſchlinien der Colonnen und die Poſitionen der Armee. Folglich, da die Marſchcolonnenwege der Armee nur von der zweiten Wichtigkeit ſind, und der Zufuhrweg von der erſten, ſo muß letzterer die Operationslinie genannt werden. Das Beſtimmende iſt das Hauptkennzeichen, wonach ein Ding benannt werden muß; das dadurch Beſtimmte aber nicht.

Wie weit man ſich auf dieſer Operationslinie von ſeinem Magazin entfernen könne, das hat General v. Tempelhoff zu allererſt durch Berechnung der Bedürfniſſe einer Armee und der Zeit, in welcher ſie, in einer gegebenen Entfernung, ſolche erhalten kann, auf Grundſätze reducirt. Da dies nicht zu meinem Gegenſtand gehört, ſo ſchreibe ich es nicht aus den Anmerkungen zu Lloyd's „Geſchichte des Siebenjährigen Kriegs" ab, wo man es nachleſen kann. Uebrigens würde die Berechnung

je nach der Armee, welche man vor Augen hat, ſehr verſchieden herauskommen.

17) Wenn zwei oder mehr Operationswege von demſelben Subject zu einem und demſelben Object gehen, welches aber ſelten der Fall iſt, ſo können ſie wegen der Identität ihres Anfanges, Endes und Zweckes gar füglich durch Abſtraction unter dem Begriffe einer Operationslinie gedacht werden. Ihre Richtungen werden ſich in den meiſten Fällen höchſt ähnlich ſein und eine ziemlich langgezogene Ellipſe bilden, denn es wäre ſehr nachtheilig, wenn ſie ſeitwärts weit ausſchweiften.

Verſchiedene Operationslinien ſind nur die, welche aus verſchiedenen Subjecten entſpringen, wenn ſie auch in ein und daſſelbe Object zuſammenlaufen.

Wenn eine Armee dicht bei einem Hauptmagazin ſteht, wie Friedrich II. im Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz, ſo findet gar keine Operationslinie ſtatt.

18) Wenn ein Heer durch den Feind genöthigt wird, ſich von einer Feſtung ab, die ein Hauptmagazin enthält, rückwärts zu bewegen, ſo hört wol in den meiſten Fällen die Operationslinie aus dieſer Feſtung auf. Denn wenn der Feind vordringt und die Feſtung im Rücken läßt oder ſie belagert, verſteht ſich das von ſelbſt. Wenn das aber nicht geſchieht, ſo iſt doch immer die Vermuthung und die Beſorgniß da, es werde geſchehen; folglich ſind die Zufuhren der Gefahr ausgeſetzt, aufgefangen zu werden; man wird ſie lieber aus ſeinem Rücken heranziehen, als von der feindlichen Seite her. Uebrigens muß keine vom Feinde bedrohte Feſtung ihrer Lebensmittel beraubt, folglich aus ihrem Magazin nichts gezogen werden. Sollte es aber dennoch geſchehen, ſo wäre in dieſem Fall die rückwärtsſtehende Armee allezeit das Object der Operationslinie.

Wenn ein Kriegsheer ſich von einer ein Hauptmagazin enthaltenden Feſtung ſeitwärts wegbewegt und ſich einer andern nähert, die zur Seite in der Baſis der Operationen liegt, ſo fallen Operationslinie und Baſis zuſammen und eine Armee wird

von derjenigen Feſtung, welcher ſie am nächſten ſteht, ihre Subſiſtenz beziehen, weil ſie der Feind leichter von der entferntern abſchneiden kann. Dies iſt aber auch der einzige Fall, wo Baſis der Operationslinien und Operationslinien ſelbſt einerlei ſind. Uebrigens will ich nur im Vorbeigehen bemerken, daß dergleichen Parallelmärſche am leichteſten aus der Flanke geſchehen.

19) Operationslinien im eigentlichen Sinn ſind aber diejenigen, welche aus dem Subject oder aus mehren in der Baſis befindlichen Subjecten vorwärts in des Feindes Land hineingehen und folglich offenſiv ſind. Ich ſage vorwärts in das Land des Feindes und nicht gegen den Feind, weil die feindliche Armee ſo ſtehen kann, daß ſie ihre Grenze auf der Flanke und nicht im Rücken hat. Allein im Kriege iſt doch immer der Hauptgegenſtand das Land des Feindes, und in dem Lande des Feindes derjenige Hauptort, aus dem das feindliche Heer ſeine Bedürfniſſe, wo nicht zu allernächſt oder unmittelbar, doch mittelbar bezieht, und wo die größten Vorräthe der Elemente der kriegeriſchen Macht vorhanden ſind, um letztere in der Wurzel zu vernichten.

Daher iſt vorwärts in Rückſicht der Operationen nicht allezeit da, wohin die Geſichter der Soldaten, d. h. die Front der Schlachtordnung oder des Lagers und die Spitzen der Marſchcolonnen ſtehen, ſondern da, wohin das moraliſche Geſicht der Seele der Armee gerichtet iſt. Die Seele der Armee iſt der Befehlshaber, oder, um mich noch genauer auszudrücken, die befehlshabende Macht.

20) Eine jede kriegeriſche Operation beruht auf drei Hauptſachen: dem Subject oder der Unterlage der Operation, der Operationslinie und dem Object. Daß jede Operation auf mehre Subjecte gegründet ſein muß, welche neben einander ungefähr in einer Linie liegen und dann eine Operationsbaſis im eigentlichen Sinne conſtituiren, wird in der Folge dieſes Tractats bewieſen werden. In dieſem Falle ſind, wie man ſchon geſehen, Baſis und Operationslinien ganz verſchiedene Dinge, obgleich ſehr achtungswerthe militäriſche Schriftſteller ſich dieſe Begriffe

nicht deutlich genug gedacht zu haben ſcheinen, um ſie gehörig zu unterſcheiden.

Dieſe Unterſuchungen und Definitionen waren durchaus nöthig, um das Folgende verſtändlich zu machen. Daß es mit dem Kriegsſyſtem der Alten, ſonderlich der Römer, die doch, da ſie die Welt bezwangen, nach der beſten Methode verfahren zu haben ſcheinen, eine ganz andere Bewandtniß hatte, muß ich, ehe ich fortfahre, hier noch, wiewol nur ganz kurz, zeigen.

21) Der römiſche Soldat trug auf vierzehn Tage Lebensmittel bei ſich. Er trug ſelbſt ſein Zelt und ſeine Bagage. Die Legionen hatten ſehr wenig Offiziere und dieſe waren in der äußern Ausrüſtung, wenn man allenfalls die Tribunen — oder Oberſten etwa — ausnimmt, ſehr wenig von den Soldaten unterſchieden. Die römiſchen Armeen waren im Vergleich mit den neuern ſehr ſchwach. 40,000—60,000 Mann war wol die größte Zahl. Dieſe kleinen Heere hatten eine im Verhältniß nur geringe Reiterei. Artillerie war wol vorhanden, denn man kann die Maſchinen ſo nennen; allein ſie beſtand aus leichten Materien, aus Holz und etwas Eiſen, und überdem iſt noch nicht einmal ausgemacht, daß man ſie immer auf dem Marſche mit ſich herumſchleppte. Tacitus ſpricht zwar von einer ſehr großen Maſchine, welche bei Bedriacum ganze Cohorten wegraffte; allein, da er ihrer erwähnt, ſo ſcheint es eine ungewöhnliche Erſcheinung geweſen zu ſein. Joſephus redet auch von Maſchinen, wenn er die Ordnung des Marſches der Römer zur Belagerung von Jeruſalem beſchreibt. Allein die Römer hatten auch damals die Abſicht zu belagern. Der Umſtand, daß dergleichen Maſchinen allenthalben gar leicht von den Soldaten konnten verfertigt werden, ſcheint es wahrſcheinlich zu machen, daß man ſie nicht immer bei ſich führte. Sie erfoderten nur wenig Pferde zu ihrer Fortſchaffung. Die Munition, Steine, fand man faſt allenthalben.

22) Es läßt ſich ſehr leicht erachten, wie wenig im Vergleich mit den neuern Armeen ein ſolches kleines Heer zu ſeinem

Unterhalt bedurfte; ſonderlich da ſo ſehr wenig Reiterei bei demſelben war, da der Soldat die Impedimenta ſelbſt trug und man weder Geſchütz noch Munition mit ſich führte. Die römiſchen Armeen fanden alſo allenthalben in dem Lande, wo ſie Krieg führten, ihre Bedürfniſſe, welche ſie in ihre Lager trugen, wo ſie ſehr leicht ihre Subſiſtenz auf mehre Monate anhäufen und aufbewahren konnten. Daher waren ihre Lager auch zugleich ihre Magazine, ihre Marſchlinien auch Operationslinien, und dieſer militäriſche Körper um ſo ſtärker, je unabhängiger von allem Aeußern er in ſich ſelbſt alle Mittel zu ſeiner Fortdauer beſaß. Die zu beſchützenden Vorräthe waren auch wol die Veranlaſſung, daß ſie ihre Lager verſchanzten. Daß ſie ihre verſchanzten Lager in Form eines regelmäßigen Vierecks zum Vorſchein brachten, welches man heutiges Tages eine große Redoute nennen würde, war wol ſehr klug, indem ſie auf dieſe Art der Anſtützungspunkte entbehren konnten, und weil dieſe Figur, wie Hauptmann Röſch es bewieſen hat, unter allen der ſtärkſten Vertheidigung durch Geſchoß aller Art fähig iſt. Uebrigens iſt in derſelben auch mehr Raum wie in irgend einer andern.

23) Der Oberſtlieutenant Mauvillon hat zwar Recht, wenn er behauptet, daß eine ſolche viereckige Lagerform heutiges Tages wegen des Artilleriefeuers ganz unſtatthaft ſein würde. Allein er iſt zu tadeln, wenn er daraus die große Ueberlegenheit der neuern Kriegsart über diejenige der Alten herleiten will und behauptet, die Kriegskunſt ſei ſo ungemein ausgebildet worden, daß die Alten nur als Kinder gegen uns zu betrachten wären. Ich dagegen will beweiſen, allein nicht hier ſogleich, denn ich kann nicht Alles auf einmal ſagen, ſondern weiter unten, daß das Kriegsſyſtem der Neuern mit demjenigen der Alten nicht kann verglichen werden, in Rückſicht der großen Wirkungen, die man mit geringen Mitteln hervorbrachte, ſtatt daß man gegenwärtig, mit einziger Ausnahme der Franzoſen ſeit den Revolutionskriegen, mit einem ungeheuern Aufwand von Kräften nur ſehr geringe Wirkungen zu Stande bringt. Uebrigens haben wir noch nicht einmal verſtanden, dem Geiſt des neuern Kriegsſyſtems gemäß zu handeln.

Die Befehlshaber der Heere machen unaufhörlich Fehler dagegen, wie ich denn das weiter unten zu zeigen mich anheiſchig mache. Hier iſt alſo wenig Urſache zum Prahlen vorhanden.

24) Ich bin der Meinung, man ſolle heute die Lage ſeiner Lager gar nicht mehr danach nehmen, um in ihnen den Feind zu erwarten, weil man bei gehörigen Vorkehrungen nie überfallen werden kann, weil Bewegung und nicht Poſition dem Geiſte des neuern Kriegsſyſtems angemeſſen iſt. Nimmt man aber verſchanzte Lager, ſo ſcheint mir die von den Neuern adoptirte griechiſche Lagerform weniger gut wie ein nach der neuern Kriegskunſt modificirtes römiſches Lager. Das Lager von Bunzelwitz war ein nach der Globulartaktik — ein Ausdruck Berenhorſt's — modificirtes römiſches Lager. Ein ſolches Lager gewährt den Vortheil, daß man des Anlehnens überhoben iſt, weil eigentlich keine Flanke vorhanden iſt und man dem Feinde auf allen Seiten eine gleich große Fronte entgegenſetzt. Die Winkel ſind dagegen ſehr ſchwach, wird man ſagen; allein es iſt nicht ſchwer, ſie faſt unangreifbar zu machen, wenn auch nicht durch Schrägfeuer, auf welches man nicht rechnen darf, weil es natürlich iſt, auf Diejenigen zu ſchießen, welche gerade auf uns loskommen, und nicht auf Diejenigen, welche unſerm Nebenmanne zu Leibe gehen. Bei einer ſolchen Lagerordnung hätte man nur dahin zu ſehen, eine Höhe oder doch einen Platz zu wählen, der nicht durch Anhöhen beherrſcht wird. Die Bäckerei könnte man im Lager haben ꝛc.

25) Die Griechen hatten nicht dieſe Lagerform, ſondern die in unſern Zeiten angenommene, nach welcher man die Flanken an einen natürlichen Gegenſtand anſetzt, weil ſie meiſtentheils offen ſind und, wenn auch geſchloſſen, doch nur eine kleine Fronte ausmachen und alſo das ganze Lager in dieſem Fall ein langes Viereck bildet. Die Griechen verſchanzten auch ihre Lager nicht ſogleich, wie die Römer — ein vortrefflicher Gebrauch der Letztern, den wir mit unſern weichlichen Soldaten nicht nachzuahmen gewagt haben. Allein großer Magazine bedurften die Griechen doch nicht. Ihre ſehr kleinen Heere, wobei faſt gar keine Reiterei vor-

handen war, konnten allenthalben durch Futterholungen und Plünderung gar leicht unterhalten werden. Die Kriege dieſer kleinen Republiken, welche, hätten ſie ſich vertragen können, dem römiſchen Joche vielleicht entgangen wären und eine beſſere Figur in der Welt geſpielt hätten, beſtanden überdem in räuberiſchen Streifereien, wobei man nicht lange im Felde blieb, und die mit den Huronen- und Irokeſenfehden viele Aehnlichkeit hatten. Dieſe Griechen ſind nie ſo große Krieger geweſen, als ſie es von ſich behaupteten. Sobald ſie es mit den Römern zu thun bekamen, war es mit ihnen vorbei. Ihre Phalanx, welche in unſern Tagen Friedrich II., wiewol nach der Feuertaktik verändert, wiederum zum Vorſchein gebracht hat, wurde ſogleich durch die Legion vernichtet. Taktiker waren die Griechen allerdings in ziemlich hohem Grade, allein es iſt doch zu verwundern, daß ein ſo geiſtreiches Volk keine beſſere Stellordnung und keine beſſern Waffen erfinden konnte, die den römiſchen zu widerſtehen vermocht hätten und daß die Neuerungen des Epaminondas mit ihm dahinſtarben. Die Schlachtordnung der Athenienſer und Lacedämonier war übrigens nur eine Abänderung der Phalanx, und ihre Waffen ebenfalls zu lang, ohne durch kurze gehörig unterſtützt zu werden; folglich gilt von den Griechen überhaupt, was von den Macedoniern geſagt werden kann. In der Kriegszucht waren ſie gar nicht mit den Römern zu vergleichen.

26) Römer und Griechen bedurften keiner außer dem Heere befindlichen Magazine, keiner Operationslinie, keiner Operationsbaſis; allein von den Medern, Perſern ꝛc. iſt dies zu glauben wegen ihrer ſo ungeheuern Heere, ſo zahlreichen Reiterei und ſo unermeßlichen Bagage. Auch muß man geſtehen, daß unſere neuern Armeen viel Mediſches oder Perſiſches haben und in mancher Rückſicht nicht wenig dem Heere des Xerxes gleichen. Jedoch konnten dieſe ungeheuern morgenländiſchen Haufen weit beweglicher ſein, weil ſie weder Pulver noch Kugeln, noch ſchweres Geſchütz mit ſich herumſchleppen mußten. Ihre Operationen konnten alſo dennoch ſchneller vollführt werden und waren nicht ſo ſehr durch Magazine, Operationslinie, Operationsbaſis,

Bäckerei ꝛc. gefeſſelt wie diejenigen der neuern Armeen. Hierin beſteht der Hauptunterſchied der alten und neuen Kriegskunſt.

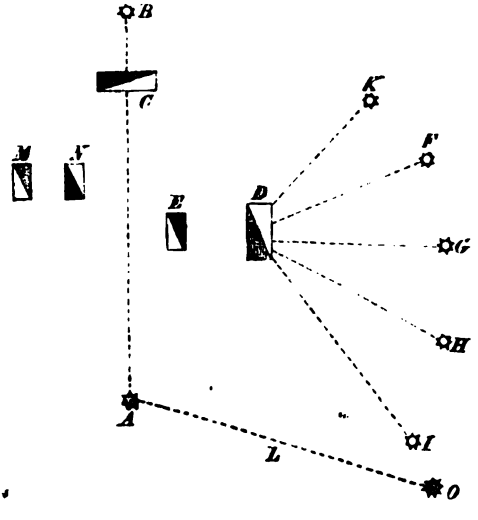
Zweiter Abſchnitt.

Anfang der Unterſuchungen über offenſive Operationslinien. Von einer einzigen Operationslinie, die, auf ein einziges Subject gegründet, in Feindes Land hineingeht.

1) Im vorhergehenden Abſchnitte haben wir geſehen, daß Operationslinien im eigentlichen Sinne offenſiver Art ſind. Hieraus folgt, daß man am eheſten das Charakteriſtiſche des neuern Kriegsſyſtems herausbringen wird, wenn man unterſucht, nach welcher Figur in Feindes Land hinein operirt werden müſſe. Hier wollen wir den Fall betrachten, wo man von einem Subject oder Magazine nach einer Operationslinie in Feindes Land bis zu einem Objecte fortſchreitet.

Es ſei Fig. 1 A das Subject, B das Object und C die vom Subject nach dem Object hin operirende Armee, ſo iſt klar, daß, wenn der Feind D gegen die Operationslinie AB im Rücken der Armee C anrückt, ohne gegen C direct etwas zu unternehmen, es ſeien denn falſche Angriffe, um ſie auf ihrem Poſten feſtzuhalten, die Armee C ſo-

Fig. 1.



[illegible] zum weitern Vordringen behindert und in den Vertheidigungskrieg zurückgeworfen wird, welches doch gar nicht die Absicht ihrer Operation war. Denn da die Operationslinie AB der einzige Weg iſt, auf welchem die Armee C ihre Zufuhr erhalten kann, ſo muß ſie um ſo mehr beſorgt ſein, daß ſelbige nicht von dem Feinde D durchſchnitten werde und die Zufuhren abgeſchnitten werden, in welchem Falle die Armee C ihrem Untergange nicht entgehen könnte, da, wie es im erſten Abſchnitte gezeigt worden, die neuern Heere durchaus von den Zufuhren aus ihren Magazinen abhängig ſind. Der Zuſtand der Armee C kann alſo mit demjenigen eines Menſchen verglichen werden, welcher ſein ganzes Vermögen in einer einzigen gewagten Unternehmung aufs Spiel geſetzt hat und der alſo bei der geringſten widrigen Begebenheit zittern muß, welche ihn mit dem Mislingen bedroht. Die Operationslinien eines Heeres ſind mit den Muskeln im menſchlichen Körper zu vergleichen, von denen die Bewegung der Glieder abhängt. Wenn die Bewegung eines Gliedes lediglich auf einem Muskel beruht, durch deſſen Durchſchneidung das Glied gelähmt werden würde, ſo liegt um ſo mehr daran, dieſen Muskel vor aller Beſchädigung zu bewahren. Ebenſo muß auch eine einzige Operationslinie für eine offenſiv zu Werke gehende Armee ein äußerſt empfindlicher Theil ſein, den vor den lähmenden Berührungen des Feindes zu ſichern ihr wichtigſtes Augenmerk ſein muß.

2) Wenn nun die Armee C den wichtigen Poſten B, welcher das Object der Operation macht, ſchon inne hätte, ſo würde ſie beim Anrücken des Feindes D gegen die Operationslinie AB durch Zurückſendung nach E, um die Linie AB zu beſchützen und um nicht von A abgeſchnitten zu werden, bei B dergeſtalt ſich ſchwächen müſſen, daß ſie gegen einen directen Angriff den Poſten wahrſcheinlich nicht würde behaupten können. Wäre ſie mit der Belagerung von B beſchäftigt geweſen, ſo würde ſie ſelbige, durch dieſe Entſendung geſchwächt, nicht fortſetzen können. Wäre B ein verſchanzter Poſten, aus dem man den Feind vertreiben wollte, ſo würde die Armee den Angriff darauf nicht wagen

dürfen. Hätte das Heer C den Posten B noch nicht erreicht, sondern wäre noch im Anmarsch dagegen begriffen, so könnte es nicht weiter vorrücken. Diese Diversion gegen die Operationslinie würde also allen fernern offensiven Operationen ein Ende machen.

3) Wollte nun die Armee C bei B stehen bleiben, ohne sich durch alle Angriffe gegen die Operationslinie AB im geringsten stören zu lassen, so würde sie Gefahr laufen, nicht allein von A, sondern auch von ihrer entsendeten Partei E abgeschnitten zu werden. Denn der Raum zwischen C und E wird wol immer groß genug sein, um dem Feind D Gelegenheit zu geben, durch ein abgeschicktes Corps C von E zu trennen und nicht sowol C im Rücken, als vielmehr E in die Flanken zu operiren und es so zu vertreiben. Man könnte sagen: der Feind D kann von E geschlagen werden, und dann ist die Operationslinie AB wieder gesichert und Rücken und Flanke der Armee sind wieder frei. Allein die Sachen sind hier nicht gleich. Wird E geschlagen, so ist C verloren. Wird dagegen der Feind D von E geschlagen, so ist sein Rückzug und seine Subsistenz in seinem eigenen Lande immer gesichert: denn er wird in FGHI Magazine haben, von denen er nie durch das Heer C kann abgeschnitten werden. Ein Magazin in K könnte noch wol von C angefochten und der Feind D von demselben getrennt werden; allein die andern, sonderlich GHI sind zu weit im Rücken von C, als daß letzteres Heer dagegen etwas vermöchte. Hat aber der Feind D in allen diesen Orten keine Magazine, so ist das sein Fehler, so ist er nicht gehörig auf den Krieg vorbereitet und ich rede nur von den Dingen, wie sie eigentlich sein sollten oder vielmehr der Regel und der gesunden Vernunft gemäß sein müssen. Der Feind D ist also immer bei seinen Operationen im Rücken von C vor dem Abschneiden von seinen Magazinen gesichert. Je weiter nun D nach A hinab detachirt oder selbst hinab marschirt, um so mehr muß sich auch C beim Object B durch Verlängerung rückwärts schwächen, um nicht von A abgeschnitten zu werden. Der Feind D kann aber auch in das Land der Armee C nach L hin eine

Diversion machen oder auch A ſelbſt angreifen, im Fall der Platz [illegible] wäre, um in der Geſchwindigkeit ihn wegnehmen zu können; denn im Fall einer förmlichen Belagerung würde C zurücken, um A zu retten. Die Operationslinie AB wird aber auch von der andern Seite M her beunruhigt werden, denn der Feind kann in ſeinem eigenen Lande überall Truppen verſammeln. Die Armee C wird alſo auch bei N ein Corps ſetzen müſſen und alſo die defenſive Figur eines langen Vierecks annehmen, ſtatt daß ſie offenſive Operationen beabſichtigte. Dieſe ungünſtige Lage aber hätte ſie ſich dadurch zugezogen, daß ſie nach einer einzigen Linie operirte, die ſich wenig von einer geraden entfernt.

4) Wie weit eine Armee in Feindes Land hinein ſich von ihren Magazinen entfernen müſſe, um allen dieſen Nachtheilen ausgeſetzt zu ſein, das hängt von zu vielen Umſtänden ab, um genau beſtimmt werden zu können. Jedoch will ich es wagen, hier feſtzuſetzen, daß es wenigſtens drei Tagemärſche ſein müſſen, daß bei einer geringern Entfernung die Gefahr nicht groß ſein kann, indem durch eine einzige Bewegung rückwärts die Armee ſich ihre Flanken und ihren Rücken wieder frei machen und ihre Zufuhren beſchützen kann. Alsdann iſt aber auch der Vortheil von einer ſo wenig eindringenden Armee ſehr gering, es ſei denn, man belagerte eine wichtige Feſtung. Allein auch in dieſem Falle, da man ganz nahe bei ſeinem Magazin etwas vor ſich hat, ſind die Diverſionen in unſer Land auf unſern Flanken noch immer zu fürchten; und haben wir eine Reihe Feſtungen, die unſer Land deckt oder eine Baſis, und der Feind auch, ſo ſind die Sachen wieder gleich, ſo kann er eine von unſern Feſtungen belagern, während wir eine von den ſeinigen angreifen; und da kommt es dann darauf an, wer zuerſt mit ſeiner Belagerung fertig wird. Jedoch dies gehört nicht zu meinem Beweiſe von den Nachtheilen einer einzigen, nicht durch mehre verſtärkten, Operationslinie, und ich rede nur davon, um alle Fälle zur Sprache zu bringen und allen Einwürfen zu begegnen.

5) Man könnte nun einwenden: wenn man Feſtungen auf ſeiner Grenze hat, die eine Baſis conſtituiren, ſo kann man im-

mer ohne Gefahr nach einer Linie operiren; denn die Beſatzungen dieſer Feſtungen würden den Feind im Rücken bedrohen, falls er uns zu ſehr umginge, wie z. B. bei D, und wenn auch gleich keine Operationslinien eröffnet wären, ſo könnte man ſie eröffnen und man könnte ſich immer auf dieſe Feſtungen zurückziehen. Allein in dieſem Falle wäre man bei ſeiner Unternehmung hinlänglich baſirt; man hätte in der That mehre Operationslinien hinter ſich, auf welchen man Zufuhren erhalten könnte, wenngleich nicht davon Gebrauch gemacht würde, indem man mit den Zufuhren aus einem Magazin ſich begnügte. Allein das iſt gar nicht der Fall, von dem hier die Rede iſt. Nach einer Operationslinie ſchreitet man vor, wenn entweder neben A keine Magazine vorhanden ſind, oder wenn man von den Feſtungen, in welchen ſich dieſe Magazine befinden, durch feindliche Feſtungen getrennt iſt, wie z. B. die Feſtung I des Feindes D das in der Feſtung O befindliche Magazin für die Armee C unbrauchbar macht, denn ſie verſtopft die Operationslinie, die C etwa daraus eröffnen könnte. Denn der Feind wird gegen jede Feſtung, die auf der Grenze unſers Landes liegt, auch eine erbauen, um ihr etwas entgegenzuſetzen, ſowie man einem jeden Corps des Feindes ein anderes entgegenſtellen muß, um es im Zaume zu halten. So iſt nämlich die Regel. Die Magazine, von welchen ein Heer durch feindliche Feſtungen getrennt iſt, ſind für daſſelbe als nicht vorhanden zu betrachten.

Um alſo die Operationslinie AB zu baſiren, wird es nöthig ſein, außer A noch einige Feſtungen, ſo in einer Linie neben A liegen, zu erobern. A kann nämlich entweder eine Feſtung ſein, welcher der Feind D keine andere entgegenzuſetzen hat und welche die Armee C als Operationsſubject benutzt, um von demſelben vorwärts zu operiren, oder aber eine dem Feinde D entriſſene Feſtung.

6) Bei dieſen Unterſuchungen über die Nachtheile einer einzigen Operationslinie habe ich mich deswegen ſo lange verweilen müſſen, weil ſie der Grund ſind, auf welchem das Folgende gebaut iſt. Geſteht man die in dieſen beiden erſten Abſchnitten

entwickelten Principien mir zu, ſo iſt keine rationelle Möglichkeit vorhanden, die daraus gezogenen Folgerungen zu leugnen. Die Sache iſt aber überdem noch wichtig, weil die Heerführer gegenwärtiger Zeit und ſogar die berühmteſten noch immer durch ihr Kriegsverhalten beweiſen, daß ſie den ganzen Satz für falſch halten und immer noch mehr an das gerade Darauflosgehen als an Diverſionen denken. In der dritten Abtheilung dieſes Werks werde ich Das zeigen.

7) Ueber die Theorie der Operationslinien ergibt ſich der aus dieſen Betrachtungen über eine einzige Operationslinie zu ziehende Lehrſatz von ſelbſt. Allein Lehrſätze müſſen nicht niederreißen, ſondern aufbauen, nicht negativ, ſondern poſitiv ſein; und die in dieſem Abſchnitte geleſenen Unterſuchungen enthalten zureichende Beſtimmungsgründe und Data, um mich zu berechtigen, ihn mit folgendem poſitiven ſtrategiſchen Lehrſatze zu beſchließen. Nämlich:

„Man muß in einem Vertheidigungskriege ſich nicht dem Feinde gerade entgegenſtellen und deſſen angreifende Unternehmungen leidend erdulden, ſondern ſeitwärts deſſelben ſeine Stellungen wählen und, indem man ſich ſelbſt in den Angriffskrieg verſetzt, auf die Flanken und den Rücken des Feindes Unternehmungen beginnen, gegen ſeine Zufuhren ſich richten, ſeine Fronte aber unangetaſtet laſſen, es ſei denn, man wolle ihm ein Blendwerk vormachen, ihn verhindern, an Flanke und Rücken zu denken, ihn auf ſeinem Poſten feſthalten, während man mit dem größten Theil der Truppen auf des Feindes Subſiſtenz und wo möglich in ſein Land operirt, welche Operationen, wie ſich das von ſelbſt ergibt, alle rückwärts deſſelben ſind.“

Der Beweis dieſes Lehrſatzes iſt im Vorhergehenden enthalten, wie ich denn überhaupt erſt unterſuchen und beweiſen und dann als Reſultat den Lehrſatz aufſtellen werde.

8) Wenn es einen ſolchen in der neuern Kriegswiſſenſchaft

überhaupt geben kann, ſo iſt der eben aufgeſtellte vielleicht unter allen derjenige, welcher ſich in der Theorie am vollſtändigſten beweiſen läßt und den die Erfahrung immer beſtätigt hat.

Es hat indeſſen Kriegsbegebenheiten gegeben, bei denen der Erfolg dieſem Satze zu widerſprechen ſchien. Allein dieſe nahmen ihren Urſprung öfters in dem Willen, die Regeln des Kriegs nicht anzuwenden, noch öfter in Unkenntniß der Regeln des Kriegs und Unfähigkeit, ſie gehörig anzuwenden.

Es gibt Fälle, wo die Umſtände im weiteſten Sinne des Worts, wo die Beſchaffenheit des Landes, in welchem, und des Volkes, mit welchem man Krieg führt, dieſe Regeln nicht allein modificiren, ſondern auch ein ganz entgegengeſetztes Verfahren gebieten. Dies hebt jedoch die Regeln des Kriegs nicht auf. Es beweiſt keineswegs, daß die Kriegskunſt ſich nie in eine Wiſſenſchaft verwandeln laſſe, obgleich dem eigenen Urtheil immer ſo viel überlaſſen bleiben wird, daß neben der Wiſſenſchaft ſie auch immer Kunſt ſein wird.

Kunſt iſt nämlich die Anwendung der Wiſſenſchaft, welche ſtets eine Function des Judiciums bleiben wird.

Wenn irgend eine Grundregel des Kriegs modificirt werden muß, ſo beweiſt das nicht, daß es überhaupt keine Regeln gebe, ſondern daß ſie unter einer höhern Regel ſtehen und mit Judicium angewendet ſein wollen. Mit dieſem iſt es leicht, die Fälle feſtzuſetzen, in welchen der Krieg fodert, von der eben entwickelten Regel des Kriegs abzuweichen, welche in dem obigen Lehrſatz für die Offenſive implicite liegt. Die Kenntniß des feindlichen Generals, ſeiner Unkunde, ſeiner Furchtſamkeit, diejenige ſeines Heeres, der Feigheit deſſelben, des Mangels an Kriegszucht bei ihm, der Unfähigkeit ſich bewegen zu laſſen, an welcher es leidet, können einen General ſchon berechtigen, dieſem Feinde, der es weder verſteht noch wagt, ihm in Flanke und Rücken zu operiren, unbeſorgt um die eigene Flanke und den eigenen Rücken, auf den Leib zu rennen.

9) Die Unternehmung des Generals Bonaparte im Jahr 1797 wurde durch ähnliche Motive gerechtfertigt. Es war hier

nicht etwa die Beſchaffenheit der Armee und ihres Generals, als vielmehr die Kenntniß der öſterreichiſchen Regierung, welche den jungen Feldherrn veranlaßte, ſo raſch vorzudringen, ohne ſich vorher hinlänglich baſirt, d. h. Flanke und Rücken geſichert zu haben. Der Regel nach konnte er nicht über den Tagliamento und in Oeſterreich vordringen, ohne ſich vorher zum Meiſter von den Päſſen Tirols gemacht zu haben. Der Regel nach mußten ihm die Unternehmung des General Laudon in ſeinen Rücken und die ſchöne Bewegung des Erzherzogs Karl nach Linz, ferner der Aufſtand der Venetianer den unvermeidlichen Untergang bereiten; allein dieſer junge Feldherr, gewohnt, mit genialem Ueberblick die Dinge zu durchſchauen, wußte, daß der unkriegeriſche Hofkriegsrath, den blinden Impulſionen der Furcht gehorchend, es nie leiden würde, daß die öſterreichiſche Armee ſich von Wien auch nur ſcheinbar entfernte. Er wußte, daß Miniſter in Oeſterreich die Generale der Generale ſind. Der Erfolg rechtfertigte ſeine Anſicht der Dinge. Er dictirte einen vortheilhaften Frieden in eben dem Augenblick, da ſein Untergang unvermeidlich war.

10) Ich habe an andern Orten ſchon geſagt, daß von dieſem Grundſatz (der Baſirung) bei einer Landung in England durchaus abzuweichen ſei; es kommt nur darauf an, einen gewiſſen Alles entſcheidenden Punkt, nämlich London zu erreichen, Die Urſache iſt, weil die mercantiliſche, unkriegeriſche engliſche Nation in dem Hauptſitz ihres Reichthums den Mittelpunkt ihrer politiſchen Exiſtenz zu erblicken gewohnt iſt. Dieſe ganze Unternehmung könnte man eine ungeheure Mauſepatrouille nennen, ein Ausdruck, mit welchem die Huſaren eine ſo gewagt vorgeſchickte Patrouille bezeichnen, daß ſie in Gefahr iſt, abgeſchnitten zu werden.

Mit einem Worte, es wird leicht möglich ſein, die Fälle anzugeben, wo man, ohne ſich zu baſiren, vorgehen kann; es wird leicht ſein, die Urſachen aufzufinden, weshalb Dieſer oder Jener für ein ſolches Vorgehen nicht beſtraft worden iſt.

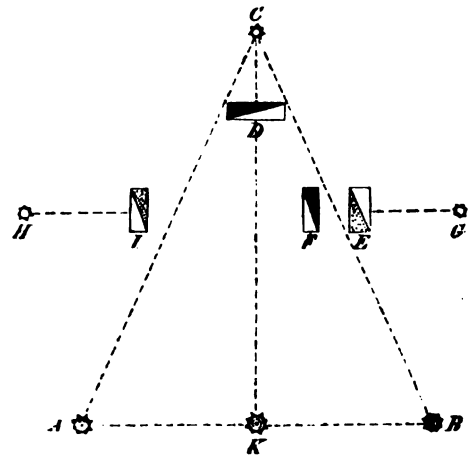
Dritter Abſchnitt.

Von Operationslinien, die in ein ſpitzes Dreieck oder einen kleinen Cirkelausſchnitt von 60 Graden und weniger eingeſchloſſen ſind.

1) Die Nachtheile dieſer Operationsanlage ſind faſt ebenſo groß als diejenigen der ſoeben betrachteten. Wenn die beiden äußerſten Wege, auf welchen man Zufuhren erhält, bei dem Object der Operation in einen Winkel zuſammenſtoßen, welcher nicht mehr oder noch weniger als 60 Grade mißt, ſo iſt man gleichfalls nicht hinlänglich baſirt.

Die Armee D kann ebenfalls gegen das Object C, Fig. 2, keine weitern Fortſchritte machen, wenn der Feind E gegen die Operationslinie BC, hier einen Schenkel des Dreiecks ABC, anrückt. Denn D iſt gezwungen, wie im vorhergehenden Fall, ſogleich zur Deckung der Operationslinie BC nach F zurück zu detachiren, weil es E durchaus nicht von deſſen Magazinen, die es in der Gegend G haben kann und muß, abzuſchneiden vermag. Die Armee D wird alſo ebenfalls durch dieſe Bewegung des Feindes in ihren Rücken, wie im Fall einer einzigen Operationslinie, in den Vertheidigungskrieg verſetzt. Jedoch iſt hier der Vortheil, daß E nicht auch AC abzuſchneiden vermag; denn wenn E bis AC vorrücken wollte, ſo würde es Gefahr laufen, durch D ſelbſt von ſeinen Magazinen in der Gegend G abge-

Fig. 2.



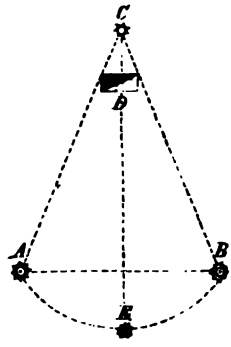
nicht ſowol die Beſchaffenheit der Armee und ihres Generals, als vielmehr die Kenntniß der öſterreichiſchen Regierung, welche den jungen Feldherrn veranlaßte, ſo raſch vorzudringen, ohne ſich vorher hinlänglich baſirt, d. h. Flanke und Rücken geſichert zu haben. Der Regel nach konnte er nicht über den Tagliamento und in Oeſterreich vordringen, ohne ſich vorher zum Meiſter von den Päſſen Tirols gemacht zu haben. Der Regel nach mußten ihm die Unternehmung des General Laudon in ſeinen Rücken und die ſchöne Bewegung des Erzherzogs Karl nach Linz, ferner der Aufſtand der Venetianer den unvermeidlichen Untergang bereiten; allein dieſer junge Feldherr, gewohnt, mit genialem Ueberblick die Dinge zu durchſchauen, wußte, daß der unkriegeriſche Hofkriegsrath, den blinden Impulſionen der Furcht gehorchend, es nie leiden würde, daß die öſterreichiſche Armee ſich von Wien auch nur ſcheinbar entfernte. Er wußte, daß Miniſter in Oeſterreich die Generale der Generale ſind. Der Erfolg rechtfertigte ſeine Anſicht der Dinge. Er dictirte einen vortheilhaften Frieden in eben dem Augenblick, da ſein Untergang unvermeidlich war.

10) Ich habe an andern Orten ſchon geſagt, daß von dieſem Grundſatz (der Baſirung) bei einer Landung in England durchaus abzuweichen ſei; es kommt nur darauf an, einen gewiſſen Alles entſcheidenden Punkt, nämlich London zu erreichen, Die Urſache iſt, weil die mercantiliſche, unkriegeriſche engliſche Nation in dem Hauptſitz ihres Reichthums den Mittelpunkt ihrer politiſchen Exiſtenz zu erblicken gewohnt iſt. Dieſe ganze Unternehmung könnte man eine ungeheure Mauſepatrouille nennen, ein Ausdruck, mit welchem die Huſaren eine ſo gewagt vorgeſchickte Patrouille bezeichnen, daß ſie in Gefahr iſt, abgeſchnitten zu werden.

Mit einem Worte, es wird leicht möglich ſein, die Fälle anzugeben, wo man, ohne ſich zu baſiren, vorgehen kann; es wird leicht ſein, die Urſachen aufzufinden, weshalb Dieſer oder Jener für ein ſolches Vorgehen nicht beſtraft worden iſt.

3) Bei dem Kreisausſchnitt ABC, Fig. 3, gewinnt die Armee D, im Fall er von 60 Graden oder weniger iſt, im Vergleich zu dem eben betrachteten Triangel mit gerader Baſis Fig. 2 nur dadurch, daß die beiden Linien AC und BC, welche das Segment begrenzen, kürzer ſind als die Schenkel AC und BC des Triangels, D alſo ſeinen Hauptmagazinen A und B näher iſt. Allein dieſen Vortheil hebt der Umſtand wieder auf, daß, je kürzer die Linien AC und BC ſind, deſto näher die Punkte A und B einander liegen müſſen, ſo lange die Größe des Winkels dieſelbe bleibt. Je näher nun die Feſtungen A und B einander liegen, deſto kürzer wird die Baſis, deſto mehr kann der Feind A und B als eine einzige Feſtung betrachten, weil die Wirkung für ihn dieſelbe iſt. Je kürzer die Baſis iſt, deſto mehr nähert man ſich dem Falle, da man nach einer Operationslinie vorſchreitet. Die Größe des Winkels beim Object C, welchen ich künftig den Objectivwinkel nennen will, beſtimmt alſo mehr die Güte der Operation, als die Kürze der Zufuhrlinien, weil letztere nichts hilft, wenn der Objectivwinkel klein iſt.

Sig. 3.



Uebrigens kann der Cirkelbogen AB nur durch einen dritten Punkt E determinirt werden. Die Feſtung E iſt nun zwar durch A und B vortrefflich gegen den Feind geſichert, allein die Zufuhrlinie EC ganz und gar nicht mehr als KC, Fig. 2. Folglich iſt es ebenſo, als wenn E gar nicht vorhanden und ABC kein Segment, ſondern ein geradliniges Dreieck wäre, deſſen Grundlinie dann die punktirte Linie AB ſein würde. Die Urſache wäre nun die Kleinheit des Winkels C am Object.

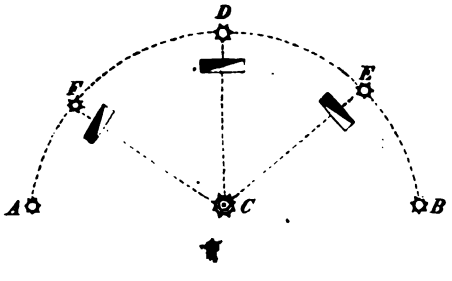
Vierter Abſchnitt.

Von divergenten Operationslinien.

1) Von einem Mittelpunkte nach dem Umkreiſe oder von einem kleinern nach einem größern Bogen, oder von einer kurzen geraden Linie nach einem Umkreiſe hin auseinanderlaufende Linien ſind der Regel nach nur zweckmäßig, wenn man ein vertheidigungsloſes Land beſetzen will. Die Tataren gehen auf ſolche Art zu Werke, wenn ſie ein Land plündern und verwüſten. Allein die Tataren erſcheinen ohne Operationslinie, deren ſie nicht bedürfen. Sie führen ihre Subſiſtenz bei ſich auf ihren Pferden, und ſind ſo den Römern, welche in ihren Lagern ihre Magazine hatten, noch um einen Schritt voraus. Die Tataren haben nur Marſchlinien. Wenn ſie ein Land verheeren, ſo verfahren ſie folgendergeſtalt: ein Haufe trennt ſich in zwei, dieſe zwei in vier und ſo zertheilen ſie ſich im Vorrücken immer mehr und bedecken endlich ſo vereinzelt das ganze Land. Baron Tott erzählt uns in ſeinem Buche, daß ſie auf dieſe Art Neu-Serbien verwüſteten, wobei er gegenwärtig war.

2) Einen Angriffskrieg mit dergleichen divergenten Operationen beginnen zu wollen, würde beweiſen, daß man nichts vom Kriege verſtehe, denn man iſt bei denſelben immer umfaßt, Flanke und Rücken ſind dem Feinde bloßgeſtellt, die Operationslinien ſind nicht geſichert, ſtatt daß der Feind für die ſeinigen nichts zu beſorgen hat. Folgende durch Figuren anſchaulich gemachte Betrachtungen ſind hinlänglich, dies zu beweiſen.

Fig. 4.



Die Operationslinie CD, Fig. 4, iſt freilich durch CE und CF, d. h. durch Corps bei E und F mehr gedeckt als bei den vorhergehenden Vorausſetzun-

gen einer Operation nach einer geraden Linie und einer andern in einem spitzen Dreieck. Allein alle drei aus C hervorgehende Operationslinien nach E, D und F hin sind es nicht gegen die Unternehmungen des Feindes von A und B her. Diese fassen sie alle in den Rücken, durchschneiden die Zufuhrwege und der Rückzug des Feindes nach A und B ist auf jeden Fall gesichert. Ist nun die Festung C nicht stark genug, um eine etwas lange Belagerung aushalten zu können, so müssen alle Corps zurück, um der Vernichtung zu entgehen, sobald nur der Feind von A und B her gegen C etwas unternimmt.

3) Dies ist aber noch nicht Alles. Hätte der Feind bei A und B gar keine Corps stehen und marschirte nur mit den bei E und F stehenden die Peripherie hinab nach A und B hin, so müssen die aus C nach E, D, F vorgerückten Corps sogleich auch eine defensive parallele Bewegung nach A und B hin machen und einen engern Kreis um den Punkt C her bilden.

Die feindlichen auf der Peripherie stehenden Corps können immer mehre vereinigt einem von den aus C hervorgegangenen auf den Hals fallen und es erdrücken, wenn die Abstände nicht zu groß sind. Denn obgleich die aus C operirenden auf einem kürzern Bogen stehen als der Feind und sich folglich geschwinder vereinigen können, so würde doch ein abgewonnener Nachtmarsch die Sachen hierin gleich machen. Der Feind hat wegen seiner breiten Basis, hier des Cirkelbogens AB, für seinen Rücken und seine Subsistenz nie etwas zu befürchten. Er kann nie abgeschnitten werden. So ist es aber nicht mit den aus C operirenden Corps, die, wenn sie sich concentriren, ihre Zufuhr nur desto mehr bloßstellen und sich zuletzt auf eine einzige Operationslinie reducirt sehen.

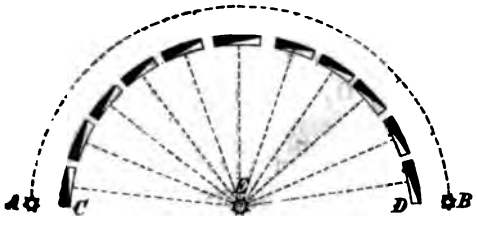
Die Zerstreuung der Macht gegen mehre Objecte zugleich macht, daß man gegen kein einziges mit gehörigem Nachdruck verfahren kann. Man schwächt sich hierdurch, man gibt dem Feinde Gelegenheit, seinen Gegner theilweise aufzureiben. Man kann nur dort erwarten, glücklich zu sein, wo man mehr wirkende Kräfte hinbringt, als der Feind entgegensetzen kann. Die

[illegible] Durch Vereinigung entſteht Kraft, durch Zerſtreuung Schwäche.

Ein ſolches Verfahren iſt demjenigen eines Menſchen ähnlich, der Hunderterlei zu gleicher Zeit verrichten will. Er wird nichts zu Stande bringen.

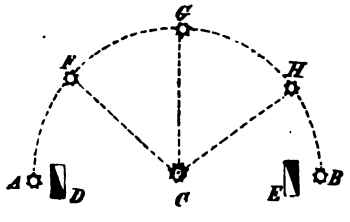
4) Wollte man, um ſeine Operationslinien gegen die Unternehmungen des Feindes von A und B her zu decken, ſich noch mehr vereinzeln und gleichſam eine Mauer von Truppen, CD, Fig. 5. gegen die Peripherie AB bilden, ſo iſt das Ungereimte eines ſolchen Verfahrens, bei dem man allenthalben zu ſchwach ſein würde, etwas von Belang auszuführen, und welches das dienlichſte Mittel wäre, ſich theilweiſe ſchlagen zu laſſen, ſo einleuchtend, daß es überflüſſig ſein würde, darüber noch etwas zu ſagen.

Fig. 5.



Die beiden Feſtungen A und B, Fig. 6, und die Corps, welche bei denſelben ſtehen, könnten nun freilich durch zwei Corps D und E beobachtet und abgehalten werden, den nach F, G, H hin operirenden in den Rücken zu kommen. Allein das heißt wieder, den Fehler einer zu großen Zerſtreuung ſeiner Kräfte begehen. Die offenſiven, nach F, G, H operirenden werden dadurch zu ſehr geſchwächt. Die Hauptſache aber iſt, daß, wenn der Feind von F, G, H eine Leute nach A und B die Peripherie AB hinabmarſchiren

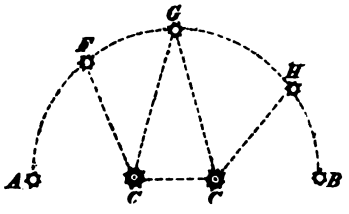
Fig. 6.



läßt, um A und B zu verſtärken, alle zu offenſiven Operationen beſtimmt geweſenen Corps ſich auch ſogleich zu den Truppenabtheilungen D und E verfügen müſſen, wodurch denn der vorgehabte Offenſiv- in einen Defenſivkrieg verwandelt wird.

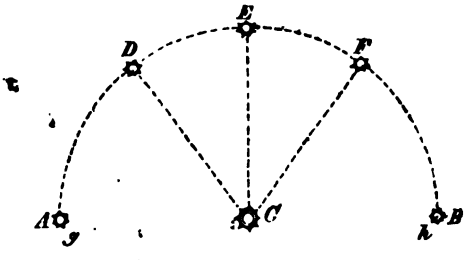
5) Wenn die divergenten Operationen durch zwei Feſtungen, C, C, Fig. 7, die ſo nahe aneinander liegen, daß die daraus hervorgehenden Operationslinien am Object G nur einen Winkel von 60 Graden bilden, baſirt ſind, ſo iſt damit nichts gebeſſert; denn die nach G hin operirende Abtheilung erleidet alle ſchon im vorhergehenden Abſchnitt beleuchteten Nachtheile einer Operation im ſpitzen Dreiecke und alle Abtheilungen zuſammen, nämlich F, G, H diejenigen der divergenten Operationen.

Fig. 7.



6) Uebrigens müſſen die Objecte divergenter Operationen eine ſolche Lage gegeneinander haben, daß eine Linie, die man ſich durch ſie gezogen denkt, zwar nicht genau einen Cirkelbogen bildet, aber doch wenig davon abweicht. In dieſem Bogen enden die Operationslinien, welche als ebenſo viele Radien aus einem Mittelpunkt, der Feſtung nämlich, welche das Operationsſubject abgibt, ausgehen. Eine divergente Operation wird wol ſchwerlich durch mehr als eine, höchſtens zwei Feſtungen ſubjectirt ſein. Im letztern Falle aber müßten die beiden Feſtungen nahe beieinander liegen.

Fig. 8.

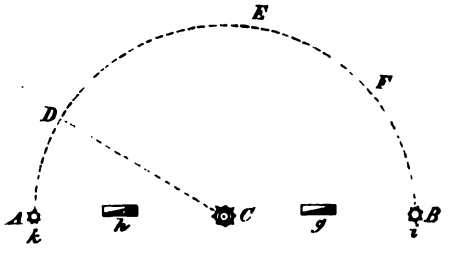


Ferner iſt es wol ſchon von ſelbſt einleuchtend, daß der Feind von A und B, Fig. 8, nach g und h in das Land der nach D, E, F hin ope-

rirenden Armee eine Diverſion machen kann, wenn er dies zuträglicher finden ſollte, als D, E und F in den Rücken zu kommen, ihre Zufuhrlinien zu durchſchneiden oder auf C etwas zu unternehmen. Bei g und h ſind entweder Feſtungen oder nicht. Im letztern Fall ſteht dem Feinde das Land offen; ſind Feſtungen vorhanden, wie es denn wol der Regel nach ſein ſollte, ſo kann der Feind etwas darauf unternehmen, wiewol er in den meiſten Fällen beſſer thun wird, gegen C oder die Operationslinien etwas zu unternehmen. Iſt er ſo ſtark, alles Dreies beginnen zu können, ſo iſt es um ſo beſſer.

7) Dieſe Betrachtungen müſſen jeden Leſer auf das Reſultat führen, daß, bevor man in dem Bogen AB vorrückt, man die beiden Endpunkte A und B abſtoßen und ſich in Beſitz der Feſtungen ſetzen müſſe, welche meiner Vorausſetzung nach daſelbſt ſind. Dieſe Operation wäre mislich, wenn die Zufuhrlinien durchaus von C ausgehen müßten. Alsdann könnte der Feind von D, E, F her, Fig. 9, ſie beunruhigen, indem er bis g oder h vorrückte, je nachdem A oder B belagert würde. Allein die Zufuhren können und werden von i oder k kommen, d. h. aus dem Lande der A oder B belagernden Armee; und in der Gegend i oder k wird, oder ſollte doch wenigſtens die belagernde Armee eine Feſtung haben, aus welcher ſie ihre Bedürfniſſe bezieht. Dann iſt eine ſolche Operation, ich meine die Wegnahme von A oder B, allerdings möglich. Schwerer iſt ſie, wenn in i oder k keine Feſtungen ſind. Denn, belagert die Armee B, ſo macht der Feind von A her nach k hin in das Land der B belagernden Armee eine Diverſion und kann ihr ſelbſt in den Rücken kommen, wenn er nicht durch eine Feſtung in K gezügelt wird.

Fig. 9.



8) Wenn man nun durch die Wegnahme von A und B ſich gleichſam die Ellbogen frei gemacht hat, ſo kann man, durch ACB baſirt, von dieſer Grundlinie aus offenſive Operationen beginnen. Jedoch müſſen A und B hinlänglich weit voneinander ſtehen, damit beim Object der offenſiven Operation die beiden äußerſten von A und B hervorgehenden Operationslinien in einem Winkel von mehr als 60 Grad zuſammenſtoßen. Iſt man ſtark genug, um A und B zugleich zu belagern, ſo wäre es freilich das Beſte, weil es eine Regel iſt, ſoviel zu thun als man kann. Dies möchte aber wol ſelten möglich ſein, und da wäre denn wol die Regel, im Fall keine anders beſtimmenden Gründe vorhanden ſind, der ſtärkſten dieſer Feſtungen zuerſt auf den Leib zu gehen; denn früher im Feldzuge iſt man gewöhnlich rüſtiger und ſtärker als nachher, und heißt dies den Stier bei ſeinen Hörnern antaſten, ſo muß man auch geſtehen, daß der Stier, ſeiner Hörner beraubt, nicht mehr ſehr gefährlich iſt.

9) Der ſtrategiſche Grundſatz lautet alſo wie folgt:

„Wenn die Baſis ſo lang iſt, daß die beiden äußerſten Operationslinien am Object der Operation einen Winkel von mehr als 60 Grad machen, dann kann man vorgehen, eher aber nicht.“

General Lloyd leitet die Schwierigkeit, in Amerika zu operiren, von der Nothwendigkeit, divergent vorzugehen, her. Denn es iſt klar, daß man von einer Küſte in ein Land hinein nur divergent vorgehen kann, wenn man Flanke und Rücken nur einigermaßen ſichern will.

Der Rücken und die Flanken des Feindes ſind alsdann jederzeit geſichert, Rücken und Flanken des Gelandeten aber um ſo weniger, je weiter er vorgeht. Dringt er weit vor, ſo ſchwächt er ſich dergeſtalt durch zurückgelaſſene Poſtirungen, daß keine Kraft zum Angriff mehr übrig bleibt.

Die Hauptbeſorgniß aber erweckt jeder Marſch des Feindes hinunter nach den Landungsplätzen. Alsdann werden rückwärtige

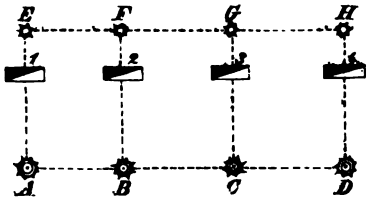
Bewegungen durchaus nothwendig. Es ist also unmöglich, mit divergenten Operationslinien im Offensivkriege glücklich zu sein, wenn der Feind dagegen zweckmäßig verfährt.

Fünfter Abschnitt.

Von parallelen Operationslinien.

1) Im vorigen Abschnitt ist gezeigt worden, daß man sich hinlänglich basiren müsse, ehe man etwas Offensives vornimmt. Ist man nun genug basirt, so kann man allerdings nach parallelen Operationslinien vorwärts schreiten, sodaß man mehre Objecte zugleich angreift, welche in einer mit der Basis ungefähr parallelen Linie liegen und zu welchen man also auch durch Operationslinien gelangt, die gleichfalls einander ungefähr parallel sind. Ob dies Verfahren zweckmäßig sei, wollen wir sehen.

Fig. 10.



Es sei Fig. 10 AD die Basis, in welcher die Festungen A, B, C, D als Subjecte von ebenso vielen Operationslinien liegen, welche von da aus nach den Objecten E, F, G, H der Corps 1, 2, 3, 4 führen. Hierbei muß sich einem Jeden die Bemerkung aufdringen, daß dies sehr viel zu gleicher Zeit unternehmen heiße, und daß man folglich sehr stark sein müsse, um alles Das zu Stande zu bringen, und der Feind sehr schwach, um es geschehen zu lassen.

Ferner muß doch unter den Objecten E, F, G, H eins sein, dessen Bezwingung und Besitz vor allen übrigen zu wünschen wäre und gegen welches man mehr Kräfte gebrauchen müßte wie gegen die andern. Denn die Dinge sind doch nicht völlig einander gleich und einer der Punkte E, F, G, H muß mehr der

Schlüſſel zum Lande des Feindes ſein als die übrigen; ſo wie man bei Gefechten in der Stellung des Feindes ſchon längſt einen Punkt angenommen hat, den man den Schlüſſel zur Poſition nennt und gegen welchen man hauptſächlich ſeine Macht wendet. Die Kunſt, dieſen Punkt herauszufinden, hat man bei Feldherren immer ſehr geſchätzt und ſie macht hauptſächlich das militäriſche Augenmaß. So wird auch die Kunſt, jenen ſtrategiſchen Schlüſſel, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, jenes Hauptobject, gegen welches man operiren müſſe, zu entdecken, wegen ihrer großen Wichtigkeit, wahrlich keine der geringſten Vollkommenheiten eines Heerführers ſein.“

2) Da man nun gegen dieſes Hauptobject mehr Macht concentriren muß als gegen die übrigen, ſo möchte man wol nicht ſtark genug ſein, auch dieſe zu bezwingen; es ſei denn, man wäre dem Feinde ganz außerordentlich überlegen. In dieſem Fall, wenn nämlich der Feind es kaum wagen dürfte, im Felde vor uns zu erſcheinen, wäre das Verfahren, nach parallelen Operationslinien, in breiter ſtrategiſcher Front in das Land des Feindes vorzugehen und ſo viel wegzunehmen, als man kann, ganz zweckmäßig. Allein dies iſt in der Regel nicht vorauszuſetzen. Wenn man es mit Jemand zu thun hat, der ſich nicht wehren kann, dann iſt die Kunſt zu fechten freilich unnütz, ſie wird nur gelehrt, um im Falle des Kampfes mit rüſtigen Gegnern beſtehen zu können. Heutiges Tages führen nur die großen Mächte miteinander Krieg und da findet denn wol keine ſo große Ungleichheit der Kräfte ſtatt.

3) Gegen einen Feind, der ſich vertheidigen kann, wäre alſo eine in parallelen Operationen zerſplitterte Offenſive erſtens ohne Wirkung und zwecklos, weil man nirgend die Macht, noch die Zeit haben würde, Eindruck zu machen und ſich der Objectivplätze zu bemächtigen, und dann auch gefährlich, wenn ſich der Feind, wie er es thun ſollte, aus dem Vertheidigungs- in den Angriffskrieg verſetzt.

Denn es wird ihm immer möglich ſein, ſich durch abgewonnene oder verborgene Märſche zu concentriren, einem der Corps

1, 2, 3, 4 auf den Hals zu fallen, es übel zuzurichten, aus der Linie zu drängen und dann den übrigen in den Rücken oder auf ihre Zufuhrlinien zu operiren. Da man ebenso wenig zwischen zwei Corps als zwischen zwei Bastionen in eine Curtine dringen kann, so wären wol die Flügelcorps 1 oder 4 mit dem größten Vortheil anzugreifen. Denn nachdem sie weggedrängt sind, werden die mittlern in den Vertheidigungskrieg versetzt, indem sie sogleich nach der Flanke Front machen müssen, um ihre Operationslinien zu decken und sich vor dem Aufrollen zu bewahren. Sie müssen sogar zurück detachiren und sich endlich bis zu ihrer Basis verlängern, um die Zufuhrwege noch mehr zu beschirmen. Mit dem Angriffskriege ist es alsdann wol vorbei. Jedoch hat die parallel operirende Armee, da sie hinlänglich basirt ist, den Vortheil, daß der Feind aus Furcht, selbst abgeschnitten zu werden, das Umgehen nicht so weit treiben darf als in den vorhergehenden Fällen. Vielmehr kann er von der Basis, von den Festungen A und D aus gezwungen werden, selbst wieder in seine Basis zurückzueilen.

Wenn die Abstände zwischen den Corps 1, 2, 3, 4 beträchtlich sind, so kann freilich auch eine der mittlern Abtheilungen durch den Feind ohne Gefahr für ihn zurückgedrängt werden und die zunächst liegenden Operationslinien sind seinen Beleidigungen ausgesetzt, ehe eins von den beiden Flügelcorps 1 oder 4 herbeieilen kann.

4) Die Fälle, wo es zweckmäßig ist, nach drei oder mehren Operationslinien zugleich vorzurücken, habe ich schon angegeben. Wenn man nun gegen ein Object seine Hauptstärke wendet und gegen die andern nur anrückt, um den Feind zu zerstreuen, so ist das eine ganz andere Operationslage als die, von der hier die Rede ist. Nur wenn man es mit mehren zugleich ernstlich meint, die nebeneinander liegen, operirt man parallel, und davon ward hier gesprochen.

Je mehr man sich zertheilt, gegen je mehr Objecte man zugleich wirken will, desto schlechter ist die Anlage der Operation, desto weniger ist man im Stande, irgendwo etwas Beträchtliches

auszuführen, man iſt allenthalben zu ſchwach, einem einigermaßen concentrirten Feinde zu widerſtehen. Man wird theilweiſe geſchlagen und aufgerieben, wenn der Feind den Krieg verſteht; und eine Mauer von Truppen zu bilden, iſt wol die zweckloſeſte Art, den Angriffskrieg zu führen.

Wenn ſich nun der Feind auf der Objectivlinie E H irgendwo verſtärkt und man concentrirt ſich ebenfalls dem Feinde gerade gegenüber, indem man deſſen Bewegungen zeitig genug erfährt, ſo entſtehen hieraus Parallelmärſche, während welcher man nichts Offenſives vornehmen kann. Ein dergleichen Hin- und Hermarſchiren aus der Flanke iſt gewiß für Denjenigen, der angreifen und erobern will, äußerſt zwecklos, und es wird nicht lange dauern, ſo ſitzt er im Vertheidigungskriege. Ich glaube alſo annehmen zu können, daß parallele offenſive Operationen, außer im angegebenen Falle einer ſehr großen Ueberlegenheit, nicht anzurathen ſind.

Sechster Abſchnitt.

Von Operationen, die in ein ſtumpfwinkliges Dreieck eingeſchloſſen ſind oder in einen Cirkelausſchnitt von 90 und mehr Graden.

1) Wenn, wie wir geſehen haben, Operationen nach einer Zufuhrlinie, wie auch andere in einem ſpitzen Dreieck in einem Angriffskriege ſchwerlich zum Zwecke führen möchten, wenn divergente Operationen ebenſo unſtatthaft ſind, wenn man eine lange Baſis zu Grunde legen muß, und wenn es in den meiſten Fällen nicht rathſam iſt, nach parallelen Operationslinien vorzugehen, wenn endlich ein Hauptobject vorhanden ſein muß, welches, ehe man etwas Anderes vornimmt, erſt zu bezwingen iſt: ſo bleibt keine andere Operationsfigur übrig als ein Triangel, deſſen beide Schenkel, durch die beiden äußerſten Operationslinien gebildet, beim Object der Operation einen rechten oder ſtumpfen Winkel machen, oder, im Fall die Baſis einen eingehenden Bogen bildet, ein Kreisausſchnitt von ebenſo viel Graden. Dies iſt alſo die

vollkommenſte offenſive Operationsanlage. Es muß jedoch noch bewieſen werden.

Fig. 11.

2) In dem rechtwinkligen Triangel ABC, Fig. 11, iſt die von der Baſis ADB aus nach dem Object C hin operirende Armee E wol hinlänglich vor dem Abſchneiden und Auffangen der Zufuhren geſichert, indem der Feind F wol die Operationslinie BC, oder kommt er von der andern Seite her, AC durchſchneiden kann, aber nicht CD oder jede andere Operationslinie, die zwiſchen B und D oder zwiſchen A und D vorhanden wäre. Denn, geht er weiter in den Rücken der Armee E oder überſchreitet er die äußerſten Operationslinien BC oder AC, ſo wird er ſelbſt von ſeinen Subjecten abgeſchnitten. Denn dieſe können nur in G, H und I liegen. Geht nun der Feind bis zur Linie CD oder auch nur bis K vor, ſo kann die Armee E durch eine ganz leichte Entſendung ihn von G abſchneiden, und von der Feſtung B aus kann er von H und I abgeſchnitten werden. Er fällt alſo in die Grube, die er Andern gräbt.

3) Iſt das Dreieck ſtumpfwinklig, ABC, Fig. 12, ſo iſt die Armee E in ihrer Operation gegen das Object C noch mehr

Fig. 12.

geſichert; alſo je größer der Winkel beim Object C iſt, den die beiden äußerſten Operationslinien dort bilden, um deſto ungeſtörter kann ein angreifendes Heer die Operation gegen das Object fortſetzen. Denn die Diverſionen des Feindes im Rücken, um die Zufuhren abzuſchneiden, dürfen daſſelbe keineswegs beunruhigen. Der Feind F iſt ja ſchon ſelbſt von ſeinen Magazinen abgeſchnitten, wenn er bis zur Operationslinie BC vorrückt. Er kann durch ein Detachement von der Feſtung B aus oder durch ein Corps, welches daſelbſt ſteht, ſogleich gezwungen werden, wieder in ſeine Baſis zurückzukehren. Schneidet er aber auch die Linie CB ab und von der andern Seite her AC, Figg. 10 und 11, ſo bleibt doch der Armee E immer noch die Operationslinie CD und es bleiben ihr überhaupt alle Operationslinien offen, welche von der Baſis zwiſchen A und B nach der Armee E gehen. Die beiden äußerſten Operationslinien ſind immer dem Feinde exponirt, ſo breit auch die Baſis, ſo groß auch der Objectivwinkel ſein mag. Allein, wenn auch keine Feſtung in der Baſis weiter wäre, ſo wird doch eine offenſiv operirende Armee immer auf ihrer Baſis eine Anzahl Magazine haben können, aus welchen ihre Zufuhr immer geſichert bleibt, wenn der Objectivwinkel 90 Grad oder mehr hat.

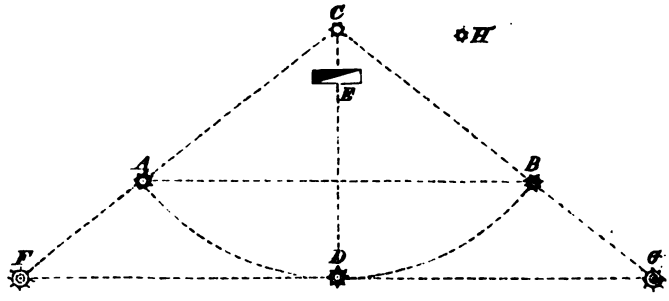
Diverſionen in das Land der Armee E kann der Feind nicht machen; denn er kann ebenſo wenig zwiſchen D und B eindringen als in eine Curtine zwiſchen zwei Baſtionen. An der Seite von B kann er es. Allein dann überflügelt ſeine Baſis diejenige der Armee E, welches nicht ſein ſollte und beweiſt, wie wichtig eine lange mit Feſtungen beſetzte Baſis ſei.

4) Uebrigens habe ich die Zahl der Grade nicht genau beſtimmt, weil ich nur das Princip habe angeben wollen, welches leicht in allen Fällen zur Richtſchnur dienen kann. Die Umſtände modificiren allerdings das Princip; ich habe alſo die Grenzen zwiſchen dem Guten und Schlechten nicht ganz genau, auf ein Paar Grade z. B., angegeben, welches im Grunde Pedanterie geweſen wäre. So habe ich geſagt, Operationen in einem Winkel von 60 Grad und weniger taugten nichts, da man doch an-

nehmen kann, daß unter 90 Grad oder doch bis nahe an 90 Grad in den meiſten Fällen Alles ſchlecht iſt. Auf eine ſo genaue Präciſion kommt es freilich in der Naturwelt nicht an. Von 90 Grad hebt das Gute ſchon an, obgleich ich nur die ſtumpfen Winkel als gut angebe. Wie viel Grade der Objectivwinkel haben müſſe, kann zuletzt nur für jeden beſondern Fall beſtimmt werden. Wenn man ſagt, meiner Meinung nach ſei es hinlänglich, mit dem Aſtrolabio zu viſiren, um zu erfahren, ob es rathſam ſei, eine Belagerung anzufangen, oder ob man in einer Poſition vor dem Abſchneiden der Zufuhren geſichert ſei oder nicht, ſo antworte ich, es ſei allerdings nöthig, auf der Karte die Größe des Objectivwinkels zu meſſen und ſie wohl in Betracht zu ziehen, bevor man ſich in eine offenſive Operation einläßt, daß im Uebrigen Spöttereien keine Widerlegung ſind.

5) Macht die Baſis einen gegen den Feind eingehenden Bogen, operirt folglich die Armee in dem Cirkelſegment ABC, Fig. 13, ſo gewinnt ſie dabei — gegen den Fall der Operation

Fig. 13.



im geradlinigen Dreieck — nur den Vortheil, daß derjenige Theil aller zwiſchen den beiden Endpunkten A und B vorgehenden Operationslinien, welcher zwiſchen der bogenförmigen Baſis und der punktirten Linie AB liegt, dem Feinde ganz und gar unzugänglich iſt. Dagegen aber iſt es nachtheilig, daß die Operationslinien — gegen den Fall, daß die punktirte Linie AB die Baſis wäre — um ſo viel länger ſind, als der Bogen ADB von der

Geraden AB abſteht. Je länger nun die Operationslinie iſt, um deſto unregelmäßiger kommen die Transporte an, deſto unſicherer iſt ihre Ankunft und deſto mehr Koſten verurſachen ſie.

Es wäre alſo noch beſſer, wenn die punktirte Linie AB die Baſis wäre und D nicht ſo weit zurückläge.

Wäre nun die Baſis gerade und ginge wie die Linie FG durch den Punkt D, ſo würde freilich der Feind wegen des größern Abſtandes von F und G der Armee E leichter in den Rücken operiren können, als wenn A und B die Endpunkte der Baſis wären, von denen er leichter von ſeinem Magazin in H abgeſchnitten werden kann.

6) Iſt der Bogen der Baſis ſo ſehr gegen den Feind eingehend, daß der Objectivwinkel ganz ſtumpf zum Vorſchein kommt, ſo ſind freilich Fig. 14 alle Operationslinien aufs vollkommenſte beſchützt. Allein eben die Wirkung würde ſtattfinden, wenn auch die Baſis geradlinig wäre, weil die Sicherheit offenſiver Operationen einzig und allein von der Größe des Objectivwinkels abhängt. Fig. 15. Iſt der Bogen ausgehend gegen den Feind, ſo kann nur ein Theil deſſelben einer gegebenen Operation zur Baſis dienen. In Fig. 16 iſt nicht der Bogen AB die Baſis, ſondern eigentlich de, indem A und d und auf der andern Seite B und e in einer Operationslinie liegen und die nach C hin operirende Armee aus den nähern

Fig. 14.

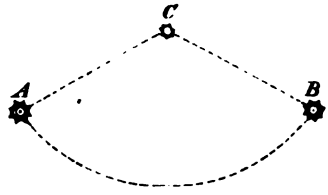
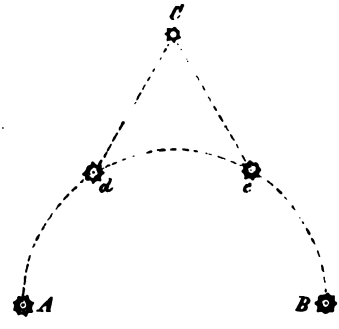


Fig. 15.

Fig. 16.



Magazinen d und e ihre Bedürfniſſe ziehen wird, wenn daſelbſt Magazine ſind.

Es kommt alſo durchaus mehr auf die Größe des Objectivwinkels an, welche allein die Güte einer Operation determinirt, als auf die Richtung der Baſis, obgleich letztere auch nicht ganz gleichgültig iſt. Der aus allen bisherigen Unterſuchungen zu ziehende Grundſatz wird alſo lauten wie folgt:

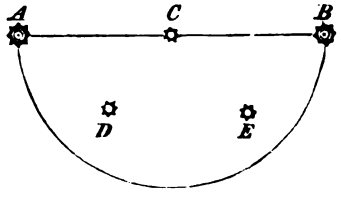
„Bevor man gegen ein beſtimmtes Object operirt, muß man ſich hinlänglich baſiren oder baſirt ſein, um einen Objectivwinkel zu erhalten, welcher 90 und mehr Grade hat, ſodaß man alſo in einem Dreieck oder Kreisausſchnitt von ſoviel Graden operirt."

Siebenter Abſchnitt.

Von der vortheilhaften Richtung oder Geſtalt einer Baſis.

1) Nachdem erwieſen worden, daß eine Baſis lang genug ſein müſſe, um einen Objectivwinkel von 90 oder mehr Graden zu geben, ſo wollen wir jetzt von der Richtung dieſer Baſis ſelbſt reden. Die Sache iſt für aufmerkſame Leſer freilich wol aus dem Vorhergehenden zu abſtrahiren; allein ſie iſt doch nicht eigentlich abgehandelt worden, und ihre Wichtigkeit verdient, daß man ſie genau betrachtet; umſomehr, da wir von Offenſivoperationen von der Baſis aus vorwärts geredet haben, dann von Rückzügen von der Baſis ab rückwärts ins eigene Land reden wollen und nun die Ordnung erfodert, daß wir von dem Theil, der zwiſcheninne liegt, auch zwiſcheninne handeln. Dieſer Theil aber iſt die Baſis.

Fig. 17.

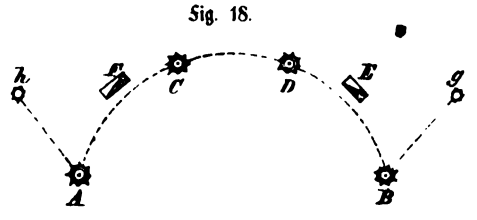


2) Es iſt klar, daß ein den Feind umfaſſender Cirkelbogen die vortheilhafteſte Geſtalt der Baſis iſt. Denn innerhalb des Bogens AB, Fig. 17,

kann der Feind keine haltbare Stellung nehmen. Er befindet ſich in einem Sacke, den man zuſchnüren kann. Das Land innerhalb des Bogens AB iſt nicht zu vertheidigen. Alle innerhalb deſſelben gelegenen Feſtungen müſſen dem dergeſtalt baſirten Heere in die Hände fallen; denn bei C iſt kein Objectivwinkel vorhanden, ſondern er liegt in dem Durchmeſſer des Cirkels AB und alle andern etwa weiter einwärts liegenden Feſtungen, wie z. B. D und E, ſind ſchon umſchloſſen und können nicht vertheidigt werden, wenn gehörig verfahren wird. Das Einzige, was dem Feinde etwa übrig bleibt, iſt, die Feſtungen A und B als Endpunkte der Baſis wegzunehmen und den Bogen durch dieſes Abſtoßen zu verkürzen. Alle innerhalb des Bogens vorgenommenen Offenſivoperationen können dem Vertheidiger nicht gelingen und ein dergeſtalt umſchloſſenes Land iſt ſchon für erobert zu achten.

3) Im Gegentheil iſt, wie ſchon aus dem Geſagten erhellt, ein ausgehender Kreisbogen die ſchlechteſte Geſtalt einer Grenze oder Baſis. Denn die Feſtungen C u. D, Fig. 18, ſind dem Feinde ſehr ausgeſetzt und eigentlich gar nicht zu erhalten, ſobald er von E und F her mit zwei Colonnen ſie abſchneidet. Das Einzige, was dagegen geſchehen könnte, iſt, von A und B aus ſeitwärts und ein wenig vorwärts zu operiren, um E und F wegen ihrer eigenen Flanken und Rücken beſorgt zu machen, ſie zu rückwärtigen Bewegungen zu zwingen und eine Feſtung wegzunehmen, die etwa nach g oder h hin läge.

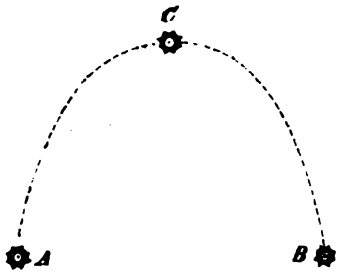
Fig. 18.



Je excentriſcher nun der Bogen iſt, je mehr er ſich einer Ellipſe nähert, wie z. B. ACB, Fig. 19, um deſto weniger ſind die gleich C vorwärts gelegenen Feſtungen zu erhalten, um deſto mehr finden alle erwähnten Nachtheile ſtatt.

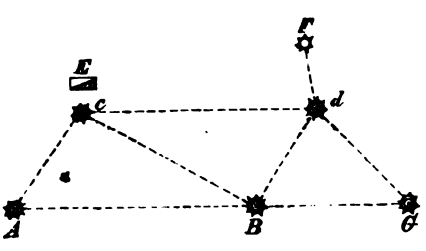
4) Eine gemiſchte Baſis, die aus- und eingehende Bogen

Fig. 19.



oder Winkel macht, iſt mit einer Feſtung zu vergleichen, deren Werke aus Baſtionen und Curtinen beſtehen. In die eingehenden Theile der Baſis kann der Feind ebenſo wenig dringen als in eine Curtine zwiſchen zwei Flanken. Die ausgehenden Theile oder die daſelbſt liegenden Feſtungen, c, d, Fig. 20, ſind

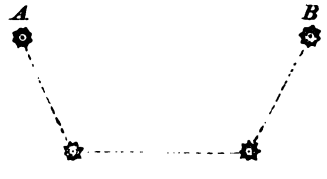
Fig. 20.



den Angriffen des Feindes aber nicht ſo ſehr ausgeſetzt als die in einem einzigen ausgehenden Bogen, Fig. 19, gelegene Feſtung C, weil, wenn c, Fig. 20, angegriffen wird, von d aus leicht eine Diverſion in das Land des Feindes E nach F hin gemacht werden kann.

Wer ſieht aber nicht, daß die Baſis AG, Fig. 20, aus zwei Reihen in gerader Linie liegender Feſtungen beſteht, c, d in der erſten, A, B, G in der zweiten Linie? Folglich finden hier alle die Wirkungen ſtatt, die man von einer geraden Baſis zu erwarten hat.

Fig. 21.



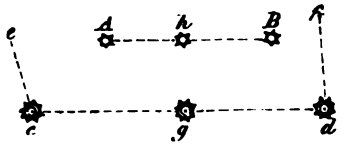
5) Iſt die Baſis an ihren Enden hervorgehend, Fig 21, ſo wäre das freilich ſehr vortheilhaft; wenn die vorwärts liegende Feſtung ſituirt iſt, wo die Baſis endet, durch einen großen Fluß oder etwa das Meer begrenzt wird, ſodaß ſie nicht überflügelt werden kann, dann bilden dieſe vorwärts gelegenen Feſtungen A

und B ſehr furchtbare Flanken, vor welchen man nicht ungeſtraft vorübergehen kann, indem der Feind, durch dieſe Feſtungen ſubjectirt, ſehr leicht in den Rücken einer zwiſchen A und B vordringenden Armee und ins Land derſelben eine ſehr drohende Diverſion machen kann, ſonderlich, wenn er ſeine Kräfte aus der Mitte wegzieht, ſie bei A und B ſammelt und ſich folglich in die Flanke der angreifenden Armee wirft.

Sind aber die beiden vorliegenden Feſtungen nicht angeſtützt, ſchweben ſie gleichſam in der Luft, ſo iſt klar, daß ſie ſich dem Feinde ſelbſt als das erſte Opfer darbieten, der ſie leicht abſchneiden kann.

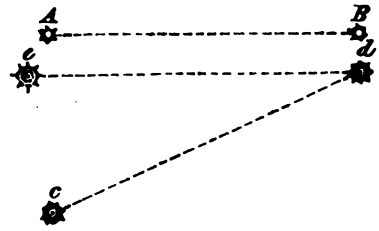
6) Es bleibt nur noch die gerade Baſis — deren Feſtungen alle in einer ungefähr geraden Linie liegen, — zu betrachten. Diejenige, welche die andere überflügelt, iſt die beſte. c d, Fig. 22, iſt deswegen eine vortheilhaftere Baſis als AB, weil c und d gegenüber keine Feſtungen liegen. Folglich ſteht das Land des Feindes den Operationen nach e und f von den Subjecten c und d ganz offen. Daraus entſteht die Regel, daß man wo möglich jeder Feſtung des Feindes gegenüber auch eine bauen muß. Jedoch iſt es hauptſächlich nur nöthig, gegen die Endfeſtungen einer Baſis deren auch zu haben. Denn zwiſchen zwei Feſtungen, wenn ſie nicht zu weit von einander abſtehen, kann man ſchwerlich eindringen. So könnte g hinlänglich ſein, den Raum zwiſchen c und d gegen die drei Feſtungen A, h und B zu decken.

Fig. 22.



7) Wenn eine Baſis von der entgegenſtehenden feindlichen ſich dergeſtalt entfernt, daß beide einen Winkel machen, wie AB und c d, Fig. 23, ſo iſt klar, daß alles Land zwiſchen A und c dem Feinde offen liegt. Er kann es durch Streifereien verwüſten und mit ſeinem Heere beſetzen. Dies würde nicht der Fall ſein, wenn die Baſis c d mit der feindlichen AB parallel wäre, wie

Fig. 23.

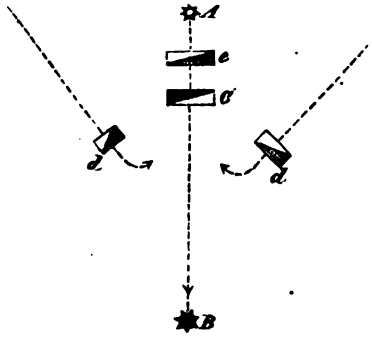


es die punktirte Linie zeigt. Dann wäre Alles gedeckt. Uebrigens ist freilich c durch die schiefe Richtung der Basis dem Feinde gewissermaßen versagt, indem die Operationslinien von A oder den A zunächst liegenden Festungen bis nach c oder dem c zunächst liegenden Theil der Basis cd so lang sind, daß sie leicht durchschnitten werden können. Daher kann man c ziemlich entblößen, sich bei d concentriren und hauptsächlich gegen B angehen. Allein der Feind hat eben diese Vortheile und noch überdies denjenigen, daß er in dem Lande zwischen A und c nach Gefallen schalten kann. Es wird also wol Regel sein, daß man eine derjenigen des Feindes so viel möglich parallele Basis haben müsse.

Achter Abschnitt.

Von den Rückzügen von der Basis. Von Rückzügen nach einer Linie und von solchen, die sich in einem spitzen oder stumpfen Winkel concentriren.

Fig. 24.



1) Nachdem wir von basirten Offensivoperationen und von der Basis selbst gehandelt haben, ist es der Ordnung gemäß, die Rückzugsoperationen von der Basis ab zu betrachten.

Ein Rückzug nach einer Linie ist sehr fehlerhaft. Denn wenn die Armee C, Fig. 24, von A auf B nach der Linie AB zurück-

geht, ſo iſt klar, daß der Feind, wenn er zwei Corps dd auf die Flanken ſchickt, während er nur einen kleinen Theil ſeiner Macht e dazu beſtimmt, den Nachzug der Armee C zu necken, um ſie in ihrem Rückzuge aufzuhalten, die Armee C von B abſchneiden oder B gar vor derſelben erreichen kann, in welchem Falle ſie eingeſchloſſen iſt. Ferner fällt alles rechts und links der Linie AB gelegene Land dem Feinde in die Hände und bei einem Rückzuge will man doch ſo viel decken, als nur immer möglich iſt.

2) Ebenſo unzweckmäßig wäre ein concentrirender Rückzug, ſodaß man aus einer ausgedehntern Ordnung ſich in eine mehr zuſammengezogene concentrirte, wobei die beiden äußerſten Operationslinien AC, BC am Rückzugsobject C in einem ſpitzen, Fig. 25,

Fig. 25.

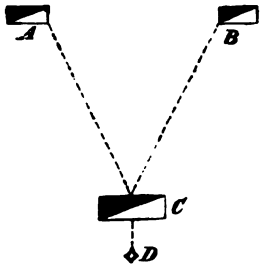
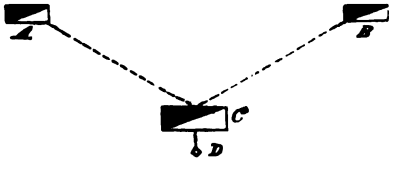


Fig. 26.



oder ſtumpfen Winkel, Fig. 26, zuſammentreffen. Hierbei finden eben die Nachtheile wie bei Rückzügen nach einer Linie ſtatt. Auf dieſe Art ſich zurückzuziehen, könnte ein Feldherr verführt werden, wenn er einen wichtigen Platz, z. B. eine Hauptſtadt D, durch Beſetzung einer vortheilhaften Stellung C decken wollte. Jedoch würde dieſe Maßregel fruchtlos ſein, wenn der Feind den Krieg verſteht und nach der eben beſchriebenen Art in die Flanken operirt. Man deckt ein hinter ſich liegendes Land weit beſſer, wenn man ſich in die Flanken eines vordringenden Feindes wirft und aus dem Vertheidigungs- ſelbſt in den Angriffskrieg übergeht.

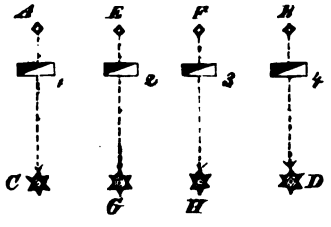
Den Feind aber in einer Poſition zu erwarten und ſeine Umgehungen zu dulden, iſt das Schlechteſte, was man thun kann.

Neunter Abſchnitt.

Von parallelen und excentriſchen Rückzügen.

1) Ein Rückzug nach parallelen Linien von der Baſis AB, Fig. 27, ſodaß die Corps 1, 2, 3, 4 nach den Linien AC, EG, FH, BD zurückgehen, iſt zwar beſſer als die eben betrachteten concentriſchen Rückzüge, weil man bei dieſen parallelen das Land beſſer deckt, weil der Feind ſich nicht ſo leicht in die Flanken werfen kann, weil man ſelbſt im Stande iſt, ſich in die Flanken des Feindes zu werfen und ſeinem Vordringen dadurch Einhalt zu thun, was auch dadurch geſchieht, daß man die Aufmerkſamkeit des Feindes ſtets geſpannt erhält auf Dasjenige, was man vornehmen werde. Allein man könnte noch etwas Beſſeres thun, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und ſich excentriſch zurückzöge.

Fig. 27.

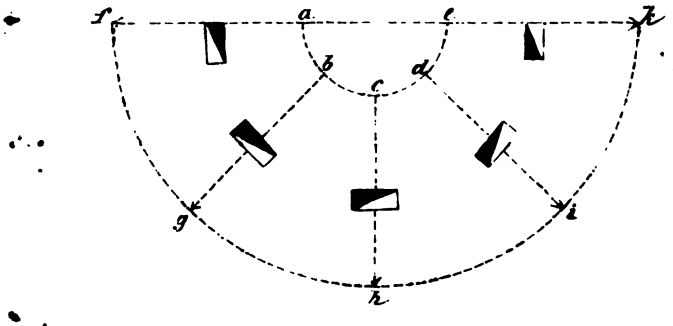


2) Die parallelen Rückzüge verdanken der Meinung ihr Daſein, daß man einen Ort am beſten deckt, wenn man ſich gerade davor ſtellt, und daß man dem Vordringen des Feindes am erſten Einhalt thut, wenn man ſich ihm gerade entgegenſtemmt. Sinnlich iſt dies in der That ſo. Allein die Sinne täuſchen uns meiſt, ſind Irrlichter, die uns in einen Moraſt führen. Und ſo iſt es auch im gegenwärtigen Fall. Der Satz war bei den Alten nicht einmal ganz richtig, ganz gewiß iſt er es nicht bei den Neuern. Bei dieſen hemmt man die vorſchreitende Bewegung nicht, wenn man ſich ihrem ſtärkſtrn Theil, der Front gegenüberſtellt, — ſondern ihren ſchwächſten Theilen, den Flanken und dadurch zugleich ihren Rücken, folglich ihre Subſiſtenz und die Gemeinſchaft mit den Quellen ihrer Kraft bedroht.

Daher ſind excentriſche Rückzüge die beſten. Wenn eine

Armee ſich von abcde, Fig. 28, nach f, g, h, i, k hin zurückzieht, ſo kann der Feind nicht in den Bogen fk vorrücken, ohne Gefahr zu laufen, daß er umfaßt und eingeſchloſſen werde.

Fig. 28.



Man hat ſchon ſeit langer Zeit die Regel gegeben, daß man ſich auf Rückzügen in verſchiedene Colonnen oder Corps theilen müſſe, um, heißt es, die Aufmerkſamkeit des Feindes zu zerſtreuen. Daß man ſich aber excentriſch zurückziehen müſſe, iſt meines Wiſſens nie als Regel aufgeſtellt worden, da ich doch glaube bewieſen zu haben, daß es allerdings eine der wichtigſten Kriegsregeln ſei.

Daß die Zerſtreuung der Aufmerkſamkeit des Feindes eigentlich Beſorgniß ſei, die man ihm für Flanken und Rücken erregt, iſt in dieſem Abſchnitt ſchon gezeigt worden.

3) Daß excentriſche Rückzüge die beſten ſind, folgt ſchon aus Demjenigen, was von der Unzweckmäßigkeit offenſiver Operationen nach divergenten Operationslinien, oder nach einer einzigen, oder in einem ſpitzen Winkel geſagt worden iſt. Wenn concentriſche Operationen in einem Angriffskriege die vortheilhafteſten ſind, ſo müſſen eben darum excentriſche im Vertheidigungskriege die beſten ſein. Denn die Sachen ſind in beiden Kriegsarten entgegengeſetzt, weil das Intereſſe des Trutz- und Schutzkriegs von entgegengeſetzter Beſchaffenheit iſt. Ich habe aber doch von den Rückzügen beſonders, wiewol nur ganz kurz ge-

handelt, um dem Leſer die Mühe zu erſparen, ſich die Sachen erſt zu abſtrahiren.

4) Die Lehre von den excentriſchen Rückzügen iſt von Denjenigen angegriffen worden, welche immer auf das Zuſammenhalten ihrer Macht bedacht ſind. Dieſe aber haben ſich aus dem Geiſte des neuern Kriegs die Idee nicht abſtrahiren können, daß man ſeine Macht nur dann brauchen kann, wenn man ſie ausdehnt oder entwickelt. Leute, welche nebeneinander ſtehen, können ſchießen; nicht aber Diejenigen, welche hinter einander geſtellt ſind.

Die neuern Truppen haben zu wenig innere Kraft des militäriſchen Körpers, um einen Feind mit kalter und blanker Waffe durch Anrennen zu durchbrechen. Wie den militäriſchen Körpern, ohne das Feuer zu vermindern, eine ſolche Impulſionskraft zu geben wäre, das werde ich in einer andern militäriſchen Schrift zeigen.

Dieſer allſeitigen Schwäche der neuern Phalanx wegen iſt die Ausdehnung nothwendig; denn je weniger man durch Gefecht ausrichten kann, deſto mehr muß man durch Manövriren zu thun ſuchen.

Ich nenne es aber auch Manövriren, wenn man dem Feinde Tirailleurs vorwirft und hinter ihnen, wie hinter einem Vorhange, ſeitwärts wegmanövrirt, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Die meiſten neuern Gefechte ſind eigentlich nur Manöver.

5) Man hat ſtrategiſche und taktiſche Rückzüge immer für Meiſterſtücke eines Generals gehalten; ſie mochten es zur Zeit der Griechen und Römer ſein, wo ein taktiſcher Rückzug aus einem Handgemenge, wenn man verfolgt wurde, und der Feind nicht wie die Lacedämonier ſich mit der Ehre des Sieges begnügte, eine Unmöglichkeit war.

Damals war ein Rückzug nur gegen Reiterei möglich. Die römiſche Infanterie lag den Fliehenden immer mit ihren kurzen Degen in den Rücken, indem ſie ſchnell nachfolgte, blieb ſie ihnen ſtets auf den Ferſen und jeder Stoß tödtete.

Xenophon konnte mit ſeinen zehntauſend Griechen in Aſien retiriren, weil er nur von Reiterei verfolgt wurde.

Aus den neuern Schlachten aber, welche, wie geſagt, nur Manöver ſind, iſt es leicht fortzukommen. Das grobe Geſchütz und die Reiterei decken den Rückzug. Wenn man ihn rückwärts ſeitwärts macht, alſo excentriſch retirirt, ſo wird die Flanke des verfolgenden Feindes ſtrategiſch und taktiſch dergeſtalt bedroht, daß er nicht allein von dem Verfolgen abſtehen, ſondern auch nach den Seiten Front machen muß.

Dies iſt das Geheimniß, aus einer anſcheinenden Niederlage den Nutzen eines glänzenden Siegs zu ziehen. Der General, welcher zuerſt nach einer verlorenen Schlacht die Flanken ſeines Feindes umginge, würde ſich berühmt machen.

Folard gibt die vortreffliche Regel: man brauche ſich nur einzubilden, man ſei nicht geſchlagen worden, um es nicht zu ſein. Die neuern Schlachten ſind ſo wenig kraftvoll verwüſtend, daß Friedrich nach denſelben mit erneuter Kraft wieder erſtand.

Um von einem verlorenen Treffen Nutzen zu ziehen, um von demſelben alle Früchte des Siegs zu ernten, muß man ſich erſt taktiſch, dann ſtrategiſch excentriſch zurückziehen; die erſte Sache bei einem Rückzuge iſt ſchnell aus dem Bereich des kleinen Gewehrfeuers und der Kartätſchen zu kommen. Ich verlange nicht, daß dies excentriſch geſchehen ſoll. Der excentriſche Rückzug aber fängt ſogleich an, wenn man dieſe Grenze erreicht hat. Er iſt bis außer den Kanonenſchuß taktiſch, und wird dann ſogleich ſtrategiſch. Eigentlich hört er auf ein Rückzug zu ſein, ſobald man mit Flankencolonnen wieder vorgeht.

Zehnter Abſchnitt.

Von dem Reſultat, welches aus allen bisherigen Unterſuchungen über den Geiſt des neuern Kriegsſyſtems zu ziehen iſt.

1) Es erhellt aus allem Geſagten, daß es dem Geiſt des neuern Kriegsſyſtems angemeſſener ſei, die Magazine und die von

denſelben bis zur Armee gehenden Zufuhrlinien mehr zum Gegenſtande der Operationen zu machen als das feindliche Heer ſelbſt. Die Urſache iſt, weil die neuern Heere die Quellen ihrer Fortdauer nicht in ſich enthalten, ſondern weil dieſe außerhalb derſelben liegen. Sie gleichen hierin den Menſchen unſers Jahrhunderts, welche ihre Glückſeligkeit und gleichſam ihr ganzes Weſen in äußere Dinge ſetzen und nicht in ſich ſuchen. Die Magazine ſind das Herz, durch deſſen Verletzung man den zuſammengeſetzten Menſchen, die Armee, zerſtört. Die Zufuhrlinien ſind die Muskeln, durch deren Abſchneidung der militäriſche Körper paralyſirt wird. Da dieſe nur von der Seite und von hinten kommen, ſo folgt, daß Flanken und Rücken der Gegenſtand der Operationen ſein müſſen und dies ſowol im Angriffs- als im Vertheidigungskriege. Hieraus folgt nun, daß Gefechte, wenigſtens Frontalgefechte, vermieden werden müſſen. Im Angriffskriege zwingt man den Feind weit eher zu rückwärtigen Bewegungen, wenn man auf ſeine Subſiſtenz wirkt, folglich, wie geſagt, auf ſeine Flanken, als wenn man ihn durch einen Angriff mit Gewalt aus ſeiner Poſition ſtößt. Er wird gar bald eine zweite finden, worin er wiederum aushält.

2) Im Vertheidigungskriege wird man bald das Unnütze aller Parallelſtellungen, aller Parallelmärſche, um dem Feinde einen Damm entgegenzuſetzen, einſehen. Es iſt keine Stellung, ſo feſt ſie auch gegen alle Frontalangriffe, ſo gut angeſtützt, ſo wohl gewählt ſie in Rückſicht der Deckung des Landes ſein möge, aus welcher man nicht gar geſchwind durch Manövriren in den Flanken vertrieben werden könnte, ſonderlich wenn der Feind überlegen iſt. Daher kann ich dreiſt die Regel niederſchreiben, obgleich ſie neu iſt, daß man eigentlich nie einen Vertheidigungskrieg führen, ſondern ſich ſogleich wieder in den Trutzkrieg verſetzen müſſe, dadurch, daß man ſich in die Flanken des Feindes wirft und in ſeinen Rücken operirt. Selbſt wenn man ſchwach iſt, kann ein geſchickter Feldherr durch Angriffe auf Magazine und Subſiſtenzlinien ein ſtärkeres Heer zum Rückzuge und Vertheidigungskriege zwingen, um ſo mehr, da man ſich den Ope-

rationslinien nur zu nahen braucht, um sie zu tödten, d. h. unbrauchbar zu machen. Die allgemeine Regel wird also sein, „daß man sich nicht dem Feinde gerade gegenüber, sondern seitwärts desselben stellen müsse“ und die Anwendung der bis hierher entwickelten strategischen Regeln auf die Taktik, womit ich mich in dem Rest dieser ersten Abtheilung beschäftigen werde, wird diesen Satz noch bestätigen.

Elfter Abschnitt.

Unterschied der Strategie und Taktik.

1) Bevor wir die Regeln der Strategie auf die Taktik anwenden, muß erst bestimmt werden, was unsrer Meinung nach Strategie und Taktik sind und wo die Grenzlinie zwischen beiden zu ziehen ist.

Taktik in ihrem ganzen Umfange ist nun die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen, welche den Feind zum Gegenstand haben, sowie Strategie diejenige der Bewegungen ist, welche den Feind zum Zweck, aber nicht zum Gegenstand haben.

Taktik im engern Sinne ist die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen innerhalb der Gesichtsweite des feindlichen Heeres, sowie Strategie im ausgedehntesten Sinne diejenige der Bewegungen ist, welche außerhalb der Gesichtsweite vorgehen.

Diese zweite sinnlichere Definition schließt, indem sie die Grenzen der Taktik enger zieht, den Colonnenmarsch zum Treffen von ihrem Gebiete aus; er gehört indessen in die Taktik und muß mit ihr betrachtet werden, weil er die im engern Sinne taktischen Bewegungen so ungemein determinirt. Allein man muß auch den Sinnen etwas vordemonstriren. Für ganz enge Köpfe paßt auch eine ganz enge Erklärung. Für sie möchte ich die Sache noch verbessern und sagen: wo geprügelt wird, da ist Taktik, wo nicht geschlagen wird, Strategie.

2) Strategie besteht aus zwei Haupttheilen: Marsch und Lager. Taktik besteht aus zwei Haupttheilen: Entwickelung oder

Marſch und Gefecht oder Angriff und Vertheidigung. Alles Das zuſammen iſt Krieg.

Taktik iſt das Complement der Strategie. Sie vollendet, was dieſe vorbereitete; ſie iſt das Ultimatum der Strategie, weil dieſe ſich in dieſelbe endet oder gleichſam ergießt. Der Anfang der Taktik iſt, wie geſagt, die Entwickelung der Colonnen vor dem Treffen und, wird man im Lager überfallen, das Formiren vor dem Lager. Bis dahin iſt Alles ſtrategiſch, damit und von da ab wird Alles taktiſch.

In dem Reſt dieſer erſten Abtheilung wird nun unterſucht werden, ob die bisher entwickelten und wie ich glaube bewieſenen ſtrategiſchen Sätze nicht auf die Taktik anwendbar ſind; im Bejahungsfall müſſen ſie dann noch mehr als die richtigen erwieſen werden.

Zwölfter Abſchnitt.

Von der Treffenlinie oder Schlachtordnung als der Baſis der Marſch- und Schußlinien und von letztern als den taktiſchen Operationslinien.

1) Die Strategie beginnt mit Gründung der Baſis, welches man auch Entwickelung der Elemente zur Kriegführung oder einen ſtrategiſchen Aufmarſch nennen könnte. Die Taktik hebt an mit Entwickelung der Treffenlinie oder Schlachtordnung. Letztere baſirt die Marſch- und Schußlinien, erſtere die Operationslinien. Dies ſind Aehnlichkeiten. Die Baſis aber iſt meiſtens vor dem Kriege ſchon begründet. Dies ſind Verſchiedenheiten. Hat man beim Anfange des Kriegs keine mit Feſtungen beſetzte Baſis, ſo iſt bewieſen worden, daß die erſte Operation deſſelben die Anlegung oder Eroberung einer Baſis ſein müſſe, gleichwie vor jedem Gefecht erſt eine Schlachtordnung entwickelt werden muß. Hier ſind die Dinge wieder einander höchſt ähnlich.

2) Marſchlinien, welche von der Schlachtordnung als derſelben Baſis ausgehen, ſind ſo viele da als Rotten, denn ſie ſind ja die Wege, auf welchen die Rotten zum Angriff vorgehen.

Aus dieſen Marſchlinien werden, wenn man dem Feinde näher kommt, — wenigſtens beim Fußvolk, — Schußlinien, weil ſeit Einführung der Feuertaktik der Feind bei Infanteriegefechten im Allgemeinen nicht durch Hauen, Stechen, Stoßen und Schlagen, ſondern durch vermöge des Pulvers in die Ferne getriebene Kugeln aus ſeiner Stellung geſtoßen wird. So wie ſich alſo die Strategie am Ende in Taktik auflöſt, ſo verkehren ſich die taktiſchen Marſchlinien in Compulſionslinien, was beim Fußvolk denn eben die erwähnten Schußlinien ſind. Allein, da das grobe Geſchütz ſo weit reicht, ſind die Schußlinien faſt ebenſo lang als die Marſchlinien. Man wird nämlich mit ſtummen Marſchlinien, es ſei denn bei einem Ueberfall, nicht weit vorrücken, nachdem man aufmarſchirt iſt. Das Kanonenſchießen fängt ſogleich an. Daher braucht man nur die Schußlinien zum Gegenſtand der Betrachtung zu machen, um auch zugleich die Theorie der Marſchlinien mit abzuhandeln.

3) Von dieſen Schußlinien läßt ſich ebenfalls beweiſen, was von ſtrategiſchen Operationslinien bewieſen worden, nämlich, daß excentriſche ſchlecht und concentriſche gut ſind.

Mit dem ſtrategiſchen Fall der Operation nach einer Zufuhrlinie kann taktiſch, d. h. rückſichtlich der Marſch- und Schußlinien, nichts verglichen werden. Denn beim Anrücken gegen den Feind bildet jede Rotte zuerſt eine Marſch-, dann eine Schußlinie und man entwickelt ſich bei taktiſchen Operationen immer erſt, ehe man etwas vornimmt. Wer wird denn mit einer Rotte einen ausgedehnten Feind angreifen? Die Zufuhren aber können nur auf gebahnten Wegen geſchehen. Könnte man anders mit Wagen und Laſtthieren zu der viele Meilen entfernten Armee kommen, ſo würde man die Zufuhrcolonne ebenfalls in eine Linie entwickeln und dann würde jeder Wagen, jedes Laſtthier eine Operationslinie beſchreiben. Da das aber nicht angeht, ſo geſchehen die Zufuhren auf gebahnten Straßen und in Colonnen und ſo iſt auch der Fall einer einzigen ſtrategiſchen Operations- oder Zufuhrlinie möglich.

4) Wollte man die Schußlinien nur auf die der Kanonen

reduciren und ſagen, eine einzige Schußlinie haben das ſei nur eine Kanone haben, obgleich man aufmarſchirt ſei, ſo wäre dies erſtlich falſch, indem eine jede Rotte auch marſchirt und ſchießt, folglich Schußlinien bildet, und zweitens würde man ſchlecht wegkommen, wollte man mit einer Kanone eine ausgedehnte Front, in der mehre ſind, beſchießen. Die Kanone würde bald demontirt ſein.

Dagegen gibt es nun wol taktiſche Fälle, die mit den ſtrategiſchen Operationen in einem Objectivwinkel unter 90 Grad, d. h. in einem ſpitzen Dreieck, ferner mit parallelen, mit excentriſchen oder divergenten und mit concentriſchen correſpondiren. Mit den Operationen in einem ſpitzen Dreieck kann man alle taktiſchen Angriffe einer kleinern Front auf eine beträchtlich größere vergleichen. Denn der Winkel, den etwa die beiden äußerſten Schußlinien machen könnten, wenn man ſie ſich als auf der Front des Feindes zuſammenſtoßend denkt, entſcheidet hier nichts, weil er durch die Entfernung des Schießenden beſtimmt wird.

Fig. 29.

Iſt man aber auf beiden Seiten überflügelt, wie Fig. 29, ſo ſtellt man ſich eben den Unfällen bloß wie bei ſtrategiſchen, nicht hinlänglich baſirten Operationen. Man wird umfaßt, d. h. in Flanke und Rücken angegriffen.

5) Warum iſt es denn aber ein ſo großes Unglück, überflügelt und in Flanke und Rücken angegriffen zu werden? Die Urſache davon ſcheint mir nie ganz beſtimmt und deutlich entwickelt worden zu ſein. Warum es bei ſtrategiſchen Operationen nachtheilig ſei, wenn der Feind in Flanke und Rücken operirt, iſt ſchon gezeigt worden. Warum aber bei Gefechten oder taktiſchen Operationen, das muß ich erſt ſagen, bevor ich weiter gehe. Ich ſage: warum? denn die Sache ſelbſt wird allgemein als unumſtößlich angenommen, aber ſie iſt nie bis auf ihre erſte Urſache zurückgeleitet worden.

Der Menſch iſt ſo organiſirt, daß er ſich von der Seite und im Rücken nicht vertheidigen kann. Die Arme, womit man ſich

hauptſächlich wehrt, ſitzen zwar auf den Seiten, allein ſie können nicht wol gerade ſeitwärts und noch weniger rückwärts wirken. Daher kann man ſeinen Gegner leicht überwältigen, wenn man ihm zur Seite oder noch leichter, wenn man ihm im Rücken ſteht.

Ein zuſammengeſetztes Ganze muß nun eben die Eigenſchaften haben wie die Theile, aus denen es beſteht. Ein Bataillon, ein Kriegsheer ꝛc. muß folglich, da es aus Menſchen beſteht, auf den Seiten und im Rücken am wenigſten vertheidigungsfähig ſein.

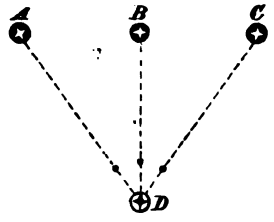
Die Kriegskunſt hat auch noch Das mit der Fechtkunſt gemein, daß man ſeinen Gegner für einen Ort beſorgt macht, während man an einem andern, wo der Feind Blößen gibt, mit vereinter Kraft den Angriff vollführt. In der Fechtkunſt nennt man Das eine Finte, in der Kriegskunſt Demonſtration. Beide beruhen auf einerlei Grundſätzen und ſind auf die individuelle Organiſation des Menſchen gegründet.

Noch weniger wird man ſich aber vertheidigen können, wenn man vorn, in den Seiten und im Rücken von verſchiedenen Perſonen zugleich angegriffen wird. Man muß unterliegen und, noch ehe das Gefecht eigentlich angeht, werden die meiſten Menſchen alſo bedroht die Flucht ergreifen. Geſchieht das Gefecht von ferne, wie die meiſten Infanteriegefechte nach dem neuen Syſtem, ſo iſt die Wirkung die nämliche, indem Kugeln, welche hier an die Stelle der Hiebe und Stiche treten, ebenſo gefährlich ſind als letztere.

6) Im Gegentheil kann man im Handgemenge gegen eine überlegene Anzahl noch eher etwas ausrichten. Denn überlegene Stärke und Geſchicklichkeit können hier die Sache wieder ins Gleichgewicht bringen; man kann einen von den ſeitwärts Stehenden erlegen und dies mit ſolcher Schnelligkeit, — da ja nur ein glücklicher Hieb oder Stich dazu gehört, — daß die Sache vollbracht iſt und man ſich die Flanken frei gemacht hat, noch ehe die Andern Einen überwältigen können. Nur größere Geſchwindigkeit, Stärke und Behendigkeit und auch ein höherer Muth ſind erforderlich, um auf dieſe Art die Ueberlegenheit der Zahl

unnütz zu machen. Bei einem ſolchen Kampfe ſind die perſönlichen Eigenſchaften wichtiger als die Anzahl. Daher entſchieden bei den Alten eine höhere Disciplin und Taktik mehr wie bei uns. Dieſer verdankten die Römer ihre Siege. Gegenwärtig aber, da man beim Fußvolke blos ſchießt und die Schußlinien Alles entſcheiden, kommen die moraliſchen und phyſiſchen Eigenſchaften weniger in Betracht. Ein Kind kann einen Rieſen erſchießen. Gegenwärtig muß folglich die Anzahl entſcheiden, wenn ſie ſo geordnet iſt, daß ſie ſchießen kann. Wenn man alſo den Feind umfaßt, wenn ein jeder Mann deſſelben das Ziel von drei Schußlinien iſt, die in ihm zuſammenſtoßen, ſo muß er fallen oder laufen, Fig. 30. Die Anzahl der concentriſchen Schußlinien entſcheidet folglich, und da man nicht ſchießen kann, wenn man hintereinander ſteht, ſo folgt, daß man ſich nebeneinander ſtellen müſſe, wenn man den Feind unter der Laſt eines überlegenen Feuers erdrücken will. Eine hintereinander oder in größerer Tiefe geſtellte Anzahl, wäre ſie gleich überlegen, muß einer kleinern in Feuerlinie gehörig entwickelten weichen.

Fig. 30.

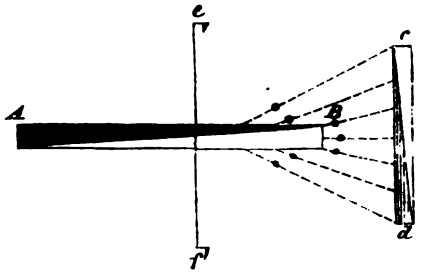


Folard ſcheint mir dieſen wichtigen Einwurf gegen ſein Colonnenſyſtem nie gehörig gewürdigt zu haben; er hatte freilich keinen Begriff von dem tiraillirenden Schützenfeuer, welches erſt ein Jahrhundert nach ſeiner Zeit in unſern Tagen aufgekommen iſt. Er faßte nur das elende Feuer ohne Wirkung von Infanterielinien ins Auge, und dies kann allerdings gegen eine raſch vordringende Colonne nichts effectuiren.

7) Aus dem Obigen folgt, daß das Auseinanderziehen oder die lange und dünne Schlachtordnung nicht ſo ungereimt iſt, als der Ritter Folard es behauptet. Sie iſt vielmehr eine nothwendige Folge des Feuerſyſtems und nach Maßgabe dieſes vervollkommnet. Der menſchliche Geiſt verfiel hierauf, ohne ſich der Urſache genau bewußt zu ſein.

Dieſe dünne Stellung führte nur den nicht wegzuſchaffenden Mangel herbei, daß die Flanken außerordentlich ſchwach wurden. Dies bedarf keines Beweiſes. Kommt man nun dem Feinde in ſeine dergeſtalt ſchwache Flanke, ſo iſt er verloren. Denn man ſei auch noch ſo ſchwach in Rückſicht der ganzen Anzahl der Feinde, ſo wird man immer ſtärker ſein als alle Mannſchaft, die er auf ſeiner Flanke entgegenſtellen kann. Man wird alſo dieſe immer umfaſſen und unter concentriſchen Schußlinien erdrücken können. Die Linie AB, Fig. 31, welche von cd in der Flanke B angegriffen wird, kann ſich nicht parallel gegenüber cd entwickeln, wenn cd immer nach A hin dringt. Sie iſt, wie man ſieht, alle Zeit umfaßt und wird aufgerollt, d. h. Alles muß nach A hin die Flucht ergreifen. Diejenigen, welche ſich etwa nach der Linie ef formiren wollten, werden dazu keine Zeit haben. Sie werden immer, von vorn und in den beiden Seiten durch Schußlinien umfaßt, einem ſo überlegenen concentriſchen Feuer nicht zu widerſtehen vermögen.

Fig. 31.



8) Obgleich die Reiterei nicht ſchießt, ſo iſt es doch in Rückſicht der Flanken bei derſelben ebenſo. Ein Reiter kann ſich nicht wehren, wenn er auf der Linken, auf der Rechten und von vorn angegriffen wird. Dies iſt aber bei einer in der Flanke angegriffenen Cavalerie, welche zwei, höchſtens drei Mann hoch ſteht, der Fall. Die Reiterei kann ſich zwar wegen der größern Geſchwindigkeit der Pferde eher entwickeln als die Infanterie; allein die feindliche Cavalerie, welche in die Flanke kommt, rückt auch ſchneller von B, Fig. 31, nach dem andern Flügel A hin vorwärts, als Fußvolk, wenn cd ſolches wäre, thun könnte. Es wird alſo AB um ſo weniger möglich ſein, die Linie ef zu bil-

den. Alles wird aufgerollt und muß in der größten Unordnung nach A fliehen.

Die Wahrheit von diesem Allen ist so einleuchtend, und die Menschen sind sich derselben, obgleich nur instinctmäßig, so wohl bewußt, daß gewiß Alles flieht, beim Fußvolk wie bei der Reiterei, wenn der Feind in der Flanke angreift, im Fall er nämlich rasch vorrückt.

9) Folglich muß man mit einer Front den Feind in seiner Flanke zu umfassen suchen. Zu diesen taktischen Ursachen des von Flankenangriffen zu erwartenden Vortheils gesellen sich noch strategische und der Feind muß bei Ueberflügelungen in Gefechten nicht blos taktische Besorgnisse hegen, sondern auch strategische. Denn er wird seitwärts geworfen und entblößt dabei gewiß eine oder mehre seiner Operationslinien. Derjenige, welcher taktisch durch Ueberflügelung und Flankenangriff gesiegt hat, wird dadurch in den Stand gesetzt, durch ganz leichte Entsendungen die Zufuhren aufzufangen, den Feind von seinen Magazinen abzuschneiden oder in das Land desselben eine Diversion zu machen. Es gehört nicht viel Stärke der Einbildungskraft dazu, sich dies deutlich vorzustellen.

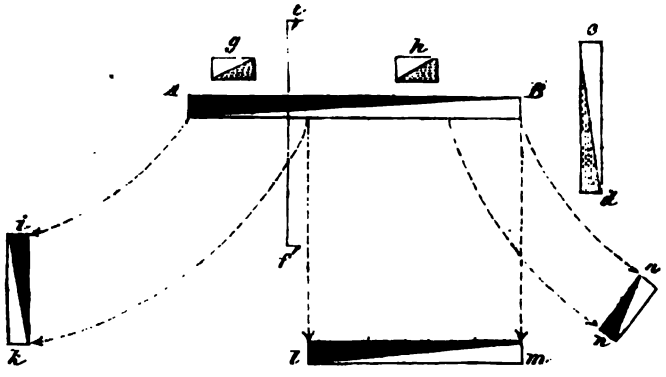
Folglich sind taktische concentrirende Marsch- und Schußlinien zum guten Erfolg noch nothwendiger als strategische concentrirende Operationslinien. Hat man nämlich concentrische Schußlinien, so umfaßt man den Feind allezeit und ist ihm in der Flanke.

Aus dieser Ursache erliegen belagerte Festungen. Das Feuer der belagerten Festung ist excentrisch und folglich von geringerer Wirkung; das Feuer der Belagerer, welche die Festung umfassen, ist concentrirend, seine Wirkung eben nur deswegen stärker; auf die Länge ist ihr nicht zu widerstehen. Deshalb gelingen auch so selten die Ausfälle der Besatzung einer Festung, weil sie excentrische taktische Operationen sind.

10) Ist man schwächer als der Feind, so ist das Beste, sich demselben in die Flanke zu werfen, im Fall man nicht lieber ein Gefecht ganz vermeiden und auf die Subsistenz manövriren will,

was man faſt immer in ſeiner Gewalt hat. Wenn man ſich aber in die Flanke eines Gegners wirft, ſo muß der Regel nach ſeine Front beſchäftigt werden. Denn er möchte doch, falls ſeine Linie lang wäre, Zeit gewinnen, denjenigen Theil derſelben, welcher der angegriffenen Flanke entgegengeſetzt iſt, wie in Fig. 32 Alles,

Fig. 32.



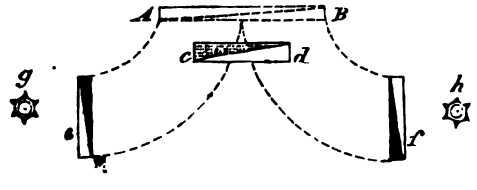
was nach A hin ſteht — in die Linie ef herum zu werfen, bevor noch Alles von der in der Flanke B angreifenden Armee cd hätte können aufgerollt werden. In dieſem Falle wären die Sachen wieder gleich, weil ein Frontgefecht entſtehen würde, deſſen Ausgang allezeit zweifelhaft iſt.

Wird aber die Linie AB durch abgeſchickte Corps g und h beſchäftigt, während man mit dem größten Theile ſeiner Macht, mit cd, in der Flanke angreift, ſo kann kein Theil von AB ſich in die Linie ef herumwerfen, bevor nicht g und h geſchlagen ſind. Und dies zu bewerkſtelligen, möchte wol die Zeit zu kurz ſein, wenn cd raſch nachrückt. Folglich wird die Armee AB, obwol die ſtärkſte, wohl thun, für diesmal das Feld zu räumen, weil ſie dergeſtalt umfaßt iſt. Sie hätte es nicht ſo weit ſollen kommen laſſen, ſondern ſich ſelbſt in den Angriff verſetzen, bei welchem der Stärkſte allezeit ſo viel Vortheil hat. Der Rückzug müßte nun die Armee excentriſch zu bewerkſtelligen ſuchen, nämlich nach ik hin der linke Flügel und der rechte nach lm, wenn es

möglich ist und cd den Weg dahin nicht versperrt. Sonst müßte eigentlich der rechte Flügel, zunächst der Flanke B, nach n hin retiriren, um den Feind cd für seine linke Flanke d besorgt zu machen. Durch solche excentrische Rückzüge verhindert man den Feind am Verfolgen. Er darf es nicht wagen, wenn er nicht selbst in die Flanke genommen sein will, wenn er nicht Lust hat, seinerseits wieder das Ziel concentrischer Schußlinien zu werden. Excentrische taktische Rückzüge sind ebenso vortheilhaft wie excentrische strategische. Letztere erregen wegen der Operationslinien Besorgnisse und hindern folglich am Vorrücken; erstere erregen Besorgnisse wegen der concentrischen Marsch- und Schußlinien in der Flanke und im Rücken und hindern am Verfolgen.

11) Hieraus ergibt sich nun, daß es eben kein großes Unglück für eine Armee ist, in der Mitte angegriffen und getrennt zu werden. Bei den Alten mochte es sein; hiervon reden wir in der Folge; bei den Neuern ist es aber ganz und gar nicht so gefährlich, wie Herr von Folard behauptet. Freilich war zur Zeit, da dieser vortreffliche Schriftsteller sein System bekannt machte, die Feuertaktik noch nicht so entwickelt und vervollkommnet als jetzt. Damals bestand noch ein gewisses Schwanken zwischen dem alten und dem modernen Kriegssystem. In dieser schwankenden Ordnung der Dinge entdeckte das scharfsichtige Auge des Herrn von Folard Mängel, die ihn auf den Gedanken führten, die Kriegskunst wieder derjenigen der Alten ähnlich zu machen. Er konnte zu seiner Zeit nicht wissen, daß diese rückwärtige Progression unmöglich sei.

Fig. 33.



Ist eine Armee in der Mitte getrennt, so ziehe sie sich excentrisch nach e und f, Fig. 33. Hiermit sind alle fernern Fortschritte des Feindes cd, welcher die Linie AB in der Mitte trennte, gehemmt. Denn es ist ihm unmöglich, zwischen e und

f vorzurücken. Er würde ja in beide Flanken genommen werden. Er muß alſo gegen e und f hin Front machen. In einer ſolchen Poſition ſind nun e und f fähig, durch Entſendungen in das Land und auf die Subſiſtenz, mit einem Wort im Rücken von cd zu operiren, ſie dürfen nur aus der Flanke gegen A und B hin detachiren. Oder ſie können auch ganz links und rechts abmarſchiren, wenn ſie in g und h Magazine haben, die durch einen Flankenmarſch nach A und B hin denn doch nicht entblößt werden, vielmehr gegen die Unternehmungen von cd geſichert bleiben. Oder ſie können auch cd unmittelbar angreifen, das ihnen beide Flanken bietet. cd kann dann nichts Beſſeres thun, als den Corps e und f in ihre nach A und B gekehrten Flanken zu operiren und ſie dadurch zu zwingen, daß ſie wieder die Front AB einnehmen.

Die Trennung der beiden Flügel durch einen Angriff in der Mitte iſt aber auch in den neuern Kriegen höchſt ſelten, weil dergleichen Angriffe dem Geiſte des neuen Syſtems ganz entgegen ſind. Sie iſt ſogar dem getrennten Heer vortheilhaft, wenn dies ſie zu benutzen verſteht. Wenigſtens iſt gar nichts daran gelegen. Das ſoeben Geſagte iſt hinlänglich, dies zu beweiſen, ſo neu die Sache auch Manchem vorkommen möchte.

12) Man darf dagegen nur einen Blick auf Fig. 32 werfen, um zu begreifen, wie viel Vorzüge ein Angriff in der Flanke für den Angreifer hat. Durch einen ſolchen verhindert man den Feind, ſo leicht excentriſch zu retiriren. Die Excentricität des Rückzugs und folglich die Concentricität der Stellung nach dem Rückzuge iſt nur bei der Retirade gegen A oder ik zu erreichen. Ein Rückzug nach n iſt unmöglich, ein ſolcher nach lm mindeſtens ſchwierig. Kann nun AB nur nach A hin zurückgehen, ſo ſtehen nachher beide Armeen perpendiculär auf ihrer vorigen Frontlinie, alſo einander parallel und der Vortheil iſt auf beiden Seiten gleich. Denn cd kann durch einen Abmarſch links nach dem Lande der Armee AB eine Diverſion machen und AB, welches nun ungefähr in ik ſtehen wird, kann das Gleiche in Rückſicht ihres Feindes thun. Bei einem Angriff in der Mitte und einem

darauf folgenden excentriſchen Rückzug des Feindes aber iſt man nach dem Siege auf beiden Flanken umfaßt und kann ſchlechterdings nichts gegen das Land des Feindes oder ſeine Subſiſtenz unternehmen. Ein Angriff auf die Flanke iſt alſo einem auf die Mitte des Feindes vorzuziehen.

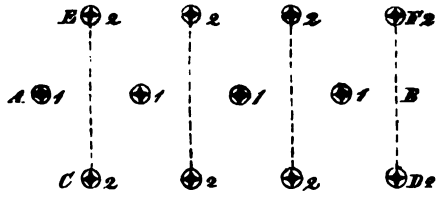
13) Ueberdies iſt es bei der neuern Art, Krieg zu führen, gar nicht ſo ſehr niederdrückend, geſchlagen zu werden, als bei den Alten. Die Leute, welche über Feld laufen, ſind nicht todt, ſagt Herr von Folard. In der That kann man behaupten, daß man ſich nur einbilden dürfe, man ſei nicht geſchlagen, um es wirklich nicht zu ſein. Die Zahl der Getödteten iſt nie ſehr groß. Diejenige der Verwundeten iſt beträchtlicher, allein dieſe werden wieder hergeſtellt. Man verliert viel Geſchütz, wird man einwenden. Allein, vorerſt iſt das zu erſetzen. Ferner ſollte man, wenn man ſelbſt angreift, die Batterieſtücke zurückführen laſſen, weil doch, wenn die beiden Heere im Flintenfeuer begriffen ſind, damit nicht mehr gefeuert werden kann. Endlich iſt der Nutzen, den ſo viele Batterie- (Poſitions-) ſtücke in Schlachten bringen, vom General Lloyd wenigſtens bezweifelt worden. Vier-, Sechs- und Achtpfünder, behauptet dieſer militäriſche Schriftſteller, würden eben die Dienſte thun und dieſe ſind leichter fortzubringen.

Man wird bei den neuern Schlachten nie ſo ganz entkräftet, daß man nicht einige Tage nachher wieder zum Angriff ſchreiten könnte. Das hat man aber nicht einmal nöthig. Man kann durch ſtrategiſche Manöver in den Flanken und im Rücken des Feindes jeden Sieg unkräftig machen. Iſt man aber ſtärker, wie ich denn in Fig. 32 die in der Flanke durch cd angegriffene und beſiegte Armee AB als ſtärker angenommen habe, ſo iſt nichts leichter, als gleich nach einem verlorenen Treffen den ſchwächern Feind wieder mit Vortheil zu bekriegen. Man muß nur vergeſſen, daß man geſchlagen worden; man muß ſich ſogleich wieder in den Angriffskrieg verſetzen und ihn in Flanke und Rücken umfaſſen. Beim Manövriren hat der Stärkere allezeit unendliche Vortheile. Der Schwächere kann ihn taktiſch beſiegen, allein der Stärkere behält doch endlich die Oberhand.

14) Zu dem Beſchäftigen der Front, während man in der Flanke angreift, gehören gar nicht viel Leute. Man kann es auseinandergezogen und zerſtreut noch weit wirkſamer und mit weniger Mannſchaft bewerkſtelligen, als durch geſchloſſene Corps g h, Fig. 32. Dieſe Art zu fechten, d. h. zu feuern, iſt diejenige der neuern ſogenannten leichten Infanterie und die Franzoſen haben das im Revolutionskriege Tirailliren genannt. Dieſem Verfahren haben die Franzoſen die glücklichen Ereigniſſe und den glücklichen Fortgang ihres Kriegs zu verdanken. Allein die Art, wie man die leichte Infanterie gewöhnlich abrichtet, es zu thun, ſcheint mir nicht die rechte zu ſein. Sie iſt gleichſam zu ſteif und ſcheint mir ihren Endzweck nicht ſo gut zu erfüllen als eine andere Methode, von der ich ſprechen werde.

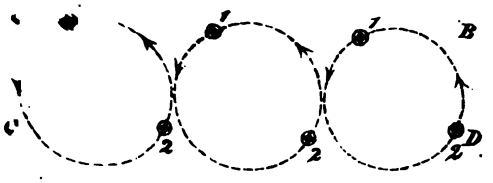
Jene erſtere Methode beſteht in Folgendem: Die Leute, welche in zwei Gliedern ſtehen, werden auseinandergezogen, ſodaß zwiſchen zweien, wie Fig. 34 zeigt, ein Raum bleibt. Das zweite Glied ſteht hinter den Zwiſchenräumen des erſten und deckt dieſem gleichſam die Flanke. Wird angegriffen, ſo zieht ſich das zweite Glied C D durch die Zwiſchenräume des erſten A B nach E F und feuert. Wird retirirt, ſo geht E F wieder durch die Zwiſchenräume von A B nach C D zurück. Hierbei iſt der Vortheil, daß man eine längere Front bildet, als wenn man Ellenbogen an Ellenbogen geſchloſſen geblieben wäre. Zweitens unterhält man ein mörderiſcheres kleines Gewehrfeuer, indem jeder Soldat, nicht von ſeinem Nebenmanne behindert, beſſer zielen kann als in geſchloſſenen Gliedern, und dies Feuer iſt unaufhörlich. Drittens verliert man nicht ſoviel Leute, indem viele feindliche Kugeln durch die Zwiſchenräume gehen.

Fig. 34.



Bei der andern Methode, Fig. 35, hat man eben dieſe

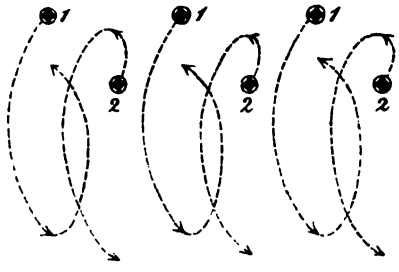
Fig. 35.



Vortheile in noch höherm Grade. Bei dieſer bewegen ſich die auseinander gezogenen Soldaten nicht nach geraden Linien, ſondern kreisförmig, folgendergeſtalt: Wenn das erſte Glied AB gefeuert hat, oder vielmehr jeder einzelne Mann des erſten Gliedes, ſo wendet er ſich links und läuft zurück an den Platz, wo ſein Hintermann im zweiten Gliede ſtand, der zu eben der Zeit vorwärts läuft, nach dem Orte, wo ſein Vordermann im erſten Gliede geſtanden hat, und feuert, während der andere wieder ladet, um dann ſeinerſeits vorzulaufen.

15) Auf dieſe Art flankirt die Cavalerie. Es iſt dabei ſtets Alles in Bewegung, man macht den Feind verwirrt und die Leute ſind den Kugeln deſſelben nicht ſo ausgeſetzt wie bei der erſten Methode, indem ſie nicht ſtilleſtehen und ſich nicht nach geraden Linien bewegen. Dies iſt jedoch nur gut, ſo lange der Feind Stand hält. Flieht er, ſo iſt freilich die Methode, nach geraden Linien vorzurücken und dabei ein unaufhörliches Feuer zu machen, wie Fig. 34, die zweckmäßigſte. Retirirt man ſelbſt, ſo macht Nr. 2, Fig. 36, die Bogen immer kürzer, läuft nicht ſo weit vor, als Nr. 1 ſtand; Nr. 1 dagegen läuft, ſobald ſie gefeuert, weiter zurück, als Nr. 2 ſtand, und ſo wechſelsweiſe, wodurch unter fortwährendem Feuer Boden aufge-

Fig. 36.

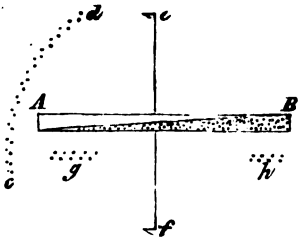


geben wird. Man hat bei dieſer Art zu retiriren vor derjenigen vermittels des Durchziehens nach geraden Linien nur den Vortheil, daß die Leute nicht ſo leicht vom Feinde getroffen werden können, da ſie immer in Bewegung ſind. Man braucht ferner weniger Leute als bei dem ſchachbretförmigen Verfahren, da man ſie weiter auseinanderziehen kann. Sagt man: das Feuer einer geſchloſſenen Linie ſei doch demjenigen der auf dieſe Art auseinandergezogenen Truppen überlegen, ſo bedenkt man nicht, daß ich nur vom Beſchäftigen einer Front rede, während man den wahren Angriff in der Flanke oder den Flanken macht. Meine Meinung iſt aber, daß man ernſthaft immer nur die Flanken angreifen müſſe und nie die Front. Zum Beſchäftigen der Front jedoch wird das unregelmäßige Feuer immer ſehr zweckmäßig ſein; es macht dem Feinde viele Verwundete, wenn auch wenig Todte. Nur muß das Tirailliren in der Nähe geſchehen; die Truppen müſſen Muth haben und nicht anfangen zu ſchießen, wenn man ſich kaum am Horizont entdecken kann, wie es die Franzoſen oft gemacht haben. Wendet man ein, daß die Cavalerie eine ſo zerſtreute Infanterie leicht aufreiben könne, ſo antworte ich: die Tirailleurs müſſen durch Reiterei, in zweiter Linie hinter ihnen, unterſtützt werden. Bei einem Rückzuge ziehen ſich die Tirailleurs geſchwind durch ihre Cavalerie und ſie ſind gedeckt. Die Rückzüge wollte ich überhaupt lieber im vollen Rennen und in der größten Unordnung von den Tirailleurs gemacht wiſſen als langſam und im Feuern, oder nach den ſoeben erläuterten Methoden. Nur muß die Reiterei in der Nähe ſein, um die Tirailleurs aufzunehmen. Ebenſo geſchwind müſſen dieſe aber auch wieder zum Angriffe vorgehen. Das Alles iſt ſehr im Geiſte der neuern Kriegskunſt. Verfolgt nun die feindliche Cavalerie, ſo entſteht ein Reitergefecht, wobei aber die Tirailleurs ihre Reiterei unterſtützen müſſen. Iſt ein Wald oder Buſch in der Nähe, iſt der Erdboden mit Gräben und Hecken durchſchnitten, ſo bedarf es nicht einmal einer nahen Reiterei zur Unterſtützung. Man rennt da hinein und iſt vor der feindlichen Cavalerie geſichert, während man ihr durch ſein Feuer ſchadet. So beſchäftigt man eine feind-

liche Front weit beſſer als durch geſchloſſene Corps und Kanonaden.

16) Dergleichen Beſchäftigungen des Feindes ſind aber auch dann ſehr zweckmäßig, wenn man gar keine Flanke angreifen, ſondern nur manövriren, etwa nur einen Marſch verbergen und abgewinnen, auf die Subſiſtenz operiren will, u. ſ. w. Beim Angriff der Flanke ſelbſt, wird man ſagen, ſei es doch wol beſſer, geſchloſſen zu erſcheinen, indem man alsdann ein ſtärkeres Feuer hat und die Schußlinien mehr zuſammengedrängt werden. Ich antworte: iſt man einmal in der Flanke und ſo nahe, daß man den Feind mit kleinem Gewehr erreichen kann, ſo iſt es ziemlich gleichgültig, ob man tiraillirend fechte oder geſchloſſen, denn der Feind iſt doch allezeit geſchlagen, wenn man raſch anrückt. Man hat auch beim Tirailliren mehr Schußlinien, als er entgegenſetzen kann, indem man ihn umfaßt.

Fig. 37.



Er wird ſich ſchwerlich in die Linie ef, Fig. 37, werfen können, zumal, wenn er, wie es ſein muß, in der Front g und h beſchäftigt wird. Die Cavalerie muß dann, wie geſagt, in der Nähe ſein, um dieſe Angriffe zu unterſtützen.

17) Sagt man: ein aus geſchloſſenen Gliedern hervorgehendes Peloton- oder Bataillonfeuer müſſe doch, da ſo viele Kugeln auf ein mal fortgeſchoſſen werden, mehr Wirkung machen als ein unregelmäßiges Lauffeuer, ſo bedenkt man nicht, was alle gedienten Soldaten bezeugen, daß bei einem Infanteriegefecht das Lauffeuer ſich von ſelbſt einſtellt. Man hat Beiſpiele, daß bataillons- und pelotonweiſe etwa ein mal, ehe der Feind noch geantwortet hat, gefeuert worden iſt; ſchießt aber der Feind wieder, ſo iſt auch gleich das Lauffeuer von beiden Seiten da. Das Lauffeuer kann aber nicht ſo viel wirken als dasjenige, bei welchem der Soldat in zerſtreuter Ordnung den Gebrauch

ſeiner körperlichen Facultäten mehr in ſeiner Gewalt hat, beſſer zielen kann, als wenn er durch ſeinen Nebenmann eingeengt wäre. Ueberdem hat die Infanterie einen mechaniſchen Anſchlag, der nur auf eine gewiſſe Schußweite das Treffen möglich macht. Iſt man darüber hinaus, ſo geht man ganz ſicher. Endlich ſtreckt das Bataillon- und Pelotonfeuer von einem zerſtreuten Haufen ſehr Wenige nieder. Die meiſten Kugeln gehen vorbei.

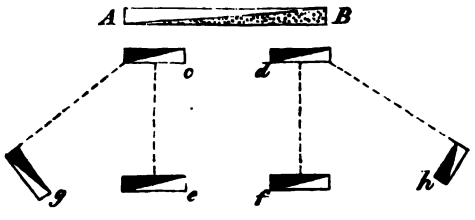
18) Für ungeübte rohe Truppen iſt das zerſtreute Gefecht die beſte Art. Regel iſt, mit ungeübten Truppen gegen geübte die rangirten Gefechte zu vermeiden und ſich aufs Manövriren zu verlegen, alſo: die Subſiſtenz abzuſchneiden, die Magazine anzugreifen und ins Land des Feindes, in Flanken und Rücken deſſelben Diverſionen zu machen. Während dies aber geſchieht, iſt es dienlich, den Feind auf ſeiner Front zu beſchäftigen, und das kann, wie geſagt, nicht zweckmäßiger geſchehen als auf die eben beſchriebene Art. Es bedarf nicht ein mal ſo vieler Ordnung, als ſie noch bei den beſchriebenen Methoden zerſtreuter Fußvolkgefechte obwaltet. Man lehre ſeine Leute nur, von den Vortheilen des Erdbodens Nutzen zu ziehen. Man lehre ſie, ſich kriechend an den Feind zu ſchleichen und liegend zu ſchießen und zu laden, ſich durch Bäume zu decken, ſich in Gräben oder Vertiefungen, hinter Hecken zu werfen, und ungeſehen, vor den Kugeln des Feindes geſichert, zu feuern. Junge Leute werden das bald lernen. Die geſchloſſene Infanterietaktik iſt bei dem neuern Syſtem faſt ganz zu entbehren; denn wenn man den Handel verſteht, hat man es immer in ſeiner Gewalt, zu manövriren, ſtatt zu fechten. Ich meine übrigens nicht, daß die Truppen nicht ein mal ſo viel geübt ſein ſollten, daß ſie den Aufmarſch aus Marſchcolonnen in die Schlachtlinie nicht ein mal zu bewerkſtelligen wüßten. Aber was gehört denn auch Großes dazu?

19) Was die Reiterei betrifft, ſo muß dieſe allerdings auch geübt ſein, geſchloſſene und gerichtete Angriffe zu machen. Denn die Stärke derſelben beſteht in ſolchen heftigen Angriffen geſchloſ-

ſener Körper, denen ſodann eine dünn geſtellte Infanterie ſchwerlich wird widerſtehen können. Die Reiterei muß ferner zahlreich ſein und ſonderlich auf ebenen Kriegsſchauplätzen.

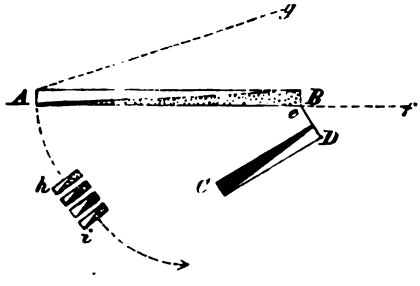
20) Die Rückzüge derjenigen Infanterie, welche zum Beſchäftigen der Front A B, Fig. 38, beſtimmt iſt, müſſen nicht excentriſch oder ſeitwärts geſchehen, weil man durch ſie eben die Aufmerkſamkeit der Armee A B von ihren Flanken ablenken will, gegen welche man etwas vorhat, ſondern gerade rückwärts nach e f. Sind aber die Rückzüge ernſtlich, will man ferner nicht mehr die Fronte A B beſchäftigen, ſondern ſie vom Verfolgen abhalten, indem man ſie für ihre Flanken beſorgt macht, ſo muß der Rückzug excentriſch nach g und h hin geſchehen.

Fig. 38.



Es iſt ſchon gezeigt worden, daß man ſich nicht in die Flanke werfen muß, ohne zugleich die Front zu beſchäftigen. Wird die Front durch Corps, wie g und h, Fig. 32, beſchäftigt, ſo iſt dies Verfahren nicht ſo zweckmäßig, als wenn man es durch zerſtreute Infanteriegefechte thut, die, wo es die Gegend erfodert, durch Reiterei unterſtützt werden müſſen. Unendlich beſſer iſt aber jenes erſtere Verfahren immer noch als ein überflügelnder Angriff in einer zuſammenhängenden ſchrägen Stellung, wie in Fig. 39. Dieſe ſchräge Stellung iſt vom Epaminondas erfunden, vom Ritter Folard in neuern Zeiten

Fig. 39.



wieder hervorgesucht und angepriesen, von Friedrich II. aber angewandt worden. Ich habe gesagt: ein überflügelnder Angriff; denn wenn man vorher nicht überflügelt, so gibt man beim Vorrücken selbst die Flanke preis, wie die punktirte Linie De zeigt. Es ist auch höchst leicht in die Flanke D zu kommen, wenn AB nur eine gerade Seitenbewegung nach f hin macht. AB kann sich auch rückwärts in die Linie Ag setzen, wodurch es den Flankenangriff von CD vereitelt und dies selbst überflügelt. Jedoch kann letzteres, wie Hauptmann Rösch mathematisch bewiesen hat, nicht immer geschehen, wenn der Feind schon nahe ist und wenn er aus Reiterei besteht. AB kann aber auch sich selbst mit dem rechten Flügel A in eine angreifende Bewegung gegen den linken Flügel C setzen und z. B. durch einen Abmarsch rechts die Flanke C gewinnen, wie hi zeigt. Was kommt also dabei heraus? CD nimmt AB in die linke Flanke B, und AB nimmt CD in die linke Flanke C. Der linke Flügel von AB oder die nach B hin stehende Hälfte etwa wird geschlagen und der linke Flügel von CD ebenfalls; und so stehen nach dem Treffen beide Heere einander gegenüber, etwa senkrecht auf ihrer vorigen Front, indem eine Drehung vorgefallen ist. Wenn AB sich zu bewegen weiß, wird der Erfolg gewiß dieser sein, allein auch sein linker Flügel wird nicht geschlagen werden, wenn es in die Linie Ag rückwärts eilt. Denn wenn man sich rückwärts seitwärts bewegt, kann der überflügelnde Feind zwar zuvorkommen, nicht aber, wenn gerade rückwärts. Doch ist dies gegen Reiterei, welche das Fußvolk einholen und zum Stehen bringen würde, sowie auch mit Cavalerie angesichts einer feindlichen, nicht thunlich; denn man würde von der verfolgenden angegriffen und geworfen werden, noch ehe man auf der neuen Positionslinie Ag in Ordnung wäre.

21) In einer ungebrochenen schrägen Linie CD ist es durchaus zweckwidrig, einen Angriff zu wagen, wenn man nicht dem Feinde schon ganz in der Flanke ist; wenn z. B. die Flanke D nicht schon wenigstens bei f in der Verlängerung der Front AB steht, und auch das wäre noch nicht hinlänglich, sondern man

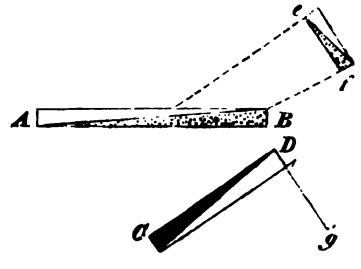
muß mit ſeiner Flanke ſchon beträchtlich im Rücken ſein, um den Feind zu werfen; ſonſt wird nichts daraus, wenn nämlich der Feind nicht ungeſchickt iſt. In dieſem Fall muß aber auch die Front beſchäftigt werden und ſonderlich der dem angegriffenen entgegengeſetzte Flügel, wie ich ſchon geſagt habe und wie es Epaminondas bei Mantinea that. Wie man das am beſten macht, darüber habe ich ich auch ſchon meine Meinung geliefert.

Dieſe Zurückwerfung eines Flügels in die Linie A g, um zu verhindern, daß man in die Flanke genommen werde, braucht, ſowie alle Frontveränderungen, nicht nach den in der neuen Taktik üblichen Methoden gemacht zu werden, ſondern man kann in der That kürzer dazu kommen. Man laſſe diejenige Rotte, welche die Achſe der Schwenkung iſt, die Schultern bis in die neuen Richtungspunkte drehen und alles Uebrige ſich rückwärts danach richten, ohne die Front zu brechen. Jede Rotte ſtellt ſich, je nachdem ſie nah oder fern iſt, eine nach der andern auf die neue Richtungslinie. Muß man weit herum drehen, ſo muß man freilich kehrtmachen, kommt aber durch dies Auflaufen der Rotten gewiß eher zu Stande als nach den Methoden der Linienſchwenkungen. Ich habe ganz ungeübte Truppen auf dieſe Art in einem Augenblick die Front verändern ſehen. Die Rotten können laufen, da ſie nicht aneinanderhängend bleiben dürfen. Will man aber ganz rückwärts eine Poſition nehmen, ſodaß beide Flügel aus ihren Angeln kommen, ſo könnte dies ebenfalls, wenn nur die neuen Richtungspunkte gegeben ſind, im vollen Rennen dorthin geſchehen, ohne daß dabei eine andere Ordnung zu beobachten wäre, als daß ein Jeder ſeinen Nebenmann behält. Die Linie würde geſchwinder hergeſtellt ſein als nach den üblichen taktiſchen Methoden. Wenn eine Infanterie geübt worden, auseinander zu ſchwärmen und dann geſchwind wieder eine Linie zu bilden, wobei denn die Befehlshaber die Vortheile des Erdbodens zu benutzen verſtehen müſſen, ſo würde ein in geſchloſſener Linie vorrückendes Fußvolk in die Flanke genommen ſein, noch ehe es dagegen die nöthigen Vorkehrungen treffen könnte. Denn lange geſchloſſene Linien können nur im langſamen Schritt

vorrücken, den man bei den Preußen auf 76 jede Minute feſtgeſetzt hat. Sie können ihre Richtung nicht beibehalten und nicht geſchloſſen bleiben, wenn ſie geſchwind, oder auch, wenn ſie nur ſehr ſtark austreten müſſen. Daher bewegt ſich eine ſolche Linie ſehr langſam und ſchwerfällig, während ein leichtes Fußvolk im vollen Rennen ſeinen Platz verändern und ſich leicht wieder zwei Mann hoch in die Linie ſtellen kann, wenn nur die Leute gelehrt worden ſind, ſich nicht untereinander zu mengen, ſodaß diejenigen ſich leicht wieder hinter- und nebeneinander ſtellen können, welche vorher alſo ſtanden. Zwei Mann hoch aber habe ich geſagt, weil eine Feuerlinie nie in drei Gliedern ſtehen ſollte. Um durch Gewicht einzubrechen, ſind drei Glieder zu wenig, und um blos zu feuern, wobei es nur auf Ausdehnung ankommt, ſind ſie zu viel.

Es ſcheint aber ſelbſt nicht nöthig, ſich in Glieder zu formiren. Wir wollen annehmen, AB, Fig. 40, werde von der ſchrägen Linie CD angegriffen.

Fig. 40.



Der linke Flügel B kann zerſtreut nach ef hinlaufen, welches excentriſch iſt, und dann auf ein gegebenes Zeichen umkehren, ohne ſich in Gliedern zu formiren, und in vollem Rennen die rechte Flanke D angreifen, d. h. mit einem erdrückenden Hagel von Flintenſchüſſen, die von drei Seiten herkommen, begrüßen, noch ehe D durch Bildung eines Hakens D g dagegen die nöthigen Vorkehrungen würde treffen können. Jedoch müßte die feindliche Reiterei nicht in der Nähe ſein oder durch die unſerige im Zaume gehalten werden. Iſt aber von feindlicher Reiterei etwas zu befürchten, ſo müßte man Colonnen formiren, wovon weiter unten die Rede ſein wird.

22) Wenn nun alle Angriffe und Rückzüge auf dieſe Art zerſtreut geſchehen, wobei man ſich recht gut befinden würde,

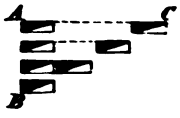
wenn ſie nur durch eine zahlreiche Reiterei unterſtützt und gedeckt würden, ſo würde wenigſtens bei der Infanterie der größte Theil der taktiſchen Evolutionen wegfallen. Allein die taktiſchen Entwicklungen der Marſchcolonnen in Schlachtlinien müßten doch gelehrt werden. Dieſe könnten nun freilich wol am leichteſten durch den Rottenaufmarſch oder das Auflaufen geſchehen, wenn es nämlich der Klugheit gemäß wäre, auf Reiſemärſchen (marches de route) mit rechts- oder linksum zu gehen. Ich ſage auf Reiſemärſchen, denn in Linie laſſen ſich Seitenbewegungen ganz wohl ſo machen. Allein ſo wichtig es in Linie iſt, ſich auszudehnen, ſo wichtig iſt es auf Reiſemärſchen, kurz einherzuziehen. Wie lang würden aber die Colonnen werden, wenn man mit rechts- oder linksum nur zwei oder drei Mann in Front marſchirte? Wie lange würde es dauern, bevor man ſich entwickelt hätte? Denn je tiefer oder länger die Colonnen ſind, je mehr Zeit nimmt deren Entfaltung weg. Daher müſſen die Colonnen ſo viel Front haben als nur immer möglich, und wo man nur immer kann, muß man mit Sectionen zu fünf oder ſechs Mann in Front marſchiren. Die Römer machten ihre Sectionen zu ſechs, wie uns Joſephus erzählt, die Preußen zu fünf in der Front.

23) Marſchirt man aus der Flanke oder, macht man einen Parallelmarſch, ſo verſteht es ſich, daß man durch eine Viertelsſchwenkung aufmarſchirt oder ſich in Linie ſtellt. Dies geſchieht am allergeſchwindeſten, indem mit nur wenigen Schritten alle Abtheilungen demaskirt ſind. Daher muß wo möglich dieſe Art zu marſchiren immer gewählt werden. Bei einem Marſch aber gerade oder ſenkrecht auf die Front des Feindes müſſen die Colonnen entwickelt (deployirt) werden, welches weit mehr Zeit erfodert. Denn die Abtheilungen müſſen entweder die beiden Katheten eines Dreiecks oder die Hypothenuſe durchſchreiten, um auf ihren Platz in der Schlachtlinie zu kommen.

Wird nach der preußiſchen Methode regelmäßig entwickelt oder deployirt, ſo durchſchreiten alle Abtheilungen die beiden klei-

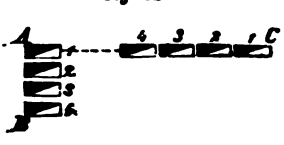
nern Seiten eines Dreiecks; hier müſſen ſie den Raum von B nach A und dann ſo viel von A nach C hin durchlaufen, als ſie von der bei A, Fig. 41, ſtehenden oder dorthin kommenden Abtheilung abſtehen ſollen. Die Abtheilung A durchſchreitet blos die Linie A C, die Abtheilung B, welche geradeaus bleibt, weil nach ihr die andern ſich richten, die Linie A B, die andern alle etwas von beiden Linien.

Fig. 41.



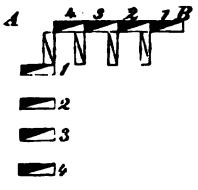
Hauptmann Röſch hat eine Art zu deployiren erfunden, welche die leichteſte, folglich die beſte zu ſein ſcheint. Die Züge bleiben mit den gehörigen Zwiſchenräumen im Marſch nach der Richtungslinie A B, Fig. 42, hin. Sobald der Zug 1 auf die Richtungslinie A B tritt, wird commandirt rechts- oder linksum, je nachdem man rechts oder links deployirt. Der zweite Zug marſchirt mit unverändertem Schritt bis dahin, wo der erſte oder vorderſte rechts- oder linksum gemacht hat und thut ein Gleiches. So der dritte, ſo der vierte u. ſ. w. Nun hat jeder Zug ſeine Diſtanz durchſchritten oder tritt auf die Richtungslinie, wenn der zunächſt vordere durch ſein rechts- oder linksum ſich ſchon ſeitwärts weggezogen hat. Dies iſt leicht zu berechnen und Hauptmann Röſch hat es gethan. Daher wird hierdurch die Zeit gewonnen, welche das Schwenken erfodern würde, wenn man nämlich Fig. 43 Zug für Zug bei der Richtungslinie herumſchwenkt, indem jeder Zug eine Viertelsſchwenkung rechts oder links macht, ſobald ſeine Entfernung von der Richtungslinie ſeiner Front gleich iſt; worauf dann, wenn alle Züge mit einer ihrer Flanken auf der Richtungslinie marſchiren, ſie durch eine allgemeine Viertelsſchwenkung die Linie formiren. Während nun der Zug auf die Linie A B ſchwenkt, könnte er, wenn er in Front bis auf dieſelbe vormarſchirt wäre, ſich auf rechtsum ſchon ſo viel als ſeine Front beträgt ſeitwärts weggezogen haben;

Fig. 42



folglich wäre man dem Endzweck des Entwickelns, welches der Aufmarſch iſt, um ſo viel näher gekommen.

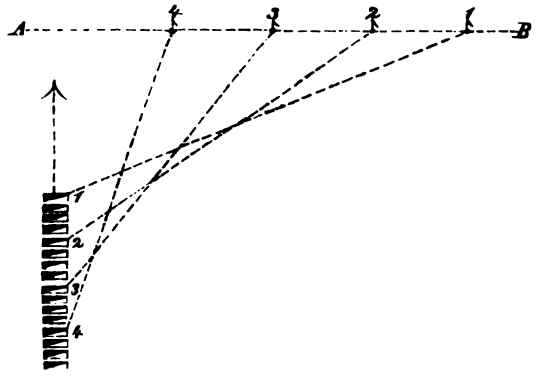
Fig. 43.



Bei der Methode Fig. 43 muß der Zug 1 noch ein mal eine Viertelsſchwenkung links machen, bevor er in der Front daſteht, ſtatt daß bei der Deployirmethode des Hauptmanns Röſch, Fig. 42, durch ein Halt! Front! die Linie formirt iſt. Eine Schwenkung erfodert mehr Schritte, weil ſie im Bogen geſchieht.

Bei dieſen Arten zu deployiren, Fig. 42 und 43, durchſchreitet man die beiden kleinſten Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks. Bei den Preußen iſt eine Methode eingeführt, nach welcher die Truppen beim Entwickeln nur die Hypothenuſe durchlaufen. Dies wird der Adjutantenaufmarſch genannt. Die Adjutanten oder andere Offiziere zu Pferd galoppiren in der Richtungslinie ſo viel Raum für ihre Bataillons ab, als ſie bedürfen, um in Schlachtordnung zu erſcheinen, Fig. 44. Jedes Bataillon

Fig. 44.



macht ſich dann aus der Colonne los und marſchirt den geradeſten Weg auf ſeinen Adjutanten zu. Die Adjutanten bleiben nämlich als Zwiſchenpunkte der Richtungslinie A B bei 1, 2, 3,

4 halten. Sobald der erſte Zug oder die Spitze bei den Adjutanten angekommen iſt, zieht ſich das Bataillon nach einer der ſchon angegebenen Methoden auseinander. Wenn keine großen Fehler in Rückſicht der Frontabtheilungen vorfallen, ſo muß freilich auf dieſe Art der Aufmarſch geſchwinder vollbracht ſein als bei den vorhergehenden Methoden, weil die Hypothenuſe kürzer iſt als die beiden Katheten.

24) Hier iſt nun wol der Ort, etwas von den Richtungspunkten (points de vue und point d'appui, zuſammen points d'allignement genannt), zwiſchen denen man aufmarſchirt, zu ſagen. Im Siebenjährigen Kriege iſt man bei den Schlachten gewöhnlich aufmarſchirt, ohne dergleichen feſtzuſetzen. In der That, wenn man den Feind ſehen kann, iſt auch wol nichts leichter als ſo aufzumarſchiren, daß man ihm nicht eine Flanke bietet, ſondern ſo ziemlich parallel mit ihm bleibt. Ueberdies kommt es auf einen geringen Unterſchied von wenigen Graden, welche die Frontlinie mit derjenigen des Feindes etwa machen könnte, bei der großen Entfernung, in welcher man aufmarſchirt, — immer außer Kanonenſchußweite, — gar nicht an. Ferner müßte man ja nun folgerecht bei jeder Bewegung des Feindes, die oft einander ſehr ſchnell folgen, wieder neue Richtungspunkte geben. Ich glaube, man wird nicht daran denken, und doch verhindern können, daß der Feind die Flanke abgewinnt. Man darf nur den Feind anſehen, um ſehr leicht eine ungefähr parallele Stellung mit ihm zu Stande bringen zu können. Ich ſage ungefähr, denn wahrlich iſt es ebenſo unmöglich, hierin eine mathematiſche Genauigkeit zu erreichen, als pedantiſch, ſie zu fodern oder für wichtig zu halten.

Man könnte alſo wol ohne dergleichen Richtungspunkte zurecht kommen; und beim Aufmarſch ſollte man ſich, nachdem man den Feind hinlänglich beſehen hat, nach der Natur des Erdbodens und den Vortheilen, welche die Gegend an die Hand gibt, richten. Dieſe und die Stellung des Feindes müſſen beſtimmen, was man beſetzen muß oder nicht. Eine durchaus zu-

zusammenhängende Linie zu formiren, ist ja, wie ich gezeigt habe, eben nicht nöthig.

25) Diese Entwicklungen der Colonnen in Linien geschehen nun alle weit vom Feinde, wenigstens außerhalb des Stückschusses und werden durch einen hinlänglichen Vortrab gedeckt. So ist wenigstens die Regel. Daher kann man die Operation ganz sicher vollenden und es ist dabei eben nicht so viel taktische Genauigkeit erfoderlich, als man gewöhnlich glaubt, zumal wenn man, wie ich es will, das ganze Gefecht mit Tirailleurketten, durch einzelne Manipularscharen unterstützt, führt.

Die ganzen Uebungen in der alten Marschirkunst, die soviel Zeit wegnehmen, kann man für die neue Infanterie entbehren. Das Laden und Schießen müßte man sie freilich lehren, doch auf andere Art, als es beim Fußvolk gewöhnlich geschieht. Bei demselben schießt nämlich der Soldat nicht als ein Individuum, sondern als ein Theil eines Ganzen, als ein Glied einer collectiven Person. Beim Tirailliren muß er als ein Individuum schießen lernen. Er muß zielen und treffen können, welches ihm um so leichter sein wird, da er nicht durch seinen Nebenmann am freien Gebrauch seines Leibes gehindert wird. Ferner muß er liegend laden und schießen lernen; er muß lernen sich bei Waldgefechten durch Bäume zu decken und ungesehen seinen Feind zu erlegen. Er muß es verstehen, von den Vortheilen des Erdbodens Nutzen zu ziehen, sich in Gräben, Büsche, Vertiefungen zu werfen und von da herauszufeuern. — Uebrigens verstehe ich dies von der ganzen Infanterie; denn eine sogenannte schwere Infanterie kann es in der neuern Taktik nicht geben, darum kann man auch keine leichte von ihr unterscheiden. Es gibt nur eine Infanterie und das ist eine gute. Was man gewöhnlich schwere Infanterie nennt, ist ein unglücklicher Haufe, der sich nur in dünner und langer Phalanx langsam bewegen kann, welche Phalanx aber, sie mag siegen oder geschlagen werden, sogleich zertrümmert wird und in Unordnung kommt.

26) Die Reiterei muß im Gegensatz zum Fußvolk durchaus im geschlossenen und gerichteten Anrennen gegen den Feind ge-

übt ſein, wenn ſie brauchbar ſein ſoll. Es iſt alsdann noch immer die Frage, ob eine gleich der heutigen bewaffnete Infanterie ihr zu widerſtehen fähig iſt. Daß ſelbſt eine nach dem Syſteme Folard's geſtellte Colonne, auch wenn ſie ſich mit möglichſter Kaltblütigkeit vertheidigt, von einer gleich tapfern Reiterei getrennt und niedergehauen werden kann, ſcheint zu beweiſen, daß die Bewaffnung mit Flinte und Bayonnet das Fußvolk unfähig macht, auch in der vortheilhafteſten geſchloſſenen Stellung derſelben zu widerſtehen. Hiervon liefert aber die Geſchichte des franzöſiſchen Revolutionskriegs ein Beiſpiel. Als der Fürſt von Hohenlohe gegen Ende des Feldzugs von 1794 in der Gegend von Kaiſerslautern mit den Preußen die Franzoſen ſchlug, formirten ſich drei Bataillone von letztern in eine große geſchloſſene Colonne, ſodaß kein Zwiſchenraum unter den Marſchabtheilungen blieb, da ſie ſich von preußiſcher Reiterei bedroht fanden. Das preußiſche Dragonerregiment von Katt rannte gegen ſie an. Die Colonne wehrte ſich mit ſo vielem Muthe, daß die Dragoner ſich hineinhauen mußten. Deſſenungeachtet war ſie in kurzer Zeit vernichtet.

Dies Beiſpiel lehrt, wie ſehr der Ritter Folard Recht hat, ſeiner in Colonnen geſtellten Infanterie Piken oder Partiſanen zu geben, mit welchen die Flinten oder Bayonnete untermengt ſind, ſodaß die langen Waffen durch kurze unterſtützt werden.

Wenn nun eine Colonne ein ſolches Schickſal erleiden mußte, ſo wird doch wol eine dünne, zwei, drei Mann hoch geſtellte Infanterie noch leichter umgerannt werden. Die Vertheidiger des Feuers werden zwar ſagen, ein dünnes Bataillon ſchicke einer heranjagenden Reiterei mehr Kugeln auf den Leib als eine Colonne. Allein dies wäre nur der Fall, wenn eine kleine Front Reiterei eine große Front Fußvolk angriffe und dieſe dann durch Schrägſchießen, durch rechts und links Anſchlagen ihr Feuer auf den Cavaleriehaufen concentrirte. Von Schrägſchießen kann aber bei einer geſchloſſenen Infanterielinie gar nicht die Rede ſein.

27) Man wird vielleicht die vielen Beiſpiele gegen mich an-

führen, wo Reiterei von einer dünn geſtellten Infanterielinie abprallte. Allein, dann hat gewiß die Cavalerie nicht Muth genug gezeigt. Alle Reiteroffiziere, die Kriege mit gemacht haben, verſichern einſtimmig, daß Cavalerie gewöhnlich erſt dann wieder umkehrt, wenn ſie das Feuer der Infanterie bekommen hat, d. h. wenn nicht ſonderlich viel mehr zu befürchten iſt. Dies Verfahren iſt gar ſonderbar, man thut alsdann zuviel und zuwenig. Gäbe man, nach erhaltenem Feuer, noch ein Paar Sporen und ließe den Zügel ſchießen, ſo würde man hineinkommen. Die Schuld wird gewöhnlich auf die Pferde geſchoben, welche nicht hinan wollten, und die armen Thiere können ſich dann freilich nicht vertheidigen. Allein dieſe Thiere ſind gar kriegeriſch und rennen ganz dreiſt in die Bayonnete, wie ſie denn das oft gezeigt haben, wenn man ihnen nur den Willen läßt. Man erinnere ſich doch, daß die römiſchen Ritter — in einer Schlacht mit den Samnitern, wenn ich nicht irre — ihre Pferde abzäumten, um in eine ſonſt ganz unerſchütterliche Infanterie einzubrechen, und daß der Verſuch gelang. In Glieder zuſammengepreßte Pferde können auch nicht wohl im Rennen anhalten, wie ich glaube. Ein einzelner Fußſoldat mit Flinte und Bayonnet kann ſich auch im Freien ganz wohl gegen einen einzelnen Reiter vertheidigen; ganz anders iſt es aber mit einem geordneten Haufen Reiterei, der gegen neueres Fußvolk in geſchloſſener Stellung anrennt.

Wie viel von Seite zu Seite geſchloſſene Fußvolksvierecke ſind denn nicht durch Reiterei zerſprengt worden, auch wenn ſie die möglichſte Faſſung zeigten und verſchiedene male die feindliche Cavalerie durch ihr Feuer zurückgetrieben hatten? Ich will nur einiger ſolcher Beiſpiele erwähnen. Das Viereck der vierzehn Bataillone Sachſen bei Langenſalza wurde durch Huſaren geſprengt und gefangen, und dies ungeachtet des tapferſten Widerſtandes. Die Preußen unter dem General Fouquet ſchloſſen auch bei Landshut ein Viereck, in welches die öſtereichiſche Reiterei, welcher freilich der Branntwein mehr Energie gegeben hatte, einbrach, das ſie niederhieb und gefangen machte. Im franzöſiſchen Revolutionskriege wurde unweit Quesnoy im Jahre 1793

von der öſtereichiſchen Reiterei ein franzöſiſches Viereck, welches den Angriff mit vieler Faſſung erwartete, niedergeritten; und ſo gibt es mehre Beiſpiele in allen Kriegen. Vom Gegentheil gibt es freilich deren auch. Das preußiſche Regiment Manteuffel zog ſich von Neuſtadt bis Neiſſe unter immerwährenden Angriffen der Reiterei des Laudon'ſchen Corps, ohne ein einziges mal gebrochen zu werden. Das preußiſche Regiment Crouſaz zwang die franzöſiſchen Carabiniers drei mal zur Flucht ꝛc. Bei dergleichen fehlgeſchlagenen Angriffen wäre jedoch noch zu unterſuchen, ob die Schuld nicht an der Reiterei lag. Durch Verſuche iſt die Sache noch nicht aufs Reine gebracht und, obgleich ich allerdings glaube, die Reiterei habe gegen die heutige Infanterie das Uebergewicht, wenn nicht die Gegend letztere begünſtigt, will ich mir doch keineswegs anmaßen, die Sache entſcheiden zu wollen, ſondern nur die Kriegserfahrenen erſuchen, ihre Erfahrungen und Urtheile hierüber der Welt bekannt zu machen, damit die Sache der Entſcheidung näher gebracht werde.

28) Zum Vortheil des Fußvolks tritt der Umſtand ein, daß ſo viele Gegenden es der Reiterei unmöglich machen, darin zu agiren, wogegen die Infanterie in jederlei Terrain zu gebrauchen iſt. Es iſt aber klar, daß in ſolchen durchſchnittenen Gegenden ein zerſtreut fechtendes oder tiraillirendes Fußvolk mehr ausrichtet als ein anderes, welches geſchloſſen bleibt. Zu viel Vortheil muß man übrigens der Infanterie in Rückſicht des Terrains nicht zugeſtehen. Eine gute leichte Reiterei kann ſehr wohl im Gebirge und im waldigten Terrain patrouilliren, nur muß ihr immer leichte Infanterie beigeſellt werden; jede Patrouille, jede Streifpartei muß ein Heer im Kleinen ſein.

So viel iſt wol ausgemacht, daß die in den neueſten Zeiten eingetretene Vermehrung der Reiterei im Verhältniß zum Fußvolk ein dunkles Gefühl von der Schwäche des letztern zum Grunde hat. Denn Ausſpähungen des Feindes können ebenſo wohl, es ſei denn in einer ganz offenen Gegend, mit Fußvolk als mit Reiterei gemacht werden. Größere Tagereiſen macht ja die Cavalerie auch nicht; es iſt alſo das Gefühl der Ueberlegen-

heit derſelben im Gefecht, wenn das Terrain ihr nur nicht entgegen iſt, welche der dünnen geſchloſſenen Stellung und der Bewaffnung des Fußvolks mit Flinte und Bayonnet ohne Untermengung mit längern Waffen zuzuſchreiben iſt; der dunkle Begriff dieſer Ueberlegenheit, meine ich, hat die Vermehrung der Reiterei verurſacht.

Dieſe Vermehrung war, wie ich glaube, durchaus nothwendig. Denn, nahm eine Macht ſie vor und die andere nicht, ſo würde dieſe im Kriege gegen erſtere gar ſchlecht gefahren ſein. Fußvolk, ſowie es jetzt geordnet und bewaffnet iſt, darf ſich durchaus nicht allein überlaſſen bleiben, es muß Reiterei in der Nähe haben, die es unterſtützt, wenn der Feind Cavalerie hat oder wenn das Terrain nicht durchaus alle Reiterei unwirkſam macht. Das berühmte Beiſpiel der engliſchen und hannoverſchen Fußgarden, welche in der Schlacht von Minden die franzöſiſche Cavalerie über den Haufen warfen, und zwar in einer Ebene, kann allein hiergegen nichts entſcheiden, weil man genau alle Umſtände wiſſen müßte, wie ſich dieſe Reiterei dabei betragen und ob ſie nicht vielleicht einen Fehler gemacht habe.

29) Es folgt hieraus, daß bei der gegenwärtigen geſchloſſenen Stellung der Infanterie die Reiterei im Allgemeinen hinter jener ſtehen müſſe. Denn wenn der Feind hinter ſeinem Fußvolke Reiterei hätte und das unſerige würde in Unordnung gebracht, ſo würde es vernichtet werden, wenn der Feind ſeine Reiterei durch die Infanterie hervorbrechen und unſerm Fußvolk auf den Hals fallen ließe, wenn letzteres von keiner Cavalerie unterſtützt wäre. Eine Untermengung der Cavaleriehaufen mit Infanteriehaufen der Regel nach iſt bei der gegenwärtigen Aufſtellungsart nicht möglich, aber wol bei meinem Manipular- und Tirailleurſyſtem. Sie gewährt dann große Vortheile. Aber auch bei der gegenwärtigen Aufſtellungsart kann man ſich dieſe theilweis verſchaffen, wenn man nach dem Erdboden Reiterei mit Infanterie untermengt. So, wenn man z. B. Büſche, Höhen ꝛc. mit Fußvolk beſetzt und die Reiterei auf die dazwiſchen gelegenen Ebenen ſtellt. Alsdann wird die Reiterei, welche gleichſam die Curtine zwiſchen

zwei Baſtionen bildet, durch das Feuer der Infanterie unterſtützt. So kann man auch in einem Lager die Reiterei ſtellen. Denn in einem Lager bedarf die Reiterei des Schutzes der Infanterie, weil ſie nur weit ſpäter ausrücken und ſich in Schlachtordnung ſtellen kann als letztere und daher bei einem Ueberfall der Vernichtung nicht entgehen würde. Iſt ſie zu Pferde, ſo kann Reiterei ein offenes Terrain noch wirkſamer vertheidigen als Infanterie; allein ehe ſie dahin kommt, muß geſattelt, zu Pferde geſtiegen und ausgerückt werden, da hingegen der Fußſoldat nur ſein Gewehr in die Hand nimmt, um zum Schlagen fertig zu ſein. Daher muß im Lager Reiterei durch Fußvolk beſchützt ſein, entweder auf die ſoeben beſchriebene Art oder indem ſie hinter demſelben ſteht.

30) Die Untermengung von Infanterie mit Reiterei iſt immer zweckmäßig und vortheilhaft, wenn die Aufſtellungsart ſie nur zuläßt; ſie iſt es auch in der Marſchcolonne, ſonderlich wenn die Gegend abwechſelnd iſt wie faſt immer. In einer kahlen Ebene muß die Reiterei zunächſt am Feinde einherziehen, in einem Walde oder Gebirge das Fußvolk, in einem abwechſelnden Terrain muß, je nachdem die Gegend ſich verändert, bald Fußvolk zuerſt marſchiren, bald Reiterei; daher müſſen in dieſem Falle in den Marſchcolonnen beide untermengt ſein, damit man ſogleich die eine oder die andere Truppenart hervorziehen kann, wie es erfoderlich iſt. Zöge die ganze Reiterei zuerſt und das ganze Fußvolk hintennach, und man wollte letzteres vorkommen laſſen, ſo würde das zuviel Zeit wegnehmen. Daher müſſen, wie geſagt, bei Märſchen, bei denen die Spitzen der Colonnen gegen den Feind gekehrt ſind, beiderlei Gattungen von Truppen untermiſcht ſein. Bei Parallelmärſchen aus der Flanke iſt es nicht nöthig. Denn bei denen hat man den Vortheil, daß eine Colonne Reiterei ſehr leicht mit einer aus Fußvolk beſtehenden vermöge des Durchziehens den Platz wechſeln kann, je nachdem es nöthig iſt, daß eine oder die andere dem Feinde zunächſt marſchire. Die Colonnen können ja hier nahe beieinander marſchiren, und ſie entwickeln ſich nicht, ſondern ſchwenken nur ein, um in Schlachtordnung zu erſcheinen.

31) Ich muß noch Einiges über die ſchräge Schlachtordnung nachholen, von welcher ich durch die unmittelbare Ideenverbindung, die ſich mir darſtellte, abgeführt wurde. Ich ſprach zuletzt davon, wie man verhindere, bei dem ſchiefen Angriff ſelbſt in die Flanke genommen zu werden.

Fig. 45.

Die erſte Modification iſt eine Schräglinie cd, Fig. 45, mit einem Haken de, der beſtimmt iſt, Alles abzuſtoßen, was etwa von AB die Flanke d überlangen möchte.

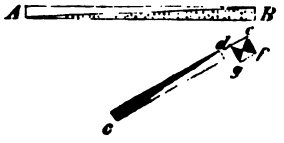
Dieſe in einem Haken oder en potence geſtellte Linie ſchwenkt, wenn ſie vertrieben hat, was ihr entgegenſtand, oder wenn ihr nichts entgegenſteht, bis in die Verlängerung der ſchrägen Front cd herum und nimmt den Feind in die Flanke. Epaminondas hatte bei Mantinea etwas Aehnliches, allein, da er mit ſeiner Flanke die Mitte des Feindes einbrach, was heutigen Tages nicht möglich iſt, ſo mußte er es haben, um die feindlichen Flügel zu verhindern, ſich herumzuſchwenken und ſeine Colonne zu umfaſſen. Die ſchräge Linie des Cäſar bei Pharſalus war wiederum etwas Anderes und nur zur Vertheidigung beſtimmt.

Bei der Schlacht bei Liſſa wurden einige Grenadierbataillone am Ende des rechten Flügels der Cavalerie ſo geſtellt, welche die Württemberger aus dem Felde ſchlugen und noch mehren Nutzen ſtifteten. Allein den Fehler hat eine ſolche Stellung doch immer, daß ſie dem Feinde eine Flanke bietet, welche durch Geſchütz enfilirt oder aufgerollt werden kann. Sollte die Linie AB die ſchräge Front cd überflügeln, ſo werden beide, ſowol cd als de enfilirt. Iſt die Ueberflügelung beträchtlich, ſo kann de durch eine Schwenkung rechts des überflügelnden Theils von AB umfaßt werden. Wenn man einmal mit zuſammenhängender ſchräger Front, ohne ſchon ganz in der Flanke des Feindes zu ſein, dieſen angreifen will, ſo mag eine ſolche Vorkehrung zur Sicherung der eigenen Flanke nothwendig erſcheinen. Doch

iſt ein ſolcher Angriff gegen einen geſchickten Feind gar nicht anzurathen, weil er eben ſowol durch die oben angegebenen Gegenmittel unkräftig gemacht werden kann, als die ſchräge zuſammenhängende Linie ohne Haken. Und darauf kommt es bei allen ſolchen Künſteleien heraus; auch bei der folgenden.

32) Man könnte nämlich die Flanke des angreifenden Flügels einer ſchrägen Schlachtordnung auch durch ein Viereck, Fig. 46, decken. Allein zwei Seiten eines geſchloſſenen Vierecks können allezeit enfilirt werden,

Fig. 46.



hier ef und dg. Das iſt ein großer Nachtheil. Ferner marſchirt ein Viereck viel langſamer als jedes nur in Linie geſtellte Fußvolk.

Ein Rechteck marſchirt freilich geſchwinder; allein die langen Seiten deſſelben haben nicht mehr Vertheidigung als eine Linie, — ſowie überhaupt jede nicht beſtrichene Seite eines Vierecks, — und die Flanken können, da ſie kurz ſind, leicht umfaßt werden..

Die Seitenvertheidigung eines Rechtecks iſt alſo ſchwächer als diejenige eines gleichſeitigen Vierecks. Die ſogenannte Cremaillère, welche ſeit einigen Jahren in der preußiſchen Armee in Gebrauch gekommen und welche ausſieht wie Fig. 47, iſt ein zu vielſeitiges Ding, um ſich leicht bewegen zu können. Sie gibt dem Enfiliren zu viel Seiten bloß. Und eigentlich iſt ſie noch künſtlicher geformt wie die ſoeben dargeſtellte, nämlich wie Fig. 48. Es könnte hierbei wahrlich gefragt werden, warum man ſich nicht lieber in Form einer Roſe oder Levkoye ſtellt, wie es Hauptmann Tielke von den Chineſen behauptet. Man hat durch die vielen angeſetzten Flanken die Seiten des Carré beſtreichen wollen, um des Schrägfeuers überhoben zu ſein. Freilich wird der Soldat nicht ſchräg ſchie-

Fig. 47.

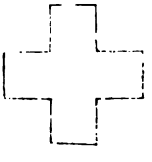
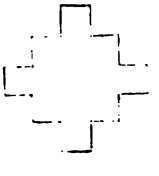


Fig. 48.



ßen, wenn er einen Feind gerade vor ſich hat. Soviel Nächſtenliebe kann man nicht von ihm erwarten, daß er lieber ſeinen Nebenmann von ſeinem Feinde befreien als ſich ſelbſt durch ſein Schießen retten wolle. Allein das kreuzende Feuer durch winkelförmige Stellungen möchte im Ernſte wol ebenfalls ſchlecht ablaufen. Ueberdies können viele Rotten da, wo der Winkel durch die beiden Fronten gebildet wird, nicht feuern, um nicht einander ins Geſicht zu ſchießen, wenn der Winkel wenig mehr als 90 Grade hat. Iſt er aber ſtumpf, ſo wird auch des Kreuzens nicht viel ſein.

33) Man könnte die Vierecke gegen die Reiterei noch folgendergeſtalt verſtärken. Das dritte Glied könnte für ſich, von den beiden andern getrennt, ein inneres Viereck machen.

Wenn nun die feindliche Reiterei in einen der Winkel des Carré dränge, ſo könnte dieſes innere Viereck, Fig. 49, durch rechts und links Schwenken, wie die punktirten Linien es bezeich-

Fig. 49.

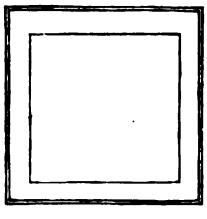
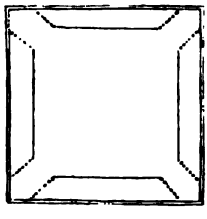


Fig. 50.



nen, einen eingehenden Winkel bilden, der durch kreuzendes Feuer den Feind wieder zurückjagt, Fig. 50.

Allein freilich wird eine gut angeführte Reiterei die Winkel eines Vierecks, wo die Kanonen ſtehen, am allerwenigſten beſtürmen; und wenn die Seiten angegriffen werden, ſo wird das dritte Glied, abgeſondert geſtellt, nicht mehr helfen, als wenn es aufgeſchloſſen ſtände. Jedoch hätte man freilich noch ein Feuer vorräthig. Ein Carré ſechs und mehr Mann hoch ſtellen, würde wirkſamer ſein. Aber warum dann nicht lieber eine Colonne machen? Von dieſer Stellungsart wird im nächſten Abſchnitt die Rede ſein.

In vielen Carrés einen Rückzug zu machen, iſt häufig vorgeſchlagen worden. Es ſollen aber nur kleine Vierecke von einem oder zwei Bataillonen ſein und dann will man ferner, daß ſie beim Marſchiren eine Stellung zueinander einnehmen, welche eine Beſtreichung der Seiten durch Flankenfeuer zuläßt. Fig. 51, 1, 2, 3. — 3 beſtreicht die Front von 1; 1 den Rücken von 3 und die Front von 2; 2 den Rücken von 1 und 3. Das ſieht auf dem Uebungsplatze ganz hübſch aus, allein unter den beſtürmenden Angriffen einer verfolgenden Reiterei werden dieſe Vierecke ſchwerlich eine ſo künſtliche gegenſeitige Stellung beobachten und beim ſeitenbeſtreichenden Feuer möchten ſie einander wol einige Kugeln zu koſten geben. Die Kriegskundigen haben jedoch den Rückzügen in Carrés den Vorzug vor den bretſpielförmigen oder en echiquier gegeben, Fig. 52. Dieſe Art iſt ſo bekannt, daß ich ſie nicht zu beſchreiben brauche. Selbſt bei den Manövern der preußiſchen Infanterie ſind die Zwiſchenräume immer

Fig. 51.

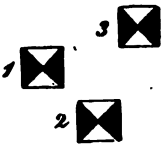


Fig. 52.

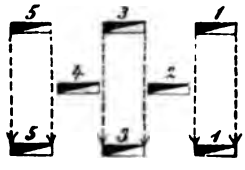
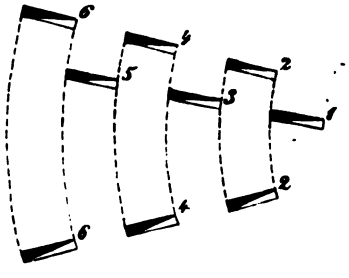


Fig. 53.



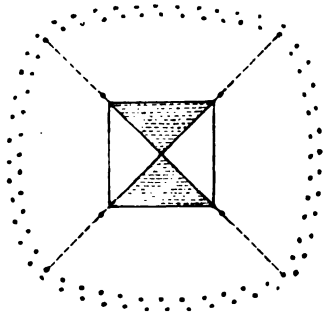
verlorengegangen, ſonderlich wenn ein Flügel dabei verſagt worden und eine Drehung während des Rückzugs vorgehen ſollte, Fig. 53, um den Feind beim Verfolgen wegen ſeiner Flanken beſorgt zu machen, welche excentriſchen Rückzüge übrigens, wie ich es ſchon geſagt habe, den guten Grundſätzen ganz gemäß ſind.

34) Wenn man im kleinen Gewehrfeuer geweſen iſt und muß

ſich zurückziehen, ſo iſt es wol nur illuſoriſch, dieſe Operation in zuſammenhängender Ordnung vollenden zu wollen. Man wird immer in der größten Unordnung davon fliehen, denn ſonſt wäre ja keine Urſache vorhanden, das Feld zu räumen. In dieſer Rückſicht iſt es alſo nothwendig, eine Linie Reiterei hinter dem Fußvolk zu haben, die deſſen Rückzug deckt, und dann iſt das Davonlaufen in der Eile, um ſich durch die Cavalerie zu ziehen, ſo ſchlimm nicht, als man denkt. Man kommt dann am erſten aus einer ſchlimmen Lage. Die fliehende Infanterie muß ſich nur an einem ſchicklichen Orte, in einem Walde, auf einer Höhe ꝛc. ſchnell wieder formiren, und wenn ſie dann wieder zum Angriff ſchreitet, ſo zeigt ſie mehr Muth, als wenn ſie Schritt für Schritt retirirt wäre und viel Leute verloren hätte, weil Letzteres ein unnützer, Erſteres ein nützlicher Muth ſein würde. Iſt keine Reiterei zur Deckung bei der Hand, ſo muß man freilich im offenen Terrain zuſammenbleiben, ſonſt wird man aufgerieben. Iſt blos kanonirt worden, was man in den neueſten Zeiten auch ein Treffen nennt, ſo iſt freilich ein ordentlicher Rückzug leicht möglich, es ſei denn, man komme aus einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer.

Kann man aber einen ordentlichen taktiſchen Rückzug machen, ſo iſt doch das Beſte, weil es das Leichteſte iſt, mit der ganzen Linie Kehrt zu machen und mit derſelben zurückzumarſchiren.

Fig. 54.



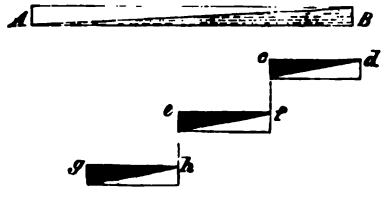
Man kommt dann geſchwinder aus dem Feuer als en echiquier und die Ordnung iſt leichter zu erhalten.

Ein von leichter, tirailliрender Infanterie umgebenes Carré, Fig. 54, gehört unter die bedauernswürdigſten Objecte. Alle Schüſſe dieſer leichten Infanterie ſind concentriſch, folglich von großer, das Feuer des Vierecks iſt

excentriſch, folglich von geringer Wirkung. Die Glieder des Vierecks müſſen bald licht werden und es muß unter dieſem Hagel von gezielten Flintenſchüſſen, die nicht wohl fehlen können, ſeiner Carréſchaft ein baldiges Ende gemacht werden.

35) Unter allen Modificationen der ſchrägen Schlachtordnung iſt der ſchräge Angriff mit gebrochener Linie oder die attaque en echellons, welche Friedrich II. erfunden hat, die berühmteſte. Unverzeihlich alſo wäre es, wenn ich ihrer gar nicht erwähnte. Vorerſt ſei es mir erlaubt zu bemerken, daß Friedrich II. keine einzige Schlacht durch die Maßregel der Echellons gewonnen hat. Friedrich ſiegte bei Leuthen, nicht weil er die Front der Oeſterreicher mit Echellons angriff, ſondern weil er ihnen in die Flanke kam. Bei Zorndorf wurde mit dem linken Flügel etwas Echellonartiges verſucht, es lief aber ſchlecht ab und die vorgeſchobenen acht Bataillons Avantgarde waren auch kein eigentliches Echellon. Die Erfahrung hat alſo das Vortreffliche dieſer Angriffsart noch nicht erwieſen und Hauptmann Röſch hat gezeigt, daß ſie in thesi nicht zu rechtfertigen ſei. Er beweiſt, daß jedes Echellon mit einem überlegenen Feuer empfangen werde. Denn das Echellon cd, Fig. 55, wird in der Flanke c beſchoſſen, wenn es der Linie AB bis auf die Flintenſchußweite nahe kommt. Es wird mit einem überlegenen Feuer empfangen. Der linke Flügel c wird, da er ſich überflügelt ſieht, da er Leute auf ſich ſchießen ſieht, die ihm ſeitwärts ſtehen, allmälig einen zurückgehenden Bogen bilden, um dieſe Gegner nicht mehr in der Flanke, ſondern vor dem Geſichte zu haben. Die das Echellon cd in die Flanke c beſchießenden Pelotons der Linie AB werden durch das zweite Echellon ef nicht von dieſem Feuer abgehalten, denn es iſt zu weit entfernt, um ſchießen zu können, und überdies könnten die beiden, dem Flügel f zunächſt ſtehenden Pelotons nicht

Fig. 55.



wol feuern, wenn die Echellons 300 Schritt hinter einander folgen, aus Furcht, den Flügel c des Echellons cd zu beſchießen. Die ihnen gegenüber ſtehenden zwei Pelotons der Linie AB können alſo ungeſtört die Flanke c beſchießen. Folgen ſich aber die Echellons in kurzer Diſtanz, z. B. 50 oder 100 Schritt voneinander, ſo fallen freilich dieſe Nachtheile weg; allein auch die Vortheile, welche man ſich von Echellonangriffen verſpricht. Dieſe Vortheile ſind, daß man durch die Trennung der Front nur einen Theil derſelben der Gefahr ausſetzt, geſchlagen zu werden, indem man den übrigen verſagt. Bei einer ungebrochenen ſchrägen Linie iſt dies nicht der Fall; die Unordnung theilt ſich gleich dem Ganzen mit. Ferner kann das zuerſt angreifende Echellon und die demſelben zunächſt kommenden durch verdoppelte Linien, durch daſelbſt concentrirtes Geſchütz ungemein verſtärkt werden, während die verſagten nur ſchwach ſind. Dies wären ungefähr alle von den Echellons zu erwartenden Vortheile, woraus denn folgt, daß dieſe Angriffsart nur dem Schwächern gegen den Stärkern anzurathen iſt. Denn, wenn man ſtärker iſt, ſo wäre doch eine Umfaſſung der Front und der beiden Flanken zugleich eine weit zweckmäßigere und kraftvollere Maßregel.

36) Wenn nun die Echellons nur in geringem Abſtande aufeinander folgten, ſo fällt die Verſagung fort und der größte Theil der Linie ſteht zugleich im Feuer. Daher müſſen ſie 2—300 Schritt voneinander entfernt ſein, und dann iſt klar, daß jedes Echellon, ſo wie es in den Flintenſchuß kommt, in der Flanke beſchoſſen wird. Die verdoppelten Linien, wenn ſie aus Fußvolk beſtehen, helfen nichts; denn ſo lange die erſte nicht geſchlagen iſt, ſind ſie unwirkſam, und wenn ſie flieht, ſo ſteht zu beſorgen, daß das Durchziehen durch die zweite nicht ſo ganz ordentlich zugehen möchte, und daß die Flüchtlinge, wenn ſie verfolgt werden, letztere mit ſich fortreißen.

Wann hat denn jemals eine zweite Linie Fußvolk ein Treffen wiederhergeſtellt und die Stelle der erſten, wenn dieſe geſchlagen war, eingenommen? Das erſte Treffen eines Echellons aber muß der Regel nach geſchlagen werden; denn es wird durch ein

concentrirtes Feuer umfaßt, und ſollte das Gefecht mit blanken Waffen betrieben werden, wie wol nicht zu erwarten ſteht, ſo darf nur ein Peloton der Linie AB in die Flanke des Echellons cd ſchwenken, während in der Front befochten wird, um es ſogleich zu ſchlagen, noch ehe das zweite 300 Schritt entfernte Echellon ef oder auch das zweite Treffen des Echellons cd herankommen kann. So kann die Linie AB alle übrigen Echellons, eins nach dem andern, ſchlagen und dieſe um ſo leichter, da ſie, wenn cd fliehen muß, in die Flanke genommen werden.

Wenn die Linie AB ſich mit ihrem rechten Flügel in Bewegung ſetzt und die verſagten Echellons ſelbſt angreift, ſo entſteht ein Frontgefecht, welches dann der Zufall entſcheiden wird; oder ſo wird der Schwächere von dem Stärkern in die Flanken genommen, welches dann ganz gewiß die Sache zum Vortheil des letztern entſcheidet. Die ſchräge Stellung läßt ſich ja ſehr leicht vereiteln und die Echellons taugen gar überall nichts.

Eine zweite Linie Reiterei hinter einer erſten Infanterie iſt deshalb von großem Nutzen, weil ſie die feindliche fliehende Infanterie durch Nachſetzen geſchwind zerſtören kann. Sie deckt auch den Rückzug oder vielmehr die Flucht ihrer erſten Linie Infanterie. Eine zweite Linie aus Reiterei gibt alſo einem Echellonangriff allerdings größere Stärke, nicht aber, wie gezeigt worden, ein zweites Infanterietreffen.

37) Iſt das Fußvolk bretſpielförmig oder en echiquier geſtellt, ſo wäre ein Durchzug des erſten fliehenden Treffens möglich, ohne das zweite in Unordnung zu bringen, nicht aber bei den langen dünnen Phalangen Friedrich's II.

Die Reiterei verſtärkt einen Angriff mehr, wenn ſie im zweiten Treffen hinter dem Fußvolk ſteht, als wenn ſie zwei oder mehr Infanterielinien vor ſich hat, weil ſie im erſten Falle näher bei der Hand iſt und im zweiten das erſte Infanterietreffen im Grunde gar nicht unterſtützt wegen der Hinderniſſe des Durchziehens, um an erſteres heranzukommen. Hieraus folgt, daß man nur zwei Linien haben müſſe, eine Fußvolk, die zweite Rei-

terei, wenn man die geſchloſſene Linienordnung anwendet; um ſo mehr, da zwei Infanterietreffen nichts nützen, es ſei denn, das zweite Treffen wäre ganz außerhalb des Kanonenſchuſſes geſtellt, in welchem Falle man es als eine aus friſchen Truppen beſtehende Reſerve, nicht aber als zweites Treffen betrachten könnte. Es ſcheint alſo, als wenn die Stärke, welche man den Echellons durch verdoppelte Fußvolklinien zu geben glaubt, nur eingebildet wäre.

Concentrirte Kanonen geben freilich einem Angriffe ungemeine Kraft; allein eine ſolche Zuſammenſtellung kann auch bei geraden Linien ſtattfinden. Bei den Echellonangriffen werden die Batterien nicht vor der Abtheilung cd, ſondern vor ef geſtellt, um den Theil von AB, welcher ſich etwa, wenn er von cd in die Flanke genommen würde, herumwerfen möchte, um einen Haken zu bilden, — zu enfiliren, d. h. durch Kugeln aufzurollen oder der Länge nach zu beſchießen.

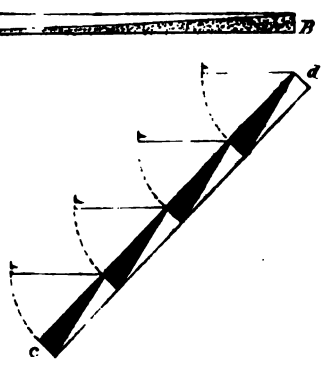
Durch das Ziehen, d. h. durch den Diagonalſchritt oder den Schritt ſeitwärts, während man zugleich vorwärts geht, dem Feind in die Flanke zu kommen, wenn man ihn beim Aufmarſch nicht ſchon beträchtlich überflügelt hat, iſt unmöglich, ſobald er eine Seitenbewegung gerade aus der Flanke macht. Denn er wird immer mehr Raum ſeitwärts in gleicher Zeit gewinnen als ſein Gegner mit dem Schrägſchritt. Dieſe Ueberflügelungen während des Vormarſches in Schlachtordnung werden folglich nicht gelingen, wenn der Feind ſich nur irgend zu benehmen weiß.

Ich muß noch bemerken, daß die Echellons im Vergleich zu der ſchrägen ungebrochenen Front den Vortheil voraushaben, daß ſie nicht wie dieſe beim Vorrücken dem Feind die Flanke bieten, es ſei denn, der Feind überflügele ſie ungemein. Denn die ſchräge Ordnung wird durch Bildung der Echellons vermöge einer Schwenkung in mehre Parallellinien, Fig. 56, verwandelt.

38) Statt ſich der Echellons, die in mancher Rückſicht noch ſchlechter ſind als eine ungebrochene Parallellinie, zu bedienen, wäre es alſo wol beſſer, ſich dem Feinde in die Flanke zu werfen, während man ſeine Front nur beſchäftigt. Letzteres geſchieht

durch detachirte Corps, und der Hauptangriff in die Flanke muß von weitem, außerhalb des Geſichtskreiſes des Feindes durch die Marſcheinrichtung der Colonnen ſtrategiſch vorbereitet werden, ſowie ein Admiral ſchon ganz in der Ferne ſeine Maßregeln nimmt, um dem Feinde den Wind abzugewinnen. Alles Manövriren in der Schußweite möchte wol gegen einen geſchickten Feind zu nichts führen. In dieſer Rückſicht, glaube ich, müſſen die Schlachten von Creſeld und Freiberg für größere Meiſterſtücke gehalten werden wie diejenige bei Leuthen.

Fig. 56.



Dieſe Abtheilung in verſchiedene Corps führt mich zur Betrachtung eines Angriffs in drei Corps, welchen Folard anrühmt und Lloyd für den beſten hält.

Zuerſt will ich bemerken, daß eine Abtheilung in mehr als drei Corps oder Hauptcolonnen wol ſelten nützlich iſt. Am zweckmäßigſten manövrirt man mit zweien in der Front des Feindes, mit dem dritten geht man ihm in die Flanke. Wenn man der Schwächere iſt, ſo wollen Folard und Lloyd mit zweien gegen die beiden Flügel und mit einem gegen das Centrum des Feindes vorgehen.

Der Ritter Folard will mit dem mittelſten Corps das Centrum des Feindes einbrechen und durch die beiden Flügelcorps die beiden Flügel des Feindes verhindern, ſich jenem in die Flanken zu ſchwenken. Das Eigenthümliche von Folard's Stellungsart wird jedoch erſt im nächſten Abſchnitt zur Sprache kommen. General Lloyd hat auch viel Neues in der ſeinigen. Er ſchlägt zwei Linien vor; in die zweite ſtellt er die Reiterei, das Fußvolk

ſtellt er in vier Glieder. Was aber von einem ſo großen Kriegsverſtändigen ſehr befremdet, ſind ſeine Lanzen, die er 300 Schritt vom Feinde auf die Flinten ſchrauben will und mit denen er dann die feindliche Infanterie angreift. Dies Aufſchrauben unter dem feindlichen Feuer möchte wol unterbleiben. Die beiden Flügelcorps beſtimmt General Lloyd hauptſächlich zur Deckung des Hauptcorps in der Mitte. Sie ſollen meiſtens aus Reiterei beſtehen, welche er mit kleinen Colonnen Fußvolk untermiſcht. Fußvolk kann, ſo geſtellt, nach der Meinung dieſes großen Kriegsſchriftſtellers, der Reiterei am beſten widerſtehen und eine drei Mann hoch geſtellte Infanterie könne nicht gegen ſeine vier Glieder und ſeine Lanzenſtiche halten.

39) Hiermit habe ich alſo in dieſem Abſchnitte meine Meinung über taktiſche Gegenſtände geſagt. Ich habe keine Taktik ſchreiben wollen, ſonſt hätte ich jeden der berührten Gegenſtände in einem Abſchnitt für ſich abhandeln müſſen, wodurch aber gegenwärtiges Buch zu einer ungewöhnlichen Dicke angewachſen ſein würde, was wider meinen Plan iſt. Die Menge der taktiſchen Gegenſtände, von denen ich glaubte etwas ſagen zu müſſen, hat die unverhältnißmäßige Länge dieſes Abſchnitts gegen die übrigen verurſacht. Ich ſehe auch keinen Grund, warum alle von einerlei Länge ſein müßten. Die Verwandtſchaft der Materien muß die Eintheilung eines Buchs beſtimmen. In dieſem Abſchnitte habe ich von den Gegenſtänden geredet, ſo wie ſie mir die unmittelbare Ideenverbindung darſtellte, nicht ſyſtematiſch geordnet. So habe ich die Betrachtung der ſchrägen Linie verlaſſen und dann wieder angefangen.

Sollte man meine Meinung von den Vorzügen des Tirailirens vor der geſchloſſenen Infanterietaktik für ein gewagtes Paradoxon erklären, ſo würde ich zu meiner Hülfe das Buch: „Betrachtungen über die Kriegskunſt ꝛc.“ herbeirufen, deſſen Verfaſſer, der den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, von den Infanteriegefechten jenes ſo berühmten Kriegs ungefähr folgendergeſtalt ſpricht: An ein regelmäßiges Peloton-, Diviſions- oder Bataillonsfeuer ſei gar nicht zu denken geweſen; höchſtens habe

man einmal ſo geſchoſſen, dann aber gleich unregelmäßig, ſo wie ein Jeder mit dem Laden habe fertig werden können. Dann haben die Hinterſten den Vorderſten öfters ins Genick geknallt, das erſte Glied ſei niemals niedergefallen, man habe fünf, ſechs und mehr Glieder gemacht, die Linie ſei eine unordentliche Maſſe geworden, die Offiziere und Generale haben dann ganz paſſiv abgewartet, was dieſe Maſſe nun beginnen werde, ob ſie ſich vorwärts oder rückwärts zu bewegen belieben werde ꝛc.; und bei dieſer ſchönen Ordnung ſei immer unregelmäßig geſchoſſen worden und dies Alles bei der preußiſchen Infanterie, was wohl zu bemerken iſt. Ein anderer preußiſcher Infanterieoffizier, welcher ebenfalls im Siebenjährigen Kriege gedient hatte, verſicherte mir, nur ein einziges mal habe er ein einziges Peloton auf Commando ſeines Offiziers regelmäßig abfeuern ſehen, der Offizier ſei aber auch ſogleich durch die Kugeln ſeines Pelotons todt zur Erde geſtreckt worden. Wenn nun alſo doch in Gefechten tirailliert wird, ſo kann man mir es doch wol nicht verdenken, wenn ich die Soldaten zu dieſer Art zu fechten abgerichtet wiſſen will, wenn ich ein organiſirtes einem ungeordneten, durch die Macht der Umſtände herbeigeführten Tirailliren vorziehe.

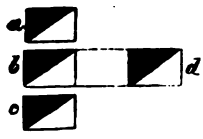
Dreizehnter Abſchnitt.

Von der Colonne des Ritters Folard.

1) Die Schwäche der Flanken einer dünn geſtellten Infanterie mußte den ſcharfſinnigen Geiſt des Herrn von Folard auf Mittel führen, wie dieſem Uebel abzuhelfen ſei. Die Front einer drei oder vier Mann hoch geſtellten Infanterie fand er gleich ſchwach, denn aus der erſten entſtand die zweite Schwäche, aus jener der Flanken die der Front. Eine tief geſtellte Ordnung ſchien ihm das zweckmäßigſte Mittel, ein ſo fehlerhaft geſtelltes Fußvolk zu beſiegen und ſo entſtand denn eine Colonne, welche ein Haufen Fußvolks iſt, deſſen Rotten mehr Menſchen enthalten als deſſen Glieder oder deſſen Flanken länger ſind als ſeine Front.

Letzteres ist jedoch nur bei den Colonnen der Fall, welche aus mehr als einem Abschnitte oder Bataillon bestehen. Jeder Abschnitt für sich, Fig. 57, ist beinahe ein Quadrat. Seine

Fig. 57.

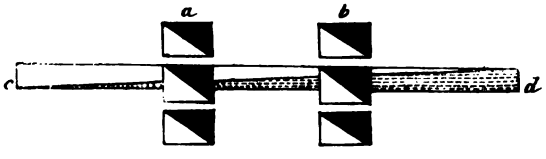


größten Colonnen bestehen aus drei Abschnitten, a, b, c. Der Nutzen dieser Abschnitte ist, daß der Abschnitt b sich seitwärts nach d hinziehen kann, wodurch denn ein kreuzendes Feuer entsteht, indem d zwei Seiten von a und c bestreicht. Auch kann ein oder es können mehre Abschnitte durch Seitenbewegungen oder, indem durch rechts- oder linksum die Flanke zur Front wird, den schon durchbrochenen Feind aufrollen, indem jeder der getrennten Theile der Front des Feindes den dergestalt sich seitwärts bewegenden Abschnitten einer Colonne eine Flanke darbietet.

2) Dieses in die Flankenehmen oder Aufrollen des durchbrochenen Feindes läßt Herr von Folard durch seine Colonnen auch folgendergestalt bewerkstelligen:

Sie spalten sich der Länge nach, Fig. 58, in zwei Hälften a und b, durch rechts- und linksum jeder dieser Hälften, nach-

Fig. 58.



dem sie die Linie cd des Feindes durchrannt haben, und rollen dann die Flanken der getrennten Theile von cd auf. Hierbei muß bemerkt werden, daß Herr von Folard durch diese Bewegung den Nutzen des Umfassens des Feindes oder einer längern Front eingesteht, indem seine Colonne, deren Flanken länger sind als die Front, die Infanterie des Feindes, welche er nur zu vier Mann hoch annimmt, die also auf ihrer Flanke nur eine Front von vier Mann entgegensetzen kann, beständig dabei überflügelt.

Dieſe letztern Seitenbewegungen der durchgebrochenen Colonnen ſind nicht ſo ſimpel, folglich nicht ſo gut wie die erſtern durch die Abſchnitte. Dieſe Spaltung kann unmöglich in einem Gefecht mit Ordnung gemacht werden.

3) Man hat gegen die Colonne einen Einwurf gemacht, der mir nichts weniger als gründlich zu ſein ſcheint. Man ſagt, hintereinander geſtellte Menſchen trieben ſich nicht vorwärts, wie ein Keil durch die Schläge einer Axt vorgetrieben werde, weil jedes Individuum, die Urſache einer willkürlichen Bewegung in ſich ſelbſt habend, ein für ſich beſtehendes, gewiſſermaßen unabhängiges Ganze ausmache. Man bedenkt aber nicht, daß die Vorderſten einer Colonne gar gute Motive haben vorzudringen; denn die Hinterſten drängen ihnen nach. Wollen alſo die Vorderſten ſtille ſtehen oder zurückweichen, ſo werden ſie durch dieſe nachdrängenden überwiegenden Kräfte zu Boden geworfen und zertreten. Wenn in ein plötzlich geöffnetes Thor ein Haufen Volks wie ein Strom dringt, ſo ſind die Vorderſten genöthigt, der Richtung dieſes Stroms zu folgen. Daher wirft alſo ein tief geſtelltes Fußvolk ein anderes in zwei, drei Gliedern geordnetes über den Haufen. Auch muß letzteres gegen erſteres im Handgemenge unterliegen, weil drei Mann es mit zwanzig nicht aufnehmen können. Denn wenn auch dieſe drei von ihren Gegnern zehn erlegten, ſo werden ſie doch, durch dieſen Kampf ermüdet, den übrigen zehn unterliegen. Allein ein Handgemenge wird nicht ſtattfinden; der Druck der anrennenden tiefen Maſſe wird die drei Mann aus ihrer Stellung rückwärts drängen, noch ehe ein Handgemenge anheben kann.

4) Wenn aber der dünn geſtellte Feind der Front der andringenden Colonne nichts entgegenſtellt und ſich in ihre Flanken wirft, ſo wird es anders. Gegen eine Colonne iſt das Tirailliren von der zerſtörendſten Wirkung. Faſt kein Schuß geht fehl, indem man in einen dicken Haufen Menſchen ſchießt. Nur weiche man immer der Colonne aus, wenn ſie andringt; man laſſe ſich nicht von ſelbiger berühren, man ſchwärme um ſie herum und peinige ſie mit einem unregelmäßigen Feuer, und ihre Vernichtung

iſt gewiß. Sind indeſſen mehre Colonnen nebeneinander, wie es denn bei einem Corps Truppen nicht anders ſein kann, und werden dieſe Colonnen durch Reiterei in zweiter Linie unterſtützt, ſo kann man freilich nicht zwiſchen die Colonnen dringen, um ſie in Flanke und Rücken zu beſchießen. Allein dann mache man im Großen, was hier im Kleinen vorgeſchlagen worden. Man warte Angriff und Stoß der Colonnen nicht ab. Man ziehe ſich ſeitwärts, man bedrohe die Flanken des Colonnencorps. Freilich können dieſe Bewegungen nur geſchehen, wenn man noch entfernt vom Feinde iſt. Da man immer ein Gefecht vermeiden kann, wenn man ſich ſeitwärts und zugleich rückwärts zieht und dann auf die Flanken des Feindes wiederum vordringt, ſo wird dadurch der Nutzen der Colonnenſtellung, welcher nur im unmittelbaren Gefecht ſtattfindet, vernichtet. Die Reiterei bedeckt dann dieſe Bewegungen im offenen Lande, und ſchickt das in Colonnen geſtellte Heer ſeine Reiterei vor, ſo entſteht ein Gefecht zwiſchen beiden Cavalerien, wo der Vortheil gleich iſt.

Gegen die Colonne hat man eingewandt, daß ſie in einem kreuzenden Kartätſchenfeuer vernichtet werden muß, indem die Kugeln in einem ſo dichten Haufen eine außerordentliche Wirkung thun müſſen. Dies iſt unleugbar. Aber man bedenkt nicht, daß lange dünne Bataillone ebenfalls durch kreuzende mit Kartätſchen ſchießende Batterien zertrümmert werden. Das Beiſpiel von Torgau und andere beweiſen dies zur Genüge. Eine lange Front iſt eine große Scheibe, die man leichter treffen kann als die ſchmale Front einer Colonne, wenngleich die einſchlagenden Kugeln in letzterer größere Verwüſtung anrichten mögen. Viele Kugeln gehen durch die größern Intervallen zwiſchen den Colonnen, die eine Linie Infanterie treffen würden. Man bedenkt nicht, daß kreuzende Batterien ſich in der Front gar nicht angreifen laſſen, daß man gegen ſie, wenn ſie mit Kartätſchen feuern, nichts ausrichten kann. Mit Reiterei ließe ſich gegen ſie noch am erſten etwas mit Erfolg unternehmen, weil ſie geſchwinder herankommt und folglich nicht ſo lange unterm Feuer bleibt. Alles ſcheint die Wichtigkeit der Cavalerie im neuern Kriegsſyſteme zu beſtätigen.

5) Gegen Reiterei ſcheint eine Colonne allerdings die beſtmögliche Stellungsart zu ſein. Daß ſie dennoch eingebrochen werden kann, ſcheint von der fehlerhaften Bewaffnung der neuern Infanterie herzurühren. Das im vorigen Abſchnitt erzählte Beiſpiel einer durch preußiſche Reiterei im Gefechte bei Kaiſerslautern im Jahre 1794 niedergehauenen franzöſiſchen Colonne beweiſt dies. Eine mit Piken, die, wie es Herr von Folard will, durch kürzere Waffen unterſtützt werden, bewaffnete Colonne muß wol jeder Reiterei unerſchütterlich widerſtehen können. Sind aber Kanonen bei der Hand, ſo kann ſie durch deren Feuer getrennt und von der Cavalerie dann ganz zertrümmert werden, wenn ſie nicht durch Reiterei ſelbſt beſchützt wird. Ein Beweis, daß ſeit dem Feuerſyſtem ſich Alles vereinigt, der Reiterei das Uebergewicht über das Fußvolk zu geben, dort nämlich, wo das Terrain jener günſtig iſt.

Gegen eine nach heutiger Art in dünne geſchloſſene Linien geſtellte Infanterie ſcheint alſo ein Angriff in Colonnen große Wirkung thun zu müſſen, wenn jene nicht durch eine Anzahl in Batterien zulammengeſtellter Kanonen, die kreuzend ſchießen, beſchützt wird. Jedoch muß man geſtehen, daß, da Colonnen ſchneller vorrücken als lange Linien, auch die Wirkung des Geſchützes gegen ſie wieder etwas vermindert wird. Gegen Reiterei iſt die Colonne ohne allen Zweifel die beſtmögliche Stellungsart. Nur gegen ein zerſtreut fechtendes Fußvolk kommt ſie zu kurz; aber die in lange dünne Linien geſtellte Infanterie ebenfalls, ſodaß dies kein Grund gegen die Colonne insbeſondere ſein kann. Die Kritiken der neuern Taktiker beruhen auf ſeichten Gründen, wenn vom Syſtem des Herrn van Folard die Rede iſt.

Den Vorſchlag dieſes militäriſchen Genies, die Reiterei in die zweite Linie oder hinter das Fußvolk zu ſtellen, hat man endlich als gut anerkannt. Jedoch muß bemerkt werden, ſeine Methode, die Reiterei tief zu ſtellen, beweiſt, daß er kein Cavaleriſt war. Ferner feſſelt er die Schwadronen durch dazwiſchen geſtelltes Fußvolk. Da aber die in die Intervallen geſtellten Pelotons aus leichtem Fußvolk beſtehen ſollen, ſo wird dadurch der Nach-

[illegible] vermindert, weil ſie mit der Cavalerie zu laufen geübt werden ſollen. Gewiß iſt es gut, wenn Reiterei allezeit durch Fußvolk unterſtützt wird. Die Franzoſen hatten im letzten Kriege immer Tirailleurs bei ihrer Reiterei. Die alten Germanen fochten [illegible], und man ſollte keine Reiterpartei ausſchicken, ohne ihr Infanterie beizugeben.

Nur das Tirailliren iſt noch mehr im Geiſte des neuern Kriegsſyſtems als die Colonne. Bald der Colonne ſich zu bedienen, bald des Tirillirens, ſcheint die beſte Methode zu ſein.

Herr von Folard iſt ein großer Freund des leichten Kriegs. Die Bewunderung, welche er dem Sertorius zollt, beweiſt es. Er hält ſehr viel von dem Abſchneiden der Lebensmittel, vom Vermeiden der Gefechte, von Bewegungen auf der Flanke und im Rücken des Feindes, vom nächtlichen Beunruhigen ꝛc. Gegenwärtig, da das neuere Syſtem noch mehr zur Reife gekommen iſt, würde er noch mehr dieſer Meinung ſein.

Vierzehnter Abſchnitt.

Wie verſchieden die Taktik der Alten von der neuern war.

1) Die Abweichungen der Strategie der Alten von derjenigen der Neuern, aus der geringen Quantität der Bedürfniſſe hergeleitet, haben wir ſchon im erſten Abſchnitte beleuchtet. Hier wollen wir den Unterſchied der ältern Taktik von der gegenwärtigen, obwol nur kurz, weil die uns vorgeſchriebenen Grenzen es nicht anders erlauben, betrachten.

Der Hauptunterſchied iſt, daß die alte eine Hau-, Stech- und Schlagtaktik war, und die gegenwärtige eine Schießtaktik iſt. Aus dieſen Quellen fließt Alles. Daher dort die Ueberlegenheit körperlicher Stärke und Geſchicklichkeit, wie ſchon im zwölften Abſchnitte bemerkt worden; daher die Nothwendigkeit, ſich tief zu ſtellen, um durch Gewicht den Feind zu werfen, oder durch eine

größere Anzahl frischer Streiter, welche aufeinander folgten, so wie die Vordersten niedergemacht wurden, die in nicht so tiefe Rotten gestellten Gegner zu überwältigen. Daher die geringere Front der Heere, denn man hat nichts von einem kreuzenden Feuer zu befürchten, da man ganz dreist annehmen kann, daß die Wirkung der Geschosse bei den Alten ungemein geringer war als bei den Neuern.

Daher konnte man bei den Alten die Mitte einbrechen, was denn ein Gefecht entschied, obwol bei Cannä ein solcher Versuch mislang. Aus den Rückzügen eines Feindes seitwärts machte man sich nichts, weil man keine strategischen Besorgnisse wegen Flanke und Rücken hatte, die sich auf die Subsistenz gründen.

Der Gewinn der Schlachten hing damals mehr von der Güte der Soldaten ab als von der Manövrirkunst des Generals. Cäsar ist in Rücksicht seiner Schlachten weniger bewundernswürdig wegen seiner Geschicklichkeit in der Stellungs- und Bewegungskunst, als weil er seinem Heere einen so hohen kriegerischen Geist und eine so grenzenlose Anhänglichkeit an seine Person einzuflößen wußte.

2) Weit mörderischer mußten die Schlachten bei den Alten sein, weil die tiefe Stellung und das Handgemenge, welches von beiden Seiten wegen der größern moralischen Energie der alten Soldaten lange anhaltend war, ein großes Gemetzel veranlassen mußte; statt daß bei den Neuern die Sache entschieden ist, wenn ein Heer das andere in die Flanke nimmt.

Ueberdies kann das Schießen nicht so viele Leute tödten als ein Handgemenge, Letzteres ist bei den Neuern wegen ihrer dazu gar nicht schicklichen Waffen äußerst selten und nie von langer Dauer. Das einzige Handgemenge treibt die Reiterei, wenn sie in Fußvolk einhaut. Das ist denn auch für letzteres sehr mörderisch, die vielwinkelige Figur einer Flinte mit dem Bayonnete ist so wenig dazu gemacht, daß sogleich eine Prügelei mit Kolben entsteht, wenn Infanterie mit einander handgemein wird.

Ferner war bei den Alten ein ordentlicher Rückzug nach einem Gefechte faſt unmöglich, wenn nämlich ein Handgemenge vorhergegangen war. Man führe hier nicht das Beiſpiel der zehntauſend Griechen, auch nicht andere an, welche nur durch Einwirkung beſonderer Umſtände hervorgebrachte Ausnahmen machen. Die Alten hatten auch keine zahlreiche Reiterei, welche hier fliehende Infanterie hätte beſchirmen können. Die Cavalerie der Alten konnte übrigens gegen ein dergeſtalt bewaffnetes und geordnetes Fußvolk nichts ausrichten.

Die fliehende Infanterie wurde von ebenſo ſchnell verfolgenden Soldaten niedergehauen; daher mußte das Würgen entſetzlich ſein. An ein Setzen, an ein Wiederfrontmachen war nicht zu denken, weil keine Batterien vorhanden waren, unter deren Schutz man ſich wieder hätte ſammeln und in Ordnung ſtellen können. Dazu ließ der nachdrängende Feind keine Zeit übrig. Alle Heere des Alterthums waren nämlich nicht ſo großmüthig als die Lacedämonier, die ſich mit der Ehre des Sieges begnügten, ohne zu verfolgen.

Sollte Folard's Colonnenſyſtem allgemein angenommen werden, ſo würden die Gefechte äußerſt blutig ſein. Man erſchrickt, wenn man ſich zwei tiefe, gegeneinander mordende Colonnen vorſtellt. Jedoch würden die Colonnen bald in unordentliche aufeinander ſchießende Haufen aufgelöſt ſein. Denn die neuere Infanterie macht wegen ihrer Kleidung und Bewaffnung keinen ſo feſten militäriſchen Körper als diejenige der Alten, welche durch Schilde verbunden war. Die Waffen ſind ferner nicht zum Handgemenge eingerichtet. Es würde auch alsdann, ſo wie jetzt, ein dauerndes Infanteriegefecht in ein unordentliches Tirailliren ausarten; der Leichtigkeit, bei der neuern Kriegsart Gefechte in der Nähe zu vermeiden, nicht zu gedenken.

3) Das Beiſpiel der Schlacht von Cannä beweiſt, daß Ueberflügelungen auch bei den Alten von Nutzen ſein konnten. Tacitus erzählt im dritten Buche ſeiner Annalen, Cap. 75, etwas, welches das Vortreffliche concentriſcher offenſiver Operationen auch bei der alten Kriegskunſt in ein deutliches Licht ſtellt. „Tacfa-

rinas" — ſagt Tacitus — „theilte gewöhnlich ſeine Leute in verſchiedene Haufen, was ihn in den Stand ſetzte, zu entrinnen, wenn man ihn angriff und zugleich die Unſrigen in einen Hinterhalt fallen zu laſſen. Man machte daher drei Corps, von denen eins dem Cornelius Scipio, Lieutenant des Bleſus, gegeben ward, und an den Ort zu rücken, wo Tacfarinas das Land der Ceptiner verwüſten oder ſich zu den Garamonten flüchten konnte. Der Sohn des Bleſus führte von der andern Seite die Miliz, welche er anzuführen pflegte, um zu verhindern, daß das Land der Cirten der Willkür der Barbaren preisgegeben würde. Der Befehlshaber rückte in der Mitte mit dem Kern ſeiner Truppen vor, indem er Forts und Verſchanzungen an Orten, wo es ſein mußte, anlegte, was die Feinde einſchränkte und ihnen Alles erſchwerte. Denn wohin ſie ſich auch wendeten, fanden ſie allezeit einen Theil unſers Heeres, ſei es in der Front oder auf den Flanken, und oftmals im Rücken, ſodaß Viele getödtet und gefangen wurden. Hierauf theilte Bleſus dieſe drei Corps in verſchiedene Parteien, deren Anführung er Centurionen von geprüfter Tapferkeit anvertraute, und als der Sommer verſtrichen war, zog er ſeine Truppen nicht zurück, auch ſchickte er ſie nicht in die Winterquartiere des alten Afrika; ſondern nachdem er wie am Anfange des Kriegs neue Forts gebaut hatte, ließ er den Tacfarinas, welcher alle Augenblicke ſeinen Aufenthalt veränderte, durch Streifparteien verfolgen, welche die Schlupfwinkel dieſer Wüſten kannten, bis daß, nachdem der Bruder des Räubers gefangen war, er ſich zurückzog."

Dieſer Bleſus verſtand den Krieg beſſer als die Generale der franzöſiſchen Republik, welche die Vendée bezwingen ſollten.

Dieſe erzählte Kriegsbegebenheit beweiſt, wie vortrefflich ſelbſt bei den Alten eine den Feind umfaſſende Operation war, wenn man mit Corps ihm in die Flanke operirt. Jedoch da die meiſten Heere der Alten weder ſo zahlreich, noch ſo viel verzehrend waren, daß ſie nicht leicht allenthalben ohne große Maga-

zine hätten leben können, ſo brauchten ſie ſich allerdings wegen der Diverſionen im Rücken beiweitem nicht ſo ſehr zu fürchten als die Neuern, die dadurch militäriſch ganz paralyſirt werden. Nothwendigkeit innerer Stärke bei den Alten und Nothwendigkeit größerer Ausdehnung bei den Neuern ſcheinen mir die Quellen alles Unterſchiedes der alten und neuern Taktik zu ſein.

Funfzehnter Abſchnitt.

Reſultat.

1) Aus den bisherigen Unterſuchungen ergeben ſich die folgenden Grundſätze für die neuere Kriegskunſt:

Magazine ſind nothwendig und Feſtungen, welche dieſe Magazine enthalten und beſchützen.

Es iſt nothwendig, eine Reihe Feſtungen zu haben, die in einer Linie oder auf einer Grenze nebeneinander liegen.

Um gegen den Feind eine offenſive Operation mit Sicherheit unternehmen zu können, müſſen die beiden äußerſten Feſtungen dieſer Linie ſo weit auseinanderliegen, daß die aus denſelben zur Armee hervorgehenden Operationslinien bei dem Objecte der Operation oder auch der operirenden Armee in einen Winkel von wenigſtens 90° zuſammenſtoßen, d. h. jede Operation muß baſirt ſein.

Man hemmt die Fortſchritte des Feindes mehr, wenn man ſich ihm zur Seite, als wenn man ſich ihm gegenüber ſtellt.

Man muß nie offenſive Operationen leidend, d. h. defenſiv erdulden. Man muß ſich ſelbſt in den Angriffskrieg verſetzen, indem man in Flanke und Rücken des Feindes Diverſionen macht.

Parallele defenſive Stellungen und Märſche muß man ſobald als möglich aufgeben, um zu den obengenannten Diverſionen überzugehen.

Man muß die Subſiſtenz des Feindes mehr zum Gegenſtande ſeiner Operationen machen als das feindliche Heer ſelbſt.

Das Gegentheil von allem Dieſen iſt ſchlecht. Man muß alſo nicht nach einer Linie oder in einem ſpitzen Winkel vorwärts operiren, d. h. nicht ohne hinlängliche Baſis u. ſ. w.

So wie alle offenſiven Operationen concentriſch ſein müſſen, ſo ſind im Gegentheil excentriſche Rückzüge die beſten.

2) Alle dieſe ſtrategiſchen Regeln laſſen ſich auf die Taktik anwenden, wenn man die Baſis in Schlachtlinien und die Operationslinien in Marſch- und Schußlinien verwandelt.

Man kann immer ein Gefecht vermeiden, wenn man den Feind nicht zu nahe kommen läßt.

Man muß nie einen Angriff ſtehend abwarten, ſondern ſich ſelbſt in angreifende Bewegungen verſetzen, es ſei denn, die Stellung wäre faſt unangreifbar.

Es iſt keine Stellung, die nicht umgangen werden könnte.

Die Front des Feindes muß man nur beſchäftigen und muß ſich ihm in die Flanke oder in beide werfen.

Man muß den Feind umfaſſen, d. h. man muß eine längere Front haben, als er hat.

Wenn man in der Flanke iſt, ſo umfaßt man ihn, obgleich er auch viel zahlreicher wäre.

Das Tirailliren iſt beſſer, als in gerichteten und geſchloſſenen Haufen zu fechten, welche überdies geſchwind in Unordnung kommen.

Da man ſich beim Tirailliren mehr ausdehnt, ſo kann man auch deſto leichter dem Feinde in die Flanken kommen.

Fußvolk muß immer durch Reiterei unterſtützt ſein.

Am beſten geſchieht das, wenn letztere in zweiter Linie ſteht.

Gegen Reiterei iſt eine Colonne die beſte Stellungsart.

Man tiraillire alſo oder ſtelle ſich in Colonnen.

Jedoch lehrt die Erfahrung, daß ſelbſt ein in Colonnen ge-

ſtelltes Fußvolk der Reiterei unterliegt, wenn dieſe tapfer iſt, was von der Bewaffnungsart des Fußvolks herrührt.

Daher ſei Fußvolk bei keiner Gelegenheit ohne daſſelbe beſchützende Reiterei; es ſei denn in ſolchen Gegenden, wo letztere unbrauchbar iſt.

Einen Rückzug aus einem Gefechte mache man excentriſch, gar geſchwind, und decke ihn durch Reiterei. So beſchützt kann er ohne Gefahr in Unordnung geſchehen.

Man denke nach einem verlorenen Gefechte ſogleich wieder an offenſive Operationen. Man ſtelle ſich vor, man ſei nicht geſchlagen, um es wirklich nicht zu ſein. Man laſſe ſich nur in leichte Gefechte ein. Man vermeide Schlachten und lege ſich aufs Manövriren.

Zweite Abtheilung.

Folgen des Grundſatzes der Baſis.

Erſter Abſchnitt.

Es folgt aus dem Grundſatze der Baſis, daß die Maſſen, d. h. die größere Zahl Streiter und die größere Quantität der Elemente, Krieg zu führen, früh oder ſpät zu ihrem Vortheil entſcheiden müſſen, nicht aber höhere Disciplin, Taktik oder höherer Muth der kleinern gegen die größere Anzahl, wie bei den Alten, es ſei denn, der Unterſchied der Kräfte wäre nicht gar beträchtlich.

1) Die Ueberlegenheit der größern Zahl Streiter über die kleinere im neuern Kriegsſyſtem folgt ſchon daraus, daß man ſich nicht überflügeln laſſen dürfe und aus dem Nutzen, den Ueberflügelungen gewähren. Hat man mehr Leute als der Feind und verſteht von dieſer Ueberlegenheit gehörig Gebrauch zu ma-

chen, ſo hilft die größere Geſchicklichkeit und Tapferkeit der Soldaten deſſelben nichts. Denn die beſſern Truppen können höchſtens diejenigen beſiegen, welche ihrer Front gegenüber ſtehen. Dieſe werfen ſie über den Haufen. Allein währenddeß ſind andere Feinde auf ihren Flanken und, wie gefährlich das ſei, haben wir im Vorhergehenden geſehen.

Je weiter die Sieger alſo vordringen, deſto mehr ſetzen ſie ſich der Gefahr einer Umzingelung, einer Abſchneidung von ihren Magazinen aus. An die ungeſtörte Gemeinſchaft mit letztern müſſen ſie aber unaufhörlich mit Unruhe denken. Wird dieſe Gemeinſchaft bedroht, ſo müſſen ſie ihre vorſchreitenden Bewegungen mit rückwärtigen vertauſchen und, ſtatt einen beſiegten Feind zu verfolgen, einen übereilten Rückzug machen.

Man ſage alſo nicht: mit 30,000 Mann geübter und tapferer Truppen will ich einen dreifach überlegenen Feind aus dem Felde ſchlagen. Das könnte wol geſchehen, wenn das zahlreiche Heer ungeſchickt angeführt wird; ſonſt nicht. Die Tapferſten, die Beſtdisciplinirten müſſen weichen, wenn man ihnen Corps in die Flanken detachirt.

Man ſage nicht; ſie können ebenfalls detachiren, um ſich die Flanken wieder frei zu machen; denn dadurch kommen ſie nicht um einen Schritt vorwärts, indem dieſe Bewegung defenſiver Natur iſt. Ferner zertheilt ſich dadurch das ſchwächere Heer noch mehr und verliert alle von concentrirten Kräften zu erwartenden Vortheile. Es ſcheint alſo ausgemacht, daß der Stärkere den Schwächern ſehr bald rückwärts manövriren wird und zwar ohne ein Gefecht liefern zu dürfen.

2) Bei den Neuern wird ſich alſo der Sieg für die Zahlreichen erklären und nicht für die Tapfern und in taktiſchen Künſten Geübten. Doch die Zahlreichen müſſen geſchickt geführt werden; denn in Schlachten Front gegen Front müſſen freilich die Tapfern und mehr Geübten die Andern in die Flucht ſchlagen.

Zu den Maſſen gehören aber die Elemente, Krieg zu führen, ebenſo wol als die Zahl der Streiter. Letztere kön-

nen ohne erſtere nicht unterhalten werden, was das Allerwichtigſte iſt. Die Quantität der Lebensmittel iſt alſo zugleich mit der Zahl der Streiter ſiegbeſtimmend; ſo auch diejenige der Kleidung, der Waffen, des Geſchützes, der Munition, mit einem Worte von Allem, was man zum Kriege braucht. Die Menge der Menſchen und der Sachen gibt alſo in den Kriegen der Neuern den Ausſchlag.

Inſofern man gegenwärtig Alles haben kann, wenn man Geld beſitzt, möchte freilich die Quantität dieſer Waare entſcheidend ſein. Denn der Glanz des Goldes iſt ſo unwiderſtehlich, daß man ſelbſt aus feindlichen Ländern Dinge kaufen kann, die man zum Kriege braucht, wenn ſie im eigenen Lande nicht vorhanden ſind. Die Verbindung der Völker durch den Handel arbeitet der Trennung durch den Krieg entgegen. Der Vortheile, durch Beſtechungen ſeine Abſichten zu erreichen, will ich nicht einmal erwähnen. Montecuculi ſagte daher ſchon: zum Kriege muß man drei Dinge haben, nämlich Geld! Geld! Geld!

Indeſſen ſind doch die Elemente zum Kriegführen inſofern einigermaßen unabhängig vom Gelde, als es wichtig iſt, ſie nahe bei der Hand zu haben und geſchwinder eine größere Maſſe davon verſammeln zu können als der Feind. Denn hätte ein Staat auch mehr Geld als der feindliche, doch nicht ſo viel Kriegsmaterie, worunter die Menſchen auch begriffen ſind; müßte er dieſe Kriegselemente aus einer größern Entfernung herkommen laſſen, vielleicht gar übers Meer; ſo würde er gegen den geldärmern, aber an Kriegselementen reichern Staat ganz gewiß zu kurz kommen. Letzterer würde geſchwinder eine überwiegende Maſſe verſammeln und erſtern unter deren Gewicht erdrücken. Dem geldreichern, aber an Kriegsſtoff ärmern Staate würde eine geringere Quantität von letzterm ungleich mehr koſten als dem Feinde, von dem das Gegentheil wahr wäre. Denn der Preis der Dinge ſteigt im Verhältniß mit der Weite des Transports.

3) Es muß alſo entſcheidend ſein, wenn man in kürzerer Zeit eine größere Maſſe Kriegsſtoff anhäufen kann als der Feind; und wenn man es ſonderbar finden ſollte, daß ich unter Kriegs-

ſtoff auch die Menſchen begreife, eine größere Zahl Streiter zu verſammeln fähig iſt.

Allein die Anhäufung der Kriegsmaſſen allein iſt nicht hinlänglich; ſie müſſen in der vortheilhafteſten Weiſe geordnet werden.

In der vorhergehenden Abtheilung iſt unterſucht worden, welche dieſe vortheilhafteſte Weiſe ſei. Der Grundſatz der Baſis lehrt, daß man die Kriegselemente jeder Art deployiren muß, ſowie die Streiter vor jedem Gefechte. Man muß jene Anhäufungen auf einer Linie nebeneinander veranſtalten, und nicht hintereinander, wenn ſie wirkſam ſein ſollen. Dies iſt der ſtrategiſche Aufmarſch. Da nun die Anhäufungen nur in Feſtungen geſichert ſind, ſo entſteht dieſe Linie eigentlich erſt durch eine Reihe nebeneinander liegender feſter Plätze. Die allervortheilhafteſte Geſtalt iſt ein eingehender Bogen, den dieſe Linie gegen den Feind bildet. Wären die Maſſen von beiden Seiten gleich, würden ſie mit gleicher Geſchicklichkeit in Bewegung geſetzt, eine Vorausſetzung, die unmöglich iſt, ſo würde die Geſtalt, in welcher ſie entwickelt ſind, den Ausſchlag geben, d. h. die umfaſſenden oder in einer längern Baſis entwickelten Kräfte würden die andern zurückdrängen.

Zweiter Abſchnitt.

Hieraus folgt, daß kleine Staaten große nicht mehr bezwingen oder von ihnen Eroberungen machen, daß aber große Reiche die kleinern verſchlingen werden.

1) Wenn früh oder ſpät die Quantität kriegeriſcher Kräfte den Sieg entſcheiden muß, ſo iſt klar, daß kleine Staaten gegen große nichts auszurichten vermögen; denn große Staaten haben mehr Kriegsſtoff. Könnten, wie bei den Alten, höherer Muth und höhere Disciplin gegen überwiegende Maſſen etwas entſcheiden, ſo würde noch jetzt ein kleiner Staat große über den Haufen werfen können. Allein wir haben geſehen, daß alle moraliſche Energie, alle individuelle militäriſche Vollkommenheit der kleinen Zahl ge-

gen die größere nichts vermag, immer in der Voraussetzung, daß man von seiner Ueberlegenheit im Geiste des neuern Kriegssystems gehörig Gebrauch zu machen wisse. Freilich haben die Schwachen auch in neuerer Zeit den Mächtigen widerstanden, aber nur durch der letztern Fehler. Man muß gestehen, daß die Natur der neuern Kriegsart erst in den neuesten Zeiten entwickelt worden ist. Von nun an wird man es besser verstehen, seine Ueberlegenheit zu benutzen.

2) Größere Reiche enthalten nicht blos mehr Kriegsstoff, ihre Grenzen sind auch ausgedehnter als die von angrenzenden kleinen Staaten. Gewöhnlich werden die Grenzen eines großen Staats den kleinen umfassen oder einen eingehenden Bogen gegen denselben bilden.

Die Kriegselemente eines großen Reichs sind also gegen das kleinere in der für ersteres vortheilhaftesten Weise entwickelt. Welch ein doppelter Nachtheil für den kleinen Staat!

Ich spreche nur von angrenzenden kleinen Staaten; denn der Natur der Dinge nach führt man erst Krieg mit seinen Nachbarn, ehe man entfernter angreift. Ferner müßten doch die zwischenliegenden sich entweder für oder wider den großen Staat erklären. Sind sie seine Gegner, so ist die Sache verändert; denn mehre kleinere verbunden machen einen Großstaat. In diesem Fall ist jedoch im Kriege der Vortheil auf Seiten desjenigen Staates, dessen Regierung durch Concentration der Gewalt in einen einzigen politischen Körper die meisten coercitiven Mittel in Händen hat, was bei einer Föderation mehrer unabhängiger Staaten gewiß nicht der Fall ist.

Dritter Abschnitt.

Daher wird Europa in verschiedene große Staaten zerfallen.

1) Es sind schon mehre Mächte in Europa vorhanden, deren Kräfte einander ungefähr gleich sind. Diese vermögen nicht mehr, eine die andere zu verschlingen und ihrer politischen Exi-

ſtenz ein Ende zu machen. Es ſind aber mehre kleine zwiſchen innen gelegen, dieſe müſſen früh oder ſpät ein Raub der großen werden, wenn die Convenienz der Letztern eine gegenſeitige Verabredung veranlaſſen wird, jene unter ſich zu theilen.

Wäre nur ein einziger großer Staat in Europa und die andern alle klein, ſo würde der eine große alle andern unterwerfen, und es würde eine ſogenannte Univerſalmonarchie entſtehen, die denn freilich bald wieder in mehre zerfallen müßte, wenn Regierungsweisheit nicht mit der Ausdehnung des Staats im Verhältniß ſtände. Da aber ſchon mehre große Staaten in Europa vorhanden ſind, ſo iſt klar, daß es als eine Ariſtokratie wird betrachtet werden können, in ſofern Europa ein einziges Ganze iſt.

2) Dieſe Ordnung der Dinge iſt dem Egoismus nicht günſtig, indem es nicht mehr möglich iſt, als Bezwinger eines großen Staats durch Uebergewicht der Talente in der Geſchichte zu glänzen.

Es wird alſo auch in dieſer Rückſicht wahr werden, daß, „wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; und wer da nicht hat, von dem wird genommen, was er meint zu beſitzen.“

Die Staaten ſind zwar einander an Macht nicht völlig gleich; ſelbſt diejenigen, welche ſich in Europa erhalten werden, können es nicht ſein, allein dann werden ſie durch natürliche Grenzen beſchützt, welche, wenn mit Einſicht vertheidigt, nicht ungeſtraft zu überſchreiten ſind.

Vierter Abſchnitt.

Die militäriſchen Kräfte der Staaten ſind nicht grenzenlos, und aus dem Grundſatze der Baſis folgt, daß ſie abnehmen, je mehr ſie ſich von ihrem Urſprung entfernen. Sie können nur bis zu gewiſſen natürlichen Grenzen überwiegend wirkſam ſein. Betrachtungen über natürliche Grenzen.

1) Wie Alles in der ſublunariſchen Welt, ſind auch die militäriſchen Kräfte der Staaten endlich. Bei genauerer Unter-

ſuchung würde man finden, daß ihre Abnahme im directen Verhältniß zur Länge der Operationslinie ſteht.

Wäre es nicht nöthig, ſich zu baſiren, ehe man weiter vorrückt, hätte ein Heer, ſo wie bei den Römern, die Quellen ſeiner Fortdauer immer in ſich ſelbſt oder wären ſie gar leicht allenthalben zu erhalten; ſo könnte man noch jetzt ganze Staaten durchlaufen, ſie ſich unterwerfen, noch heute ungeſtraft ſich ſehr weit von ſeiner Baſis oder Metropole entfernen, gleich einem Torſtenſon bald in Holſtein, bald vor Wien ſein. Allein das geht gegenwärtig nicht mehr an. Man muß, wenn man ein entferntes Object im Auge hat, ſich, wenn man eine gewiſſe Strecke von ſeiner Baſis vorgerückt iſt, von neuem baſiren. Je weiter das Object, deſto öfter müßten ſolche neue Baſirungen erfolgen.

Der Druck militäriſcher Kräfte wird wol, ſowie alle andern natürlichen Wirkungen, abnehmen im umgekehrten Verhältniß der Quadrate des Abſtandes, d. h. hier der Länge der Operationslinie. Iſt doch der Krieg heute kaum mehr als Druck und Gegendruck phyſiſcher Maſſen. Findet man jenes Geſetz alſo auch auf die Theorie der Operationslinien anwendbar, ſo werden künftig die möglichen militäriſchen Progreſſen eines Staates ſich leicht berechnen laſſen. Jede Macht wird dann eine Sphäre kriegeriſcher Activität haben, über die hinauszugehen ſie ſich wol in Acht nehmen wird.

Je weiter man vorwärts rückt, deſto mehr muß ſich auch die Zahl der Streiter vermindern, weil zur Sicherung des Rückens und der Flanke immer mehr Poſten beſetzt werden müſſen. Die Zahl der Streiter des Feindes vermehrt ſich aber in eben dem Verhältniſſe, weil er, je weiter zurück, den Quellen ſeiner Macht oder ſeiner Metropole immer näher rückt.

2) Die lebloſen Elemente des Kriegs nehmen in eben dem Verhältniſſe bei dem Vorrückenden ab und bei dem ſich in ſeinem Lande Vertheidigenden zu. Denn jener muß dieſe Elemente entweder im eroberten Lande verſammeln oder von ſeiner vorigen Baſis herbeiführen laſſen. Beides erfodert Zeit; der ſich Ver-

theidigende wird doch wol nahe bei dem Mittelpunkte ſeiner Macht Kriegsſtoff vorräthig angehäuft haben. Folglich wird er eine größere Maſſe zuſammen haben als der von ſeinen Grenzen weit vorgerückte Feind und er muß letztern wieder auf ſeine Baſis zurückdrängen können, wenngleich, beide Staaten überhaupt verglichen, der Angreifende beträchtlich ſtärker ſein ſollte.

3. Doch nicht die Länge der Operationslinie allein ſchwächt offenſive Operationen; die Beſchaffenheit des Raums, durch welchen ſie ſich erſtreckt, wirkt hierbei ſehr wichtig mit. Läuft die Operationslinie über Gebirge, ſo muß ſie in Rückſicht der Zeit in dem Verhältniſſe als länger betrachtet werden, in welchem dieſe Gebirge unwegſam ſind. Denn das Empor- und Hinabſteigen erfodert weit mehr Zeit, als nöthig ſein würde, einen gleich weiten ebenen Raum zu durchſchreiten. Ferner ſind Gebirgswege gewöhnlich ſo ſchmal, daß man nur einzeln durchkommen kann, während man in der Ebene ſich breit macht. Endlich ſind Gebirge nicht zu allen Jahreszeiten paſſirbar, und werden ſie unwegſam, ſo iſt alle Verbindung mit den Quellen der Macht abgeſchnitten. Ein ſo abgeſchnittenes Heer iſt dann mit einem Fluſſe zu vergleichen, der von ſeiner Quelle keine Nahrung mehr erhält. Dauert eine ſolche Lage lange, ſo wird ſie äußerſt gefährlich; denn der Feind in ſeinem eigenen Lande ſammelt immer mehr Kriegsmaſſen, mit welchen er endlich den immer ſchwächer werdenden Angreifer erdrücken kann.

4. Danach kann man die Gebirge als natürliche Grenzen betrachten; mit deſto mehr Recht, je unwegſamer ſie ſind. Natürliche Grenzen ſind ſolche, über welche hinaus offenſive Operationen nicht mehr gelingen können, wenn nämlich gehörig Widerſtand geleiſtet wird. Das Waſſer bildet auch ſolche natürliche Grenzen, wenn es in ziemlich beträchtlicher Maſſe vorhanden iſt. Das Meer oder auch nur ein Arm deſſelben wird wol von Jedermann als natürliche Grenze anerkannt. Man könnte vielleicht einwenden, daß doch gerade auf dem Meere die Fortſchaffung der Menſchen und Dinge geſchwinder geſchehe als zu Lande, wenn die Räume gleich ſind. Allein vorerſt iſt die Ankunft ungewiß,

da das Element gefährlich iſt; Stürme können die Schiffe zerſtreuen und zertrümmern; folglich kann ein Heer, welches ſeine Verſtärkungen und Bedürfniſſe über See erhält, nie zuverläſſig auf deren Ankunft rechnen. Man kann auch nicht ſo viel Kriegselemente über See ſchicken, als auf Landwegen; denn man kann in Schiffe nicht ſo viel Menſchen, Thiere und Kriegsgeräth packen, als man zu Lande in gleicher Zeit fortſchicken kann. Da widrige Winde endlich die Reiſe lange aufhalten können, ſo werden die Seetransporte auf dem gleichen Weg oft längere Zeit gebrauchen als Landſendungen. Hierbei muß aber bemerkt werden, daß dies deſtoweniger der Fall ſein wird, je entfernter das Land iſt, nach welchem man die Kriegsmaſſen zur See transportirt. Denn nach Amerika kommen Truppen zur See gewiß allezeit geſchwinder, als wenn der zu durchlaufende Raum Land wäre; dagegen würde ein Heer allezeit geſchwinder von Dover nach Calais marſchiren, wenn die Meerenge trocken würde, als es dnrch Ueberſchiffen gegenwärtig geſchehen kann.

Die Zeit, welche Ein- und Ausſchiffen, ſonderlich der Pferde erfodert, iſt eine Verzögerung, welche bei kleinen Entfernungen Seetransporte langwieriger macht als Landtransporte. Der allerwichtigſte Nachtheil iſt, daß man ſogleich offenſiv-excentriſch operiren muß, wenn man in Feindes Land ans Ufer ſteigt. Dies macht den guten Fortgang der Landungen, wenn keine Partei vorhanden iſt, von welcher man mit offenen Armen empfangen wird, ganz unmöglich.

Das Meer unterbricht alſo Operationslinien; und Derjenige, welcher nur einen Landtransport zu machen hat, muß mehr Kriegsmaſſen aufſtellen können, wenn die Staaten nicht gar zu ungleich an Macht ſind, als der über See, ſelbſt nur über einen ſchmalen Arm der See Kommende. Die See macht alſo eine gute natürliche Grenze. Ich ſetze nicht hinzu: eine natürliche Grenze in militäriſcher Hinſicht, denn in anderer Rückſicht gibt es keine natürlichen Grenzen, da im Zuſtande immerwährenden Friedens ein Jeder das Seine behalten würde, er möchte nun durch natürliche Hinderniſſe beſchützt ſein oder nicht.

5) Landſeen, wenn ſie lang, tief und breit ſind und eine große Maſſe des flüſſigen Elements enthalten, wie z. B. die Seen in Canada, bilden eine vortreffliche natürliche Grenze und unterbrechen Operationslinien wie das Meer. Von den Flüſſen haben es Einige beſtreiten wollen, wiewol mit Unrecht, wie mich dünkt. Große Flüſſe, nämlich ſolche, in welche von beiden Seiten her mehre kleinere ſich ergießen, erſchweren Operationen über ſie hinweg nach Maßgabe ihrer Breite, Tiefe und Schnelligkeit. Mehr aber im Verhältniß ihrer Tiefe und Schnelligkeit als ihrer Breite; denn iſt der Fluß zu durchwaten, ſo macht die Breite weiter kein großes Hinderniß mehr.

Es verſteht ſich, daß der Fluß lang genug ſein muß, um eine natürliche Grenze zu machen. Denn kann man ihn leicht umgehen, ſo iſt er ja als nicht vorhanden zu betrachten. Iſt er nun ſchnell und tief und ſo breit, daß man mit Kleingewehr nicht wirkſam hinüber ſchießen kann, welches ich wol wagen möchte, als das beſte Maß der zur natürlichen Grenze erfoderlichen Breite eines Fluſſes hiermit feſtzuſetzen — einige wenige Ausnahmen abgerechnet, welche etwa aus einer außerordentlichen Schnelligkeit und Tiefe entſtehen — ſo macht ein Strom eine gute natürliche Grenze aus folgenden Gründen:

Zuvörderſt können weder Soldaten, noch lebloſer Kriegsſtoff anders als auf Schiffen oder Brücken hinüberkommen. Auf Schiffen geht es am langſamſten, weil man ein- und ausſchiffen muß. Sonſt aber muß man geſtehen, daß im Angeſicht einer feindlichen Armee ein Fluß auf Schiffen leichter paſſirt werden kann als auf einer Brücke. Dies lehrt uns Karl XII. durch ſeinen Uebergang über die Düna, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt. Mit Schiffen kann man in breiter Front überſetzen. Sie werden durch das Kanonenfeuer zertrümmert, wird man antworten; allein eine Brücke doch wol auch. Wären die Schiffe wie Flöße gebaut und mit Bruſtwehren von Wollſäcken verſehen, ſo hätten ſie von dem Kanonenfeuer beinahe nichts zu beſorgen. Ihre Figur müßte dann ſo beſchaffen ſein, daß die Soldaten in Front ans Land ſteigen könnten, und es nicht nöthig wäre, ſie aus

einer Colonne zu entwickeln. Auf dieſe Art wäre es wenigſtens bei Nachtzeit möglich, einen Fluß im Angeſicht des Feindes zu paſſiren.

Jedoch von einem gewaltſamen Uebergange in Gegenwart des Feindes iſt eigentlich hier nicht die Rede. Nur inſofern Flüſſe die Zufuhr der Bedürfniſſe erſchweren, inſofern ſie die Verbindung mit dem Ufer, von dem man kommt, und wo man ſeine Baſis hat, unſicher machen, können ſie als Hinderniſſe offenſiver Operationen betrachtet werden. Iſt man auch auf Schiffen übergeſetzt, ſo iſt doch nöthig, nachher Brücken zu ſchlagen, denn über dieſe erhält man ſeine Zufuhren ſchneller als auf Schiffen, wegen des Ein- und Ausſchiffens. Eine Brücke iſt aber nur ſchmal, daher kann nicht viel zu gleicher Zeit hinüber. Dies nimmt mehr Zeit weg, als wenn man durch einen engen Weg gehen müßte, weil eine Brücke behutſamer paſſirt werden muß als ein enger Paß zu Lande. Die Schnelligkeit des Stromes kann die Brücke wegſchwemmen, ſonderlich, wenn der Fluß anwächſt. Das Eis kann ſie auch zerſtören und in beiden Fällen iſt die Gemeinſchaft unterbrochen. Dauert dies lange, ſo wird die Lage für ein Heer, welches vom entgegengeſetzten Ufer ſeine Bedürfniſſe empfängt, ſehr gefährlich und droht den Untergang.

6) Wenn nun der Feind etwas gegen dieſe Brücken unternimmt, ſo muß dies ſogleich alle Fortſchritte der herübergekommenen Armee hemmen; denn würden jene zerſtört, ſo wäre dieſe abgeſchnitten. Daher muß ſie ſich zurückbewegen oder doch beträchtlich zurückdetachiren. Was wird alsdann aus den offenſiven Operationen? Ein Heer, welches über eine Brücke paſſirt, kommt ferner nur in einer ſehr ſchmalen Colonne an; der Feind kann, wenn er den Krieg verſteht und darauf vorbereitet iſt, immer mehr Truppen auf ſeinem Ufer verſammelt haben, mit denen er die Ankommenden um ſo mehr aufreiben kann, als ſeine Marſch- und Schußlinien concentriſch, diejenigen der Herüberkommenden aber excentriſch wirken.

Sind nun auf dem entgegengeſetzten Ufer Feſtungen, die man

erſt durch Belagerungen wegnehmen muß, ſo iſt die Schwierigkeit noch größer und in den meiſten Fällen, wenn gehörig Widerſtand geleiſtet wird, unüberwindlich. Denn man muß alle Belagerungsbedürfniſſe über Brücken kommen laſſen, wie viel Mittel hat aber der Feind nicht in Händen, dieſe zu zerſtören? Ich ſetze ihn ſtark genug voraus, um Widerſtand leiſten zu können. Wird er nicht die Obſervationsarmee beſchäftigen können, während er mit dem größten Theil ſeiner Macht gegen die Brücken operirt? Gelingt ihm die Zerſtörung, in welche Lage iſt dann die belagernde Armee verſetzt! Ohne Lebensmittel iſt ſie von ihren Magazinen abgeſchnitten und vom Feinde umringt.

Sind keine Feſtungen am entgegengeſetzten Ufer eines großen Fluſſes vorhanden, ſo ſind doch die Operationen jenſeit deſſelben ſchwierig, wenn die Macht, welche man bekriegt, nicht um ſehr viel ſchwächer iſt. Denn der Feind kann, wenn er auch den Uebergang nicht vertheidigt hätte, immer mehr Kriegsmaſſen in ſeinem Lande verſammeln als der über den Fluß Hergekommene. Dann wird es ihm folglich immer möglich ſein, während er die Front beſchäftigt, um die Flanken der über den Fluß geſetzten Armee herum zu detachiren und in ihrem Rücken die Brücken zu zerſtören. Dies muß das offenſiv operirende Heer alſo gleich zum Rückzuge nach dem Fluſſe und endlich wieder über denſelben zurück nöthigen. Man kann alſo wol einen Fluß paſſiren, es iſt aber ſchwer, wo nicht unmöglich, bei gehörigem Widerſtande ſich jenſeit deſſelben zu erhalten.

7) Theilt ſich das herübergekommene Heer in ſo viele kleine Corps und breitet ſich dergeſtalt aus, daß eine Umgehung deſſelben nicht wohl möglich iſt, ſo verfällt es in den Fehler einer zu großen Zerſtückelung ſeiner Macht, wodurch man überall zu ſchwach wird.

Man wird alſo theilweiſe geſchlagen, und die Reſte werden über den Fluß zurück flüchten.

Verfährt aber der jenſeit des Fluſſes Operirende nach den guten ſtrategiſchen Regeln, ſo bleibt es doch immer wahr, daß

der ſich auf ſeiner Seite des Fluſſes Vertheidigende in gleicher Zeit größere Maſſen verſammeln kann als Jener, erſtlich wegen der Länge der Operationslinie des über den Fluß herüber Operirenden; — denn rückte Dieſer nach dem Uebergang über den Fluß nicht vorwärts, ſo hilft ihm ja ſein Uebergang zu nichts, — zweitens, weil die Verſtärkungen und der Kriegsſtoff, wenn ſie über Brücken kommen, langſamer eintreffen, als wenn kein flüſſiges Element vorhanden wäre, über das ſie ſetzen müſſen, wozu noch die aus der Natur der Dinge, ſelbſt ohne Mitwirkung des Feindes, entſtehende Unſicherheit der Gemeinſchaft mit dem andern Ufer kommt. Größern Maſſen kommt nun aber immer der überwiegende Druck zu. Deſſen Vortheile verſchafft aber der Fluß, wie man ſieht, ſtets Demjenigen, welcher ſich auf ſeiner eigenen Seite des Fluſſes vertheidigt, folglich obſtruirt er offenſive Operationen.

8) Zu allen erwähnten Schwierigkeiten für den über den Fluß hinüber Operirenden kommt dann noch diejenige des Ueber-gangs, wenn der Feind nach den Regeln verfährt, welche lehren, daß er ſogleich mit ſo viel Truppen, als er in der Eile verſammeln kann, die Herübergekommenen angreifen muß. Es iſt zu vermuthen, daß er immer ſtärker wird ſein können als die Herüberkommenden.

Dieſe Schwierigkeiten werden beinahe unüberſteiglich, wenn das jenſeitige Ufer mit Feſtungen beſetzt iſt. Deren Wegnahme wird unmöglich, wenn ſie einigermaßen ſtark und wenn die Kräfte nicht ſehr ungleich ſind. Allerdings, wenn man in Unthätigkeit der Belagerung einer ſolchen Feſtung zuſieht, kann ſie bezwungen werden; ſetzt man ſich aber zweckmäßig in Bewegung, ſo iſt es nicht möglich.

Eine dunkle Vorſtellung von Dem, was man jenſeit eines großen Fluſſes zu befürchten hat, wird Vorſicht bei allen Bewegungen in höherm Grade veranlaſſen, als wenn kein Fluß vorhanden wäre. Iſt man z. B. vom Fluſſe ab beträchtlich ins feindliche Land vorgerückt und macht der Feind eine Bewegung in Flanke und Rücken, ſo wird dies wegen der Brücken ganz

gewiß mehr Beſorgniſſe erregen, als wenn man nicht blos durch Brücken mit ſeinem eigenen Lande in Verbindung ſtände.

Aus dieſem Allen zuſammen ſchließe ich alſo, daß große Flüſſe ganz wohl natürliche Grenzen bilden können. Wollte man mir einwenden, man könne Flüſſe an ihrem Urſprunge entweder umgehen oder doch dort wegen ihrer geringen Breite und Tiefe leicht hinüberſetzen, ſo antworte ich: am Urſprung der Flüſſe ſind Gebirge, wie wir geſehen haben, gleichfalls natürliche Grenzen, und lange Flüſſe kann man nicht umgehen, um nicht ſeine eigene Baſis zu entblößen, indem man ſich von derſelben ſeitwärts weg bewegen müßte.

9) Gebirge und Flüſſe, d. h. entweder beträchtliche Erderhöhungen oder Erdniederungen machen alſo natürliche Grenzen. Was könnte auch wol ſonſt eine natürliche Grenze ziehen als die Organiſation der Erde! Alle andern Gegenſtände ſind dazu nicht groß genug. Es wird aber geſtritten, welcher von dieſen beiden Gegenſtänden die beſte natürliche Grenze iſt; oder vielmehr, den Flüſſen hat man die Eigenſchaft, natürliche Grenzen zu bilden, ganz abſprechen wollen.

Man hat geſagt, ein Fluß durchſtröme ein Thal, von beiden Seiten fließen von den Gebirgen oder Erdhöhen die Gewäſſer in ihm zuſammen, er ſei mit einer Arterie im menſchlichen Körper zu vergleichen, die Zuflüſſe mit den kleinern Adern. Ein ſolches Thal bilde folglich ein Ganzes. Auf dem Fluſſe erhalten die Bewohner beider Ufer ihre Bedürfniſſe, die Schiffahrt auf demſelben, die Fiſcherei in ihm gehöre den Bewohnern beider Ufer gemeinſchaftlich. Der Fluß verbinde folglich dieſelben, ſtatt ſie zu trennen; er könne alſo keine natürliche Scheidewand zwiſchen Völkern ſein. Gebirge aber, weil ſie die Verbindung erſchwerten, müßten allein wie natürliche Grenzen betrachtet werden.

Dies Raiſonnement iſt in militäriſcher Hinſicht nicht richtig. Wir haben geſehen, welche Hinderniſſe ein großer Fluß den militäriſchen Operationen in den Weg legt. Dagegen ſind die auf beiden Seiten das Flußthal begrenzenden Höhen oft ſo unbeträchtlich, ſo ſanft ſich erhebend, daß ſie als gar kein Hinderniß

militäriſcher Operationen zu betrachten ſind. Allerdings aber glaube ich, daß es in anderer Rückſicht für die Einwohner nützlich iſt, wenn beide Hälften eines Flußthals einen Staat ausmachen.

Ein Fluß verändert ſein Bett, ſagt man, und eine natürliche Grenze muß feſt ſein; Gebirge ſind das.

Dies gebe ich zu in jeder andern Rückſicht, nur nicht in militäriſcher. Im Zuſtand des ewigen Friedens müßte allerdings jedes Flußthal einen Staat bilden. Im Kriege aber bleiben die Hinderniſſe, die ein Fluß verurſacht, immer dieſelben, er mag ſein Bett verändert haben oder nicht; wenn nur eben die Maſſe Waſſers vorhanden bleibt.

Ein Fluß kann alſo in militäriſcher Hinſicht ganz wohl eine natürliche Grenze bilden.

10) Bis zu dergleichen natürlichen Grenzen, Gebirgen oder Flüſſen, werden ſich nun die Staaten ausdehnen; überſchreiten werden ſie ſelbige nicht, weil jenſeit eine überwiegende gegenwirkende Kraft zu bekämpfen ſein würde, welche jeden Ueberſchreiter natürlicher Grenzen wieder hinter dieſelben zurückdrängte. Daß die Staaten aber noch nicht bis zu dieſen natürlichen Grenzen ausgedehnt ſind, kommt daher, daß die Dinge erſt mit der Zeit ſich ordnen und das neuere Kriegsſyſtem erſt in der neueſten Zeit zur Reife gelangt iſt.

Verſchiedene Völker, die nicht einerlei Sprache reden, können innerhalb einer natürlichen Grenze wohnen; allein ich behaupte, das mächtigſte unter dieſen Völkern werde die andern unterjochen oder ſich einverleiben und ſeine Sprache, Sitten ꝛc. innerhalb ſeiner natürlichen Grenzen herrſchend machen.

11) Natürliche Grenzen muß man durch Kunſt verſtärken, um ſie unüberſchreitbar zu machen, d. h. man muß Feſtungen daran anlegen. Iſt keine natürliche Grenze vorhanden, ſo muß man ſich eine künſtlich ſtarke erbauen, d. h. man muß eine Reihe Feſtungen oder eine Baſis anlegen. Dieſe kann ebenſo ſtark ſein wie eine natürliche Grenze. Die franzöſiſche Grenze von Landau bis Dünkirchen war unbezwingbar.

Feſtungen kann man allenthalben erbauen und es iſt lä-

cherlich, zu glauben, daß ſie nur an Orten, wo natürliche Hinderniſſe ſie umgeben, nützlich ſind. Je flacher und kahler die ſie umgebende Gegend, deſto ſchwieriger iſt die Annäherung. Dies braucht wol nicht erſt bewieſen zu werden. Freilich ſind Feſtungen an großen Flüſſen und da, wo ſie Päſſe vertheidigen, am beſten anzulegen.

Ein anderer zu bekämpfender Irrthum iſt, daß Feſtungen nicht groß ſein müſſen, weil ſie dann zuviel Beſatzung erfoderten. Im Gegentheil nützt eine kleine Feſtung ſehr wenig, weil man nur unbeträchtliche Magazine hineinlegen kann. Bei einer großen Feſtung oder Stadt iſt das Gegentheil wahr. Neben einer kleinen Feſtung, ſei ſie auch noch ſo feſt, kann man vorbeigehen; die wenig zahlreiche Beſatzung kann im Rücken nicht viel Beſorgniſſe erregen. Man hält ſie leicht durch ein wenig zahlreiches Corps im Zaum. Es iſt ja ein Vortheil, daß man in große Feſtungen eine zahlreiche Beſatzung legen kann. Man wird mir doch wol nicht den Einwurf machen, dieſe werde alsdann gefangen; denn das würde in der That einen Argwohn erwecken, daß man ſich nicht zu vertheidigen Luſt habe. Iſt denn eine Feſtung nicht die ſtärkſte Art verſchanzter Lager? Beſchäftigt nicht eine zahlreiche Beſatzung während einer beträchtlichen Zeit den Feind? Hemmt dies nicht die fernern Fortſchritte deſſelben? Kann man nicht während dieſer Zeit ſich erholen, wenn man geſchlagen iſt, und die Feſtung durch Diverſionen oder Schlachten entſetzen? Von allem Dieſem wird nichts bei einer kleinen Feſtung zutreffen. Der Feind läßt ſich durch dieſelbe nicht im weitern Vordringen ſtören.

Fünfter Abſchnitt.

Aus dem Uebergewichte der größern Zahl über die mehre innere Güte der Streiter folgt, daß in der neuern Kriegskunſt der Vortheil auf Seiten der Gerechtigkeit und Freiheit iſt; d. h. dieſe Ordnung der Dinge begünſtigt den Vertheidigungskrieg und die ſich im Fall der Bedrückung etwa ereignenden Auflehnungen der Bürger eines Staats, wenn ſie bewaffnet ſind, gegen ein disciplinirtes ſtehendes Heer.

1) Dieſe Propoſition iſt eigentlich im Vorhergehenden ſchon bewieſen worden. Der mehren Deutlichkeit und Beſtimmtheit halber will ich ſie jedoch hier noch weiter entwickeln. Sie beſteht eigentlich aus zweien: einmal Begünſtigung des Vertheidigungskriegs, dann der Auflehnungen gegen ein ſtehendes Heer.

Da ſich die Maſſen vergrößern, je weiter ſie gegen den Mittelpunkt der Macht oder das Herz des Staats zurückgedrängt werden, ſo müſſen ſie, gehörig in Bewegung geſetzt, einen eindringenden Feind auch wieder zurückdrücken. Ferner iſt der Vertheidiger in ſeinem Lande immer baſirt; der Vordringende kommt immer weiter von ſeiner Baſis ab; je weiter ſein Object von ſeiner Baſis abrückt, deſto ſpitzer wird das Dreieck, in welchem er operirt. Daher wird es immer leichter, ihm in Flanken und Rücken zu operiren und die Zufuhren abzuſchneiden.

Wenn man bis jetzt den Vertheidigungskrieg für ſo ſchwer gehalten hat, ſo iſt das wol nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß man durch Parallelbewegungen, durch gut gewählte Lager den Feind am Eindringen behindern wollte. Allein eine ſolche Art des Vertheidigungskriegs ſollte gar nicht gewählt werden; nicht einen Augenblick muß man aufhören, offenſive Bewegungen zu machen. Einem vordringenden Feinde kann man allezeit höchſt gefährliche Diverſionen machen. Darum ſei man nie müßig. Ein Defenſivkrieg — und darunter iſt ein ſolcher im eigenen Lande gegen einen eingedrungenen Feind zu verſtehen, — kann aus unzähligen offenſiven Operationen beſtehen, ohne daß dies ſeine Natur verändert; und er ſollte es allezeit. Ein Offenſivkrieg iſt derjenige über die feindlichen Grenzen hinaus. Dieſer ſchließt auch defenſive Operationen nicht aus. — Ein Schutzkrieg,

wie man ſich bisher denſelben wol vorſtellte, muß freilich ſchwer durchzuführen ſein, gegen einen unternehmenden und kriegskundigen Feind wird er geradezu unmöglich. Denn keine Stellung, kein noch ſo wohl gewähltes Lager gibt es, aus dem man nicht durch Diverſionen in Flanke und Rücken hinwegmanövrirt werden könnte.

2) Die zweite Propoſition: daß ein unregelmäßiges, doch bewaffnetes Volk in einer Empörung gegen ein wohl abgerichtetes, wohl disciplinirtes Heer den Sieg davontragen werde, gründet ſich auf die entſchiedene Ueberlegenheit der Mehrzahl oder der größern Maſſen in der neuern Kriegskunſt über inhärente taktiſche Güte. Jedoch müßte die größere Zahl geſchickt geleitet werden. Verwegen halte ich dieſen Satz keineswegs, indem es vielmehr verdienſtlich iſt, die Gefahr anzuzeigen, damit man ſie zu vermeiden wiſſe.

Eine Garniſon muß in einer großen Stadt unterliegen, wenn die bewaffneten Einwohner über ſie herfallen. Es iſt dann für dieſelbe nichts Beſſeres zu thun als hinauszugehen und zu bombardiren, oder iſt es eine Feſtung, ſich auf die Wälle zu verfügen und von daher zu kanoniren. In den Straßen einer Stadt iſt jedes Militär verloren. Man ſchießt auf die Truppen aus den Fenſtern, man wirft Steine von den Dächern herab; wie läßt es ſich in den Gaſſen wol aushalten? Auf den freien, mit Häuſern umgebenen Plätzen iſt es nicht viel beſſer. Die Beiſpiele von Warſchau und in Belgien im Jahr 1789 von Tournhout, Gent und Brüſſel beſtätigen dies hinlänglich.

Ein in Garniſonen zerſtreutes Kriegsheer kann bei einer allgemeinen Empörung nicht miteinander communiciren. Rücken die Garniſonen aus, um ſich zu vereinigen, ſo werden ſie während des Marſches umringt, wenn das Land bedeckt iſt, unaufhörlich füſilirt, und müſſen ſich ergeben. Jede iſolirte Garniſon iſt ein Ganzes, das ohne Baſis nicht anders als excentriſch operiren kann. Sie wird unaufhörlich durch Tirailliren geängſtigt und muß der Uebermacht unterliegen.

Man wird einwenden, dies könne bei kleinen Beſatzungen

wol geſchehen, nicht aber bei Feſtungsgarniſonen, indem dieſe von den Wällen der Feſtung die Stadt beſchießen können. Die Magazine der Kriegsbedürfniſſe ſeien aber gewöhnlich in Feſtungen. Vorerſt indeſſen pflegen die größten Niederlagen von dergleichen in der Hauptſtadt zu ſein und da dieſe gewöhnlich die am meiſten bevölkerte und ſehr ſelten eine Feſtung iſt, ſo fallen durch eine Empörung dieſe Kriegsbedürfniſſe dem Volke in die Hände. Die Feſtungen aber, in welchen die Garniſonen noch ferner den Meiſter ſpielen, können durch das aufgeſtandene Volk eingeſchloſſen und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Der größte Theil eines ſtehenden Heeres iſt aber im Lande in kleinen oder mittelmäßigen Beſatzungen zerſtreut und wird mit dieſen aufgerieben.

3) Bei den Alten, wo die Kriegszucht, die mehre Tapferkeit, die größere Geſchwindigkeit immer den Sieg auf ihre Seite bringen mußten, konnte die größere Zahl gegen die kleinere nichts ausrichten, wenn dieſe obige Eigenſchaften in größerm Maße beſaß. Das Geſchoß wirkte damals nicht ſo viel wie gegenwärtig und durch Schießen kann ein Schwacher einen Starken, ein Feiger einen Tapfern, ein Ungeſchickter einen Geſchickten dahin ſtrecken. Nur die Mehrzahl der Schußlinien, d. h. die Anzahl der Schießenden, wenn ſie ſo geordnet iſt, daß ſie ſchießen kann, muß früh oder ſpät entſcheiden. Bei den Alten aber, wo ein Gefecht größtentheils Handgemenge war, entſchieden die individuellen Eigenſchaften der Streiter. Die Schwäche der Flanken bei den Neuern muß auch das Gefecht zum Vortheil der Umzingelnden entſcheiden; die großen Bedürfniſſe derſelben, welche ſie abhängig von den Magazinen machen, ebenfalls. Dies iſt ſchon im Vorhergehenden bewieſen worden. Dieſe Ordnung der Dinge alſo begünſtigt ein Volk, welches gegen ein ſtehendes Heer ſich auflehnt, vorausgeſetzt nur, das Volk ſei bewaffnet und geſchickt geleitet. Es iſt klar, daß ein Volk ſich nie empört, wenn nicht Bedrückungen daſſelbe dazu zwingen und daß eine ſolche Exploſion nie ſtatthaben kann, ſo lange man ſich in den Schranken der Gerechtigkeit und Mäßigung erhält. Werden dieſe überſchritten,

ſo läßt die Natur des neuern Kriegs den Sieg ſich auf die Seite der Freiheit hinneigen. Die neueſte Geſchichte liefert hiervon den anſchaulichſten Beweis. Es war aber nöthig, die Urſachen ans Licht zu bringen.

Es ſcheint, als wiſſe man dies ſehr wohl; denn woher ſonſt die Abneigung, die man hat, ein Volk zu bewaffnen? Indeſſen iſt man in gewiſſen Staaten dazu gezwungen worden, weil man die Nothwendigkeit einer großen Zahl Soldaten wohl einſah und daher das Volk in Maſſe bewaffnen mußte.

Sechster Abſchnitt.

Aus dem Grundſatz der Baſis mit ſeinen Folgen fließt ein zukünftiger immerwährender Friede.

1) Wenn ein jeder Staat ſich bis zu ſeinen natürlichen Grenzen früher oder ſpäter ausdehnen wird, wenn es unnütz und gefährlich iſt, über dieſe hinaus zu operiren, ſo muß aus dieſer Ordnung der Dinge ein ununterbrochener Friede ſich von ſelbſt ergeben.

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menſchen vorausſetzen, wenn man glauben wollte, daß ſie ſich deſſenungeachtet noch immer befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um ſich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, dieſen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil ſie ſich noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt haben und ſich noch vergrößern müſſen, um andern widerſtehen zu können, indem ſie wohl wiſſen, daß überlegenen Maſſen, wenn man nicht durch natürliche Hinderniſſe beſchützt wird, nicht zu widerſtehen iſt.

Je geſchwinder alſo Europa unter verſchiedene, durch natürliche Grenzen eingeſchloſſene Mächte vertheilt ſein wird, um deſto eher wird der Zuſtand des ewigen Friedens eintreten. Zu wün-

ſchen wäre alſo, daß eine ſolche heilſame Operation auf das baldigſte vollbracht ſein möchte.

2) Sind die Staaten bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt, hat man erſt durch einige fruchtloſe Experimente herausgebracht, daß jenſeit dieſer Grenzen nichts mit Erfolg zu unternehmen ſei, dann wird kein Vorwand mehr vorhanden ſein, ſo große ſtehende Heere zu unterhalten, die alsdann allenthalben ſein werden, was eigentlich ihre Beſtimmung iſt und was ſie in China und der Reichsſtadt Hamburg ſind, nämlich Polizeiwachen und Nachtwächter des Staats.

Regierungen, welche deſſenungeachtet die große Zahl ihrer Söldner beibehalten wollten, würden beweiſen, daß ſie die Feinde ihrer Völker ſind, von welchen ſie, ihrer Bedrückungen halber, Aufſtände beſorgen.

Das phyſiſche Wohlſein der Menſchen wird durch einen ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg iſt der gefräßigſte Verzehrer der Elemente des Daſeins. Die Zahl der Producenten wird durch ihn vermindert, die Productenmaſſe folglich auch. Nichtig wäre der Einwurf, bei ungeſtörtem Frieden ſei Uebervölkerung zu beſorgen. Je mehr Menſchen, deſto mehr Producte und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr zu verhungern aus Mangel an Eſſern.

Von dieſem Uebervölkerungspunkte ſind wir in unſerm menſchenarmen, ja ich wiederhole es, in unſerm ſehr ſchwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch ſind Wüſten, welche die Hand des Arbeitſamen erwarten. Daß es ſo ſchwer für die größte Zahl iſt zu leben, daß ſie elend lebt, rührt von Urſachen her, die hier nur anzuzeigen wol nicht der Ort ſein möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menſchen, falls getheilt würde, iſt noch weit mehr Raum da, als er möglicher Weiſe je würde cultiviren können und als er zu ſeinem Unterhalt braucht. Ferner ein Garten producirt weit mehr als ein Feld von gleicher Fläche, und die Production ſteigt durch Intenſität der Cultur in einer Progreſſion, welche diejenige der Extenſion weit hinter ſich zurückläßt; ſo wie ein Tiefdenker, der

einen Gegenſtand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt als ein Oberflächler, der mehre zugleich umfaßt.

3) Die Moral gewinnt durch die Abweſenheit des Kriegs, dieſer Peſt der Sitten. Nicht allein will ich hier anführen, wie die Gewohnheit, zu rauben und zu morden, die Menſchen zu wilden Beſtien herabwürdigen muß, wie fühllos der tägliche Anblick der Greuel des Kriegs auch die Beſſern macht, ſondern man bedenke auch die abſcheulichen Bereicherungsmittel, welche der Krieg an die Hand gibt, durch Diebſtahl, nicht allein an dem Staate verübt, ſondern auch an den Verwundeten und Kranken, die man in langſamen Martern umkommen läßt, um durch Vorenthaltung der ihnen zugedachten Hülfsmittel ſich zu bereichern. Reichthum, welcher nur die Belohnung des gemeinnützigen Staatsbürgers ſein ſollte, wird alſo durch den Krieg den abſcheulichſten Ungeheuern zu Theil.

Der Irrthum, die Wiſſenſchaft nicht ſowol des Mordes als des Raubes, d. h. der Krieg, führe vor allem Andern in den Tempel der Unſterblichkeit, muß durch einen immerwährenden Frieden dahin ſchwinden; nicht allein aber durch die Abweſenheit des Kriegs, ſondern auch durch die allgemeine Bekanntſchaft mit den Grundſätzen deſſelben. Denn der Kriegskundigen wird es alsdann ſo Viele geben, daß man es nicht mehr für ſo ſehr wichtig halten wird, in der Phalanx derſelben zu glänzen. Allein auch wenn die Erfahrung bewieſen haben wird, daß die Kunſt gegen den Druck überlegener phyſiſcher Maſſen nichts vermag, wird die Achtung vor derſelben ſehr geſchwind ſinken.

Die Wiſſenſchaft des Raubes und nicht, wie bisher geſchehen, des Mordes, nenne ich den Krieg, weil ſein Object, es ſei denn in einem gerechten Vertheidigungskriege, Eroberung oder Länderraub iſt, der Mord aber nur Mittel zum Zweck. Es ſcheint, als ob man bei dem Morden etwas Edleres fand; denn man hat nie geſtehen wollen, daß Rauben der Zweck des Kriegs ſei; man hat ganz dreiſt geſagt, der Mord ſei es. Dem iſt nicht alſo. Krieg iſt der Diebſtahl im Großen, den man im Kleinen mit dem Strange beſtraft, im Großen aber mit dichteriſchem

Weihrauch, Lorberkränzen, Bildſäulen, Tempeln u. ſ. w. belohnt.

Es mag wol ſein, daß ein Karl XII., ein Alexander der Große und Andere den Krieg nicht aus Raubluſt, ſondern aus Neigung zum Morde getrieben haben, denn es ſcheint, als wenn ſie den Krieg um ſeiner ſelbſt willen liebten, ihn als Zweck, nicht als Mittel betrachteten. Bei den Meiſten aber war die andere Neigung, der wir hier doch einiges Bedenken tragen, den wahren Namen beizulegen, die herrſchende.

Die Verderbtheit der Menſchen erzeugte den Krieg. Der Krieg ſeinerſeits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Dieſe beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilſam iſt alſo die Folge des immerwährenden Friedens, dieſen aber werden wir dem neuern Kriegsſyſteme zu danken haben. Dies iſt wieder aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten, welche man ſo oft, aber ſehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menſchheit verflucht hat.

4) Der in dieſer Schrift entwickelte Grundſatz der Baſis iſt eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten und durch die Erfahrung beſtätigten Grundſatzes der Baſis.

Als Kunſt betrachtet, aber als zerſtörende Kunſt, war die Kriegskunſt der Alten der neuern unendlich überlegen, weil phyſiſche Maſſen gegen ſie nichts vermochten. An wohlthätigen Folgen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück und erſtere iſt vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtigkeit.

Daß die neuere Kunſt die Kriege weniger mörderiſch macht, iſt ſchon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilſame Wirkung derſelben ſein möchte, hat man noch nie behauptet und ich glaube es bewieſen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römiſches Heer geben, welches ohne Baſis, ohne Operationslinie fortſchreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen daſſelbe bei einer

Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, ſtatt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilſame Reſultat des neuern Kriegsſyſtems ſein muß.

Es iſt alſo leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmodernisirung des neuern Kriegsſyſtems, falls ſie möglich wäre, das Beſte der Menſchheit befördern würde. Allein glücklicherweiſe ſetzen ſich derſelben unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Im Gegentheil entfernt ſich das neuere Syſtem, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geſchichte ſeit Erfindung des Pulvers zeigt uns einen ſolchen Fortſchritt und ſeit dieſer Epoche iſt die Kriegskunſt als Kunſt immer ſchwächer geworden, indem ſie immer weniger fähig wird, die Umſtände zu beſiegen und immer abhängiger von ihnen.

5) Ueberwundene Schwierigkeiten hat man, wie bei allen andern, ſo auch bei kriegeriſchen Operationen ſtets als das Kennzeichen des Genies in dem Beſieger dieſer Schwierigkeiten betrachtet. Wie nun, wenn der mit ſolchen Waffen, wie ſie die neuere Kriegskunſt an die Hand gibt, unüberwindlichen Schwierigkeiten immer mehr werden müſſen und zwar in dem Verhältniß, als dieſe Kriegskunſt ſelbſt ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beengt werden, ſodaß es nicht der Mühe lohnt, ſeine Talente einem ſo undankbaren Fache zu widmen und man ſie lieber auf gemeinnützige Gegenſtände anwenden wird?

Durch ſeine Ausbildung aber wird das neuere Kriegsſyſtem immer ſchwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehr, weil es die Eigenſchaft in ſich trägt, ſich ſelbſt zerſtören zu müſſen.

Der Krieg wird endlich nicht mehr Kunſt ſein, er wird blos Wiſſenſchaft werden; denn Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Wiſſenſchaft iſt blos im Verſtande, Kunſt ſteigt aus dem Verſtande in die Sphäre der Activität herab. Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Kunſt iſt Alles, was gut oder

ſchlecht gemacht werden kann. Die Prädicate gut oder ſchlecht laſſen ſich nicht auf den Begriff der Wiſſenſchaft ausdehnen. Man weiß ſie oder man weiß ſie nicht. Wahr oder falſch läßt ſich von Wiſſenſchaft ſagen. Gut oder ſchlecht von Kunſt.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunſt eingeengt wird durch Umſtände oder Schwierigkeiten, für ſie unüberwindlich, deſto mehr erweitert ſich dasjenige der Kriegswiſſenſchaft, welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieſer Kunſt ganz lehren wird. Dann läßt ſich die Anwendung von Jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunſt ſelbſt Wiſſenſchaft. Was nun ein Jeder lernen kann, dadurch kann man ſich nicht vor Andern auszeichnen. Folglich fällt das Streben nach kriegeriſchem Ruhme weg, und auch dies befördert den ununterbrochenen Frieden.

Siebenter Abſchnitt.

Reſultat.

Wenn wir nun Alles zuſammenfaſſen, was in den vorigen Unterſuchungen als nothwendige Folgerung aus dem Grundſatz der Baſis erwieſen worden, nämlich: „daß die Maſſen und nicht höhere Vortrefflichkeit der Truppen in den neuern Kriegen entſcheiden; daß, weil ferner kleine Reiche nicht mehr die großen bezwingen können, Europa unter verſchiedene große Mächte werde zertheilt werden, die ſich eine jede nur bis zu ihren natürlichen Grenzen ausdehnen werden, jenſeit welcher offenſive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher dagegen ein Vertheidigungskrieg leicht und glücklich ſein muß; daß, da die größere Zahl entſcheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer beſiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus dieſem Allem folge," — ſo ergibt ſich als Reſultat, „daß aus der Nothwendigkeit einer Baſis der Operationslinien das künftige Heil der Menſchheit folge."

Dieſe Nothwendigkeit zuerſt erwieſen zu haben, muß ein verdienſtliches Werk ſein.

Nun wollen wir zur Anwendung des Grundſatzes der Baſis auf geſchehene und zukünftig etwa mögliche Kriegsvorfälle ſchreiten.

Dritte Abtheilung.

Anwendung des Grundſatzes der Baſis auf geſchehene und etwa in Zukunft mögliche Kriegsbegebenheiten.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zeitpunkt, in welchem der Grundſatz der Baſis ſich zu entwickeln anfängt.

1) Schon oft iſt in dieſer Schrift geſagt worden, daß die kriegeriſchen Operationen der Alten keiner Baſis bedurften. Ein römiſches Heer war ein ſelbſtändiger Körper, von allen äußern Dingen im hohen Grade unabhängig, weil die Quellen ſeiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm ſelbſt lagen. Römiſche Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf überlegene moraliſche und phyſiſche Kraft, Geſchicklichkeit und beſſere Waffen der Beſiegung jedes ſich ihnen gegenüberſtellenden Feindes gewiß, achteten ſie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt ſich dies zwar nicht im gleichen Grade ſagen; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reiterei und vielleicht auch ihre Mäßigkeit machte ſie unabhängig von Magazinen. Die orientaliſchen Völker hatten faſt gar keine Reiterei und wenn einige, z. B. die Parther, faſt ausſchließend zu Pferde fochten, ſo war es leichte Reiterei, die in ſtets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte, ſowie noch jetzt die Tataren ohne Magazine ſubſiſtiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge oder vielmehr Streifereien von kurzer Dauer ſind.

2) Die Zerſtörer der römiſchen Macht erſchienen entweder als leichte tatariſche Reiterei oder, wie die germaniſchen Völker, Franken und andere, faſt ohne alle Cavalerie. Auch ſie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Baſis derſelben.

In dem nachfolgenden Mittelalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit beſtand darin, auf einem geharniſchten Kutſchenpferde, ſelbſt wie ein eiſernes Kaſtell unverwundbar geharniſcht, gegen die Lanzenſtöße eines Gegners unerſchütterlich feſt ſitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir wieder zahlreiches Fußvolk, allein kein Syſtem der Subſiſtenz, weil man bei noch ſo zahlreichen Heeren kein ſchweres durch Pulver wirkendes Geſchütz mitführte. Mohammed II. bediente ſich zuerſt nach Erfindung des Pulvers bei der Belagerung von Konſtantinopel einer oder mehrer großer Kanonen. Man ſpricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueſer ſchon vorher daraus ſchoſſen. Die Sache iſt ſo wichtig eben nicht. Der erſte Kurfürſt von Brandenburg aus dem Hauſe Hohenzollern eroberte die Raubſchlöſſer des widerſpänſtigen Adels durch eine Kanone. Alles Das iſt ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuerſyſtem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken ſcheinen zuerſt darin einige Fortſchritte gemacht zu haben, denn unter Soliman II. war ihr Fußvolk das beſte in Europa. Sie ſind aber nach dieſen wenigen Fortſchritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben oder gar wieder zurückgeſunken.

3) Im Dreißigjährigen Kriege beſtand noch ein Schwanken zwiſchen dem Feuerſyſtem und dem alten, welchem Guſtav Adolf durch ſeine Neuerungen keineswegs ein Ende machte. Dieſer baſirte ſich nach ſeiner Landung in Pommern mit großer Conſequenz und Umſicht, ſowie mit klarer Einſicht in die Sache. Sonſt iſt in dieſem ſonderbaren Kriege wenig von regelmäßiger Baſirung zu finden. Die Heere waren klein und lebten vom Plündern. Torſtenſon durchläuft Deutſchland von einem Ende zum andern. Die Schweden ſind bald am Rhein,

bald in Böhmen, bald in Niederſachſen. Weimar führt Krieg wie ein herumſchweifender Abenteurer ohne bleibende Stätte; kein Syſtem, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan, allenthalben ein Chaos.

Die bewundernswürdigen Feldzüge von 1674 und 1675 ſind die erſten der neuern Geſchichte zu nennen. Vorher machten ſich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo ſie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als iſolirt zu betrachten waren; die beiden Meiſter in der Kriegskunſt, Montecuculi und Turenne, aber gaben der Welt zuerſt das Beiſpiel eines planmäßigen, ſyſtematiſchen Feldzugs, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

4) Unter Ludwig XIV. wurde das Feuerſyſtem beträchtlich vervollkommnet. Vauban ſchuf gleichſam die Belagerungstaktik. Die wichtigſte Veränderung, aus welcher alle andern fließen, war die Abſchaffung der Pike und die Einführung des Bayonnets, wodurch dem Syſtem der blanken Waffen der letzte Stoß verſetzt und zu allen nachherigen Vervollkommnungen der erſte Grund gelegt wurde. Dies iſt eine der wichtigſten Epochen in der Geſchichte der Kriegskunſt. Damals entſtand eigentlich erſt das neuere Syſtem. Veränderung der Waffen muß eine Revolution in der Kriegskunſt zur Folge haben.

Im Succeſſionskriege findet man ſchon Spuren der Nothwendigkeit, ſich zu baſiren. Prinz Eugen und Marlborough eroberten Feſtungen, die zur Seite lagen, ehe ſie vorrückten. So waren ſie, als Landrecy belagert wurde, im Beſitz von Lille, St.-Omer ꝛc.; jedoch noch nicht hinlänglich baſirt, ſonſt würde der Vorfall von Denain nicht alle ihre Entwürfe vereitelt haben. Karl XII. dagegen wußte nichts von einer Baſis. Seine kriegeriſche Laufbahn iſt mit einem literariſchen Werke zu vergleichen, deſſen einzelne Theile, für ſich betrachtet, ſchön, aber nicht in ein Ganzes verbunden und planmäßig geordnet ſind. Seine Kriegsthaten ſind ungeſtüme Excentricitäten eines militäriſchen Genies; ſeine Kriege aber planloſe Ritterzüge eines Neulings. Seinem Düna-Uebergange, ſeiner Schlacht bei

Narwa, ſeinen Gefechten in Polen muß jeder Kenner Bewunderung zollen. Selbſt die Begebenheit bei Bender verdient von Anführern kleiner Parteien ſtudirt zu werden. Welche Hülfsquellen entwickelte er nicht bei Befeſtigung und Vertheidigung ſeines Hauſes? Allein ſein planloſes Herumziehen und endlich ſein Marſch in die Ukraine, auf Anrathen eines Koſacken, ſind unter aller Kritik. In den Ebenen von Pultawa verlor er ſein Heer, ſeinen Ruhm und ſein Glück, weil er ohne Baſis dorthin gegangen war.

5) Der Spaniſche Succeſſionskrieg bildete ein militäriſches Genie, welches mehr zur Ausbildung der Feuertaktik beigetragen hat als alle andern Feldherren, — Leopold von Deſſau. Ohne ihn wäre Friedrich II., im militäriſchen Sinne, nie geweſen: Leopold iſt folglich das vornehmſte Werkzeug der wichtigſten Revolution in den Annalen der Welt, wenn wir die Folgen des neuern Kriegsſyſtems betrachten; ſeine ſoviel wirkenden Erfindungen aber ſind der eiſerne Ladeſtock und der Gleichſchritt.

Der eiſerne Ladeſtock gab allein dem Kleingewehrfeuer eine Activität, die es wahrhaft furchtbar machen mußte; Folard, welcher ihn nicht kannte, ſpricht von dem Flintenſchießen ſeiner Zeit nur mit Verachtung. Der Gleichſchritt war ebenfalls auf die Vervollkommnung des Feuers berechnet; denn man mußte ſich in langen Linien bewegen können, um ein wirkſames Feuer zu haben. Die Römer kannten wahrſcheinlich den Gleichſchritt; ihr Soldatenſchritt iſt wol nichts Anderes geweſen als das Tritthalten der gegenwärtigen Infanterie. In den neuern Zeiten war dieſer Schritt wie faſt alles Andere wieder vergeſſen; der Fürſt von Deſſau ſuchte ihn nicht wieder hervor; denn er war wol zu ungelehrt, um etwas von der Kriegsart der Römer zu wiſſen, ſondern erfand ihn. Die Abänderung der Stellung zu vier Gliedern in die andere, drei Mann hoch, war auch ſein Werk. Alles Dieſes verbeſſerte das Feuer in ſehr hohem Grade. Friedrich II. hat die Schöpfung des Fürſten von Deſſau vervollkommnet. Nach Friedrich II. iſt vielleicht die Infanterietaktik noch mehr dem Geiſt

des neuern Kriegsſyſtems analog modificirt worden; allein der Fürſt von Deſſau hat den Grund zu Allem gelegt.

6) Friedrich II. machte das von Leopold gebildete Fußvolk beweglicher, zugleich aber auch das Feuer unregelmäßiger. Die innere Kraft deſſelben wurde unter ihm vermindert und die Geſchicklichkeit zu überflügeln vermehrt. Man ſah ſein Fußvolk in den Schlachten nicht mehr ſo regelmäßig pelotonweiſe feuern wie bei Mollwitz. Allein Colonnen geſchwind zu entwickeln und dem Feinde die Flanke abzugewinnen, — Fertigkeiten, durch die er ſeine Schlachten gewann, das Alles lehrte Friedrich ſein Fußvolk und das Alles brachte das neuere Syſtem ſeiner Reife immer näher.

Wenngleich das Tirailliren, wie ich glaube, am meiſten im Geiſte der neuern Art zu kriegen iſt, wenn ein unregelmäßiges Fußvolksgefecht gleich den Scharmützeln der ſogenannten leichten Infanterie am zweckmäßigſten iſt, ſo mußte doch erſt die Infanterietaktik in geſchloſſenen Linien zur Reife gebracht werden, ehe man zur allerneueſten Modification des Feuerſyſtems übergehen konnte; überdies aber kann auch bei dieſer die geſchloſſene Infanterietaktik nicht ganz entbehrt werden. Das Syſtem Friedrich's II. entwickelte das neueſte und beide gründen ſich auf die wichtigen Entdeckungen des Fürſten von Deſſau.

In den beiden erſten Schleſiſchen Kriegen finden wir den Grundſatz der Baſis weder entwickelt, noch von Friedrich II. befolgt. Friedrich begann ſeine kriegeriſche Laufbahn nicht ſo glänzend wie der Prinz von Condé, obgleich er nachher Letztern weit übertraf. Die Schlacht bei Mollwitz wurde gewonnen, ſobald der König die Armee verlaſſen hatte; und zwar durch den eiſernen Ladeſtock des Fürſten von Deſſau. Der Gleichſchritt mag auch wol etwas dazu beigetragen haben; denn das preußiſche Fußvolk blieb immer gerichtet und geſchloſſen und bewegte ſich wie auf dem Uebungsplatze, was die Oeſterreicher außer Faſſung brachte. In der Schlacht bei Czaslau findet man ſchon mehr Dispoſition als bei Mollwitz und eine gewandtere Reiterei. Friedrich II. war der Schöpfer ſeiner Reiterei, nicht aber der ſei-

nes Fußvolks, wie man irrig geglaubt hat. Die Cavalerie hat er unter allen Feldherren am meiſten der Vollkommenheit nahe gebracht. Vor ihm bewegten ſich die Schwadronen nur im Trabe und feuerten, ſtatt den Säbel zu gebrauchen. Freilich hatte er vortreffliche Reiteroffiziere, wie die Generale Goltz und Seydlitz, welche unter ſeiner Leitung die Reiterei bildeten. Seydlitz war aber zu der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, noch nicht da. Gewiß iſt, daß die preußiſche Cavalerie unter allen diejenige iſt, welche große Bewegungen am vollkommenſten zu machen weiß.

Uebrigens wurden im erſten Schleſiſchen Kriege eben keine Feldherrenkünſte entwickelt. Friedrich II. tadelt in ſeiner Geſchichte den Feldmarſchall Schwerin, daß er hartnäckig darauf beſtand, Oberſchleſien zu decken und eine Verſtärkung nur verlangte, um dies zu thun. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß Schwerin zu der Zeit ein beſſerer General war als ſein Herr und daß er vollkommen Recht hatte.

7) Im zweiten Schleſiſchen Kriege konnte Friedrich II. Böhmen, welches er gar ſchnell eroberte, wie er ſelbſt ſchreibt, gegen die überlegene Geſchicklichkeit des Marſchalls Braun nicht erhalten. Indeſſen iſt die Natur des Landes auch eine Urſache, daß es den Preußen immer ſehr ſchwer ſein wird, während des Winters in Böhmen zu bleiben.

Kein Fluß deckt die Kette der Winterquartiere und die Gebirge, welche Böhmen von Oeſterreich trennen, ſind nicht beträchtlich genug, um eine Vormauer zu bilden. Die Kette, welche etwa die Preußen in Böhmen ziehen wollten, iſt zu kurz und wird durch alle Operationen von Mähren aus in den Rücken genommen. Daher müßten die Preußen zugleich auch Mähren und die darin gelegenen Feſtungen im Beſitz haben, oder vielmehr, ſie müßten bis zur Donau vorgedrungen ſein, um Böhmen zu decken.

Hierzu kommt, daß Böhmen im Rücken der Preußen nach Sachſen und Schleſien hin größere Gebirge, beſchwerlichere Defiléen hat als gegen Oeſterreich und Mähren. Dies unter-

bricht die Gemeinſchaft und verzögert die Ankunft der Transporte. Endlich muß man bedenken, daß die Preußen in Böhmen ſehr weit von und die Oeſterreicher ſehr nahe an dem Mittelpunkte ihrer Macht ſind, daß Letztere folglich in kürzerer Zeit mehr Maſſen verſammeln, die Preußen daher zurückdrücken können.

Die Oeſterreicher drangen 1745 ſogar bis in die Ebene von Schleſien vor, wohin ſie Friedrich, der Ueberlegenheit ſeiner Truppen in den Schlachten gewiß, ſehr geſchickt zu locken wußte. In der Schlacht von Friedberg entwickelte der König zuerſt das Syſtem der ſchrägen Linie. Zum Gewinn dieſer Schlacht trug, abgeſehen von der guten Dispoſition, die außerordentliche Tapferkeit der Truppen wohl das Meiſte bei. Ein Dragonerregiment erbeutete 70 Fahnen.

In der Schlacht bei Sorr fand ſich Friedrich II. in ſeinem Lager überfallen. Die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Reiterei ſich formirte, die Geiſtesgegenwart und Geſchicklichkeit des Generals Goltz, welcher mit dieſer Reiterei den überflügelnden Feind über den Haufen warf, retteten das preußiſche Heer vom Untergange. Freilich war letzterer unvermeidlich, wenn der Prinz Karl, ſtatt ſtehen zu bleiben und zu kanoniren, ſogleich mit größter Schnelligkeit angegriffen hätte. Die Anlage zu dieſem Ueberfall von Seiten des Prinzen Karl war meiſterhaft, die Ausführung aber deſto ſchlechter. Dieſe Schlacht beweiſt übrigens, bis zu welchem hohen Grade der Vortrefflichkeit Friedrich II. im zweiten Schleſiſchen Kriege ſeine Reiterei ſchon ausgebildet hatte.

Die Schlacht von Keſſelsdorf gewann der Fürſt von Deſſau durch eine geſchickte Bewegung, indem er durch einen verſtellten Rückzug ſeiner Infanterie die Sachſen aus ihren Verſchanzungen lockte, die dann durch Reiterei in die Flanke genommen und niedergehauen wurden.

In dieſem zweiten Schleſiſchen Kriege ſieht man den Grundſatz der Baſis noch nicht entwickelt.

8) Der Siebenjährige Krieg iſt die Epoche der Entwickelung dieſes wichtigen Grundſatzes. Dieſe merkwürdigſte aller

Fehden neuerer Zeit, wenn es der gegenwärtige Revolutionskrieg nicht noch mehr iſt, bildete das Feuerſyſtem in einem ſehr hohen Grade aus. Denn die in demſelben gemachten Erfahrungen gaben zur nachfolgenden Verbeſſerung der Taktik Anlaß. In dem Zeitraum zwiſchen dem zweiten Schleſiſchen und dieſem Kriege war das militäriſche Genie Friedrich's II. durch Nachdenken zur Reife gebracht. In den beiden erſten Kriegen erſchien er nicht als großer Feldherr; im Siebenjährigen trat er ſogleich als Meiſter auf.

Die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war überhaupt merkwürdig durch verſchiedene wichtige Begebenheiten, welche nachherige Revolutionen begründeten; hier iſt nur von derjenigen in der Kriegskunſt zu handeln. D'Alembert bemerkt, daß die Mitte jedes Jahrhunderts durch große Begebenheiten bezeichnet worden iſt.

Der Siebenjährige Krieg iſt alſo meines Erachtens der Zeitpunkt, in welchem der Grundſatz der Baſis anfängt, ſich klar zu entwickeln. Friedrich iſt der Urheber dieſer Revolution in der Kriegskunſt; denn er brachte das Feuerſyſtem ſeiner Vollkommenheit näher. Freilich gründeten ſeine Neuerungen ſich auf die obengenannten Entdeckungen des Fürſten von Deſſau. Aus der Vervollkommnung der Feuertaktik folgte die Nothwendigkeit, ſich auszudehnen, folglich Vergrößerung der Armeen; aus der erkannten Schwäche des Fußvolks Vermehrung der Reiterei; Vermehrung der Artillerie. Mit dem Allen wuchſen die Bedürfniſſe der Heere, große Magazine wurden nothwendig und man konnte nicht mehr ohne Baſirung Krieg führen.

Zweiter Abſchnitt.

Feldzug von 1756.

1) Sachſen mußte König Friedrich in Beſitz nehmen, um Böhmen mit Erfolg angreifen zu können; die Sachſen mußte er zu Grunde richten, ehe durch ſie die Oeſterreicher verſtärkt

werden konnten. Beides vollbrachte er mit solcher Schnelligkeit und durch eine so geschickte Operation, daß die Feldzüge Cäsar's selbst uns nichts so Glänzendes darstellen. Die Direction der drei Colonnen, mit welchen er Sachsen umfaßte, ist eben, weil er das that, ein Meisterstück seiner Kriegskunst; sie machte es den sächsischen Truppen unmöglich, in ihrem Lande eine Stellung zu nehmen, wenn sie nicht von Böhmen abgeschnitten und gefangen werden wollten. Da sie nun in ihrem Lande eine Stellung wählten, statt, wie sie es hätten thun sollen, in der größten Eile nach Böhmen zu gehen, so wurden sie abgeschnitten und gefangen. Die Schnelligkeit des Königs aber war so groß, daß selbst die Flucht nach Böhmen für sie unmöglich geworden wäre.

2) Der Herr von Tempelhoff widerlegt den General Lloyd in seiner vortrefflichen Anmerkung zu des Letztern Geschichte dieses Feldzugs sehr gründlich, wenn dieser so scharfsinnige Beurtheiler der Kriegsbegebenheiten, durch seine lebhafte Einbildungskraft hingerissen, den König tadelt, nicht sogleich mit seiner Armee aus Sachsen durch Böhmen bis an die Donau gerannt zu sein. General Tempelhoff zeigt, daß der König mit höchstens 66,000 M. mindestens 70,000 Oesterreicher aus Böhmen bis über die Donau hätte treiben müssen, aus Böhmen, wo die ganze Natur der Dinge den Preußen so sehr entgegensteht. Er zeigt, daß diese 70,000 M., durch die schon im Marsch begriffenen Regimenter aus den Niederlanden, Italien und Ungarn verstärkt, die geschwächte preußische Armee von der Donau bis nach Sachsen zurückdrücken mußten; und welch ein Rückzug durch Böhmen im Winter! Währenddessen konnten die Sachsen, 15,000 M. stark, welche sich in ihrem Lande, wenn sie nicht eingeschlossen waren, noch täglich verstärken konnten, und die General Lloyd nur durch 20,000 M. beobachten läßt, eine fürchterliche Diversion in den Rücken der Preußen machen und diesen dasselbe Schicksal bereiten, welches sie selbst erlitten.

3) General Lloyd kennt nicht die Theorie der Operationslinien, die überhaupt von allen Kriegsschriftstellern zuerst General Tempelhoff entwickelt hat. Dem General Lloyd sind die Berech-

nungen fremd, wie weit man ſich in einer gegebenen Zeit von ſeinem Magazine entfernen kann, ohne die Subſiſtenz zu verlieren. Daher das Gigantiſche ſeiner Operationsplane, welche, obwol ſie der Einbildungskraft einen weiten Schauplatz kriegeriſcher Activität darſtellen, dennoch die kalte Prüfung des militäriſchen Calculs nicht aushalten. General Tempelhoff bemerkt alſo ganz richtig, Lloyd hätte ebenſo gut behaupten können, der König würde im Stande geweſen ſein, ein Corps durch die Ukraine nach Moskau von den Ufern der Donau zu ſchicken, als er ihn von der Donau nach deren Quellen und dann nach Ungarn detachiren läßt, um die Franzoſen und Ungarn im Zaume zu halten. Nur auf dem Papier ſind dergleichen Rieſenſchritte möglich, ſagt Herr von Tempelhoff ſehr richtig.

Der Tadel des Generals Lloyd trifft alſo den König Friedrich nicht. Es war im Gegentheil ſehr weiſe, daß er ſich nicht zu weit von Sachſen entfernte, ſo lange die ſächſiſchen Truppen noch nicht gefangen waren. Die Vorrückung des Feldmarſchalls Schwerin bis an die Elbe bei Königsgrätz war ſehr nützlich, die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher zu theilen. Nach der Gefangennehmung der Sachſen hätte König Friedrich mit geſammter Macht in Böhmen einbrechen können, wenn der Winter ihn nicht daran verhindert hätte. Ueberdies konnte dieſe Zeit der Ruhe dazu angewendet werden, die Armee durch die aus Sachſen gezogenen Hülfsquellen zu verſtärken. Alles ſcheint daher meiſterhaft in dieſem Feldzuge, ſelbſt die Schlacht bei Lowoſitz iſt tadellos, wenn man alle Umſtände in Erwägung zieht. Wenn demnach Friedrich II. beim Anfange ſeines erſten Kriegs ſich als ein wenig verſprechender Schüler betrug, ſo zeigte er ſich bei demjenigen ſeines dritten als vollkommenen Meiſter in der Kriegskunſt.

Dritter Abſchnitt.

Feldzug von 1757.

1) Böhmen wird von Sachſen, der Lauſitz und Schleſien umfaßt; ſeine Grenze macht gegen dieſe Länder einen ausgehenden

Bogen. Man kann ſie füglich in ein Dreieck bringen, deſſen Baſis, der 50. Grad der Breite, ſoweit er Böhmen durchſchneidet, ungefähr 40 bis 45 deutſche Meilen lang iſt, deſſen Schenkel gegen die Lauſitz in einem Winkel von beinahe 90 Grad zuſammenſtoßen.

Hieraus folgt, daß alle Operationen der Oeſterreicher gegen die Preußen von Böhmen aus excentriſch ſind, folglich nicht gelingen können; ich ſage gegen die Preußen, denn ich ſetze voraus, daß dieſe in jedem Kriege mit Oeſterreich Sachſen beſetzen werden. (I, 4.)

Je näher an dem ausſpringenden Winkel die öſterreichiſchen Operationen aus Böhmen hervorgehen, deſto weniger ſind ſie baſirt (I, 3). Da nun die Grenze Böhmens gegen die Lauſitz eben der ausſpringende Winkel iſt, ſo möchte ich es wol wagen, der Meinung des Generals Lloyd zu widerſprechen: daß durch die Lauſitz die Oeſterreicher ihre Operationen gegen das Haus Brandenburg am eheſten betreiben können. Freilich wären ſie dann gegen das Herz der preußiſchen Monarchie gerichtet, aber ſie werden dies Herz nicht erreichen. Denn bei kriegeriſchen Operationen muß man nicht blos den Druck, ſondern auch den Gegendruck berechnen. Man marſchirt durch die Lauſitz nach Berlin, wenn ſich Niemand widerſetzt; geſchieht aber Letzteres, ſo wird man abgeſchnitten oder muß wieder nach Böhmen zurückeilen, noch ehe man ſonderlich weit gekommen.

Um bis Berlin vorzudringen, muß man Meiſter der Elbe bis Deſſau herunter ſein, folglich auch von Dresden. Auf der andern Seite muß man nothwendig Glogau vorher erobert haben. Trotzdem kann man ſich nicht in Berlin erhalten, wenn man nicht im Beſitze von Magdeburg iſt.

General Lloyd bringt überhaupt bei ſeinen Entwürfen nicht genügend in Anſchlag, was die Feinde ihrerſeits dagegen unternehmen können.

2) Aus der Geſtalt der böhmiſchen Grenzen folgt ferner, daß die Operationen der Oeſterreicher am meiſten baſirt ſind, wenn ſie ſo ungefähr aus der Mitte eines der Schenkel des Drei-

ecks hervorgehen, also ungefähr gegen die Mitte von Schlesien und Sachsen gerichtet sind.

Allein gegen Schlesien machen nicht allein die Gebirge, in deren Besitz die Preußen sind, sondern auch die gleich einem Bastion, das die Grenzen Schlesiens gegen Böhmen bestreicht, hervorspringende Grafschaft Glatz, mit der unbezwingbaren Festung Glatz beinahe unübersteigliche Hindernisse, und während die Oesterreicher Schlesien angreifen, können die Preußen von Sachsen her in Böhmen einfallen und den nach Schlesien Operirenden in den Rücken kommen. Operiren aber die Oesterreicher zugleich offensiv gegen Sachsen, so beginnen sie divergente Operationen, die nicht gelingen können, wie aus der Macht folgt, die ihnen Preußen entgegensetzen kann.

Hieraus ergibt sich also, daß die Preußen mit großem Vortheil offensive Operationen gegen Böhmen betreiben können; oder vielmehr, daß der Theil von Böhmen nördlich des 50. Breitengrades gar nicht gegen Preußen vertheidigt werden kann, wenn dies seine Macht auf Böhmen concentrirt. Daß die Preußen sich trotzdem den Winter über nicht in Böhmen halten können, habe ich schon gesagt. Aber das ist etwas ganz Anderes.

Eine bei Königsgrätz hinter der Elbe stehende österreichische Armee hat zwar eine in Front unangreifbare Position, allein kann sie nicht durch Manöver auf ihrer rechten Flanke und auch auf ihrer linken, — wenn dort etwas über die Elbe geht, gezwungen werden, diese Stellung zu verlassen? Geschieht das Manöver auf der rechten Flanke, so versteht es sich, daß ein etwa in Mähren sich befindendes Corps durch ein anderes preußisches beschäftigt werden muß.

Jedoch gestehe ich, daß diese Manöver auf den Flanken einer bei Königsgrätz postirten Armee schwer sind und vielleicht ihre Absicht verfehlen könnten, wenn jene ihre Subsistenz aus Prag zieht. Allein durch die Operationen von Sachsen her wird diese Stellung schon in den Rücken genommen und muß daher verlassen werden.

Südwärts des 50. Breitengrades ist der Vortheil bei den

Operationen ebenſo auf Seiten der Oeſterreicher wie nordwärts deſſelben auf Seiten der Preußen, nicht blos weil erſtere dort den Quellen ihrer Macht näher ſind, ſondern auch, weil ihre Grenzen, nämlich die von Mähren, Oeſterreich und der Oberpfalz, in der ſie immer werden thun können was ſie wollen, Böhmen umſchließen, weil daher die Preußen, wenn ſie dort vorwärts gegen die Donau operiren, ſich immer mehr der Gefahr ausſetzen, umfaßt, folglich abgeſchnitten zu werden.

3) Der 50. Breitegrad iſt ſomit die Scheidelinie für die Operationsvortheile der Preußen einerſeits, der Oeſterreicher andererſeits bei dem Kriege in Böhmen. Alle Stellungen nördlich dieſer Linie ſind gegen einen Einbruch der Preußen nicht haltbar. Sogar Feſtungen an den Plätzen, welche General Lloyd angibt, möchten wol erobert werden, wenn ſie nicht ſo ſtark ſind, daß ſie ſich ſechs Monate halten können. Für die Preußen iſt es unmöglich, ſich den Winter über in Böhmen zu erhalten, ſo lange dies offenes Land iſt. Werden aber an der ſächſiſchen und ſchleſiſchen Grenze von den Oeſterreichern Feſtungen angelegt und dann von den Preußen erobert, ſo könnten die letztern allerdings feſten Fuß in Böhmen faſſen, wenn die Feſtungen ſo ſtark ſind, daß die Oeſterreicher ſie während des Winters nicht zurückzuerobern vermögen. Die Feſtung, welche General Lloyd bei Friedland angelegt wiſſen will, würde, da ſie in dem vorſpringenden Winkel liegt, durch Eroberung der übrigen den Preußen in die Hände fallen, indem ſie dadurch ganz abgeſchnitten wird. Bis zu ihrer Uebergabe dürfte ſie nur durch ein kleines Corps beobachtet werden.

4) Allein Böhmen kann allerdings durch die Oeſterreicher vertheidigt werden und zwar mittels einer offenſiven Diverſion aus Mähren nach Schleſien, gegen Neiſſe und Koſel; gegen beide Feſtungen zugleich, wenn man ſtark genug iſt, gegen Neiſſe allein, wenn man nicht ſtark genug iſt. Die Grenze zwiſchen Oberſchleſien und Mähren iſt ſo ziemlich gerade, kein Theil hat dort gegen den andern viele Vortheile. Doch müſſen die Oeſterreicher eine Colonne gegen Glatz ſtehen laſſen, wenn ſie

auf Neiſſe operiren, um den Rücken, d. h. die Gemeinſchaft mit Olmütz und die linke Flanke zu decken; denn der vorſpringende Bogen, welchen die Grafſchaft Glatz macht und die ſtarke Feſtung Glatz mitten inne ſind auch auf dieſer Seite den Preußen vortheilhaft. Indeſſen iſt doch gegen Oberſchleſien, wo auch das Gebirge in den Händen der Oeſterreicher iſt, noch am erſten etwas für dieſe zu unternehmen, und die Eroberung von Schleſien müſſen ſie mit derjenigen von Neiſſe und Koſel beginnen, Glatz und Schweidnitz aber nur beſchäftigen, und nach der Einnahme von Neiſſe und Koſel die Oder hinab operiren, Brieg und Breslau wegnehmen und dann erſt Schweidnitz angreifen. Daß ihnen auf dieſem Wege Schleſien in die Hände fallen würde, behaupte ich keineswegs, ich zweifle vielmehr ſehr daran, ich ſage nur, es ſei auf dieſe Art noch am erſten möglich, anders aber gar nicht.

Von Krakau her ließe ſich gegen Koſel allerdings eine vortheilhafte Diverſion von den Oeſterreichern machen, allein in der Periode, von der ich jetzt rede, konnte ſo etwas nicht ſtattfinden.

5) Die Oeſterreicher ſind alſo nicht zu tadeln, daß ſie 1757 ein Corps von 20,000 Mann in Mähren ſtehen ließen, ſondern daß ſie kein größeres dort hatten, daß ſie nicht mit dem größten Theil ihrer Macht von dort aus eine offenſive Operation gegen Neiſſe und Koſel machten, während der König von Preußen in Böhmen vordrang. Es iſt wol als Grundſatz aufzuſtellen, daß man eine offenſive Diverſion an dem einen Orte mache, wenn der Feind am andern angreift. Wo man angegriffen wird, muß man dann nachgeben; bloße paſſive Vertheidigung iſt immer nachtheilig. Die Maſſen erhalten nur durch einen Stoß vorwärts ihre Wirkſamkeit.

Demzufolge mußten die Oeſterreicher in Böhmen davonlaufen, während ſie von Mähren aus vordrangen. Sie mußten ihren linken Flügel, Alles was in Böhmen ſtand, hinter den 50. Breitengrad zurückwerfen, jedoch immer mit ihrer Arrièregarde den Vortrab der Preußen beſchäftigen, um nicht letztere durch eine zu ſchnelle Flucht mistrauiſch und behutſam zu machen, ſie vielmehr immer weiter zu locken; währenddeß mußten ſie mit

ihrem rechten Flügel aus Mähren vorgehen, ſo auf die Strategie die Gebräuche der Taktik übertragen. Prag mußten ſie räumen; bei dem nachherigen Rückzug würden die Preußen es doch wieder verlaſſen haben.

Während des Rückzugs in Böhmen mußten in Wien alle Kräfte aufgeboten werden, um die böhmiſche Armee zu verſtärken, damit ſie bei dem vorauszuſehenden Rückzug der Preußen nachdrücklich verfolgen konnte, ohne daß es nöthig ſei, deshalb die aus Mähren vordringende Armee zu ſchwächen. Freilich iſt zu vermuthen, daß ein ſo kluger Feldherr wie König Friedrich ſeine Unternehmungen in Böhmen auf die Nachricht des Angriffs auf Neiſſe gar bald würde eingeſtellt haben, um letzterer Feſtung zu Hülfe zu eilen. Aber dann war er ja eben in den Defenſivkrieg zurückgeworfen.

6) Die Oeſterreicher machten alſo zwei Fehler: erſtens, daß ſie ihre Armee in Böhmen zuſammengepreßt ließen, ihre Kräfte nicht entwickelten; zweitens, daß ſie paſſiv vertheidigend gingen, ohne irgendwo anzugreifen. Alles, was General Lloyd vorſchlägt, um die Defiléen von Böhmen zu ſtopfen, würde ebenfalls gegen den meiſterhaft berechneten Einbruch König Friedrich's II. in vier Colonnen zu nichts geführt haben. Dieſer Einbruch war nach den Regeln der Baſis. Vier Colonnen brachen zugleich ein, welches unendlich beſſer iſt als mit einer ſehr ſtarken irgendwo einzufallen, anderwärts aber Corps ſtehen zu laſſen, die ſich blos vertheidigend verhalten, um die Diverſionen des Feindes auf den Flanken der vorrückenden Colonne zu hindern. Denn dieſe zu gleicher Zeit vorrückenden Colonnen umfaſſen durch dieſe Bewegung — in der überdies immer ein Zuwachs an Kraft liegt, — ſchon jede Stellung, die der Feind gegen eine derſelben nehmen könnte.

Daß die Oeſterreicher ſich wie eine Heerde von allen Seiten bei Prag zuſammentreiben ließen, war wider die Regeln des Kriegs, welche lehren, daß Rückzüge excentriſch gemacht werden müſſen. Prag hätten ſie lieber gar nicht vertheidigen ſollen, denn es mußte doch übergehen. Sie hätten bis an die Grenzen von

Inneröſterreich zurückfliehen ſollen, um mit geſammelter Kraft wiederzukommen, wie man rückwärts geht, um einen Anlauf zu einem deſto weitern Sprung zu nehmen.

Bei Prag hätten ſie gar keine Schlacht abwarten ſollen, da ſie wohl wiſſen mußten, daß die Preußen ihnen an einem ſolchen Tage ſehr überlegen wären. König Friedrich aber hatte eben darum Urſache genug, ſie zu einer Schlacht zu bringen. Die von Prag war ſo entſcheidend, als es in neuern Zeiten nur möglich iſt. Dennoch waren die Oeſterreicher vier Wochen ſpäter wieder im Stande, eine zweite zu liefern. Bei den Alten würde eine ſo allgemeine Schlacht, wo beide ganze Fronten fochten, die Kräfte des Ueberwundenen für den ganzen Feldzug zerſtört haben, Prag wäre in die Hände des Siegers gefallen. Man ſieht, daß es bei dem neuern Kriegsſyſtem keine entſcheidenden Schlachten geben könne.

7) Prag wäre indeſſen in Folge einer zweiten Schlacht gefallen, wenn dieſe nicht durch einen Zufall verloren wäre; doch in eine Analyſe der Schlachten dieſes Feldzugs laſſe ich mich nicht ein; ſie iſt ſchon von Lloyd und Tempelhoff aufs vortrefflichſte gegeben.

General Tempelhoff beweiſt aus der von ihm zuerſt auf Grundſätze gebrachten Theorie der Subſiſtenz und durch unumſtößliche Berechnungen, daß der Entwurf, den General Lloyd dem König Friedrich nach der Schlacht von Prag vorſchreibt, nämlich den Prinzen Karl mit 50,000 Mann im Rücken zu laſſen und bis an die Donau vorzurennen, abenteuerlich und unmöglich auszuführen war. In der That, es wäre ein Beginnen geweſen, welches in ſeiner ganzen Ungereimtheit zu ſchildern die Sprache zu ſchwach iſt.

Der König hatte alſo ganz Recht, die Oeſterreicher in Prag einzuſchließen. Sein Rückzug nach der Aufhebung der Belagerung von Prag ſcheint inſofern lobenswürdig zu ſein, als er ſein Heer in verſchiedene Corps theilte. Allein dieſe Corps waren zu nahe beieinander, der Rückzug war nicht excentriſch. Der König hätte ſeine Armee nach Sachſen auf dem linken Elbufer

und nach Schleſien zurückziehen, den Weg der Lauſitz aber den Oeſterreichern ganz offen laſſen ſollen. Gingen dieſe dorthin, ſo war es deſto beſſer, man konnte ſie abſchneiden und zu Grunde richten. Sie würden aber, ſo auf ihren beiden Flanken bedroht, nur ſehr behutſam gerade vorwärts gegangen ſein.

Auf der andern Seite hätten die Oeſterreicher, da ſie ſahen, daß ſich der König gerade, d. h. mit ſeiner Hauptmacht auf dem rechten Elbufer zurückzog, excentriſche Bewegungen machen, d. h. Schleſien und Sachſen am linken Elbufer angreifen ſollen. In Schleſien waren die Feſtungen ſchwach beſetzt und General Tempelhoff ſagt, daß der König den nach Schleſien operirenden Oeſterreichern nicht in den Rücken hätte kommen können, da Böhmen ganz ausgezehrt war. Vielleicht hätten ſie in Schleſien Feſtungen erobert, noch ehe der König durch die Lauſitz zu Hülfe kommen konnte. Auf der andern Seite durch die Operation ans linke Elbufer hätten ſie ſich mit den Franzoſen in Verbindung geſetzt.

Beide Theile wählten hiernach das Schlechteſte, nämlich die größte Macht auf den Grenzen der Lauſitz zu concentriren. Das Verfahren der Oeſterreicher, mit detachirten Corps auf die Flanken des Prinzen von Preußen zu operiren, verdient wol einiges Lob. General Lloyd macht in ſeiner Geſchichte bei Gelegenheit dieſes Rückzugs vortreffliche und lehrreiche Bemerkungen über den Vortheil, mit abgeſchickten Corps auf den Flanken des Feindes zu agiren.

8) Es ſei mir erlaubt, ein Paar Blicke auf die Operationen des Herzogs von Bevern zu werfen.

General Lloyd ſchlägt ihm, nachdem er die Stellung bei Görlitz verlaſſen mußte, das Lager bei Liebenthal unweit Greiffenberg im ſchleſiſchen Gebirge vor, um die Oeſterreicher vom Vordringen in Schleſien abzuhalten. Dieſer Gedanke des Generals Lloyd beweiſt, daß er die Gabe des ſtrategiſchen Augenmaßes im höchſten Grade beſaß. In der That hätten die Oeſterreicher dabei keinen Schritt vorwärts in Schleſien wagen dürfen,

wollten ſie nicht ſofort von ihrer Subſiſtenz abgeſchnitten ſein. Das Lager bei Liebenthal lag ihnen immer in Flanke und Rücken. War Breslau zu ſchwach beſetzt, ſo konnte der Herzog dorthin detachiren. Hätten die Oeſterreicher ein ſtarkes Corps vor ihm ſtehen laſſen und wären mit dem Reſt nach Breslau marſchirt, ſo konnte er jenes Corps angreifen und ſchlagen, — er mußte trotz genügender Garniſonen in Schweidnitz und Breslau immer noch 30,000 Mann ſtark ſein. — Was ward dann aus den Oeſterreichern im Marſch auf Breslau mitten unter feindlichen Feſtungen, von ihren Magazinen und ihrem Lande abgeſchnitten? Verwegene Unternehmungen waren nie nach ihrem Sinn.

Daß die Oeſterreicher den Herzog bei Liebenthal von der Mark und Glogau abſchneiden konnten, daran war gar nichts gelegen; denn er war durch die Feſtungen in Schleſien hinlänglich baſirt. Schlug er den Theil der Oeſterreicher, welchen ſie vor ihm, etwa bei Markliſſa, ſtehen ließen, um den Marſch des andern nach Schleſien zu maskiren, ſo konnte ſich der Herzog dem letztern gerade in den Rücken ſetzen, ohne ſeine Subſiſtenz zu verlieren, die er dann von Dresden zog; doch mußte er den geſchlagenen Theil der Oeſterreicher erſt nach Böhmen treiben, was nicht ſchwer geweſen ſein würde.

9) Die Unternehmungen der Oeſterreicher in Schleſien waren nicht baſirt, ſo lange ſie Schweidnitz nicht hatten. Was wäre aus ihnen geworden, wenn der König von Roßbach her vor Eroberung dieſer Feſtung angekommen wäre? Kein Mann von dieſer Armee wäre davongekommen. Daher ſcheint es, daß der Herzog, nachdem er Breslau mit hinlänglicher Garniſon verſehen, von Liegnitz aus lieber nach Sachſen hin hätte agiren ſollen, um die Oeſterreicher für ihre Gemeinſchaft beſorgt zu machen, ſtatt nach Breslau zu marſchiren. Das ſtrategiſche Point de vue des rechten preußiſchen Flügels konnte nach den Umſtänden zwiſchen Lauban, Markliſſa und Friedland in Böhmen ſchwanken. So neu dieſe Meinung vielleicht iſt, gründet ſie ſich doch auf den Satz, welchen ich glaube bewieſen zu haben: man müſſe ſich im Vertheidigungskrieg nicht dem Feind gerade gegenüber, ſon-

dern ſeitwärts deſſelben aufſtellen und ſich ſelbſt in den Angriffskrieg verſetzen (I, 2).

10) Die Operationen des Königs, ſich zuerſt durch den Zug gegen die Franzoſen und die Schlacht von Roßbach die rechte, dann durch den Rückmarſch nach Schleſien und die Schlacht von Liſſa die linke Flanke wieder frei zu machen, ſind Meiſterſtücke von Activität und Kriegskunde und werden für künftige Zeiten immer eine Regel des Betragens in ähnlichen ſchwierigen Lagen abgeben. Nur durch einen plötzlichen Angriff kann man ſeine Flanken von einem überlegenen Feinde reinigen. Freilich wenn dieſer den Krieg verſteht, hilft das Mittel nicht; er kann immer eine Schlacht, das Mittel der Verzweiflungsvollen, vermeiden, und dann muß der Schwächere früh oder ſpät unterliegen. Allein hier beſaß letzterer die Kriegskunde ausſchließend; die Starken wurden durch ihre Unwiſſenheit ſchwach, ſie ließen ſich in Schlachten ein und wurden geſchlagen.

Man kann ſich das Betragen der Oeſterreicher in der Schlacht von Liſſa gar nicht erklären; ſie hatten einen Fluß vor der Front; ſie gingen hinüber, um ihn im Rücken zu haben, damit er ihren Rückzug erſchwere. Sie ließen den König nach ſeiner Bequemlichkeit vor ihrer Front manövriren und rührten weder Hand noch Fuß. Sie hätten nur mit ihrer Linie gerade vorwärts rücken dürfen, ſo mußten ſie die Schlacht gewinnen, da ſie die Armee des Königs auf beiden Seiten überflügeln konnten. Wenn auch die Preußen Alles über den Haufen geworfen hätten, was gerade vor ihnen ſtand, ſo hätten ſie ſich doch in den Flanken angegriffen geſehen und mußten weichen. Aber ſie ließen dem König hinlänglich Zeit, alle ſeine Vorkehrungen zu ihrer Vernichtung zu treffen. Eine aufgeklärte Nachwelt wird es unglaublich finden.

Die Anlage des Königs zu dieſer Schlacht ſcheint freilich gegen einen ſolchen Feind ein Meiſterſtück zu ſein; ich meine aber, daß die zu den Schlachten von Crefeld und Freiberg ſchöner ſind. Des Königs linke Flanke war nicht durch Corps gedeckt.

Mit dieſer größten der Schlachten in der neuern Kriegs-

geſchichte endete dieſer an Bataillen reichſte Feldzug dieſes Kriegs der Schlachten, ſeit deſſen Ende keine mehr geliefert ſind und wol keine mehr vorfallen dürften, wie ich weiter unten zeigen werde. Ich weiß nicht, ob ſelbſt in der ganzen Geſchichte ein Jahr anzutreffen iſt, in dem ſo viele Hauptſchlachten geliefert worden wären. Von der alliirten Armee will ich nur anführen, daß der Herzog von Cumberland hätte nach Braunſchweig retiriren müſſen, ſtatt ſich an die See klemmen zu laſſen.

Vierter Abſchnitt.

Feldzug von 1758.

1) Es wäre noch zu unterſuchen, ob nach der Wiedereroberung von Schweidnitz der König von Preußen, ſtatt Olmütz zu belagern, nicht den Ruſſen hätte auf den Leib fallen ſollen.

Zu dieſem Zwecke konnte er entweder bei Warſchau über die Weichſel gehen, um die an der Unterweichſel und in Oſtpreußen zerſtreuten Ruſſen in ihren Quartieren anzugreifen, oder er konnte ſich ans weſtliche Ufer der Weichſel ſtellen, den Ruſſen den Uebergang verwehren, in Poſen ein Magazin anhäufen und dieſen Ort befeſtigen.

Seine bekannte Schnelligkeit würde erſtere Unternehmung, den Ueberfall der Ruſſen, noch ehe ſie verſammelt waren, möglich gemacht haben. Nur fragt es ſich, ob ein ſo weiter Marſch durch Polen ohne Magazine auf dem Wege möglich geweſen. Dieſe Schwierigkeit iſt groß; denn obwol 30,000 Mann zu dieſer Unternehmung hinreichen mochten, marſchirt man doch heutigen Tages nicht ohne Artillerie und Bagage; und obwol Polen ein kornreiches Land iſt, iſt es doch ſchwach bevölkert und man findet die Subſiſtenz auf einen weiten Raum zertheilt, weshalb ſie denn nicht ſo gar ſchnell beizutreiben iſt. Hätte man auch nur die Feldſtücke mitgenommen und die ſchwere Bagage zurückgelaſſen, ſo würde man doch noch immer viel Fourage und Brot bedurft haben. Daher wäre die zweite Operation, die Aufſtel-

lung am linken Weichſelufer, vorzuziehen geweſen und, wie ich glaube, auch ſehr ausführbar.

Man wende nicht ein, Polen ſei ein neutrales Land geweſen. Reſpectirten die Ruſſen dieſe Neutralität nicht, warum ſollte es der König? Es iſt beſſer, einen wehrloſen Staat zum Feinde zu haben, als daß er neutral ſei.

Krakau mußte der König beſetzen und befeſtigen, Warſchau ebenfalls. Das Dohna'ſche Corps mußte an die Unterweichſel rücken und ſich womöglich in den Beſitz von Danzig ſetzen.

Die Ruſſen, welche aus Mangel an Magazinen ſich erſt Ende Juni in Bewegung ſetzen konnten, hätten dieſen mit Schnelligkeit ausgeführten Operationen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg zu legen vermocht.

2) Der König kam dadurch in den Beſitz des ganzen Polens und Preußens weſtlich der Weichſel, konnte von hier Rekruten und Subſiſtenz ziehen, erhielt in der Weichſel eine natürliche Grenze gegen die Ruſſen, welche ſich ſchwerlich darüber hinaus gewagt hätten, namentlich wenn Krakau und Warſchau auch nur in der Eile befeſtigt waren und die Preußen ferner Danzig beſetzten.

Poſen und Kolberg machten dann dahinter eine zweite, nicht zu überſchreitende Feſtungslinie. Wagten ſich die Ruſſen ſelbſt über die Weichſel, ſo kamen ſie doch höchſtens bis Poſen, und Pommern und Brandenburg wurden völlig geſchützt.

Der König rundete hierdurch ſein Vertheidigungsgebiet ab, wodurch ſeine Operationslinie kürzer, folglich die Vertheidigung ſtärker wurde.

Wahrſcheinlich hätte er das Land diesſeit der Weichſel dann den ganzen Krieg hindurch behauptet. Die gefährliche Lage, worin ſich der König 1761 durch Zuſammenwirken der Ruſſen und Oeſterreicher verſetzt ſah, hätte nie ſtattgefunden, wie auch die Schlachten von Zorndorf, Züllichau und Frankfurt nie vorgefallen wären.

Beim Frieden hätte der König dies Land wahrſcheinlich behalten, ſonderlich, wenn er Oſtpreußen dafür an Polen gegeben

hätte. Denn ohne den sehr guten Grund in Anschlag zu bringen, daß man es ihm nicht wieder nehmen konnte, würde auch die Kaiserin von Rußland Ostpreußen sehr gern in den Händen der Polen gesehen haben, um bei einer künftigen Eroberung ihres Landes diese Seeprovinz, deren Besitz Rußlands Küsten an der Ostsee verlängerte, sich gleichfalls zueignen zu können.

Freilich hat Preußen nachher den größten Theil von Polen am linken Weichselufer bekommen und Ostpreußen behalten. Allein ich weiß nicht, ob Sendomir mit Krakau, welches Preußen jetzt nicht hat, aber, wie ich glaube, haben würde, wenn König Friedrich den Feldzug von 1758 mit der besprochenen Operation eröffnete — nicht ein hinlängliches Aequivalent für Ost- und Neuostpreußen ist.

Ferner bedenke man, wie sehr Friedrich's Administration diese Länder gehoben hätte, daß dadurch Preußen schon 1763 eine hinlänglich basirte Macht geworden wäre, daß Pommern, Brandenburg und Schlesien nicht von den Russen verwüstet wären und daß so viele blutige Schlachten die Annalen dieses Krieges nicht befleckt hätten.

Alles Dies wäre die heilsame Folge einer solchen Operation in Polen gewesen, statt des nicht basirten Marsches auf Olmütz, der mit dem Untergange der preußischen Armee enden mußte, wenn die Oesterreicher den Krieg verstanden, der nur deshalb beinahe glückte, weil die Oesterreicher sehr wenig vom Krieg verstanden. Immerhin kam der König nur mit Verlust aus dem Handel.

3) Wenn aber selbst der König die von mir vorgeschlagene Operation nicht unternahm, glaube ich, hätte er doch nicht nöthig gehabt, den Russen gerade auf den Leib zu gehen und ihnen eine Schlacht zu liefern, als sie in Brandenburg hauseten und Küstrin bombardirten. Wenn er auf ihre Subsistenz, auf ihr Magazin in Posen losmarschirt wäre, hätte er sie geschwinder zurückgebracht. Nahm er ihnen aber ihr Magazin in Posen, so hätte das wahrscheinlich den Untergang der ganzen russischen Armee nach sich gezogen. Vor sich den General Dohna, hinter

ſich den König, ohne Magazin konnte in einem unfruchtbaren, überdies verheerten Lande ein Heer von 80,000 Mann und obendrein ein ruſſiſches, welches ſo viele Wagen und Pferde mitſchleppt, nicht ſubſiſtiren; es mußte ſich trennen und dann gänzlich aufgerieben werden.

Wenn man ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, eine Schlacht zu liefern, muß ein Fehler vorhergegangen ſein. Diejenige von Zorndorf hätte ſehr wohl erſpart werden können.

Uebrigens erwarte man nicht, daß ich von allen Bewegungen reden werde; nur wenn ich etwas Neues zu ſagen habe, werde ich mich bei einem Gegenſtande verweilen.

4) Der Entſchluß des Marſchalls Daun, aus Böhmen, nachdem dies der König verlaſſen, auf Dresden zu marſchiren, um dies wegzunehmen, ſcheint Lob zu verdienen. Er konnte nur Dresden oder Neiſſe belagern. Erſteres war das Leichtere und deshalb hier das Beſſere. Daß er Dresden nicht einzunehmen verſtand oder nicht das Glück hatte, beweiſt hiergegen nichts; denn Neiſſe würde er noch weniger bekommen haben.

Wenn die Oeſterreicher auch Dresden haben, ſind ſie darum freilich noch nicht Meiſter von der Elbe bis Magdeburg, noch weniger können ſie letztere Feſtung ſchon belagern. Preußen iſt gegen Oeſterreich in kriegeriſcher Hinſicht ſo ſtark organiſirt, daß eine Belagerung von Magdeburg nur unternommen werden kann, wenn Schleſien — allenfalls bis auf Glogau — erobert iſt. Ohne den Beſitz Schleſiens operiren die Oeſterreicher auf Magdeburg ſtets in einem zu ſpitzen Winkel.

Ohne die Eroberung von Magdeburg können aber die Oeſterreicher gegen das Herz des preußiſchen Staats, die Mark Brandenburg, nichts ausrichten. Jene iſt unmöglich, wenn nicht die Eroberung Schleſiens vorhergegangen. Die Eroberung von Schleſien durch Oeſterreich iſt, ſo lange es Preußen nur mit jenem allein zu thun hat, höchſt chimäriſch.

5) Das Schönſte in dieſem Jahre iſt der Feldzug des Herzogs Ferdinand. Plan und Ausführung müſſen bewundert werden. In zwei Monaten wird die überlegene franzöſiſche

Armee von Stade bis über den Rhein zurückgeworfen! Dies Beiſpiel beweiſt, wie gefährlich es iſt, ſich zu weit von ſeinen Grenzen zu entfernen.

Die Schlacht von Krefeld iſt ein Meiſterſtück der Anordnung. Auf die Subſiſtenz der Franzoſen konnte Herzog Ferdinand nicht operiren, denn ſie waren hinlänglich baſirt und ungemein viel ſtärker. Ihm war es alſo erlaubt, eine Schlacht zu liefern und zu verſuchen, ob er ſie nicht dadurch beträchtlich zurückwerfen könnte. Indeſſen ſieht man in dieſem Beiſpiele den Beweis, wie wenig glückliche Schlachten gegen die Mehrzahl vermögen; wie wenig entſcheidend ſie meiſtentheils in den neuern Kriegen ſind. Denn ungeachtet des Siegs von Krefeld mußte Herzog Ferdinand doch wieder über den Rhein zurück und zwar in Folge der ſehr klug ausgeſonnenen Verſuche der Franzoſen gegen ſeine Brücke. Denn obwol dieſe durch die Geſchicklichkeit des Generals Imhoff und die Tapferkeit ſeiner Truppen vereitelt wurden, war es doch zu gefährlich, ſie wiederholen zu laſſen. Dieſe Operation auf die Brücke der Allürten ausgenommen, war von Seiten der Franzoſen Alles ganz ſchlecht.

Die Feldzüge des Herzogs Ferdinand beweiſen, daß ein geſchickter General auch mit ungeübten Truppen große Dinge ausführen kann. Denn die alliirte Armee beſtand aus ungleichen Truppen verſchiedener kleiner Staaten und aus neuerrichteten. Indeſſen beſaßen ſie die den Deutſchen ſo eigene Tapferkeit meiſtentheils im höchſten Grade.

Fünfter Abſchnitt.

Einige Betrachtungen über die andern Feldzüge dieſes Kriegs und über denſelben überhaupt.

1) In dem Reſte dieſes Kriegs ſind die Vertheidigungs-Feldzüge des Prinzen Heinrich in Sachſen und diejenigen des Herzogs Ferdinand nebſt den ſchönen Bewegungen des Königs Friedrich 1761 in Schleſien, um die Vereinigung der Ruſſen

und Oeſterreicher zu hintertreiben, wie auch die vortrefflichen Lager deſſelben, namentlich das bei Bunzelwitz, endlich der geſchickte Entwurf, die Ruſſen durch Zerſtörung ihrer Magazine zum Rückzuge zu zwingen, wol das Vollkommenſte in den Annalen der neuern Kriege.

Die Schlachten Friedrich's II. verdienen nicht in eben dem Grade die Bewunderung der Kriegsverſtändigen, wenngleich die Dispoſitionen zu ihnen gelobt werden müßten. Denn wenn ſie hätten vermieden werden können, ſo muß man ſie als verzweifelte Verſuche betrachten, eine unglückliche Lage, ſei's durch den Tod, ſei's durch den Sieg, zu enden.

Durch den Tod entzog man ſich für ſeine Perſon derſelben, aber der Staat wurde zertrümmert; und welche Zerrüttung brachte nicht dies in das politiſche Syſtem von Europa!

2) Die Schlacht von Kunersdorf wäre nicht geliefert worden, wenn der König auch 1759 noch eine Operation in Polen vorgenommen hätte. Sie mußte aber von Schleſien aus im Rücken der ruſſiſchen Armee geſchehen, als dieſe gegen die Mark vorgerückt war und während General Dohna vor ihr ſtand. Denn die Operationen des Generals Dohna in Polen konnten zu nichts führen, weil ſie gegen die Front einer weit überlegenen Macht gerichtet waren. Wenn aber der König die Ruſſen erſt bis an die Oder vorrücken ließ und ihnen dann von Schleſien aus in den Rücken fiel, ſie von ihren Magazinen abſchnitt, ſo waren ſie auch ohne Schlacht verloren; und eine ſolche Operation wäre ebenſo glänzend, ebenſo beiſpiellos als nützlich geweſen. Der König erhielt dadurch den Beſitz von Oſtpreußen wieder und erlangte denjenigen des größten Theils von Polen; denn eine zweite Armee, die ſich ihm in dieſem Jahre hätte noch entgegenſtellen können, war nicht vorhanden; wahrſcheinlich auch im folgenden nicht. Uebrigens ſage man doch nicht, daß während dieſer Unternehmungen in Polen die Oeſterreicher in Schleſien etwas Wichtiges hätten können zu Stande bringen. Waren die Feſtungen hinlänglich beſetzt und verſorgt, ſo konnte der König mit ſeinem

Corps früh genug zurückeilen, um ſie wieder zu verjagen, noch ehe die Oeſterreicher eine von dieſen Feſtungen erobert hätten.

Wie viel glänzender hätte der König ſeine Feldzüge machen können, wenn er von dem Grundſatze überzeugt geweſen wäre, daß man im Vertheidigungskrieg in Flanke und Rücken des Feindes operiren muß!

3) Die Ruſſen betrieben ihren Krieg gegen den König, wie es ſcheint, ſehr fehlerhaft. Erſt mußten ſie am rechten Weichſelufer ihren ſtrategiſchen Aufmarſch machen, d. h. ſich längs deſſelben ausdehnen und Magazine anlegen. Da ſie dies verſäumten und ſich nur an der Unterweichſel baſirten und dann vorrückten, ſetzten ſie ſich der Gefahr aus, abgeſchnitten und aufgerieben zu werden. Krakau mußten die Ruſſen beſonders befeſtigen und zum Subject ihrer Hauptoperation machen. Deren Object mußte Koſel ſein. Denn die Oder iſt von der polniſchen Seite her unbezwinglich und die Operationen gegen ſie ſind um ſo ſchwieriger, je näher deren Objecte gegen den Ausfluß hinliegen. Der Urſachen ſind mancherlei. Erſtens macht die Oder gegen Polen hin einen eingehenden Bogen von Glogau bis zur See; begibt man ſich in dieſen, ſo iſt man von vornherein in den Rücken genommen. Zweitens iſt die Oder mit einer Reihe Feſtungen beſetzt. Drittens iſt das Land am rechten Ufer auf eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung hin ſandig und unfruchtbar.

Daher muß man die Oder von der Weichſel her umgehen, d. h. ſie an ihrem obern Ende angreifen, alſo Koſel wegnehmen. Die Eroberung von Schleſien müſſen alſo ſowol Ruſſen als Oeſterreicher mit derjenigen von Koſel beginnen und die Oeſterreicher müſſen noch Neiſſe hinzufügen.

4) Der Hauptfehler der Ruſſen und Oeſterreicher in dieſem ganzen Kriege war, daß ſie ſich zu ſehr zuſammenhielten, ihre Kräfte nicht gehörig entwickelten. Ich verlange nicht, daß man ſich in eine Kette von Poſten auflöſe; aber ein Feldherr muß wiſſen, wohin es nöthig iſt, Corps zu detachiren, zwiſchen die der Feind ebenſo wenig eindringen kann wie in eine Curtine,

und deren eins den Feind nicht angreifen kann, ohne ſelbſt durch Zuſammenrücken der andern in Flanke und Rücken genommen zu werden. Er muß eine zweckmäßige Eintheilung ſeiner Kräfte zu machen wiſſen. Darin beſteht die Kunſt.

Von einer geſchickten Zertheilung in Corps gab Herzog Ferdinand vor der Schlacht von Minden ein Beiſpiel. Die Hauptarmee war in zwei Corps getheilt, denn der General Wangenheim ſtand abgeſondert. Auf der linken Flanke und im Rücken des Feindes bei Herford ſtand der Erbprinz und bedrohte die Subſiſtenz des Feindes. Bei Lübbecke ſtand ein Corps, welches die Gemeinſchaft mit dem Erbprinzen unterhielt. Alle dieſe Stellungen umfaßten den Feind. Auch die Hauptarmee machte mit dem Wangenheim'ſchen Corps einen eingehenden Bogen gegen den Feind. Wieviel mußte nicht dies zum Gewinn der Schlacht beitragen!

5) Die Operationen des Herzogs nach der Schlacht von Minden in der linken Flanke der Franzoſen ſind ein Beweis des vortrefflichen ſtrategiſchen Augenmaßes dieſes Feldherrn und dadurch zwang er unaufhörlich ſeinen Gegner zu rückwärtigen Bewegungen. Es ſcheint zwar, als wenn der Herzog, um das Hannoverſche zu decken, vor der Schlacht bei Minden das weſtliche Ufer der Weſer hätte verlaſſen ſollen; allein dies wäre ein ſehr großer Fehler geweſen. Die Franzoſen konnten mit Sicherheit in das Hannoverſche nur eindringen, wenn ſie Herren von Weſtfalen waren, wenn ſie Lippſtadt, Münſter, Osnabrück und Minden oder Hameln im Beſitz hatten. So lange dies noch nicht der Fall war, mußten ſie immer beſorgt ſein, durch Manöver des Feindes auf ihrer linken Flanke die Gemeinſchaft mit Frankreich zu verlieren. Daher ſcheint es, als wenn alle franzöſiſchen Generale in dieſem ganzen Kriege einen ſehr großen Fehler begingen, daß ſie mit dem größten Theile ihrer Macht nicht in Weſtfalen, ſondern in Heſſen agirten. Und aus demſelben Grunde hatte Herzog Ferdinand Recht, wenn er Weſtfalen immer zu behaupten ſuchte, um durch Umgehungen der linken

Flanke des Feindes deſſen Gemeinſchaft zu bedrohen, was dieſen immer wieder zurückwerfen mußte. Durch einen Uebergang über die Weſer hätte er alle dieſe Vortheile verloren. Alle Operationen der Franzoſen in der linken Flanke der Alliirten führten aus eben dieſer Urſache in dieſem ganzen Kriege zu gar nichts.

Um die Vortrefflichkeit eines excentriſchen Rückzugs zu begreifen, darf man nur annehmen, der Marſchall Conkades hätte ſein Heer in zwei Hälften getheilt, wovon die eine ſich längs der Weſer nach Kaſſel, die andere aber nach Münſter hin zurückgezogen hätte. Alsdann waren alle Bewegungen der Alliirten in der linken Flanke der Franzoſen unmöglich; die alliirte Armee konnte nicht einen Schritt vorgehen, ohne der franzöſiſchen Abtheilung, welche ſich nach Münſter gezogen hatte, die rechte Flanke preiszugeben.

Durch Detachiren einen Feind zum Rückzug zwingen, wollte König Friedrich bei Maxen — wird man ſagen — aber das Detachement wurde gefangen. Hierauf antworte ich: es würde nicht gefangen ſein, wenn ſich der König mit ſeiner Armee mehr rechts weg von der Elbe in die linke Flanke der Oeſterreicher geſtellt und dieſe mit einer Kette von Corps umfaßt hätte, wodurch das Corps bei Maxen in Gemeinſchaft mit der übrigen Armee geblieben wäre. Durch dieſe Maßregel würde er die Oeſterreicher nach Böhmen zurückgeworfen und Dresden wieder bekommen haben.

6) Ob die Schlacht von Torgau nicht wäre zu vermeiden geweſen, iſt wieder eine Frage, welche von Kriegsverſtändigen entgegengeſetzt beantwortet worden iſt. Es ſcheint vorerſt, daß die Operationslinie der Oeſterreicher, da ſie ſehr lang war, auch leicht durchſchnitten werden konnte. Jede Stellung des Königs an der Elbe mußte die Oeſterreicher aus der ihrigen bei Torgau bringen oder doch wenigſtens ſtark zurückdetachiren laſſen. Dagegen hätte der Verluſt der Schlacht bei Torgau die Oeſterreicher noch nicht nach Böhmen zurückgetrieben, wenn ſie den Krieg verſtanden; ſo glaube ich auch nicht, daß der König wäre zu Grunde gerichtet geweſen, wenn er die Schlacht von

Torgau auch verloren hätte. Schlachten entſcheiden heutiges Tages nicht ſo viel.

Dieſer Siebenjährige Krieg, in dem ſo viele Schlachten geliefert wurden, legte dennoch, durch die Entwickelung und Vervollkommnung des Feuerſyſtems, welche die in demſelben gemachten Erfahrungen veranlaßten, den Grund zu einer Ordnung der Dinge, in welcher die Schlachten ganz vom Schauplatz des Kriegs verſchwinden müſſen. Wirklich hat man ſeit dieſem Kriege keine eigentlichen Schlachten mehr geliefert.

Sechster Abſchnitt.

Einige Betrachtungen über die Kriege von dem Siebenjährigen bis zum franzöſiſchen Revolutionskriege.

1) Die Kriege der Ruſſen und Türken beſtätigen den Grundſatz der Baſis. Jenſeit der Donau können ſich die Ruſſen nicht erhalten; und es wäre noch die Frage, ob nicht ungeachtet der ſchlechten Kriegsverfaſſung und Unwiſſenheit der Türken die Eroberung des türkiſchen Reichs in Europa eine Chimäre iſt. Mangel an Subſiſtenz, glaube ich, wird es unmöglich machen, über das Gebirge Hämus nach Konſtantinopel zu marſchiren.

Der bairiſche Erbfolgekrieg war keiner. Man negociirte während deſſelben unaufhörlich. Joſeph II. wollte ihn, ohne Luſt zu haben, ſich den Gefahren deſſelben auszuſetzen; die frömmelnde Maria Thereſia wollte ihn nicht und der Philoſoph Friedrich betrachtete die Kriege als eine abſcheuliche Thorheit, wenn ſie nicht durchaus nothwendig ſind. Man rückte alſo nur ins Feld, um zu zeigen, daß man darauf vorbereitet war, und der Krieg bietet nichts dar, was verdiente, angemerkt zu werden.

2) Der amerikaniſche Krieg iſt außerordentlich merkwürdig und wichtig als der Anfang einer neuen militäriſchen Periode. Keine Schlachten, nur kleine Gefechte, nur Krieg der leichten Truppen, das Vorbild aller künftigen.

Die engliſchen Heerführer machten unbegreifliche Fehler. Wie oft hatten ſie es in ihrer Gewalt, durch einen Angriff auf die Hand voll Menſchen, welche die Freiheit der Amerikaner vertheidigten, dem Krieg ein Ende zu machen.

Die Manöver von Trenton und Princeton dagegen ſind Meiſterſtücke, Muſter des Betragens für einen General, welcher mit einem ſchwächern gegen ein viel ſtärkeres Heer einen Vertheidigungskrieg führt. General Waſhington warf ſich mit ſeinen wenigen Leuten in Flanke und Rücken des Feindes, bedrohte deſſen Subſiſtenz.

Auch die Unternehmung des Montgomery in Canada und den Marſch des Generals Arnold ebendahin muß man loben. Das Project, den General Cornwallis in Yorktown gefangen zu nehmen, mußte freilich einem Jeden einfallen, doch war es gut combinirt. In taktiſcher Hinſicht iſt der Krieg merkwürdig, weil in demſelben das Tirailliren zuerſt aufgekommen iſt. Die amerikaniſchen Riflemen, der einzige Theil der Miliz, welcher zum Kriege brauchbar iſt, fochten nach dieſer Methode. Auf dem Bauche ſich an den Feind zu ſchleichen, ihn ungeſehen zu erſchießen, dann zu fliehen und im Fliehen ihm noch Abbruch zu thun, das war ihre Sache.

3) Der Operationsplan des britiſchen Miniſteriums, die Armee von Canada mit derjenigen von Neuyork zuſammenſtoßen zu laſſen und die amerikaniſchen Colonien dadurch voneinander zu trennen, war gut. Daß die Sache nicht gelang, daran war einzig und allein General Howe ſchuld, indem er nach Philadelphia, ſtatt nordwärts den Hudſon hinauf ging. General Burgoyne konnte nicht gefangen werden, wenn ihm Howe entgegen kam. Indeſſen wäre der Operationsplan noch beſſer geweſen, wenn ſich die Engländer zugleich in den Beſitz von Boſton ſetzten.

Mich dünkt, die Engländer mußten in dieſem Kriege alle Seehäfen, wenigſtens die wichtigſten alle beſetzen. Dieſe Maßregel allein würde vielleicht dieſe ganz merkantiliſchen Amerikaner unterjocht haben. Alle Verbindung mit Europa wäre abgeſchnitten geweſen und ohne dieſelbe können dieſe Coloniſten

nicht bestehen. Man sage nicht, ihre Küste sei durch die englische Flotte blockirt gewesen. Man kann eine so lange Küste nicht blockiren. Wenn man ihre Häfen garnisonirte, so war ihre Schiffahrt in der Geburt erstickt.

Zu dieser Unternehmung waren 20,000 Mann hinlänglich und die Engländer unterhielten wenigstens 30,000 Mann in Amerika.

Ich will diese Seehäfen nicht als eine lange Basis betrachten, von wo aus man in das Land operiren müßte. Die Besatzungen der Häfen brauchten nur ganz passiv sich im Besitz derselben zu erhalten oder doch nur Incursionen in das Land zu machen, um Lebensmittel herbeizutreiben.

Da man aber nicht alle kleinen unbedeutenden Häfen besetzen konnte, so mußte man sie zerstören. Zu diesem Ende mußte jede Besatzung einige Kriegsschiffe bei sich haben. Zu gleicher Zeit hätte man freilich auch längs der Küste kreuzen müssen, um jeden Amerikaner, der sich etwa durchgeschlichen hätte, wegzukapern. Die Verbindung mit Frankreich wäre dadurch ganz unterbrochen gewesen und nur sie hielt in diesem Kriege die Kräfte und die Hoffnung der Amerikaner aufrecht.

Ein egoistisches merkantilisches Volk unterjocht man durch die Zerstörung seines auswärtigen Handels. Die Amerikaner wären durch diese Maßregel in das äußerste Elend versunken, sie hätten die Urheber ihrer Empörung wahrscheinlich selbst bestraft und die Engländer knieend um Vergebung und Frieden angefleht.

4) Besetzen mußten die Engländer Boston, Rhode Island, Neuyork, Philadelphia und Norfolk in Virginien. Durch die Besetzung von Norfolk blockirt man zugleich alle Häfen der Chesapeakebay. Im Süden mußten Charlestown und Savannah garnisonirt werden. Man muß nicht sagen, daß es schwer gewesen sei, alle diese Plätze wegzunehmen, denn die Engländer und Hessen haben immer weggenommen, was sie wollten.

Die 20,000 Mann mußten folgendergestalt eingetheilt werden: 4000 in Boston, 2000 in Rhode Island, 4000 in Neuyork

3000 in Philadelphia, 3000 in Norfolk, 3000 in Charlestown und 1000 in Savannah. Glaubt man auch, es wäre zur Bezwingung der Amerikaner nicht hinlänglich geweſen, dieſe Häfen zu beſetzen, ſo wird man doch geſtehen, daß die Unterjochung unfehlbar ſein mußte, wenn man ſich zu gleicher Zeit der Gebirge bemeiſterte. In ihrem langen und verhältnißmäßig ſchmalen Thal zwiſchen See und Gebirge eingeengt, konnten die Amerikaner ſich unmöglich unabhängig erhalten.

Zu dieſer Operation waren aber 10,000 Mann überflüſſig hinlänglich. Sie mußten von Canada ausgehen. Es war alſo ganz recht, daß die Engländer 1776 die Amerikaner wieder aus Canada jagten. Die Gebirge laufen nicht auf einem Meridian von Norden nach Süden, ſondern von Nordoſt nach Südweſt. Canada und die Reihe Forts, welche die Engländer baſirte, haben auch eine nach Süden ſich neigende Richtung. Folglich ſind die Operationslinien gegen das Gebirge nicht in gleichem Verhältniſſe länger, als ſie mehr weſtlich ſind. Dies erleichtert die Operationen.

Man ſage nicht, in den Wildniſſen könne man nicht marſchiren. Flüſſe erleichtern den Transport; man kann immer mit 1500 bis 1800 Mann durch Wildniſſe fortkommen, und ſo viel Leute ſind dort ſchon eine Armee. Von Canada her mußte die ſtärkſte Colonne längs dem Hudſonfluß operiren. Dieſe mußte wenigſtens 3000 Mann ſtark ſein. Wenn nun zu gleicher Zeit die 4000 Mann in Neuyork 2000 den Fluß aufwärts detachirten, wenn die Beſatzung von Boſton ebenſo viel und die von Rhode Island 1000 Mann ins Land vorſchickte, ſo fand ſich die neuengländiſche Miliz von vier Colonnen allenthalben in den Rücken genommen. Neuengland fiel! Um es im Zaume zu halten, mußte man dann bei Hortford in Connecticut ein ſtarkes Fort errichten, während, wie geſagt, die Seeplätze garniſonirt blieben.

5) Von den andern Colonien konnte Neuengland keine Hülfe erwarten; denn dieſe ſahen ſich ſelbſt angegriffen. Längs den Flüſſen Delaware, Susquehannah und den Alleghany hinab

bis Pittsburg mußten ſtarke Detachements, von Canada aus durch die Forts an den Seen baſirt, nach Süden operiren und da, wo der Delaware und der Susquehannah durch die Blauen Berge fließen, mußten Forts errichtet werden. Ein anderes Fort mußte bei Northumberland, wo der Oſt- und Weſtzweig des Susquehannah zuſammenfließen, und wieder eins bei Tioga, der Gemeinſchaft mit Canada wegen, gebaut werden. Der Poſten von Pittsburg hielt alle hintern Gebirgsgegenden in Reſpect. Kentucky und Tenneſſee waren kaum angefangen, ſie wurden durch die Indianer bekriegt, von ihnen war damals noch nichts zu befürchten.

Jede der drei Colonnen, des Delaware, des Susquehannah und von Pittsburg, braucht nur 2000 Mann ſtark zu ſein. Ich komme alſo mit 29,000 Mann zur Bezwingung von Amerika aus. Neben den eben gefoderten 6000 Mann beſetzen 20,000 Mann die Seehäfen und 3000 operiren über den Champlainſee nach Neuengland. Hätten ſich die Amerikaner auf ſo vielen Punkten zugleich angegriffen geſehen, ſo waren ſie verloren. Sie hätten nicht gewußt, wohin ſich zuerſt wenden. Ihre Miliz hätte ſich bald zerſtreut; dann mußte man aus den Forts Cavalerieparteien, von leichter Infanterie unterſtützt, ins Land ſchicken, um alle Waffen aus demſelben zu holen. Ueberall mußte man Spione haben, um ſogleich zu wiſſen, wo ſich ein Haufen Volk verſammelte, um ihn ſogleich zu zerſtreuen.

6) Gegenwärtig bedürfte es nicht mehrer Truppen, um die Vereinigten Staaten zu bezwingen, nur müßte gegenwärtig eine Colonne gegen Kentucky von den Forts an den Seen bis nach Fort Waſhington am Ohio vorrücken, und ein anderes Detachement ſich der Mündung des Ohio bemeiſtern. Dadurch würden die weſtlichen Staaten abgehalten, dem Detachement bei Pittsburg in die Flanke zu fallen, indem ſie ſich ſelbſt bedroht ſehen würden.

Freilich wären dieſe Operationen unmöglich, wenn ſie gegen einen Feind gerichtet wären, der ſich vertheidigen könnte. Gegen die viel kriegeriſchern Europäer gerichtet, verdienten ſie als ein thörichtes Beginnen betrachtet zu werden. In Rückſicht der Anglo-

Amerikaner trifft alſo der Grundſatz der Baſis nicht zu, weil ſie ſich nicht wehren. Noch jetzt würden ſie vielleicht im Anfange 20,000 Mann Miliz verſammeln können; mehr nicht wegen Mangels an Subſiſtenz. Allein zuerſt würde dieſe Miliz ſehr leicht durch Kanonenſchüſſe in die Flucht zu jagen ſein; dann würde ihre Zahl ſich bald bis auf 2000 bis 3000 verlaufen aus Mangel an kriegeriſchem Geiſt und Patriotismus, an Magazinen, Bezahlung, Kriegsgeräthſchaften und Disciplin. Den Reſt des Feldzugs würden dann die Amerikaner mit höchſtens 3000 Mann gegen 29,000 Europäer zu beſtehen haben.

Amerikaniſche Offiziere ſelbſt urtheilen von der Miliz ſo wie ich. Selbſt diejenige von Kentucky taugt nichts. Sie verurſachte die Niederlage, welche General St.-Clair von den Indianern erlitt, indem ſie ſogleich floh und ſich auf die regulirten Truppen warf. Die neuengländiſche iſt tapferer, wird man ſagen; man führt Bunkershill zum Beweiſe an. Was thaten ſie denn Großes bei Bunkershill? Sie ſtanden hinter einer dicken Bruſtwehr und als die Engländer an den Rand des Grabens kamen, feuerten ſie ihre Flinten ab, was die Engländer zum Rückzug bewog. Dieſe beſannen ſich aber ſogleich wieder und kehrten zum Angriff zurück. Darauf flohen die Amerikaner. Der Feldzug gegen Burgoyne macht ihnen Ehre; jedoch nicht der Anfang deſſelben. Hier war nichts als Flucht. Als es ihnen aber gelungen war, einige Hundert Braunſchweiger und Engländer unter einer ungleich größern Zahl zu erdrücken, bekamen ſie Muth. Ueberdies bedenke man, daß ich Neuengland allein durch 13,000 Europäer in concentriſch operirenden Colonnen ängſtigen laſſe und daß ſie in dem Feldzuge gegen Burgoyne nur 7000 Mann in einer einzigen Colonne überwältigten.

Nur um zu zeigen, daß es Ausnahmen gibt, die jedoch die Regel nicht aufheben, habe ich von dem am meiſten unkriegeriſchen Volke geſprochen.

Siebenter Abſchnitt.

Franzöſiſcher Krieg. Feldzug von 1792.

1) In dem franzöſiſchen Revolutionskriege erſcheint das neuere Kriegsſyſtem entwickelter als in irgend einem der vorhergehenden. Es iſt eine Progreſſion vom Siebenjährigen Kriege bis zu dieſem, ſo ungleich ſie auch erſcheinen.

Der Marſch der Preußen nach der Champagne darf gar nicht militäriſch beurtheilt werden, weil er ſich allein auf falſche politiſche Beurtheilungen gründete. Er iſt ein militäriſches Unding, eine kriegeriſche Unmöglichkeit und das einzige Beiſpiel in ſeiner Art. Hätte der Herzog von Braunſchweig auch im Siebenjährigen Kriege nicht ſo viele Proben militäriſcher Talente abgelegt, hätte er auch nicht im nachfolgenden Feldzuge durch gelehrte Bewegungen und Stellungen ſeine Heerführer-Reputation gerechtfertigt, ſo könnte man ihm dennoch die Fehler des Champagnezugs nicht zur Laſt legen, aus der Urſache, weil ſie zu groß ſind.

Anders mit General Dumouriez. Dieſer konnte oder durfte wenigſtens keine politiſchen Urſachen haben, die ihn abhielten, nach den Regeln des Kriegs zu handeln. Daher ſind wir befugt, ſeine Feldherrnſchritte ganz rein militäriſch zu beurtheilen, zumal er ſelbſt ſeinen Feldzug in der Champagne das Muſter eines vollkommenen Vertheidigungskriegs nennt.

2) Die franzöſiſchen Heere waren beim Einmarſch der Preußen vortrefflich geſtellt. Kellermann bei Metz, Lafayette und nachher Dumouriez bei Sedan. Gegen die Niederlande ſtand bei Valenciennes ein anderes Corps und Cuſtine bei Landau, beſonders war Kellermann's Stellung bei Metz vortrefflich. Sie mußte den Preußen den Untergang bringen, wenn dieſe, ſo wie ſie es thaten, zwiſchen Thionville und Sedan in Frankreich einrückten. Und Dumouriez nahm Kellermann von Metz weg, um ihn auf einem großen Umwege mit ſich zu vereinigen. Erſter Hauptfehler!

Kellermann hätte von Metz aus das kleine öſterreichiſche

Corps, welches Thionville bombardirte, angreifen und durch Uebermacht über den Haufen werfen können. Er konnte es durch Uebermacht; dann mußte er etwas gegen dieſes Corps und gegen Luxemburg ſtehen laſſen, mit dem Reſt nach Trier und Koblenz marſchiren und beide Städte wegnehmen. Hierzu gehörte nichts; denn in Koblenz war faſt gar keine Beſatzung. Oder er mußte mit dem größten Theile ſeines Corps Luxemburg und die von Thionville weggeſchlagenen Oeſterreicher beobachten und nach Koblenz detachiren.

Freilich würde ſich das öſterreichiſche Corps von Thionville nicht nach Luxemburg, welches ohnedies ſicher war, ſondern nach Trier und Koblenz gezogen haben; dann aber konnte doch Kellermann alle Transporte von Luxemburg zur preußiſchen Armee abſchneiden. Was wäre dann aus dieſer Armee geworden? Oder was wäre ihr Schickſal geweſen, wenn es gelang, das öſterreichiſche Corps bei Thionville von Koblenz abzuſchneiden und nach Luxemburg zu werfen, wodurch Koblenz wahrſcheinlich ſammt Ehrenbreitſtein den Franzoſen in die Hände fiel, während Cuſtine Mainz und Frankfurt eroberte? Wohin hätte ſich die preußiſche Armee gewendet? Nach den Niederlanden? Hierauf werden wir ſogleich antworten, wenn wir unterſuchen, was General Dumouriez mit ſeiner Abtheilung der franzöſiſchen Kriegsmacht hätte thun ſollen. Uebrigens iſt es unzweifelhaft, daß die Preußen ſogleich von ihrem Marſche auf Paris abſtanden, wenn ſie nur den Angriff Kellermann's auf die Oeſterreicher bei Thionville erfuhren, auch wenn dieſer mislang. Er konnte ihnen zu gefährlich werden.

3) Nachdem Dumouriez die Armee Lafayette's übernommen, berief er einen Kriegsrath. General Dillon ſchlug eine Diverſion nach den Niederlanden vor, welche man bei der Schwäche der Oeſterreicher unfehlbar erobern werde. Dies war vortrefflich. Dieſe Diverſion brachte die Preußen ſofort von ihrem Zug auf Paris ab. Hätte nun Dumouriez vereint mit dem Corps bei Valenciennes die Niederlande erobert, während Kellermann die Oeſterreicher bei Thionville ſchlug, Luxemburg blockirte oder Kob-

lenz eroberte, ſo konnte die preußiſche Armee nur durch die Ardennen zwiſchen Maas und Rhein retiriren; ein Rückzug, der ohne Lebensmittel und Fourage unmöglich war; die Preußen wurden aufgerieben. Welch ein Feldzug wäre dies für die Franzoſen geweſen! Die neuere Geſchichte hätte nichts Aehnliches dargeboten. Wie klein erſcheint dagegen Das, was die Franzoſen wirklich thaten!

Kellermann mußte ſich nicht eher in Bewegung ſetzen, als bis die Preußen durch die Defiléen des Argonnewaldes in die Champagne eingerückt waren. Jedoch muß man dagegen bemerken, daß ſie ſchwerlich bis in die Champagne vorgedrungen wären, wenn Dumouriez bei Sedan ſtand oder gar die Niederlande angriff.

Auf die erſte Nachricht von einem Angriff Kellermann's bei Thionville wären die Preußen ſogleich auf Luxemburg zurückgegangen. Das iſt wahrſcheinlich, dann entgingen ſie ihrem Verderben, aber dann eroberte Dumouriez während der Zeit Belgien mit weniger Blut, als nachher geſchah.

Zu dieſem Zwecke durfte er nur längs der Maas operiren; die Oeſterreicher bei Ryſſel wären zurückgegangen, um nicht von Deutſchland abgeſchnitten zu werden, wenn er ihnen nur Bournonville gegenüberließ, ſtatt ihn an ſich zu ziehen. Die Preußen wären durch Kellermann und die Beſorgniß vor Cuſtine zurückgelockt. Clairfait hätte freilich gegen Dumouriez agirt, aber dieſer konnte ihm mit ſeinen 10,000 Mann nicht gefährlich werden. Denn Dumouriez brauchte nur bei Givet oder Bouvines ein Corps hinzuſtellen, ſo ſchnitt dies Clairfait ab, wenn er von Luxemburg auf Namur ging, kam Clairfait in den Rücken, während Dumouriez von vorn angriff. Dann mußte Clairfait das Gewehr ſtrecken.

Dumouriez wäre bis an den Rhein gekommen; denn die Preußen konnten wegen Cuſtine's nichts in ſeiner rechten Flanke unternehmen; wäre nun Kellermann den Preußen bei ihrem Rückzuge immer auf den Ferſen geblieben, ſo würde er Koblenz eingenommen haben und die Franzoſen würden ſchon in dieſem Feldzug Herren des Rheins von Baſel bis Holland geworden ſein.

4) Dumouriez that dagegen, was alle Kriegsanführer thun, die ſinnlichen Eindrücken mehr als dem Nachdenken folgen. Er ſtellte ſich dem Feinde gerade entgegen und zwar einem Feinde, vor welchem er ſich mit ſeinen Haufen im freien Felde nicht ſehen laſſen durfte.

Der Vorſchlag des Engländers Morey, bei Sedan ſtehen zu bleiben und dann den Preußen, wenn ſie nach Paris vorrückten, in den Rücken zu fallen, und ſie zu burgoyniſiren, war unendlich beſſer, als was Dumouriez that. Durch dieſe Stellung bei Sedan würden die Preußen vom Vordringen abgehalten ſein. Durch Fluß und Feſtungen gedeckt, konnte Dumouriez in ihr nicht forcirt werden.

Dumouriez glaubte die Preußen in der Front aufhalten zu können, allein es lief ab, wie man es vorausſehen konnte. General Clairfait drang nach einer ziemlich lebhaften Jägerſchießerei auf Dumouriez' linker Flanke durch und deſſen ganze Armee lief hierauf in der größten Unordnung davon. Dieſe Flucht war nicht die Schuld des Generals Dumouriez, ſondern die ſeiner Truppen. Die Preußen konnten ſie vorerſt nicht einholen; als es aber einigen Schwadronen Huſaren gelang, warfen dieſe die franzöſiſche Reiterei, kamen indeſſen dann ins Kanonenfeuer und mußten wieder zurück. Dies iſt Alles, was vorfiel.

5) In der Stellung von Valmy ſammelte ſich Dumouriez wieder und vereinigte ſich mit Kellermann. Er tadelt den Herzog von Braunſchweig, daß dieſer nicht angriff und es bei einer Kanonade bewenden ließ. Freilich wäre Kellermann wahrſcheinlich geſchlagen; allein wozu hätte dieſer Sieg geführt? Nach dem Siege von Valmy hätten die Preußen doch auf Verdun zurückgehen müſſen. Je weiter ſie vordrangen, deſto ſicherer war ihr Untergang. Es ſcheint daher, daß die Preußen bis Valmy nur vorrückten, um zu ſehen, ob die franzöſiſchen Linientruppen nicht vielleicht zu ihnen übergehen würden. Sie blieben wol nur deshalb einige Tage ſtehen, um der franzöſiſchen Armee den Puls zu fühlen. Wenigſtens kann man es ſich nicht anders vernünftig erklären. Nachdem aber der Herzog von Braunſchweig ſich durch

die luftigen Vorſpiegelungen der Emigranten hatte bis Valmy führen laſſen, konnte er nichts Beſſeres thun, als ſich geſchwind-möglichſt wieder zurückzuziehen; und wenn die Emigranten dies Verfahren nachher überall getadelt haben, ſo beweiſt dies nur ihre große Unkunde des Kriegs, wie überhaupt aller Dinge.

Mußte ſich die preußiſche Armee mit möglichſter Geſchwindigkeit zurückziehen, ſo durfte doch Dumouriez dieſen Rückzug nicht in Ruhe geſchehen laſſen. Er mußte mit der größten Hitze verfolgen. Dafür aber ging er nach Belgien und überließ die Verfolgung Kellermann, welcher nicht verfolgte.

Alles war in dieſem Feldzuge von Seiten der Franzoſen ſchwach, wenn man Das, was ſie thaten, mit Dem vergleicht, was ſie hätten thun können.

6) In viel vortheilhafterm Licht erſcheint Cuſtine. Dieſer mußte ſich auf Kellermann's Mitwirkung verlaſſen, weil er allein zu ſchwach war; und Kellermann that nichts. Vielleicht hätte Cuſtine dennoch Koblenz wegnehmen können, denn es war faſt gar keine Beſatzung darin. Allein von Mainz aus war doch der Marſch auf dem linken Rheinufer lang; auf dem rechten war er kürzer, doch dann war man durch den Rhein von Koblenz getrennt. Den Rhein hinabſchiffen konnte man nicht, weil der Feind Rheinfels und St.-Goar hatte. Cuſtine kann alſo nicht leicht getadelt werden, daß er Koblenz nicht wegnahm, wohl aber Kellermann, daß er die Preußen ſo ruhig abziehen ließ.

Dagegen iſt unter aller Kritik, was Cuſtine auf dem rechten Rheinufer unternahm. Daß er Frankfurt überhaupt beſetzte, war ein Fehler, da er es nicht behaupten konnte; daß er es aber ſchwach beſetzte und die ſchwache Beſatzung unnütz aufopferte, war gar unbegreiflich. Seine Stellung zwiſchen Mainz und Frankfurt war äußerſt gefährlich. Die Preußen konnten ihn von Mainz abſchneiden, während ſie ihn auf der Front beſchäftigten. Daß ſie dies unterließen, war ihre Schuld. Cuſtine wäre in den Main geſprengt worden, an den ſein rechter Flügel geſtützt war, oder mußte ſich ergeben.

7) In Belgien tritt Dumouriez mit dem Gefecht von

Gemappe glänzend auf. Ich nenne es Gefecht und nicht Bataille wegen der geringen Zahl Streiter, die hier fochten und wegen des geringen Verluſtes. In Rückſicht der Folge, der Eroberung Belgiens, kann man den Vorgang bei Gemappe eine Schlacht nennen.

Aber ein Gefecht muß nicht gelobt werden, wenn es zu vermeiden war, und ich behaupte, daß Dumouriez auch jetzt noch ohne dies Gefecht Belgien erobern konnte.

Das Corps unter General Valence genügte allein dazu, wenn es die Maas hinab operirte auf den Rücken der Oeſterreicher. Dumouriez, als der viel Stärkere, konnte ſeinerſeits in ihre linke Flanke detachiren, um ſie ſo von Poſition zu Poſition zurückzudrängen.

Entweder detachirten die Oeſterreicher gegen Valence zurück, dann wurde ihr ſchwacher Reſt leichtes Spiel für den überlegenen Dumouriez, — oder ſie ließen ſich die Gemeinſchaft mit Deutſchland nehmen, in der Hoffnung, daß eine Verſtärkung im nächſten Feldzug ſie ſchon wieder eröffnen werde, und gingen nach den Grenzen Hollands, Breda, Herzogenbuſch ꝛc. In allen dieſen Fällen verloren ſie Belgien.

Warum ſchlug ſich alſo Dumouriez? Es ſcheint, er wollte auch eine Schlacht gewinnen; er gewann mit überlegener Zahl ein Gefecht gegen einen ſchwächern Feind, wobei kein Ruhm iſt.

Trotz ſeiner Ueberlegenheit wäre aber Dumouriez geſchlagen, wenn der öſterreichiſche General ihn am Abend vor dem Gefecht in ſeinem Lager angriff. Die Franzoſen verlieren meiſtens die Faſſung, wenn man ſie angreift.

Während des Gefechts hat ſich Dumouriez als ein talentvoller Kriegsanführer betragen und große Gegenwart des Geiſtes gezeigt. Die Tapferkeit, mit welcher die Franzoſen die Redouten angriffen, verdient das größte Lob. Zum erſten mal in dieſem Kriege zeigten ſie den Deutſchen, daß dieſe Eigenſchaft nicht ſo ganz aus ihrer Nation verbannt ſei, als dieſe es glaubten.

Warum ließ aber Dumouriez die Oeſterreicher nicht in ihrer

linken Flanke durch die Diviſion des Generals Harville angreifen, die, wie er ſagt, daſelbſt ſtand?

8) Der Rückzug der Oeſterreicher war nun wol nach dem Gefecht bei Gemappe beſchloſſen und ihr Nachtrab ließ ſich nur einige male in Kanonaden und unbedeutende Gefechte ein, damit man zur Fortſchaffung der Impedimente Zeit gewinne. Daß General Dumouriez nicht bis an den Rhein drang, dafür kann er nicht; denn ſeine Armee wurde durch den Kriegsminiſter, der ſein Feind und kein Patriot war, abſichtlich entmobiliſirt.

In dieſem ganzen Feldzug von 1792 iſt nichts zu rühmen als die Diverſion Cuſtine's, und nichts merkwürdig als die erſtaunlichen Fehler beider Theile. Die Unternehmungen der Preußen ſind von der Art, daß ſie gar nicht militäriſch beurtheilt werden können. Man ſieht ſie mit Erſtaunen ohne Baſis bis in die Champagne vordringen. Mit noch größerm Erſtaunen ſieht man ſie aber, wenn auch mit beträchtlichem Verluſt durch Krankheit, doch ungeſchlagen wieder zurückkommen, und dies gereicht in der That den Kriegskenntniſſen der franzöſiſchen Generale wenig zur Ehre.

Die Deutſchen wurden für ihre Verachtung der Franzoſen in militäriſcher Hinſicht beſtraft. Dieſe Geringſchätzung war ſeit dem Siebenjährigen Kriege und ſonderlich ſeit der Schlacht von Roßbach grenzenlos. Daher auch wol die im Verhältniß zur Wichtigkeit des Unternehmens geringe Truppenzahl, die man marſchiren ließ. Es iſt immer ſchon eine Regel geweſen, nie einen Feind zu verachten, und nie hat man es ungeſtraft gethan. Dieſe unbegrenzte Geringſchätzung war auch wol eine der mitwirkenden Urſachen, daß man ſo ſehr alle Vorſicht verſäumte. Freilich ſchienen die erſten Schritte der Franzoſen in dieſem Kriege dieſe Verachtung zu rechtfertigen; ihr Betragen bei Mons und Tournay war wirklich nicht achtungswerth. Sie flohen vor dem Feinde und ermordeten ihren General. Nie hat man aus einer ſo tiefen militäriſchen Nichtigkeit ſich zu einer ſolchen Höhe kriegeriſchen Ruhms erhoben. Nie hat ein ſo wenig verſprechender Anfänger in der Folge ſo viel geleiſtet.

Achter Abſchnitt.

Feldzug von 1793.

1) Wir finden ſogleich beim Anfange dieſes Feldzugs den General Dumouriez wieder, beſchäftigt, ſeine Armee durch ein Nadelöhr, wie er ſelbſt ſagt, nach Holland zu führen, um dies zu erobern. Obgleich nun dies Nadelöhr eine militäriſche Ketzerei zu ſein ſcheint und es der Regel nach nothwendig iſt, ein ſo breites Thor als möglich zu haben, um in ein Land zu dringen, ſo wollen wir das doch noch hingehen laſſen, weil man in dieſem Holland, welches ſo leicht zu vertheidigen iſt, ſich nicht wehrt, wie der Satisfactionsfeldzug des Herzogs von Braunſchweig im Jahr 1787 beweiſt und weil die Franzoſen daſelbſt eine ſtarke Partei hatten. Freilich wurden engliſche Truppen übergeſchifft, dieſe kamen aber — in hinlänglicher Anzahl — vielleicht zu ſpät, um Holland gegen dieſe Armee, die durch ein Nadelöhr gekommen war, zu decken. Wir wollen alſo annehmen, General Dumouriez konnte Holland erobern, weil es wirklich möglich war.

2) Allein dieſer Eroberung mußte etwas vorhergehen. General Clairfait, der die Franzoſen durch Eroberung Belgiens von Frankreich abſchneiden konnte, mußte zuerſt über den Rhein zurückgetrieben werden. General Dumouriez machte hier einen ſehr großen logiſchen Fehler, indem er vorhergehen laſſen wollte, was nachfolgen mußte. Der Erfolg war, wie man ihn vorausſehen konnte. Clairfait drang vor und warf Alles über den Haufen, noch ehe Dumouriez durch ſein Nadelöhr war.

War der Plan des Generals Dumouriez falſch entworfen, ſo war auch die Ausführung nicht zu loben. Dumouriez mußte doch wenigſtens ſeine den General Clairfait beobachtende Armee in ein Lager hinter der Roer zuſammenziehen. Er befahl dies, wie er ſagt, und man gehorchte nicht. Es war in der That der Mühe werth, daß er ſich ſelbſt zu dieſer Armee begab. Nun aber ließ er ſie zerſtreut in ihren Winterquartieren und that als wenn der Prinz von Koburg, der nunmehr den Oberbefehl der

verſtärkten Clairfait'ſchen Armee übernommen, gar nicht in der Welt geweſen wäre.

Man hat gerühmt, General Clairfait habe ſich mit ſeltener Kunſt den Winter über jenſeit des Rheins zu erhalten gewußt; allein da er gar nicht angegriffen wurde und auch wegen des Zuſtandes der franzöſiſchen Armee gar nicht angegriffen werden konnte, ſo iſt hierbei gar keine Kunſt.

3) Der Prinz von Koburg rückte mit lobenswürdiger Schnelligkeit vor, überfiel die Franzoſen in ihren Quartieren, ſchlug ſie bei Aldenhoven, entſetzte Maſtricht, welches ſie bombardirten, nicht belagerten. Alles floh. Hierauf erwachte General Dumouriez aus ſeinem holländiſchen Traum. Er zerbrach ſich den Kopf, wie er ſeine Truppen über den Moerdyk ſetzen ſollte, als dieſe ſchlimme Nachricht einlief. Er ſah nun wohl, daß, ſowie Hannibal in Karthago beſiegt, Holland durch Beſiegung Koburg's erobert werden müſſe. Er ſah, daß dieſe Eroberung nicht in Holland, ſondern auf der Seite von Deutſchland die größten Hinderniſſe finden würde.

Mit lobenswürdiger Thätigkeit ſammelte er die Reſte der geſchlagenen Obſervationsarmee, flößte ihnen neuen Muth ein, um ſie dem Feinde wieder entgegenzuführen. Er handelte wie ein entſchloſſener General, der einen gemachten Fehler zu verbeſſern ſucht. Dies iſt der ſchönſte Theil ſeiner kriegeriſchen Laufbahn.

Die ſchnellen Operationen der Oeſterreicher bis zu den Gefechten von Neerwinden ſind das erſte Lobenswürdige dieſes Kriegs. Die Mitwirkung des Prinzen von Braunſchweig und beſonders ſeine Beſitznahme von Venloo ſind Beweiſe der Thätigkeit und des richtigen militäriſchen Augenmaßes dieſes Generals.

4) Die Gefechte, welche am 18. März bei Neerwinden und anderswo vorfielen, nenne ich keine Schlacht, weil es eine Kette von Poſtengefechten war wegen der Ausdehnung beider Armeen, welche ſo groß war, daß General Dumouriez erſt am Abend erfuhr, daß ſein linker Flügel geſchlagen war. Umgehen konnte Dumouriez die Oeſterreicher wegen dieſer großen Ausdehnung wol nicht. Es iſt daher zu vermuthen, daß er Alles that,

was er thun konnte. Schöne Bewegungen fielen bei dieſen Poſtengefechten gar nicht vor, Front ſtieß gegen Front. Man ſcheint von beiden Seiten mit Tapferkeit gefochten zu haben, wenn man den linken Flügel der Franzoſen ausnimmt, welcher davonlief.

Von den Nachtrabgefechten nach dem Tage von Neerwinden, von dem Rückzug des Generals Dumouriez nach den franzöſiſchen Grenzen, von ſeinem Abfall, um ſeinen Hals vor dem Robespierre'ſchen Beile in Sicherheit zu bringen, ſpreche ich nicht. Der Rückzug war in einem Lande, wo eine Schlacht gewöhnlich entſcheidet und wo keine Poſten ſind, nöthig; doch konnte er nach der Lys und Schelde hin geſchehen; denn in Flandern hinter dieſen Flüſſen kann man ſich des durchſchnittenen Landes wegen gar wohl mit einer geſchlagenen Armee halten. Ein Theil derſelben mußte nach den franzöſiſchen Grenzen, nach Condé retiriren. Die Stellung der beiden Abtheilungen umfaßte dann den Feind, der Rückzug war excentriſch.

Freilich war es den politiſchen Entwürfen des Generals Dumouriez entgegen, ſich länger in Belgien zu halten. Dieſer General beſaß, wie es ſcheint, viele Kenntniſſe, die aber nicht ſyſtematiſch geordnet und bis auf lichtvolle Principien zurückgeführt waren. Alle Augenblicke erſcheint ein erhellender Strahl in ſeinen Beurtheilungen, ſeinen Entwürfen und deren Ausführung, der dann ſogleich wieder durch Wolken verdunkelt wird. Die wahrhaft galliſche Verſatilität ſeines Charakters, vermöge deren er alle Augenblicke neue Entwürfe machte, deren Leitſtern ſein perſönliches Intereſſe zu ſein ſchien, hatte ihn allein ſchon verhindert, einem Syſtem zu folgen. Seine Unſtetigkeit iſt die Folge eines lebhaften Kopfes und ſchwachen Charakters; ſie wird durch den Mangel eines leitenden Moralprincips veranlaßt, durch Abweſenheit concentrirter Neigungen des Herzens, während dieſe Concentration allein den Leidenſchaften Stärke gibt. Wer zu vielerlei begehrt, begehrt nichts ſtark genug, um es durch Dahinſtreben zu erhalten. Nie iſt ein Franzoſe mehr Franzoſe geweſen als Dumouriez.

5) Bis nach der Einnahme von Valenciennes, glaube ich, konnten die Verbündeten nichts Beſſeres thun, als was ſie verrichteten.

Die Angriffe der Franzoſen wurden immer abgeſchlagen und als ſie bei Famars den 23. Mai angegriffen wurden, wurden ſie auch geſchlagen. Dieſer Tag von Famars iſt auch eine Kette von Poſtengefechten.

Die Trennung der Armee der Verbündeten, um Dünkirchen wegzunehmen, iſt mit Recht als die Urſache alles ihres nachfolgenden Unglücks betrachtet worden. Es mußte Maubeuge wegen der Gemeinſchaft mit Deutſchland, dann Givet weggenommen werden, durch welches man die Maas beherrſchte. Dann mußte man zur Belagerung von Ryſſel noch in dieſem Jahre ſchreiten; ſo lange man Ryſſel nicht hatte, wenn man auch Valenciennes, Maubeuge und Givet beſaß, konnte Flandern von den Franzoſen weggenommen werden. Wurden die genannten Feſtungen in dieſem Feldzug nicht erobert, ſo konnte im künftigen, wo die Franzoſen ſchon überlegene Maſſen verſammelt haben mußten, nichts daraus werden. Dies zeigt, wie ſchwer für die Verbündeten ein Krieg an dieſer Grenze iſt. Die Gemeinſchaft mit Deutſchland war wichtiger als die mit England, wegen welcher die Unternehmung gegen Dünkirchen gemacht wurde. Dieſe konnte immer über Holland offen bleiben. Allein jeder Verbündete zog ſeinen individuellen Vortheil demjenigen des Ganzen vor; daher Mangel an Uebereinwirkung.

6) Am Rhein betrug ſich Cuſtine ganz unerwartet ſchlecht, da man doch nach ſeinem vorigen Feldzuge Beſſeres von ihm hoffen konnte. Hätte er die Preußen, welche nur einige zwanzigtauſend Mann ſtark waren, ſtatt ſie ungehindert über den Rhein zu laſſen, bei ihrem Uebergange angegriffen, ſo konnte er ſie in eine ſehr ſchlimme Lage verſetzen. Statt deſſen lief er nach Landau bis in die Linie von Weißenburg in ſolcher Eile, daß er 10,000 Mann vergaß, welche von den Preußen hätten aufgehoben werden können und die ſich hierauf nach Mainz hineinwarfen.

Dann folgte die Belagerung von Mainz. Man hat die häufigen Ausfälle der Beſatzung gelobt. Allein da ſie faſt ebenſo ſtark war als die Belagerungsarmee, warum fiel ſie nicht ganz aus und lieferte eine Schlacht? Die Trennung des Feindes durch den Fluß erleichterte ein ſolches Unternehmen. Der Ueberfall des Hauptquartiers des Generals Kalkreuth iſt das Beſte, was dieſe Beſatzung that. Jedoch war die Ausführung ſchwach und der Verluſt der Preußen beinahe nichts. Warum man auf der Seite von Kaſſel von preußiſcher Seite etwas unternahm, begreift man nicht. War es ſchädlich, die Franzoſen im Beſitz von Koſtheim zu laſſen, warum brannte man dies Dorf nicht bei Zeiten ab?

Mainz ergab ſich, noch ehe die zweite Parallele eröffnet war, demnach noch früher, als die neuern Commandanten der Feſtungen unter ſich verabredet haben, es zu thun. Gewöhnlich erfolgt die Uebergabe doch erſt nach Verluſt des bedeckten Weges. Die Conventscommiſſarien langweilten ſich aber und wollten heraus. Es heißt, man habe keine Medicamente für die Verwundeten gehabt. Das iſt ſehr ſchlimm; warum ſorgte man nicht bei Zeiten dafür?

Die Verſuche der Franzoſen, Mainz zu entſetzen, würden geglückt ſein, wenn es ſich noch einige Tage hielt. An der Poſtenkette, die der Herzog von Braunſchweig zur Deckung der Belagerung commandirte, fielen kleine Gefechte zum Nachtheil der Franzoſen vor.

7) Nach der Einnahme von Mainz hätten die Preußen, wie Kriegskundige behaupten, Saarlouis wegnehmen müſſen, während General Wurmſer mit den Oeſterreichern bei Landau ſtehen blieb, um ihnen die linke Flanke zu decken. Nach Eroberung von Saarlouis hätten dann die Preußen in die Vogeſen vordringen ſollen. Indeſſen letztere Unternehmung iſt durch Saarlouis nicht baſirt. Thionville und Landau müſſen eingenommen ſein, ehe man hier vordringt; die bloße Blockade des letztern genügt nicht: Saarlouis könnte man am Ende noch eher liegen laſſen, doch nicht ohne daß man Metz hätte. Ein Marſch in die Vogeſen iſt zur Eroberung des Elſaß allerdings nöthig, weil das

Thal in die Hände Desjenigen fällt, der im Beſitz des Gebirgs iſt. Der Marſch muß aber vorher gehörig baſirt ſein.

Die Bewegung des Herzogs von Braunſchweig in die Vogeſen, um den Franzoſen die linke Flanke abzugewinnen und den Oeſterreichern die rechte zu decken, war ſehr zweckmäßig angeordnet. Dieſer Fürſt muß auch noch wegen ſeiner ſchnellen Entſchließung und ſeines richtigen Augenmaßes bei dem Vorfall von Pirmaſens gerühmt werden. Die Franzoſen kamen ihm in den Rücken; ſogleich ſchickte der Herzog die Reiterei rückwärts, um eine Höhe zu beſetzen, die äußerſt wichtig war und welche die Infanterie nicht ſchnell genug erreichen konnte. Die Franzoſen griffen die Höhe nicht an, bevor die Infanterie angekommen war. Hierauf wurden ſie zurückgeſchlagen und durch die nachſetzende Reiterei eine große Zahl von ihnen gefangen gemacht und niedergehauen.

Die Kriegskenntniſſe des Herzogs werden aber durch die Wahl des Poſtens von Kaiſerslautern und die vortreffliche Befeſtigung dieſer Poſition, welche, wie man ſagt, ſchon im Sommer vorgenommen wurde, hinlänglich gerechtfertigt. Drei Tage hintereinander kanonirten und tiraillirten die Franzoſen vergeblich auf die Preußen in dieſer Stellung. Letztere verloren an Todten, Verwundeten ꝛc. nicht 800 Mann.

8) Was wäre aus der Armee des Generals Wurmſer geworden, wenn die Preußen bei Kaiſerslautern geſchlagen wurden? Dieſer General rückte wol zu weit im Elſaß vor; er verlor die rechte Flanke, die ihm der Herzog ſo weit vorwärts nicht decken konnte. Die Franzoſen unter Pichegru verfuhren im Elſaß nach den richtigſten Grundſätzen. Sie ermüdeten den Feind durch fortgeſetzte Alarmirungen, eine Art zu kriegen, die für ungeübte Truppen gegen alte die zweckmäßigſte iſt. Aus Verzweiflung, weil ſie die Leiden des Kriegs nicht länger ertragen konnten, flohen die Oeſterreicher und der Herzog von Braunſchweig deckte dieſe Flucht. — Noch muß die Unternehmung auf Bitſch gerühmt werden; ſie war ſehr gut planirt. Daß ſie durch Zufall fehlſchlug, beweiſt nichts.

Neunter Abſchnitt.

Einige Betrachtungen über die folgenden Feldzüge dieſes Kriegs.

1) Die erſten Schritte der Oeſterreicher in Belgien im Jahre 1794 beſtätigen den Grundſatz der Baſis mehr wie irgend eine andere neuere Kriegsbegebenheit.

Die erſte Operation dieſes Feldzugs, der Marſch nach Landrecy, iſt ein ungeheurer Fehler. Man ließ nicht allein Feſtungen: Ryſſel, Givet, Maubeuge, ſondern den größten Theil der feindlichen Armee auf den Flanken; nur unbedeutende Corps ließ man zurück, um die Gemeinſchaft mit dem eigenen Lande zu decken. Und dies Alles, um ein unbedeutendes Ding, Landrecy, wegzunehmen. Im vorigen Jahr hatte man ſich zu ſehr zertheilt, aus dem Heer eine ſchwache Poſtenkette gemacht; in dieſem nahm man wieder die ganze Macht zu ſehr zuſammen.

Pichegru ging mit dem größten Theil ſeiner Macht in die rechte Flanke der Alliirten, Jourdan operirte auf ihrer linken. Nie iſt ein Operationsplan mehr im Geiſte des neuern Kriegsſyſtems geweſen als der vorliegende der Franzoſen zur Eroberung Belgiens. Eine überlegene Macht kann man nur durch Ueberflügelungen mit Vortheil gebrauchen. Dies thaten hier die Franzoſen und die Oeſterreicher machten durch ihre Anſtalten ihnen die Sache höchſt leicht.

Was wollten die Alliirten mit dem unbedeutenden Landrecy, welches nichts deckt? Wollte man wieder nach Paris vordringen? Dies kann man kaum glauben.

Der Marſch nach Landrecy iſt die Urſache des Unglücks, welches die Alliirten während dieſes Feldzugs unaufhörlich bis über den Rhein verfolgte. Hätte Pichegru mit ſeiner ganzen Macht, mit mehr Lebhaftigkeit als geſchah, den Alliirten in Flanke und Rücken operirt, ſo würde das Reſultat wahrſcheinlich die gänzliche Zerſtörung des verbündeten Heeres geweſen ſein. Es war ein Fehler, daß er ihre Front angreifen ließ. Man behauptet, dies ſei wider ſeinen Befehl geſchehen; er habe nur zu einem verſtellten Angriff Ordre geſchickt; allein dann ſtellte er immer der Front der Alliirten zu viel Truppen entgegen.

2) Uebrigens ſind in dieſem Feldzuge viele, zum Theil blutige Gefechte vorgefallen, aber keine Schlacht. Bei Fleurus fiel nur eine Kanonade vor, wenn man dem Bericht der Oeſterreicher glauben ſoll. Prinz Koburg ſagt, er habe die Truppen bis ins Kartätſchenfeuer geführt; da ſie nun weichen mußten, ſo habe er ſie in guter Ordnung zurückgezogen, weil Chambery doch ſchon übergegangen war, zu deſſen Entſatz man dieſen Angriff wagte. Dies iſt keine Schlacht.

Die Verbündeten hätten ſich zum größten Theil nach der holländiſchen Grenze zurückziehen und nur ein kleines Corps zur Sicherung Deutſchlands gegen Streifpartien an den Rhein ſchicken ſollen. Durch die Stellung an der Grenze Hollands deckte man Deutſchland mit, und Holland wäre im folgenden Winter nicht erobert worden, wenn die ganze Armee es deckte. Der Rückzug nach dem Rhein iſt durch die ſinnliche Idee verurſacht worden, daß man ein Land eher deckt, wenn man ſich gerade davor ſtellt als ſeitwärts. Es iſt aber gerade das Gegentheil richtig. Nach Breda, Herzogenbuſch ꝛc. mußte der größte Theil der Verbündeten retiriren, der andere mußte ſich zwiſchen Rhein und Maas, den rechten Flügel an Venloo geſtützt, ſetzen. Maſtricht mußte eine gute Beſatzung und einen geſchickten Commandanten erhalten. Nach Flandern, weſtlich der Schelde, mußte man auch ein beträchtliches Corps werfen, um einen Theil der Franzoſen in dieſem durchſchnittenen Lande zu beſchäftigen. Dies Corps hatte immer die holländiſchen Forts im Rücken und im Nothfall einen ſichern Rückzug zu Waſſer. Mit einem Wort, der Rückzug der Verbündeten hätte excentriſch ſein müſſen. Das Centrum, die Abtheilung bei Breda ꝛc. mußte ſich dann wieder in den Angriff verſetzen und durch eine Schlacht in den Ebenen Belgiens die Sachen wiederherzuſtellen ſuchen. Die überlegene Reiterei der Alliirten gab ihnen hier den Vortheil.

3) Am Rhein eröffnete der Feldmarſchall Möllendorf mit den Preußen den Feldzug durch die ſchöne Operation gegen die Franzoſen bei Kaiſerslautern. Er ging ihnen in beide Flanken; ein Muſter des Verfahrens gegen einen ſchwächern Feind.

Den Feldzug beſchloß der Fürſt von Hohenlohe, in preußiſchen Dienſten, durch einen Sieg, der den Franzoſen 10,000 Mann koſtete. Die Preußen wurden dagegen durch überlegene Macht aus der Poſition auf einem Berge, den man den Schänzel nannte, vertrieben; bei dieſer Gelegenheit verloren ſie einige Kanonen, welches deswegen bemerkt zu werden verdient, weil in dieſem Kriege die Franzoſen den Preußen nirgend Kanonen abgenommen haben.

4) Ich weiß nicht, ob Koſciuszko wegen ſeines militäriſchen Verhaltens in Polen ſoviel Bewunderung verdient als ihm gewöhnlich gezollt wird. Diverſionen nach Weſt- und Oſtpreußen mußte er machen und zwar mit dem größten Theil ſeiner Macht; dagegen hätte er Gefechte mit ſeinem rohen Haufen gegen die geübten Preußen zu vermeiden. Die Preußen würden nicht nach Warſchau vorgedrungen ſein, wenn Koſciuszko rechts ab nach Altpreußen marſchirt wäre. Nach Schleſien konnten Diverſionen nichts nützen, hier würden ſie an den Oderfeſtungen geſcheitert ſein.

Auch General Koſciuszko glaubte, man decke einen Ort am beſten, wenn man ſich gerade davor ſtellt; man müſſe im Vertheidigungskriege die Bewegungen des Feindes durch parallele Gegenbewegungen pariren, ſtatt daß derſelbe gerade die lebhafteſten ſelbſtändigen Diverſionen in des Feindes Flanke und Rücken verlangt.

5) Der Feldzug der Franzoſen gegen Deutſchland 1795 iſt das wahre Urbild militäriſcher Kraftloſigkeit. Sonderlich war das Benehmen des Generals Pichegru ganz elend. Dagegen war die Bewegung der Oeſterreicher in die linke Flanke der Franzoſen ſehr geſchickt. Der ſchnelle Ueberfall des franzöſiſchen Lagers vor Mainz durch General Clairfait war ein Meiſterſtück. Dieſer General hätte indeſſen etwas Beſſeres thun können, nämlich Düſſeldorf wieder erobern. Der Grundſatz der Baſis lehrt dies.

6) Der Feldzug der Franzoſen in Deutſchland 1796 beſtätigt die Behauptung des Generals Lloyd, daß es den Franzoſen ſchwer iſt, ſich oſtwärts des Rheins zu behaupten und beinahe

unmöglich, gegen die Grenzen Oeſterreichs etwas auszurichten. Jedoch wurden die fliehenden Franzoſen nur ſchwach verfolgt, und um zu behaupten, der Rückzug des Generals Moreau ſei ein Meiſterſtück der Kriegskunſt geweſen, müßte man beweiſen, daß ſein Rückzug mit Nachdruck augegriffen und verfolgt worden, und daß in ſeinem Rücken ſich etwas Anderes zeigte als Bauern, die durch ſechs oder acht Kanonenſchüſſe auseinander gejagt wurden.

7) Sehr merkwürdig und glänzend ſind allerdings die ſchnellern Fortſchritte Bonaparte's in Italien. Wir haben indeſſen noch keine Beſchreibung dieſes Feldzugs von einem ſachkundigen Augenzeugen. Die Oeſterreicher mußten vor allen Dingen das Genueſiſche behaupten, den größten Theil ihrer Truppen hierher auf ihren linken Flügel ziehen, der ſich ans Meer ſtützte. Dadurch wurden die Franzoſen verhindert, ſich längs dieſer Küſte auszubreiten, folglich ſich zu baſiren und die Oeſterreicher auf ihrem linken Flügel zu umgehen. Die von Frankreich und Savoyen nach Piemont vordringenden franzöſiſchen Colonnen mußten alsdann befürchten, in den Rücken genommen zu werden, wenn ſie ſich zu weit in Italien vorwagten. Mit einem Wort, ſobald die Oeſterreicher das genueſiſche Gebiet räumten, um ſich zu concentriren, konnte man den Verluſt Italiens ſchon vorherſehen.

Die fruchtloſen Verſuche der Oeſterreicher, Mantua zu befreien, ſind eine Beſtätigung des Grundſatzes der Baſis. Alle Operationen von Tirol und Oeſterreich her nach Italien ſind excentriſch.

8) Ueber Bonaparte's Feldzug gegen Oeſterreich 1797 hat Dumouriez vortreffliche Bemerkungen im „Spectateur du Nord“ drucken laſſen. Er huldigt darin dem Grundſatz der Baſis, indem er zeigt, daß Bonaparte nicht eher in Oeſterreich vordringen mußte, bis er die Päſſe in Tirol hinlänglich beſetzt hatte.

Man kann aber noch weiter gehen. Bonaparte durfte den Regeln des Kriegs gemäß nicht eher nach Oeſterreich vordringen, als bis er ganz Tirol erobert hatte. Das Beſetzen der Päſſe allein war nicht hinlänglich. Päſſe können umgangen werden und würden von den Tirolern umgangen ſein; ſie waren zum Theil

beſetzt. Dennoch wurden die Franzoſen aus Tirol vertrieben und General Loudon war im Begriff, den General Bonaparte von Italien abzuſchneiden, indem er in ſeinem Rücken eine Stellung nahm. Bonaparte ſah das Gefährliche ſeiner Lage wohl ein; darum ſchloß er den Waffenſtillſtand. Die Oeſterreicher willigten in denſelben, weil ſie, wie es ſcheint, von den Vortheilen nichts ahnten, die ſie in Händen hatten.

Dumouriez bemerkt ganz richtig, die Oeſterreicher hätten die Verſtärkung, welche ſie von der Rheinarmee heranzogen, nach Tirol ſchicken müſſen. — Der Rückzug des Erzherzogs Karl dagegen auf der Straße nach Linz, ſtatt auf der nach Wien, verdient gelobt zu werden. Alles Andere iſt unter der Kritik und nie hat man eine ſichrere Gelegenheit aus den Händen gelaſſen als hier, ſeinen Feind gefangenzunehmen. War die Armee in Tirol ſtark genug, ſo erlebte Bonaparte die Wiederholung der Scene an den caudiniſchen Gabeln.

9) Ich bin vollkommen überzeugt, daß Bonaparte gegen Oeſterreich, auch wenn der gegenwärtige Friede (1797) nicht geſchloſſen wäre, nichts ausgerichtet hätte. Tirol macht gegen Italien ebenſo eine ausgehende Grenze wie die Grafſchaft Glatz gegen Böhmen. Wenn man in eine Curtine neben einem Baſtion nicht eindringen kann, ſo kann man es auch nicht zwiſchen Tirol und dem Adriatiſchen Meere, ohne Flanke und Rücken zu verlieren. Das Baſtion — Tirol — mußte erſt weggenommen werden, und dieſe Wegnahme iſt unmöglich, wenn gehörig Widerſtand geleiſtet wird und hinlänglich Truppen darinnen ſind.

In Deutſchland würden die Franzoſen wahrſcheinlich bis an die öſterreichiſchen Grenzen vorgedrungen ſein; allein dann hätten ihre Progreſſen auch ein Ende genommen; ein ſchneller Rückzug bis zum Rhein wäre gefolgt; im Vorigen iſt die Urſache davon ſchon enthalten. In Deutſchland wäre es für die Oeſterreicher rathſam geweſen, ſich ohne Widerſtand bis an ihre Grenzen zurückzuziehen. Die Franzoſen hätten ſich vertheilt; dann mußte

man mit ganzer Macht wieder vorbrechen und den Rückzug der Franzoſen nicht abermals ſo ungeſtört hingehen laſſen als im Jahr 1796.

Zehnter Abſchnitt.

Welches die natürlichen Grenzen der gegenwärtigen großen europäiſchen Staaten ſind. Daraus hergeleitete Vorausſagungen für künftige Kriege. Aufzulöſendes militäriſches Problem.

1) So lange noch etwas zu theilen und zu nehmen iſt, wird einſtweilen noch Krieg geführt werden, mit einem Worte, bis die beſtehenden großen Staaten ſich bis zu ihren natürlichen Grenzen ausgedehnt haben. Dann iſt es wahrſcheinlich, daß wir eine Zeit lang Ruhe haben, wenn auch am Ende durch Auseinanderfallen der neuen Schöpfungen der Kreislauf von neuem beginnt.

Es fragt ſich alſo, welches ſind denn die natürlichen Grenzen der gegenwärtigen Großſtaaten? Wir haben geſehen, daß neben dem Meere nur Flüſſe und Berge natürliche Grenzen bilden können, weil ſie die Gemeinſchaft erſchweren.

Natürliche Grenzen kann es nur in zweierlei Hinſicht geben: in Rückſicht des Kriegs und des Handels.

Flüſſe und Meere erſchweren die militäriſchen Operationen, erleichtern aber andererſeits den Handelsverkehr; folglich ſind militäriſche natürliche Grenzen verſchieden von merkantiliſchen. Da nun Flüſſe, Meere, Berge allein natürliche Grenzen ſind, wird es leicht ſein, ſie zwiſchen den Staaten zu ziehen.

Ein Flußthal bildet ein Ganzes, ein Flußreich. Der Strom verbindet durch Verkehr beide Hälften, deren Einwohner daſſelbe Intereſſe haben. Der Fluß iſt das Rückgrat, die kleinern Flüſſe, welche ihm beiderſeits zuſtrömen, ſind die Rippen. Ein jedes ſolches Flußreich ſollte alſo, wenn nicht immer einen abgeſonderten Staat für ſich machen, doch nie unter zwei Staaten getheilt ſein. Und ſo würde es ſich verhalten, wären die Dinge der geſunden Vernunft gemäß eingerichtet.

2) Andererſeits muß man doch geſtehen, daß Flüſſe, weil

ſie Hinderniſſe der Operationen bilden, militäriſch gar wohl als natürliche Grenzen betrachtet werden können, und zwar meiſt mehr als Berge, wenn dieſe nicht ſehr hoch ſind. Eins iſt dabei noch weiter in Betracht zu ziehen, ob nämlich einer der beiden Staaten, die ein Fluß trennt, mehr militäriſche Maſſen ans jenſeitige Ufer zu bringen vermöge als der andere. In dieſem Fall wird der erſtere den letztern früh oder ſpät völlig aus dem Thale verdrängen und es ganz einnehmen. Da nun ſchwerlich je zwei Staaten von ganz gleicher Kraft von einem Fluſſe geſchieden werden, ſo möchten denn doch wol am Ende die Dinge wieder auf die natürliche Ordnung zurückkommen, vermöge deren ein Flußthal einem Staat gehören ſoll.

Nationen und Sprachen kommen hier nicht in Betracht. Heutiges Tages ſind verſchiedene Nationen und Sprachen in einem Staate; denn jeder Staat hat einen militäriſchen Vortex, innerhalb deſſen er ſich Alles unterwirft, weil er mehr Kriegsmaſſen darin aufſtellen kann als ein anderer. Gegenwärtig macht das Land mehr den Staat als das Volk; ein wahres Sinnbild der materiellen Denkart des Zeitalters!

3) Den Rhein erkenne ich nach dieſen Betrachtungen keineswegs als die natürliche Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Das linke Rheinufer bis zur Maas iſt ganz gewiß in dem Vortex der deutſchen Kriegskräfte, deren Wirkung für die franzöſiſche Gegenwirkung überwiegen muß, vorausgeſetzt nur, daß Deutſchland ein Staat oder doch eng untereinander verbündet ſei. Das franzöſiſche Land zwiſchen Maas und Meer iſt zu ſchmal, daß die Franzoſen aus demſelben ſo viel Kriegsſtoff verſammeln könnten, als die Deutſchen hinbringen können, welche ihr ganzes Land hinter ſich haben. Die Operationslinien der Deutſchen ſind hier alle geradlinig, folglich kürzer als die franzöſiſchen. Die Franzoſen müſſen in Belgien erſt eine ſtrategiſche Rechtsſchwenkung machen, um Front gegen die Maas zu nehmen, wonach ſie denn ihren Kriegsſtoff nicht mehr gerade hinter ſich herbeiziehen können. Denn gerade aus ihrer rechten Flanke können die Franzoſen in der Stellung gegen die Maas der Natur

des Landes wegen nichts beziehen. Der Druck militäriſcher Kräfte nimmt aber mit der Länge der Operationslinien ab; folglich ſind die Deutſchen mit ihren kürzern Operationslinien hier im Vortheil.

Rücken ſie dagegen weiter in Belgien vor, ſo kommen ſie in Nachtheil. Wie in Böhmen der 50. Breitengrad die Kreiſe des Uebergewichts von Oeſterreichern und Preußen trennt (III, 3), ſo exiſtirt auch in Belgien für Franzoſen und Deutſche eine derartige Linie. Es iſt die, wo die Deutſchen ſtrategiſch links ſchwenken müſſen, um parallel der franzöſiſchen Grenze aufzumarſchiren und die Franzoſen rechts, um parallel der Maas aufzumarſchiren. Belgien wird alſo wie Böhmen ſo lange der Tummelplatz gegeneinander wirkender Heere bleiben, als man Krieg führt.

Iſt Holland im Beſitz der Deutſchen oder mit ihnen verbündet, ſo können die Franzoſen um ſo weniger ganz Belgien behaupten, weil von Holland aus alle ihre Stellungen gegen Deutſchland in den Rücken genommen werden können.

Iſt Holland mit Frankreich verbündet, ſo bietet es den Deutſchen eine deſto größere Oberfläche dar, auf welcher das franzöſiſche Intereſſe verwundet werden kann. Denn Holland iſt gegen Deutſchland offen und kann von deutſchen Heeren gar leicht überſchwemmt werden; die Franzoſen müſſen alſo, um es zu behaupten, anſehnliche Kraft nach Holland werfen, was ſie in Belgien ſchwächt. Preußen hätte 1795 Holland gewiß wieder erobert, wenn es nicht Frieden ſchloß.

Durch eine Menge Feſtungen am Rhein können die Franzoſen den Uebergang erſchweren, doch nicht hindern, denn Deutſchland, — immer dies vereint vorausgeſetzt, — kann die überwiegenden Maſſen ans linke Ufer bringen und dort unterhalten. Darauf kommt es aber am Ende an.

4) Gegen Spanien und Italien hat Frankreich unüberſchreitbare Grenzen: die Pyrenäen und Alpen. Die pyrenäiſche Halbinſel möchte wohl früher oder ſpäter ein Staat werden. Italien gewiß auch, und die neuen öſterreichiſchen Be-

ſitzungen in Italien ſind gegen die vereinte Kraft dieſes Landes nicht zu behaupten. Die Grenzen dieſes abgeriſſenen Stücks der venetianiſchen Lombardei werden von denjenigen des italieniſchen Staats umfaßt, alle Operationen von dorther gegen letztern ſind excentriſch, diejenigen des letztern gegen erſteres concentriſch. Oeſterreich wird alſo früher oder ſpäter dieſes Land verlieren; dagegen aber Italien keine Kraft gegen die Grenzen Tirols und Oeſterreichs haben. Oeſterreich muß endlich der Natur der Dinge gemäß das ganze Donaureich bis zum Ausfluß beſitzen, es nimmt alle Unternehmungen Rußlands gegen die Türkei in Flanke und Rücken; wenn es nicht will, können dieſe nicht gelingen.

5) Die griechiſche Halbinſel ſcheint hinter den Gebirgen, welche Thracien und Macedonien von Bulgarien und Serbien trennen, ſicher zu ſein, und die Unternehmungen der Ruſſen und Oeſterreicher dagegen möchten wol fruchtlos ſein, ſo ſehr die Türken auch Türken ſind. Beſitzt Oeſterreich das ganze Donauthal, trennt es Rußland von der Türkei, ſo wird dadurch den ewigen Kriegen zwiſchen dieſen beiden Mächten vorgebeugt und die Unabhängigkeit der griechiſchen Halbinſel geſichert.

6) Das Donaureich ſcheint, obgleich es von deutſchen Völkern bewohnt würde, doch gar nicht zu Deutſchland zu gehören, weil die Donau ins Schwarze Meer fließt, die andern deutſchen Flüſſe in die Nord- und Oſtſee.

Nordwärts der Karpaten muß der kriegeriſche Vortex Rußlands immer überwiegend ſein. Oeſterreich würde in einem Kriege ſeine dortigen Beſitzungen ſchwer behaupten.

7) Im Kriege mit Preußen ſcheint Oeſterreich folgendergeſtalt verfahren zu müſſen, wogegen freilich Preußen zweckmäßige Maßregeln nehmen kann und, da es die Gefahr kennt, nehmen wird.

Zwei Colonnen operiren längs der Weichſel an beiden Ufern des Fluſſes; ſie dringen leicht vor, ſo lange Warſchau keine Feſtung iſt; eine dritte belagert von Krakau aus Koſel, eine vierte Neiſſe. Demonſtrationen gegen Glatz und Schweidnitz maskiren

dieſe Angriffe; in Böhmen aber zieht man ſich vor den eindringenden Preußen zurück.

8) Oſtpreußen gegen Rußland zu vertheidigen würde ſchwer halten, denn es wird von letzterm umfaßt und hat keine Feſtung, die es deckte. Graudenz kann Weſtpreußen ſchirmen, das hinter ihm, — nicht aber Oſtpreußen, das vor ihm liegt. Memel und Warſchau mit Praga als Feſtungen gäben eine Vertheidigungslinie zur Deckung Oſtpreußens; einige Zwiſchenpoſten dürften nicht fehlen. Warſchau iſt für die öſtlichen Beſitzungen Preußens, was Magdeburg für die weſtlichen und das Herz der Monarchie. Daß es groß iſt, kann nur ein Motiv mehr ſein, es zu befeſtigen. Ein großer Fehler der Ruſſen iſt, daß ſie Warſchau wieder an Preußen abgetreten haben. Von daher hätten ſie eine Colonne vorſchicken können, die zugleich alle ihre Unternehmungen gegen Oſtpreußen unfehlbar machen mußte.

Das kriegeriſche Uebergewicht der Ruſſen ſcheint noch über die Weichſel weſtlich hinauszugehn; an der Oder iſt es verſchwunden; aber das kriegeriſche Uebergewicht Preußens reicht auch noch öſtlich über die Oder bis zu den Quellen der Warthe wegen des umfaſſenden Bogens der Oder.

Wenn Preußen auch das Weichſelthal verlöre, ſo würde es ſich in Norddeutſchland dafür ſchadlos halten, ohne daß eine Macht es hindern könnte. Früh oder ſpät muß Oeſterreich das ſüdliche, Preußen das nördliche Deutſchland beſitzen; Preußens Vergrößerungen werden von nun an gegen Weſten geſchehen. Sogar Holland iſt ſeinen Invaſionen offen und Niemand könnte es mehr daraus vertreiben, wenn ihm ganz Norddeutſchland gehörte. So würde es aber dann auch heißen, — nicht mehr Preußen. Dänemarks Beſitzungen auf dem Feſtland, Jütland eingeſchloſſen, ſind nicht geſichert gegen dieſe norddeutſche Macht, ſo lange es in ſeiner gegenwärtigen politiſchen Nichtigkeit bleibt, aus der es ſich durch Benutzung ſeiner natürlichen Vortheile allerdings erheben kann, in der es aber durch den engliſchen Einfluß erhalten wird, welcher der Verarbeitung der rohen Producte ent-

Achter Abschnitt.

Feldzug von 1793.

1) Wir finden sogleich beim Anfange dieses Feldzugs den General Dumouriez wieder, beschäftigt, seine Armee durch ein Nadelöhr, wie er selbst sagt, nach Holland zu führen, um dies zu erobern. Obgleich nun dies Nadelöhr eine militärische Ketzerei zu sein scheint und es der Regel nach nothwendig ist, ein so breites Thor als möglich zu haben, um in ein Land zu dringen, so wollen wir das doch noch hingehen lassen, weil man in diesem Holland, welches so leicht zu vertheidigen ist, sich nicht wehrt, wie der Satisfactionsfeldzug des Herzogs von Braunschweig im Jahr 1787 beweist und weil die Franzosen daselbst eine starke Partei hatten. Freilich wurden englische Truppen übergeschifft, diese kamen aber — in hinlänglicher Anzahl — vielleicht zu spät, um Holland gegen diese Armee, die durch ein Nadelöhr gekommen war, zu decken. Wir wollen also annehmen, General Dumouriez konnte Holland erobern, weil es wirklich möglich war.

2) Allein dieser Eroberung mußte etwas vorhergehen. General Clairfait, der die Franzosen durch Eroberung Belgiens von Frankreich abschneiden konnte, mußte zuerst über den Rhein zurückgetrieben werden. General Dumouriez machte hier einen sehr großen logischen Fehler, indem er vorhergehen lassen wollte, was nachfolgen mußte. Der Erfolg war, wie man ihn voraussehen konnte. Clairfait drang vor und warf Alles über den Haufen, noch ehe Dumouriez durch sein Nadelöhr war.

War der Plan des Generals Dumouriez falsch entworfen, so war auch die Ausführung nicht zu loben. Dumouriez mußte doch wenigstens seine den General Clairfait beobachtende Armee in ein Lager hinter der Roer zusammenziehen. Er befahl dies, wie er sagt, und man gehorchte nicht. Es war in der That der Mühe werth, daß er sich selbst zu dieser Armee begab. Nun aber ließ er sie zerstreut in ihren Winterquartieren und that als wenn der Prinz von Koburg, der nunmehr den Oberbefehl der

III.

Neue Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte.

1. Ausrüſtung.

1) Unter Ausrüſtung verſtehe ich Kleidung, Bewaffnung und Bagage.

Der Marſchall von Sachſen ſagt, der neuere Krieg werde mit den Beinen geführt. Wir thun wohl, ihm zu glauben. Die Bekleidung der Füße wird alſo etwas ſehr Wichtiges ſein. Eben dieſer Feldherr verſichert auch noch, daß die Strümpfe mit den Füßen im Kriege wegfaulen. Wir wollen alſo die Strümpfe verbannen, wenigſtens keine liefern laſſen, indem es ausgemacht iſt, daß ein unmittelbar mit Leder bedeckter Fuß weniger durch Froſt leidet.

Der Schuh muß dagegen ſehr gut gemacht ſein und darf durchaus den Fuß nicht verwunden. Da ein menſchlicher Fuß vorn nicht ſpitz iſt, ſo muß auch der Schuh vorn breit ſein. Ob die Sohlen, wie die des römiſchen Soldatenſchuhs, mit Nägeln beſchlagen ſein müſſen, ſolche Kleinigkeiten will ich hier ganz unentſchieden laſſen. Der Soldat muß zwei Paar Schuhe haben; der Hauptmann hat die Lieferung derſelben, ſowie die der ganzen Ausrüſtung mit Ausnahme der Gewehre, welche der Staat gibt. Bei gehöriger Aufſicht iſt hierbei weniger Misbrauch zu fürchten.

Dann folgen kurze ſchwarztuchene Kamaſchen, welche bis zur Wade hinaufreichen. Dieſe Fußbekleidung iſt den Halbſtiefeln weit vorzuziehen.

2) Die Hoſen müſſen bis an die Bruſt hinauf und bis an die Knöchel hinabreichen. Sie müſſen für eine Infanterie, welche laufen und ſpringen ſoll, äußerſt weit und von blauem Zeuge, im Sommer glaube ich Zwillich, im Winter Tuch ſein.

Man wird hieraus zur Genüge ſehen, was für Hoſen ich meine. Die blaue Farbe iſt den Läuſen abhold, deshalb müſſen

die Hemden blau ſein, wahre Matroſenhemden. Ich bemerke ſelbſt, daß blaue Truppen öfter als weißgekleidete geſiegt haben. Auf Grau kann man die Läuſe nicht ſehen, deren unbemerktes Daſein gar nicht wünſchenswerth erſcheint. Alſo müßten ſelbſt die weiten und bequemen Jacken zum Ueberknöpfen blau ſein. Die Aufſchläge und Knöpfe könnten die Regimenter unterſcheiden. Unter die Jacke kommt ein weißes Gilet, über dieſelbe, wenn der Soldat will, ein blauer Spencer. Statt blauer Pantalons von Tuch im Winter könnte der Soldat und Unteroffizier blaue Ueberhoſen, auch Reithoſen genannt, über die von Zwillich knöpfen, wenn ihn friert. Der Offizier dürfte im Winter blautuchene Pantalons tragen.

Der Soldat trüge alſo zwei Hemden, zwei Halstücher, zwei Taſchentücher, zwei Paar Hoſen von Zwillich, ein Paar Ueberhoſen von Tuch, zwei Paar Schuhe, zwei Paar Kamaſchen, zwei weiße Gilets, eine Jacke, einen Spencer, Haar abgeſchnitten, ungepudert, einen Kamm, ein Meſſer, einen Schwamm zum Kopfwaſchen ꝛc. ꝛc.

3) Der Hauptmann würde dafür ſorgen, daß ſeine Compagnie gut bekleidet wäre; er würde gut dafür bezahlt, es würde ihm aber auch ſcharf auf die Finger geſehen, ſo recht eigentlich auf die Finger geſehen. Dennoch müßte er bei der beſten Ausrüſtung noch Ueberſchuß haben. Man muß leben und leben laſſen, wie der ſinnreiche Wahlſpruch lautet.

Auf den Kopf würde ich vielleicht gar Ulanenmützen ſetzen, die ich ſogleich hier beſchreiben würde, wenn ich nur wüßte, wie eine Ulanenmütze ausſieht. Ich habe nämlich eine estime sur parole, wie Helvetius es nennt, einen Schüler- oder Köhlerglauben zum Vortheil der Ulanenmützen. Ein geſchickter Offizier der leichten Infanterie, welcher den Krieg in der Vendée mitmachte, der ehemalige Prinz Karl La Trimouille, hat mir viel Gutes von dieſen Ulanenmützen geſagt. Seine Meinung war, es ſollten Ketten bis auf die Schultern hinabgehen, um dieſe und den Hals gegen den Hieb zu bewahren. Die engliſche Infanterie trägt Mützen von Leder in Form von Huſarenmützen, nur daß

vorn eine Krempe das Geſicht bedeckt. Mit einem hohen rothen Federbuſche ſieht das ſehr ſchön aus. So, glaube ich, ſollte bei der Infanterie und Kavalerie der Kopf bekleidet und geziert ſein.

4) Statt eines Torniſters und einer Patrontaſche trüge der Soldat eine Jagdtaſche wie die deutſchen Wildjäger. Hierin wäre die Bagage, der Zwieback, der Branntwein, die Patronen ꝛc. enthalten. Alles Lederzeug wäre ſchwarz. Die Patronen zum Gebrauch würden herausgenommen und vorn müßte in der Jacke oder im Gilet eine Taſche dazu ſein. Eine Patrontaſche vorn wäre gar nicht nöthig.

Die Frage, ob Schutzwaffen ſein müßten, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen.

Ich bin wirklich ganz neutral dabei und es möchte in der That leichte kugelfeſte Küraſſe von Leder geben können; allein gegen Kartätſchen wären ſie doch nicht ſchützend. Es gibt überdies nicht Ochſen genug in einem Lande, um eine ſtarke Armee ſo zu beledern. Da die Sache ſehr weit von unſerm gegenwärtigen Syſtem abweicht, ſo will ich mich weiter dabei nicht aufhalten.

5) Ich ſehe nicht ein, warum die Reiterei nicht ebenſo gekleidet ſein könnte. Man ſetze lederne Hoſen an die Stelle der blauen, aber nicht ſo enge wie die des berühmten Generals Seidlitz. Ueberhaupt muß bei der Cavalerie wie bei der Infanterie jeder enge Anzug verbannt ſein, denn er hemmt nur den freien Gebrauch der Glieder und den freien Umlauf des Blutes. Die Reiterei müßte leichte Stiefeln tragen.

6) Die Patronen ſind zu ſtark an Pulver und das Kaliber der Gewehre iſt zu groß. Wenn die Patronen und Kugeln kleiner wären, ſo würde die Bürde des Soldaten dadurch erleichtert. Man trifft beſſer mit Flinten von kleinem Kaliber.

Die Cavalerie müßte einen Säbel oder Stoßdegen, wie die ſpaniſche und einen Karabiner führen oder auch ein Paar Piſtolen, wenn der Karabiner wegfiele.

7) Die Pike iſt in Irland und Frankreich in den neueſten Zeiten wieder hervorgeſucht worden. Die Männer aber, welche

ſie in die Hand nahmen, haben ſie nur noch mehr in Miscredit gebracht. Dieſe Königin der Waffen, wie Folard ſpricht, das Schrecken der Hunde und Menſchen, wie Homer ſpricht, kann allein, wie es ſchon der Verfaſſer der „Betrachtungen über die Unzuverläſſigkeit der Kriegskunſt“ geſagt hat, dem Fußvolk ſeine ganze Würde, ſein ganzes Gewicht wiedergeben.

Ich begreife nicht, wie man behaupten könne, die Pike verhindere oder mindere das Feuer. Ich kann mir ſehr wohl Beides als verbunden vorſtellen. Zuvörderſt iſt nur nöthig, daß die Pike unten ſpitz ſei, damit man ſie in die Erde ſtoßen kann. Dann nimmt man das Gewehr zur Hand und feuert. Geht man weiter, ſo reißt man die Pike wieder heraus. Dieſe Manipulation nimmt keine Secunde weg.

8) Das Gewehr wäre kurz und es hinge an einem Riemen über der Schulter, ſodaß es bei einer Flucht nicht weggeworfen werden könnte. Dies Gewehr könnte ein leichter Karabiner ſein. Ich habe gute Gründe, aus dem Fernſchießen nichts zu machen; ob die Gewehre alſo weit ſchöſſen oder nicht, daran wäre nichts gelegen.

Der oben angeführte Offizier der leichten Infanterie will Doppelflinten haben. Er meint, daß zwei Schüſſe, die gleich hintereinander fallen und treffen, einen gewaltigen Eindruck machen müſſen. Das iſt freilich wol wahr; allein wenn man geſchwind ladet, ſo kann man ziemlich hurtig hintereinander weg ſchießen. Dieſer Offizier will ferner Patronen mit Schrot und andere mit Kugeln mitführen. Es fragt ſich hierbei nur, ob man mit Schrot mehr als einen Mann verwunden könne; denn ich habe immer bemerkt, daß eine gute Jagdflinte den Schrot ſehr zuſammenhält. Indeſſen iſt es wahr, daß man dieſen Einen leichter mit Schrot als mit einer Kugel trifft; und ob man tödtet oder nur verwundet, daran iſt in einem Treffen nichts gelegen, weil der Verwundete ſich ebenfalls rückwärts entfernt.

Eben dieſer Offizier, der zugleich ein vortrefflicher Jäger iſt, behauptet auch noch, man müſſe zweierlei verſchieden geſchäftete Kolben anordnen, krummgeſchäftete für Leute mit niedrigen, ge-

ſenkten Schultern, gerade geſchäftete für ſolche mit hohen Schultern. Er verſichert, — und es iſt ein vortrefflicher Federwildſchütz, der da ſpricht, — es ſei ſonſt für den Einen und den Andern unmöglich, zu treffen.

9) Mir iſt immer (dieſe Bemerkung erlaubt mein Gegenſtand hier einzuſchalten) Friedrich's des Großen Abneigung gegen Offiziere, welche Jagdliebhaber waren und die Behauptung dieſes großen Monarchen, der Krieg habe nichts mit der Jagd gemein, etwas verdächtig vorgekommen. Ich habe gleich geurtheilt, daß dieſer große König auf ſeine Taktik ein zu großes Vertrauen ſetze. Der Retter Frankreichs, — ich meine Carnot, — urtheilte ſogleich, daß der neuere Krieg eigentlich eine Menſchenjagd ſein müßte und daß die Uhrwerkstaktik gegen ſeine Menſchentaktik nicht aufkommen würde.

Jener Offizier der leichten Infanterie will nur in der Entfernung von dreißig Schritten ſchießen. Er iſt noch ſtrenger, noch mistrauiſcher gegen die Wirkſamkeit des Feuers als ich, der ich in dieſer Schrift den Abſtand von vierzig bis ſechzig Schritten als die weiteſte Entfernung, in welcher gefeuert werden ſoll, feſtſetze.

Ich habe ein zu zartes Autorgewiſſen, um mich eines Plagiats ſchuldig zu machen und die Ideen des Prinzen von Tarent, Karl La Trimouille, hier für die meinigen auszugeben. Ich hätte meiner Armuth mit dem Reichthum eines Andern gewiſſermaßen aushelfen können, ohne daß man es bemerkt hätte; denn jene Ideen ſind nicht geſchrieben, wenigſtens nicht gedruckt. Ich gehöre aber nicht zu Denjenigen, welche ihren Autorenruhm auf geſtohlene oder erkaufte Manuſcripte gründen.

10) Die Pike aber gehört mir zu; freilich doch nicht ſo ganz; denn Folard und der Verfaſſer der „Betrachtungen ꝛc." haben ſie angerathen; die Zuſpitzung am untern Ende jedoch, vermöge welcher man ſie unter jedem beliebigen Winkel feſt in die Erde ſtecken kann, iſt meine Erfindung und ich thue mir darauf viel zu Gute.

Gegen eine anprellende Reiterei könnte das erſte Glied ſeine Piken in einem Winkel von etwa 30 Graden in die Erde ſtecken,

das zweite unter einem Winkel von 45 Graden und das dritte noch etwas ſteiler, wenn letzteres auch feuerte. Die Piken des erſten Gliedes würden die Pferde, die der andern die Reiter treffen. Dabei feuerten dieſe Glieder viel wirkſamer als die Bayonnetträger. Die beiden erſten Glieder lägen platt an der Erde und zielten. So würde es in der Manipularſtellung gehalten, welche entweder zwei Mann hoch oder in Colonnen zum Vorſchein käme.

Um der Cavalerie Schrecken einzuflößen, malt ihr Folard vor, welch' ein entſetzliches Loch ein Stoß ſeiner Pike in dem Körper mache. Es ſcheint mir ein Leichtes, einen 12 Fuß langen, ſehr leichten Stab, mit einem ſchmalen, ſpitzen, aber äußerſt ſcharfen Eiſen oben beſchlagen, in der Hand zu führen, ihn in die Erde zu ſtoßen, zu zielen und zu ſchießen. Ich weiß gar nicht, wie dieſe Pike die zweckmäßige Activität des Feuers behindern könnte.

Ich finde die vortrefflichſten Regeln des Kriegs in der Schrift des Tacitus, „De moribus Germanorum“. Alles, was man nur bei einer vortrefflichen Armee wünſchen kann, fand ſich bei dieſen Germanen. War es, weil ihre Weiber tugendhaft waren? Dies ſchreibe ich hin, um gewiſſe ſehr ſcharfſichtige Männer über meine Ideenverbindung in Verwunderung zu ſetzen. Wie tief iſt dieſes Volk gefallen! Dies ſage ich, um Erſtaunen bei Denen zu erwecken, welche ſtupide unſere vermeintliche Cultur bewundern.

Die Piken jener Germanen waren nur mit einem ſchmalen, dolchartigen Eiſen beſchlagen, welches ſie nicht allein viel leichter, ſondern auch viel eindringender machte. Folard iſt zu freigebig mit ſeinem Eiſen, es iſt viel zu breit. —

11) Ich habe noch von einem Andern, der den Feldzug der Preußen gegen die Polen mit anſah, etwas Anderes gelernt, nämlich die Vortrefflichkeit einer Senſe, welche man an eine lange Stange heftet. Ich bin überzeugt, daß dieſe Senſen ganz dazu gemacht ſind, dem durch Bayonnete ſo herabgewürdigten Fußſoldaten ſeine Würde wiederzugeben. Wie bequem! Im

Frieden Ackerwerkzeug, im Kriege gefährliche Waffe, denn man kann ebenſo wol Köpfe als Gras und Getreide damit abmähen.

Die polniſchen Senſenbauern ſollen ſich hin und wieder der Reiterei ziemlich furchtbar gemacht haben. Wenn die Senſe vorn nicht zu ſehr gekrümmt, wenn ſie auf beiden Seiten geſchärft iſt, ſo dient ſie ſo gut zum Stoße als zum Hiebe. Sie erfüllt alsdann völlig den Zweck einer vollkommen organiſirten Pike, d. h. einer ſolchen mit ſchmalem Stahle; zugleich aber auch den Zweck eines 16 Fuß langen Säbels, ohne ſchwerer zu ſein als ein 3 Fuß langer Säbel.

12) Lange Waffen müſſen durch kurze unterſtützt ſein. Zum Gefecht in der Nähe trügen die Soldaten einen kurzen römiſchen Degen, breit, ſcharf und ſpitz, gleich gut zum Hauen und Stechen, der auch ſtatt eines Beils beim Baumumhauen ꝛc. dienen könnte. Ich wünſchte, es wäre ein Strick daran befeſtigt, um damit auf die Entfernung von 10 bis 15 Schritt zu werfen; doch dies ſage ich nur ſo nebenher, ohne darauf zu beſtehen. Die Römer ſtießen nur mit ihren Degen, weil man beim Stoß nach einer geraden Linie am wenigſten Blöße gibt, weil jeder Stich mit einem ſo breiten ſcharfen Eiſen tödtlich war. Breit müßte die Klinge deshalb ſein, daß man auch damit hauen könnte. Ich glaube, es war ſehr vernünftig, daß die Römer ihren Degen auf der rechten Seite trugen. Er läßt ſich alsdann viel leichter mit der rechten Hand herausziehen.

13) Man könnte mit den Piken oder Senſen, — ich würde zu den letztern rathen, ſo bäueriſch es auch den äſthetiſchen Taktikern von feiner Lebensart vorkommen möchte, — zuvörderſt einen Verſuch machen; nicht im Kleinen, — denn ein Verſuch im Kleinen iſt keiner, — ſondern mit einem Drittel der Infanterie. Ein Bataillon jedes Regiments würde mit Senſen bewaffnet, zwei behielten die Flinte.

Daß ſowol das Gewehr dieſer beiden Bataillone als auch ſein Bayonnet ganz anders beſchaffen ſein müßten wie die gegenwärtigen, das verſteht ſich von ſelbſt. Das Bayonnet müßte

viel länger, das Gewehr von kleinerm Kaliber ſein ꝛc. Die übrige Ausrüſtung bliebe ſo, wie ich ſie beſchrieben habe.

14) Mit der Bagage endlich würde ich ſehr genügſam und haushälteriſch ſein. Dafür ſtehe ich, daß ein Infanterieregiment nicht 300 Pferde mitſchleppen ſollte. Kein Infanterieoffizier vom Hauptmann abwärts dürfte ein Pferd haben. Einen Theil ſeiner Bagage müßte er ſelbſt in ſeiner Jagdtaſche tragen, den andern trüge ein Bedienter für je zwei, die immer in einer Hütte oder Baracke zuſammenwohnten. Der Hauptmann und jeder Verheirathete hätten eine Hütte und einen Bedienten für ſich.

Der Bataillonschef und die Adjutanten hätten Jeder ein Pferd und für das Bataillon wären drei Reſervepferde zum Dienſt da. Die Adjutanten würden ſehr wenig zu reiten haben, da alle Berichte und Befehle durch Telegraphie mitgetheilt würden.

Die Offiziere trügen elegante Doppelflinten und einen kurzen Säbel, wie die engliſchen Seeoffiziere. Man könnte die Einrichtung der Ehrenflinten treffen. Die Offiziere wären ebenſo gekleidet wie die Soldaten, nur Alles von beſſerm und zwar dem allerbeſten Zeuge, ſonſt müßte durchaus kein Abzeichen ſtattfinden.

15) Die Märſche machten die Offiziere zu Fuß, ausgenommen die Stabsoffiziere und Adjutanten. Jedoch müßten Erſtere oft abſteigen und den Andern zum Beiſpiel zu Fuß marſchiren.

Da keine Zelte bei der Armee wären, ſo würden dadurch viele Pferde erſpart. Etwas Ungeſchickteres als leinene Zelte konnte man ſo leicht nicht ausdenken. Sie ſind die Urſache vieler Krankheiten. Sie ſchützen nicht vor Kälte und nur unvollkommen vor Näſſe. Man kann ſie nicht erwärmen, wogegen man die Hütten vollkommen durch Kamine und Oefen erwärmen kann.

Dieſe Armee bedürfte weniger Munition im Felde, weil man mit den Schüſſen haushälteriſch umginge, weil man erſt zielte, ehe man ſchöſſe. Sie bedürfte weniger Proviantwagen, weil ſie ſtatt Brot Zwieback äße.

Dieſe Verminderung des Troſſes würde das Heer ungemein viel mobiler als die gegenwärtigen Armeen machen. Zu jeder

Stunde könnte es in den Krieg rücken; ich ſage nicht in das Feld, weil es im Frieden ſchon im Felde, in Standlagern wie die römiſchen, wie jene des Kaiſers Napoleon an den Küſten des Kanals, lagerte.

Nur der Reſpect vor meinen Zeitgenoſſen, welcher eine unbezwingliche Schwachheit bei mir iſt, hindert mich, hier zu erklären, daß unſere ſtehenden Heere mir ganz und gar nicht als ſolche erſcheinen, wenn man darunter eine ſtets zum Kriege bereite bewaffnete Macht verſteht.

Zu den Zeiten des Fauſtrechts brachte man den Heerbann früher ins Feld als jetzt die ſtehenden Armeen, wenigſtens diejenigen, welche ſich erſt mobil machen müſſen, ehe ſie ausrücken können. Die franzöſiſche Armee macht bis jetzt hiervon eine Ausnahme; wenn ſie aber einige Zeit in Frieden wird garniſonirt haben, ſo wird ſie ſo bedürfnißreich wie die andern, und Europa wird früher oder ſpäter ganz gewiß außer Stande ſein, dem dereinſt unvermeidlichen Mongolenanfall zu widerſtehen. Was kümmert uns das Schickſal unſerer Enkel! ruft die edle, jetzt lebende Generation in Europa bei dieſem Gedanken aus.

16) Dies einzige Mittel, die Kriegszucht im Frieden zu erhalten, iſt ein Hüttenlager. Hierbei wäre nicht allein der Vortheil, daß man immer augenblicklich zum Kriege bereit wäre, ſondern auch der andere, daß man der Winterquartiere nicht bedürfte. Den gewöhnlichen Ideen gerade zuwider würde ich beſonders im Winter und bei Nacht meine militäriſchen Vorrichtungen vornehmen: ein Vorſchlag, der mir unter den Zunftkriegern vielleicht ebenſo viele Feinde zuziehen wird als jener, die Betten von Eiderdaunen aus den Lagern zu verbannen.

2. Grundzüge des Syſtems der Taktik.

1) Märſche zum Treffen. Bei Perpendicularmärſchen muß man in ſo vielen Colonnen als möglich, bei Parallelmärſchen aber in ſo wenigen als nur immer möglich, d. h. in zweien — die eine Reiterei, die andere Fußvolk — einherziehen, weil es bei erſtern wichtig iſt, ſich kurz, bei den andern, ſich lang zu machen.

Bei Perpendicularmärſchen muß man die Cavalerie und Infanterie in den Colonnen untermengen und nicht aus einer dieſer beiden Truppenarten eine abgeſonderte Colonne machen.

Bei Parallelmärſchen kann man in Sectionen gehen, wenn die Infanterie drei Mann hoch ſteht; die Sectionen brauchen keine Diſtanz zu halten. Steht man zwei Mann hoch, ſodaß die Sectionen Diſtanz halten müßten, ſo iſt es beſſer mit rechts oder linksum zu gehen; denn jedes Bataillon läßt ſich noch wohl zuſammenhalten und an den Lücken, welche zwiſchen den Bataillonen entſtehen, iſt nichts gelegen, weil die Cavaleriecolonne ſie deckt. Bei Parallelmärſchen ſtört übrigens die lange Ausdehnung gar nicht; je länger die Colonne, deſto weniger hat man eine Ueberflügelung zu fürchten.

Mit Zügen (Pelotons) muß man nicht marſchiren; einmal wegen des Abbrechens und Wiederaufmarſchirens, wenn ſtellenweiſe der Weg oder Paß nicht breit genug iſt, und ferner wegen der Diſtanzen, welche nicht genau gehalten werden können. Noch ungereimter iſt es, bei einem Parallelmarſch mit halben Diſtanzen zu gehen, weil dann gar nicht eingeſchwenkt werden kann. Es iſt eine Regel, nur ſo breit zu marſchiren, daß das verzögernde Abbrechen und Aufmarſchiren nicht nöthig wird, alſo lieber von vornherein ſo ſchmal als möglich.

2) Die Theorie des Vorwerfens muß ganz beſonders ſtudirt werden, weil man hinter den vorgeworfenen Seitenpatrouillen wegmarſchiren und einen wichtigen taktiſchen oder ſtrategiſchen Zweck erreichen kann. Die vorgeworfenen Abtheilungen tirailliren.

Bei Perpendicularmärſchen muß man in ſo breiten Abtheilungen als möglich gehen, wenn nur das Abbrechen und Wiederaufmarſchiren vermieden werden kann. Kann es nicht vermieden werden, ſo iſt es beſſer, lieber gleich rottenweiſe, d. h. mit rechts- oder linksum zu marſchiren, ſonderlich, da wegen der vielen Colonnen jede derſelben nicht tief, Kopf und Schwanz alſo nicht weit voneinander entfernt ſein können.

Im Fall des Vorwerfens kann bei dieſen Märſchen die Avantgarde vorgeworfen werden; hinter ihr können ſich die Co-

lonnen diagonal ſeitwärts fortbewegen, wenn der Zweck es fodert. In dieſem Fall wird natürlich aus dem Perpendicularmarſch ein Flankenmarſch.

3) Aufmarſch. Der einzig gute Aufmarſch iſt derjenige nach diagonalen geraden Linien, — das Auflaufen.

Dieſer Aufmarſch wird nach Signalen, bei der Cavalerie im vollen Galopp, bei der Infanterie im vollen Rennen ausgeführt.

Das Terrain muß man mittels der Schlachtordnung couronniren, d. h. ohne an eine gerichtete gerade Linie ſich zu kehren, müſſen die Truppen ſo geſtellt werden, daß das Terrain (Gelände) ihnen nützt und daß ſie von dem Terrain Nutzen ziehen können. Eine Höhe wird alſo ſo beſetzt, daß die Abhänge beſtrichen werden können, ein Wald wird an ſeinem äußern Rande beſetzt und in der Ebene als eine Baſtion betrachtet ꝛc.

Die Hälfte eines Bataillons wirft ſich zug- oder compagnieweiſe vorwärts vor daſſelbe heraus und bildet eine Feuerlinie oder eigentlich Angriffslinie von Tirailleurs. Die zuſammenbleibenden Züge oder Compagnien bilden ein Manipular-Reſervecorps hinter dieſer Feuerlinie. Die Reiterei vertheilt ſich ſchwadronenweiſe in die Zwiſchenräume zwiſchen den Manipeln, mit welchen ſie auf gleicher Höhe ſteht.

4) Gefecht. Die Feuerlinie ſtürzt ſich im vollen Rennen auf den Feind. In der Ebene muß ſie vierzig Schritt von ihm niederfallen und an der Erde liegend feuern und zielen. Im Walde muß ſie verſtehen, ſich durch Bäume zu decken. Sie muß in zwei Gliedern auftreten, von denen das zweite auf die Lücken des erſten zu ſtehen kommt, die beiden Glieder aber werden je nach Umſtänden weiter oder näher voneinander ſtehen.

Alle Einzelbewegungen werden durch Signale dirigirt, die Bewegungen der Armee im Ganzen durch Telegraphie.

Während des Vorrückens muß immer die Flanke des Feindes umgangen werden, indem die Soldaten im Rennen auf Diagonalen vorrücken.

5) Object des Angriffs. Der taktiſche Gegenſtand des Angriffs muß immer in Rückſicht des ſtrategiſchen Objects der

Operation gewählt werden, weil die Taktik nichts Anderes als Strategie auf einem engern Raum iſt, welcher engere Raum die Gefechte veranlaßt. Denn ſowie bei der Strategie die Subſiſtenz der Gegenſtand kriegeriſcher Operationen oder Verrichtungen iſt, ſo ſind es bei der Taktik die Leiber des Feindes. Die Strategie führt Krieg gegen die Sachen, die Taktik gegen die Perſonen. Die Strategie beſchäftigt die Beine des Soldaten, die Taktik ſetzt auch noch den Zeigefinger und bei der Reiterei auch wol den Arm in Bewegung.

3. Schlachtordnung.

1) Wenn die Bataillone, ſolche Haufen von vierhundert bis achthundert Mann nämlich, als jetzt ſo genannt werden, durch Auflaufen im vollen Rennen aus der Colonne in die Linie ge-

Fig. 59.

langt ſind, ſo werden ſie in dieſer durch Halt! geſtellt. Fragt man mich, ob ich wolle, daß dieſe Bataillone in drei oder zwei Glieder aufmarſchiren ſollen, ſo antworte ich: drei Glieder ſind in einem Sinne zu viel, im andern zu wenig; alſo in zwei Gliedern oder in tiefer Stellung von ſechs und mehr Gliedern oder gar in dichter Colonne ſollen die Bataillone ſtehen. Das hängt von dem General, von den Umſtänden und von dem Feinde ab, mit dem man es zu thun hat.

Sofort nach dem Halt! wird das Signal zum Ausfallen gegeben. Ich muß mich hierüber erklären.

2) Wenn ein Bataillon vier Compagnien hat, ſo beſtimmt das Signal, ob die erſte und dritte oder die zweite und vierte ausfallen ſollen. Die Regel wäre, daß entweder die geraden oder die ungeraden ausfallen.

Die zum Ausfallen Befehligten will ich in zwei Gliedern vorausſetzen; ſie laufen nach divergenten Linien vielleicht ein Paar

hundert Schritt vorwärts und zerſtreuen ſich über die ganze Front des Bataillons, nämlich der beiden zurückgebliebenen Compagnien und der Zwiſchenräume; ja ſie können noch vor einem Theil der Intervalle, welche das Bataillon von andern trennen, ſich zertheilen. Sie ſtänden ſonſt als Tirailleurs wirklich zu enge. Ich nehme zwar mehr als einen Schritt Frontraum für den Mann ſelbſt bei meiner geſchloſſenen Stellung an, ſtatt daß in der Saldern'ſchen Taktik drei Rotten auf zwei Schritt Raum zu ſtehen kommen, aus Furcht wahrſcheinlich, der Soldat möchte ſonſt nicht genug Maſchine und ſtumpfſinniges Werkzeug ſein.

Alſo dieſe ausgefallenen Tirailleurs würden bei einfacher Diſtanz ungefähr vier Schritt auseinander ſtehen; denn das Wort ungefähr darf man hier ja nicht vergeſſen, weil das pedantiſche Meſſen ſowie das Richten verbannt ſein muß. Sie ſollten aber wenigſtens ſechs Schritt auseinander ſtehen, müſſen alſo ihre Bataillonsfront überlangen. Dieſe weitere Ausdehnung könnte während des Vorrennens nach dem Feinde zu geſchehen. Das zweite Glied ſteht auf den Lücken des erſten.

Da hätten wir denn nun eine Manipularlinie als Unterſtützung einer Feuerlinie von Tirailleurs oder Schützen.

3) Ich bin freilich der Meinung, daß man mit einer bloßen Linie Tirailleurs ohne Unterſtützungen recht wohl zurecht kommen könnte, um ſo mehr, da die feindliche Phalanx, wenn von beiden Seiten geſchoſſen wird, ſich auch ſogleich in eine ſchlecht geordnete Tirailleurlinie auflöſt. Ich betrachte indeſſen die Manipeln als Reſerven, die ich aus dem Feuer halte; ich glaube, ein ſolcher Rückhalt gibt den Schützen mehr Selbſtvertrauen, und pſychologiſche Gründe müſſen öfters die taktiſchen beſtimmen.

Die Manipeln, d. h. kleine Scharen, welche ſich äußerſt leicht und ſchnell bewegen können, was im neuern Kriege die Hauptvollkommenheit eines militäriſchen Körpers iſt, können eben ſowohl in Colonne als in Linie geſtellt werden; dies verändert ihre Natur gar nicht.

Ich will übrigens nicht abſolut feſtſetzen, daß nur compagnieweiſe ausgefallen werden dürfe, oder daß nur gerade immer die

Hälfte ausfallen dürfe. Das Ausfallen könnte ſelbſt zugweiſe oder gar ſectionsweiſe geſchehen, doch ſolche kleine Haufen wie Züge oder gar Sectionen könnten kein Manipularſyſtem bilden, worauf ich durchaus beſtehe. Der Grund für die eben angeführte Manier, daß bei dieſen kleinen Abtheilungen das Durchziehen geſchwinder von Statten gehe, iſt kleinlich. — Dagegen könnte man ganz füglich ſtatt der Hälfte ein Viertel oder drei Viertel ausfallen laſſen, wenn das Bataillon in vier Compagnien getheilt iſt.

4) Die Cavalerie ſtellt ſich in kleinen Haufen, um der Schützenlinie ſo nahe als möglich zu ſein, zwiſchen den Manipeln, mit dieſen in gleicher Höhe, auf; ſie kann auch bisweilen der Feuerlinie näher gezogen werden als die Manipeln.

Dieſe Schlachtordnung iſt äußerſt einfach und man erreicht bei ihr verſchiedene Zwecke durch einerlei Mittel; die große Ausdehnung, welche dadurch ein Heer erlangt, rechne ich ihr zum großen Vorzug, weil ſie eben das Umfaſſen des Feindes möglich macht; die Schwierigkeiten, eine ſo ausgedehnte Linie zu regieren, fallen weg, wenn man ſich der Telegraphie bedient, mit der man in einem Augenblick eine Linie von ſechs Meilen nach Gefallen in Bewegung ſetzen könnte. Durch Signale mit Hörnern, die ſich fortpflanzten, könnte man auch in einem Augenblick auf einer Linie von mehren Meilen Befehle verbreiten.

4. Gefecht.

1) Es müßte ziemlich imponirend für den ſchön und taktiſch-äſthetiſch gerichteten Feind ſein, wenn er erſtlich unſere Infanterielinie auf ein gegebenes Signal mit der Schnelligkeit der Reiterei ſich entwickeln ſähe; wenn auf ein zweites Signal die Hälfte dieſer Linie hervorbräche, ſich in einem Augenblick vor der ganzen Front zerſtreute, eine Feuerlinie von zwei Gliedern Tirailleurs bildete, und wenn auf ein drittes Signal dieſes Feuertreffen mit der Schnelligkeit des Blitzes heranrennte und zwar ohne einen Schuß zu thun, bis auf die Entfernung von dreißig bis ſechzig Schritt; wenn ſie dann im holzloſen Terrain gleichſam

von der Oberfläche der Erde verſchwände, indem ſie ſich platt niederwürfe, dann aber ein Ungewitter von wohlgezielten Flintenſchüſſen emporſchickte, deren jeder faſt treffen muß.

2) Das möchte wol die ſogenannte regelmäßige Infanterie ſchier aus der Faſſung bringen und die Saldern'ſche Phalanx würde ſchwerlich, hätte ſie einmal ein ſolches Treffen gekoſtet, zum zweiten mal einen ähnlichen Angriff abwarten.

Dazu aber gehört eine leichte Infanterie, wird es heißen. Dazu gehört eine gute Infanterie, antworte ich; ich kenne nur gute und ſchlechte Infanterie. Ich weiß nicht, was bei den neuern Armeen der Ausdruck: leichte Infanterie beſagt? Da es keine Leichtbewaffneten (velites) mehr gibt, ſo kann es auch keine ſchwere Infanterie mehr geben. Diejenige, welche man ſo nennt, iſt nur eine ſchlechte leichte Infanterie.

Wie kann es denn eine ſchwere Infanterie bei der neuern Kriegsart geben, da kein feſtverbundener militäriſcher Körper mehr denkbar iſt? Ein leichtes Fußvolk iſt ein ſolches, welches ſich ſchnell bewegt; denn Leichtigkeit iſt ein Prädicat der Bewegung. Wie ſollte es aber wol zu einer Zeit, da der Krieg mit den Beinen und mit dem Zeigefinger geführt wird, ein anderes als ein leichtes Fußvolk geben können? Die jetzt ſogenannte ſchwere Infanterie kann nur eine ſchlecht organiſirte, ſchlecht exercirte, ſchlecht montirte, ſchlecht armirte, ſchlecht commandirte, ſchlecht verproviantirte und ſchlecht munitionirte leichte ſein, ein übel berathener, unglücklicher Haufe, der keineswegs ſeinem Zwecke entſprechen kann.

3) Wie kann die Infanterie einen feſten militäriſchen Körper, gleich derjenigen der Römer und Griechen, auch jetzt noch bilden, da die Kleidung und Bewaffnung dies ganz unmöglich macht? Bei den Alten wurden die Schilde ineinander gefügt, wodurch eine ganze Reihe Soldaten gleichſam ein Individuum wurde. Bei den Neuern iſt kein anderes Verbindungsmittel als ein leiſes Fühlen der Ellenbogen nach der Mitte oder einem Flügel der Schar, gleichſam ein leiſes höfliches Berühren, dem noch ein ſeitwärts ſchielendes Auge zu Hülfe kommen ſoll.

Bei den Alten waren die Schwerbewaffneten gepanzert und fähiger, einen Angriff zurückzutreiben als ſelbſt anzugreifen, damals das Hauptkennzeichen des ſchweren Fußvolks; bei den Neuern hat der Soldat nichts auf dem Leibe als eine bunte, luftige Jacke; auch wäre es umſonſt, ihn zu bepanzern, weil der Panzer doch den Kanonenkugeln und Kartätſchen nicht widerſtehen könnte. Die Bewegungen eines gepanzerten Haufens würden für den Geiſt des neuern Kriegsſyſtems auch viel zu langſam ſein.

Die Trutzwaffen der Alten waren für die Bildung eines feſten militäriſchen Körpers ebenſo geeignet als die der Neuern es nicht ſind. Sie waren alle aufs Handgemenge eingerichtet und beim Handgemenge war es wichtig, feſtverbunden in Glied und Rotte zu ſtehen. Das neuere Fußvolk hat aber kein anderes Gewehr als die Flinte, man mag dagegen ſagen was man will, und dieſe iſt ungeachtet des Bayonnets, welches ich anderswo mit Fug einen Lerchenſpieß genannt habe, gar nicht zum Fechten in der Nähe organiſirt. Kehrt man ſie um, damit man ſchlagen könne, ſo ſpießt man ſich mit dem Dinge, das oben auffitzt (ich meine das Bayonnet). Ueberdies iſt der Kolben nicht zum Todtſchlagen gemacht. Will man mit dem Bayonnet ſtechen, ſo greift der entſchloſſene Gegner hinein (denn es ſchneidet nicht und kann auch wol nicht ſchneidend erhalten werden); dann iſt der Mann mit der Flinte entwaffnet. Uebrigens iſt auch der Stoß unſicher, weil das Bayonnet nicht gerade auffitzt, ferner noch verbogen iſt, weil ſonſt der Soldat beim Laden ſich die Hand ſpießen würde.

Die Hau- und Stechwaffen der neuern Krieger ſind alſo weit unvollkommener als die der Alten, oder vielmehr, es ſind deren gar keine vorhanden; die Schußwaffen aber weit vollkommener. Hieraus ergibt ſich nun ſchon von ſelbſt, daß feſt verbundene Haufen ſchwerer Infanterie durch Kugeln aller Art bald würden auseinander geſtäubt werden. Erſt wird es in ihnen licht, dann laufen die Andern davon.

Sobald alſo eine geſchloſſene Infanteriephalanx ins Feuer, d. h. wirklich in den Kugelregen kommt, hört die zuſammenhän-

gende Ordnung auf und ſie iſt weiter nichts mehr als ein ungeregelter Klumpen, welcher hier einer Colonne, dort einer Tirailleurlinie gleicht. Daher organiſire man lieber gleich vorher eine Tirailleurlinie, man ordne die Unordnung. Das wird immer beſſer ablaufen, als wenn die Angſt die Urheberin der ungeordneten Unordnung iſt.

4) Es iſt demnach eine Chimäre mit der ſchweren Infanterie heutiger Tage, welche nur bei Kirchenparaden regelmäßig ausſieht, auch nur zur Parade geübt, bekleidet und bewaffnet iſt. Eine gute iſt immer eine leichte Infanterie, und eine ſolche, welche meine Manöver auf vorbeſchriebene Art ausführen könnte, müßte eine vortreffliche leichte Infanterie genannt werden.

Der ſinnliche Anſchein trügt hier. Man bildet ſich ein, ein Bataillon, welches geſchloſſen avancirt, werde zerſtreut fechtende Schützen vor ſich hertreiben. Das wird freilich größtentheils geſchehen, wenn das Schützenweſen ſo ſchlecht wie bisher getrieben wird. Erſtlich ſind der Tirailleurs ſo wenige. Sie ſtehen zu licht auf dem Felde. Dann iſt ihnen die Furchtſamkeit des andern Fußvolks ebenfalls gemein. Sie wollen nicht nahe heran, ſondern ſchon in der Entfernung von dreihundert Schritten ſchießen, wo man kaum mit Kartätſchen etwas treffen kann. Sowie das bange geſchloſſene Bataillon, in der Angſt, in der Entfernung von dreihundert Schritt die Bayonnete vornimmt, um durch die Drohung, es wolle damit den Feind ſpießen, dieſen vom fernern Widerſtande abzuſchrecken, ſo läuft dieſer, der gleichſam auch nur auf einen Vorwand zur Flucht lauerte, ſogleich davon, er ſei nun in Tirailleurs oder in Phalanx geſtellt. Das heißt dann ein Angriff mit dem Bayonnet. Bei der neuern ätheriſchen oder Lufttaktik, — denn Alles gründet ſich ja dabei auf die elaſtiſchen Eigenſchaften dieſes Elements, — iſt ein Bayonnetangriff wirklich nur ein optiſcher Betrug. Wie in der Liebe, werden auch hier die Augen zuerſt überwunden.

Sind Tirailleurs auf dieſe Art, durch dieſe Spiegelfechterei mit dem Bayonnet, welches das Bataillon vornimmt, ſobald ihm banget, um dem Feinde einen verſtohlenen Wink zu geben,

doch hübſch artig zu ſein und nicht hartnäckig bei einem Gefecht zu verharren, bei welchem er ja eigentlich gar kein Intereſſe weiter habe, — zum Davonlaufen bewogen worden, ſo heißt es dann: Da ſieht man, wie eine zuſammenhängende Maſſe zerſtreutes Fußvolk vor ſich hertreibt.

5) Allein, wenn zuvörderſt aus dem Tirailliren die Hauptſache gemacht würde, wenn man nicht zu wenig Tirailleurs vorſchickte, wenn dieſe gut ſchießen könnten, wenn ſie ſo viel Herz hätten, zu zielen, und das mit dem Schritt ſechsundſiebenzig avancirende Bataillon — eine nie realiſirte Hypotheſe! — auf dreißig bis ſechzig Schritt herankommen zu laſſen, ohne zu ſchießen; wenn ſie dann mit ungefähr ſo vielen Treffern als Schüſſen die regelmäßige Infanterie unregelmäßig begrüßten, ſo weiß ich nicht, wer zuerſt das Feld räumen würde.

Wenn ferner durch ein Wunder das Feuer der Schützen nicht ſo wirkſam wäre, wenn das Bataillon oder die Linie fortführe, vorzurücken, wenn die Schützen auch Platz machten, beim Weichen aber gleich den Parthern noch immer verwundeten, was ihnen meine damenbretförmige Stellung, in der die Männer des zweiten Gliedes auf den Zwiſchenräumen des erſten ſtänden, leicht machte, wenn ſie ſich excentriſch etwas zurückzögen und ſich um die Flanken der Phalanx verbreiteten, dieſe und folglich auch den Rücken mit Flintenſchüſſen beſtürmten; ſo fragt ſich, ob die Saldern'ſche dünne Linie im Vorrücken verharren könnte. Ich habe einige Zweifel daran. Sie würde Flanken und bald ein Carré bilden müſſen. Dann iſt es doch wol mit der Offenſive vorbei. Das Carré würde ſich zurückziehen müſſen; wie es aber davonkommen könnte, ſehe ich wirklich nicht ein. Es würde aufgerieben. Aber die Cavalerie? — wird man ſagen. Indeſſen meine Tirailleurs ſind auch bei allen ihren Bewegungen durch Reiterei unterſtützt.

6) Bei meiner Stellungsart iſt die Reiterei allenthalben ſogleich bei der Hand, ohne daß der Schnelligkeit ihrer Bewegungen im geringſten durch die Beimiſchung von Infanterie Feſſeln angelegt würden. Allenthalben findet eine feindliche Rei-

terei, wenn ſie allein kommt, eine Linie Infanterie und Reiterei vor ſich.

Beim Angriff wird die Vertheidigung gelehrt. Ich würde meine Infanterie ſich auf den Bauch niederlegen laſſen, während die Saldern'ſche Phalanx vorrückte. Alle Schüſſe, die etwa in Peloton- oder Bataillonform daraus hervorgingen, würden darüber wegfliegen. Selbſt Kartätſchen würden nichts bewirken. Wenn die Phalanx ſchußgerecht wäre, dann würde ſie wirkſam behagelt.

Bei den Uebungen der ſogenannten ſchweren Infanterie iſt Alles hypothetiſch; im Kriege kann nichts davon ausgeübt werden. Sie iſt nur gemacht, im Frieden wegen des Zweckloſen ihres ganzen Seins von Kundigen ausgelacht zu werden, und im Kriege wegen ihrer Kleidung an der Ruhr zu ſterben.

Eine ſolche Figur würde alſo die ſogenannte ſchwere Infanterie gegen eine ſolche leichte machen. Ich weiß nicht, ob Maſſen ſchweren Fußvolks Vorzüge hätten; allein da ſie im neuern Syſtem nicht möglich ſind, ſo läßt ſich darüber nichts ſagen; die dünne Phalanx, die General Saldern bis zur Vollkommenheit ausgearbeitet hat, iſt erſtens keine Maſſe und zweitens kann ſie bei einem Gefecht nicht beſtehen. Dieſe Frage iſt alſo abgethan.

7) Selbſt bei den Alten ſcheint das leichte Fußvolk die beſte Figur zu ſpielen, wie man aus dem Kriege des Sertorius ſchließen muß. Dieſer war der beſte General des Alterthums und er führte nur einen leichten Krieg, d. h. einen Bewegungs- und keinen Poſitionskrieg. Vielleicht waren die Maſſen ſelbſt zu jener Zeit ein Vorurtheil. Allein man konnte doch wenigſtens Maſſen bilden, wogegen jetzt Alles auf ein ohnmächtiges Beſtreben hinausläuft, dergleichen hervorzubringen.

8) Der Angriff meiner Schützen im ſchnellſten Lauf könnte mit Geſchrei begleitet werden, welches die Angreifenden ermuntert und den Feind erſchreckt. Die Signale mit Hörnern würde man ſelbſt im Getöſe hören können. Ich wüßte aber noch eine andere Angriffsermunterung, welche wegen ihrer Neuheit vielleicht gute Wirkung thun könnte, — der Angriff mit Gelächter. Ein Gelächter würde eine ſolche kühne Verachtung des Feindes

andeuten, daß dieſer ſelbſt ſich geringſchätzen und den hohnlachenden Gegner hochſchätzen würde. Mit dergleichen pſychologiſchen Herzensbewegungen pflegen gewöhnlich die Niederlagen zu beginnen. Auf der andern Seite wird der Sieg durch die Verachtung des Feindes, welcher Gegenſtand des Spottes iſt, gewiß erleichtert. Ich glaube, die Ruſſen haben die Türken bei einer gewiſſen Gelegenheit mit Erfolg ausgelacht. Ein ſolches Lachen aus vollem Halſe oder was die Engländer ein Pferdegelächter (a horse laugh) nennen, möchte wol die erſprießlichſten Endzwecke befördern können. Ein risum teneatis amici iſt für Soldatenkehlen noch zu fein.

Durch den Ton des Gelächters läßt ſich viel ausdrücken. Es müßte Verachtung und Muth darin liegen. Ich will zwar nicht behaupten, daß der Soldat im Lachen geübt werden müſſe, denn dazu geben ihm ſeine Befehlshaber ohnedies Gelegenheit die Fülle, die er benutzt; denn der Soldat iſt ſatiriſch. Das würde ſich alſo von ſelbſt finden.

Alles Dies iſt reiner Ernſt, ohne irgend einen Beiſatz von Scurrilität, welche ich in einem Werke, das der ernſten Betrachtung eines ernſten Gegenſtandes geweiht iſt, ſorgfältig zu vermeiden ſtrebe. Ueber den Nutzen des Gelächters im Kriege müßte ein militäriſcher Aeſthetiker des Weitern ſchreiben; da die Materie zu ernſthaft, zu wichtig iſt und ich kein Aeſthetiker bin, ſo kann ich mich auch damit hier nicht befaſſen.

9) Eine noch andere Vorbereitung zum Treffen im Brown'ſchen Syſtem kann ich hier nicht mit Stillſchweigen übergehen; ich meine die Vertheilung von Branntwein unter die Soldaten. Die Oeſterreicher haben ihn z. B. bei Landshut mit Erfolg angewendet, wo ihre Reiterei mit wundervoller Energie einhieb.

Mir fällt dabei die Anrede eines Gouverneurs von Gibraltar an die engliſche Garniſon zur Zeit des Spaniſchen Erbfolgekriegs ein, ehe er einen Ausfall auf die Spanier machte: „Nicht wahr, ihr habt von Jugend auf Beefſteak gefreſſen und Porter geſoffen?“ — Ja, Herr! — „Nun, ihr werdet es mit Schurken zu thun haben, die nie etwas Anderes als Pomeranzen gefreſſen

und Waſſer geſoffen haben; die werdet ihr doch wol ſchlagen?“ — Ja, Herr! —

In dieſer Anrede liegt ein tiefer Sinn. Ich geſtehe, ich würde Branntwein vertheilen laſſen; und meine Infanterie würde nie ohne ihre Flaſchen voll ſehr guten Branntweins ſein, Herr Hufeland möchte dagegen ſo viel ſchreiben als ihm beliebte.

Mit Geſchrei und Gelächter würde ich alſo meinen exaltirten Haufen angreifen laſſen; denn die vollkommene Trunkenheit würde ich wohl zu verhüten wiſſen, und die halbe Trunkenheit ſinkt ſicher bei einem Gefechte, wie beim Schiffbruch, ſo weit herab, daß neben der heilſamen Erhitzung des Bluts noch die Klarheit der Vorſtellungen übrig bleibt.

10) Es iſt merkwürdig, daß die moraliſche Exaltation dieſe phyſiſche immer zur Begleiterin hatte. Alle Völker von Energie haben getrunken. Die Griechen waren Trinker, die Germanen ebenfalls. Man vergleiche die Schweizer, Amerikaner, Engländer, welche viel trinken, mit dem nüchternen Italiener. Die Franzoſen haben in ihrem Revolutionskriege mehr als ſonſt getrunken. Moraliſche Exaltation, Tirailliren, welches, die knechtiſche Taktik verachtend, dem Individuum ſeinen Muth, ſeine Wirkſamkeit, ſeine Klugheit, mit einem Wort, ſeine Menſchenwürde wiedergab, führte die Amerikaner und Franzoſen in dem Kampfe für die Freiheit zum Siege.

Die Phalanx aber bleibt nüchtern bei ihrem Vorrücken. Nichts als die Hoffnung, der Feind werde ſchon in der Entfernung davon fliehen, beſeelt ſie. Dieſe Hoffnung ſchwebt vor ihr, der Stock des Corporals hinter ihr. Mit den Franzoſen iſt es freilich anders; aber ſie gehen auch nicht in der Geſtalt der deutſchen Phalanx zum Kriege.

11) Ich habe noch ein verwegenes Princip auf die Bahn gebracht, allein ich weiß nicht, wie ich dabei beſtehen werde; denn in der That, man wird allenthalben ein wüthendes Geſchrei dagegen erheben. Dies iſt kein anderes als das des Schießens in ganz nahem Abſtande. Bei der engliſchen Marine heißt

das close fighting, und dieſer Gewohnheit, auf Piſtolenſchußweite erſt zu feuern, hat ſie ihre Siege zu verdanken.

Man mag mir ſoviel von weitſchießenden Büchſen vorreden als man will, ich glaube, dergleichen Gewehre ſind nur Verführer zur Furchtſamkeit; denn wer in großer Entfernung ſeinen Feind tödten kann, will ihm nie nahe auf den Leib kommen.

Man muß nur ganz in der Nähe feuern. Der Soldat, welcher im Kriege wider dies Princip handelt, müßte mit dem Tode beſtraft werden. Die Herzhaftigkeit wird dadurch gewiſſermaßen zur Nothwendigkeit, die Poltronnerie ſtellt ſich wie von ſelbſt ein, wenn man in ungeheurer Entfernung losknallt.

Daher würde ich abſichtlich der Infanterie nur Gewehre in die Hand geben, welche nicht weiter als eine Vogelflinte ſchöſſen und es dem Soldaten zur Nothwendigkeit machten, erſt nahe heranzugehen, ehe er den Feind aufs Korn nähme.

Ich habe die Entfernung des Schußmals auf vierzig bis höchſtens ſechzig Schritt feſtgeſetzt. Die preußiſche Infanterie ſoll ihrer Taktiks-Theorie nach ſchon auf dreihundert Schritt eine Bataillonsſalve geben. Von dieſem Feuer behaupten die Preußen: es freſſe gar gewaltig um ſich; es räume gar weidlich im feindlichen Lager auf.

Allerdings ereignen ſich hier und da in der Welt die unwahrſcheinlichſten Dinge; und ſo kann es denn wohl kommen, daß von achthundert aufs Gerathewohl abgeſandten Schüſſen durch ein Wunder vierzig treffen, was dann dem fluchtluſtigen feindlichen Bataillon ſchon Vorwand genug zum Davonrennen geben kann.

Vielleicht wird man gegen meine Vogelflinten einwenden, man könne mit ſolchen den Feind nicht in der Entfernung auf dem Marſche beim Paſſiren eines Defilées, eines Fluſſes ꝛc. beunruhigen. Ich antworte darauf, es ſei überhaupt meine Anſicht, ihn in der Nähe zu vernichten. Man hat ja Kanonen in die Ferne, die freilich auch nicht in die Ferne treffen. Es iſt nur ein Detailhandel, hier und da einen Menſchen in großer Entfernung zu erlegen, und jede Art von Klippkrämerei iſt mir verhaßt.

Man muß alle dieſe Sachen en gros betreiben. Ein Groſſirer im Kriege macht der Sache mit einem Schlage ein Ende.

12) So hat man auch die läſtigen Zwölfpfünder oder ſogenannten Poſitionskanonen im Kriege mitgeſchleppt, um, heißt es, ein Defilée in der Entfernung zu vertheidigen. Welch ein Drang, welch' ein Inſtinkt iſt denn dies, ſich immer in der Ferne zu halten? Was ſoll ich davon denken? Wie es nennen? Immer höre ich die Ferne und abermals die Ferne nennen. Wer ein Defilée oder irgend ein Loch zuſtopfen will, der ſtelle ſich nahe daran. Hat man denn wol jemals einen Durchgang anders als mit Kartätſchen verwehrt? Wurden die Brücken bei Lodi und bei Arcole nicht trotz des Kartätſchenhagels forcirt? Wahrſcheinlich waren auch hier die öſterreichiſchen Kanonen noch zu fern. Was ſoll man denn von dem eitlen Donner der Zwölfpfünder (die Preußen nennen ſie Brummer) in der Entfernung einer Poſtſtation halten? Flintenfeuer ganz dicht daran, von der Infanterie, welche in dieſem Buche figurirt, würde viel beſſer gewirkt haben als jene Kartätſchenlagen.

Man ſtelle ſich alſo dicht an den Gegenſtand, den man vertheidigen will. Man ſtelle ſich neben ein Defilée, wenn man nicht in der Flanke beſchoſſen werden kann; denn in dieſem Fall geht es nicht. Man laſſe eine gewiſſe Zahl hindurch, man mache ſie zu Leichnamen; die Uebrigen werden dann ſchon zurückbleiben. Auch hier iſt es alſo wahr, daß es beſſer ſei, ſich neben den Feind als ihm gegenüber zu ſtellen.

13) Mein raſcher Angriff muß womöglich überall concentriſch ſein; die Richtung der Marſchcolonnen muß das Umfaſſen ſchon vorbereiten; denn während des Angriffs möchte ein beträchtliches Ueberflügeln ſchwerlich zu erreichen ſein. Die Urſache, weshalb es vortheilhaft ſei, den Feind concentriſch zu umfaſſen, habe ich im „Geiſt des neuern Kriegsſyſtems“ bis auf ihre Elemente analyſirt.

Wie wahrhaft concentriſche Operationen es ſtets vermöge ihrer Baſis ſein müſſen, ſo muß auch ſchon der Aufmarſch, welcher die taktiſche Baſis des Treffens iſt, den Feind concentriſch

umfaſſen. Der Colonnenmarſch zum Treffen muß demnach das Umfaſſen des Feindes, d. h. den Angriff auf ſeine Flanken vorbereitet haben, ſei es durch nächtliche, ſei es durch maskirte Bewegungen. Durch die Richtung der Angriffslinien ohne vorhergehenden, den Feind überlangenden Aufmarſch kann man ebenſo wenig den Feind beträchtlich überflügeln, d. h. in die Flanke nehmen, als es durch Operationslinien, die excentriſch von einer ſchmalen Baſis auslaufen, ſtrategiſch möglich iſt, den Feind von ſeiner Subſiſtenz, d. h. Baſis abzudrängen. So paralleliſiren alſo Taktik und Strategie.

14) Ich habe früher wol gemeint, Disciplin und Taktik könnten gegenwärtig wenig gegen größere Zahl ausrichten, hätten überhaupt wenig Gewicht in der Wagſchale des neuern Kriegs. Ich hatte aber dabei nur die gegenwärtig beſtehende ſo fehlerhafte, ſo elende Disciplin und Taktik im Auge, deren Mängel ich hier noch mit beſcheidener Schonung aufdecke.

Sonſt iſt es wol gewiß, daß Disciplin und Taktik nach richtigen Grundſätzen eine entſcheidende Figur auch bei den neuern Gefechten machen müſſen. Die Infanterie dieſes Buchs würde in jedem Gefecht die feindliche vernichten, wenn dieſe nach Saldern'ſchen und Laſcy'ſchen Grundſätzen aufträte. Der Feind, wenn er geſchickt und an Zahl überlegen wäre, könnte ſich durch ſtrategiſche Manöver helfen, weil man im neuern Kriege durch Abmarſchiren und Vorwerfen ſich leicht einem Gefechte entziehen kann. In taktiſche Verrichtungen müßte er ſich aber mit ſolchen Leuten, wie ſie in dieſem Buche figuriren, nicht einlaſſen, — das hieße ſein eigenes Grab bereiten.

15) Herzhaftigkeit kann im neuern Kriege ebenſo wohl gezeigt werden als bei den Alten; es gehört ebenſo viel dazu, mit Piſtolen auf geringen Abſtand ein Duell zu beſtehen als ſich herumzuhauen und zu ſtechen. Dieſer Vergleich paßt vollkommen, weil ich will, daß nur in der Nähe gefeuert werden ſoll. Selbſt dieſe Nothwendigkeit macht beherzt, während die kindiſche Gewohnheit — das Angſtbedürfniß — des Fernknallens ſelbſt die Muthvollen in Poltrons verwandeln muß.

Man könnte einige Büchſen, welche weit tragen, vertheilen laſſen, aber man müßte ſie gerade Denjenigen in die Hand geben, welche ſich durch ihre Feigheit auszeichnen, um das ganze Weſen des Fernſchießens in Miscredit zu bringen. Wer dem Feind zu Leibe geht, ehe er ſchießt, der hat Herz. Jeder würde dann eine kurztragende Flinte haben wollen.

16) Angreifen ließe ich mich niemals; ich würde immer ſelbſt angreifen. Ich würde ſtets abmarſchiren, wenn der Feind mir zu Leibe ginge, wozu meine Infanterie, die zehn deutſche Meilen in einem Tage oder doch in vierundzwanzig Stunden gehen könnte, eine große Leichtigkeit gäbe. Sicherlich aber käme ich wieder und ſonderlich des Nachts, wenn der Feind ſeinen Marſch gethan hätte, und griffe ihn ſelbſt an, ſogleich, nachdem er ins Lager gerückt wäre. — Der Krieg des Sertorius!

Hiervon gäbe es nur eine Ausnahme, nämlich eine dergeſtalt fortificirte Poſition, daß der Feind Laufgräben dagegen eröffnen müßte. Dann bliebe ich ſtehen, ſonſt aber nicht.

17) Allein man kann während des Angriffs ſelbſt angegriffen werden und einen Augenblick in der Vertheidigung ſtehen. Dies würde gegen Cavalerie der Fall ſein können, welche die Niederlage der Infanterie rächen wollte. Eine Infanterie wie diejenige dieſes Buchs würde ſogleich in der größten Geſchwindigkeit von zwei Dingen eins thun.

Entweder würden die Schützen auf das Signal „Cavalerie kommt!“ ſogleich Trupps oder Klumpen mit Rücken an Rücken formiren und ſo die Reiterei erwarten. Dies gibt große Zwiſchenräume und die Reiterei, welche bei meinem Syſtem immer in der Nähe, meiſtens in den Intervallen ſelbſt, nicht ſowol der Manipeln als der Bataillone hält, hat dann freies Spiel gegen die feindliche Cavalerie im Galopp anzurennen. Die Manipeln oder kleinen Scharen von hundert bis zweihundert Mann (Compagnien) nähern ſich ebenfalls mit geſchwinden Schritten. Sie können kleine Colonnen oder Haufen in tiefer Stellung formiren. Man ſage mir doch, ob die feindliche Cavalerie gegen dieſen vereinten Angriff meiner Reiterei und meiner kleinen Manipular-

colonnen lange wird Stand halten können? Sie wird zugleich mit Säbelhieben und mit Kugeln bewirthet, wenn ſie hartnäckig iſt. Gegen die ſchnell formirten Trupps der Schützen, gegen dieſe Klumpen, würde ſie ſelbſt, wenn dieſe ohne Unterſtützung wären, nicht ſo geſchwind ſiegreich ſein wie gegen Carrés mit hohler Mitte. Die Vertheilung der ſchwachen Winkel auf den Umkreis iſt ſchon etwas werth. Dieſe Trupps würden ihr gezieltes Einzelfeuer bis auf wirkſamſte Weite aufſparen. Uebrigens könnte meine Infanterie auch abgerichtet ſein, Carrés im Rennen zu formiren, aber ſie müßten voll ſein.

Der andere Fall wäre, daß die Schützen, ſtatt auf dem Fleck Trupps zu machen, im ſchnellſten Lauf ſich auf die Zwiſchenräume der Manipeln zurückwerfen, wobei ſie die feindliche Cavalerie nicht einholen würde, weil ſie Vorſprung hätten. Sie ſtellten ſich dann hinter den Manipular-Intervallen in einem Augenblick her; denn ſich möglichſt ſchnell formiren und ebenſo ſchnell auseinander ſchwärmen zu können, iſt eine Hauptvollkommenheit der Infanterie.

18) Den Progreſſen der nachjagenden feindlichen Reiterei würde durch die Manipularſalven, aber ſtets im gezielten Individualfeuer mit Gliedern, durch die Artillerie und die entgegen galoppirende Reiterei ein baldiges Ende gemacht. Sie würde fliehen und nicht allein von der Cavalerie, ſondern auch von den Manipeln, die noch nicht tiraillirt hätten, verfolgt werden. Dieſe würden ſich in Schützenlinie nach excentriſchen Linien verbreiten und gleich einem Feuerſtrome die fliehende Reiterei unter dem jauchzenden Frohlocken und inſolenten Spottgelächter des Siegs verfolgen. So und nicht anders laſſe ich die Reiterei empfangen, die meinen Tirailleurs das Handwerk legen wollte. Selbſt nur der Gedanke daran entflammt mich mit kaum zu bezähmendem Zorn.

19) Zum Verfolgen, wenn der Feind flieht, iſt mein Schützentreffen vortrefflich organiſirt. Die Leute des zweiten Gliedes, welche auf die Lücken des erſten ſtehen, rennen durch, ſobald der Vordermann gefeuert hat. Sie feuern, während das

erſte Glied ladet. So wird unter ſtetem Feuer verfolgt. Es wird nicht anders geſchoſſen, als wenn man einen fliehenden Feind auf dem Korn hat. Man feuert bei dieſem Nachjagen, in welcher Stellung es einem am bequemſten iſt. So lange der Feind noch ſteht und man auf dem Bauche liegend feuert, kriechen die Leute des zweiten Gliedes ebenfalls vorwärts, ſobald der Vordermann gefeuert hat, ganz wie der Jäger ein Wild anſchleicht. Dieſe Bauchkriecherei iſt äußerſt wichtig, ſie muß ſonderlich geübt werden; freilich dürfen die Leute dann nicht in engen Hoſen ſtecken. — So empfange und verfolge ich alſo die feindliche Reiterei.

20) Ich muß jetzt Einiges vom Gebrauche der Artillerie ſagen. Man weiß ſchon, daß ich nichts von Poſitionskanonen hören will, Sechspfünder und dergleichen ſind wol ebenſo gut; und Sechspfünder ſind noch zu groß. Ich meine auch, Batterien oder dicht zuſammengeſtellte Kanonen möchten wol zwecklos ſein, wenn man nie dieſe Batterien ſelbſt angreift, wenn man ihnen nichts gegenüberſtellt. Das Terrain muß freilich die Vertheilung der Linie beſtimmen, welche deshalb nicht zuſammenhängend ſein darf, weil der Satz durchaus richtig iſt, daß das Baſtion die Curtine beſtreiche; allein in meiner Schlachtordnung machen die Manipel und Schwadronen die Baſtione. Dieſe haben immer Kanonen bei ſich. — Ich ſehe daher die Nothwendigkeit von Batterien nicht ein.

Was entſteht denn daraus, wenn ein Theil der Poſition, wenn eins dieſer Baſtione ungleich mehr als die andern Theile mit Kanonen beladen iſt? Man greift gerade dieſen Punkt nicht an. Man bewegt ſich ſeitwärts und ſogleich müſſen dieſe Kanonen abgefahren werden. Wenn nicht, ſo werden die andern Theile forcirt, weil ſie in eben dem Verhältniß von Geſchütz entblößt ſind, als es auf einem Punkt concentrirt wurde.

Selbſt wenn zwei Batterien eine ganze Linie beſtreichen, darf man ja nur ein Seitenmanöver machen, dann gibt es für dieſe Batterien nichts zu ſchießen.

Allein, wird man ſagen, wenn nun dieſe Batterien gerade

den Schlüſſel der Poſition, den man nach meinem Grundſatz immer angreifen muß, verſtärken?

Dann manövrire ich den Feind aus ſeiner Poſition; dann bewirke ich ſtrategiſch, was mir taktiſch zu gefährlich ſcheint.

Iſt aber die Poſition durchaus nicht zu umgehen, ſteht ſie auf dem Iſthmus von Korinth, dann iſt ſie eine Feſtung und man muß Laufgräben eröffnen, obgleich, ſelbſt in der Vorausſetzung einer Landenge, durch Landungen im Rücken etwas zu machen wäre.

Ueberdies ſind Batterien wol nicht einem Syſtem angemeſſen, deſſen Hauptvollkommenheit in der Bewegung beſteht. Dies Syſtem iſt nicht das meinige; es iſt das des neuern Kriegs, ſeinem Geiſte nach entwickelt.

Die Batterien von Poſitionskanonen und auch die von leichtern Stücken ließe ich dahingeſtellt ſein; ſie wären mir heilig; ich rührte ſie nicht an, weil ich das nicht brauche. Ich könnte eine ſolche Batterie entweder durch Umgehungen wegnehmen, indem ich die Flügel abſtoße oder, ſteht ſie auf einem Flügel, den andern zurückwerfe, oder aber, ſie würde durch dieſe Seitenmanöver zum Abfahren gezwungen und hörte auf, Batterie zu ſein.

21) Wäre ich aber durch determinirende Gründe zum Angriffe bewogen, ſo müßte er mit Cavalerie geſchehen, die alsdann in Form eines halben Mondes, die Batterie umfaſſend, geſtellt werden muß. Eine einzige Schwadron iſt dazu hinreichend. Die Reiter werden in eine Linie weit auseinander gezogen. Zwiſchen je zwei Reitern iſt eine Lücke, Kugeln und Kartätſchen können nur einzeln treffen. Die Reiter jagen heran und ſäbeln die Artilleriſten nieder; die Batterie iſt genommen.

Mit dem Fußvolk meiner Art könnte man eben dieſe Operation, wenn auch nicht mit gleicher Geſchwindigkeit, doch mit einer derſelben ziemlich nahekommenden vornehmen. Man könnte auch zwiſchen je zwei Reiter einen Fußgänger ſtellen. Freilich aber müßten dieſe nicht von der engbehoſeten Infanterie genommen werden.

Batterien alſo können weggenommen und umgangen werden.

Damit leugne ich nicht die Wirkſamkeit des Schrägfeuers. Dies iſt gut, nicht etwa weil es viel wirkte, ſondern aus einem pſychologiſchen Grunde, weil es nämlich imponirt. Es iſt am beſten, wenn es zum enfilirenden Feuer wird. Je mehr es ſich dieſem nähert, deſto mehr ſchlägt es nieder, wenn es trifft; allein deſto ſchwerer wird auch das Treffen, deſto mehr Kugeln werden blos in die Luft gejagt. Denn die Flanke iſt nur drei Mann tief. Daher ſind Batterien zum Enfiliren unnütz, denn eine Kanone kann ebenſo gut enfiliren als eine Batterie und ſie imponirt ebenſo viel, höchſtens ſollte man zum Enfiliren zwei Kanonen zuſammenſtellen. Ich ſetze hierbei den Feind immer in geſchloſſener Linie voraus, gegen eine Schützenlinie iſt die Wirkung der Artillerie viel geringer.

22) Nach meiner Anſicht der Dinge iſt das Object des Angriffs meiſt einer der Flügel; wenn man nun ſeine Kanonen nach den Flügeln hin in Batterien zuſammenführt, ſo wird dadurch die ganze übrige Front von Geſchütz entblößt. Sind dann die Flügel ſo weit voneinander, daß die Kugeln jener Batterien ſich nicht mehr in ziemlich nahem Abſtand kreuzen, ſo möchte doch wol in dieſem Falle ein Angriff auf die Mitte räthlich ſein, der ſonſt dem Geiſt des neuern Kriegs nicht gemäß iſt.

Ob bei dem Angriff meiner Schützen die Artillerie, welche, wie wir geſehen haben, immer aus leichten Stücken beſteht, folgen müſſe? Warum nicht, wenn ſie eben ſo geſchwind herankommen kann! Ich zweifle aber, daß dies geſchehen könne. Eine reitende Artillerie könnte wol ſo geſchwind heranjagen, aber nicht ſo geſchwind zum Feuern kommen. Denn die Leute müſſen doch erſt von den Pferden herunter, um zu laden, zu richten und zu feuern. Ich wollte, ſie könnten herabſpringen und auch wieder hinauf, ſtatt abzuſteigen.

Dann würde die reitende Artillerie der Vorwurf nicht treffen, daß ſie nicht ſo geſchwind zum Feuern kommen könne wie die andere. Der Vortheil, geſchwinder von einem Ort zum andern zu kommen, bleibt ihr immer, ſodaß man detachirter Reiterei nicht leicht andere als reitende Artillerie beigeben könnte.

Was alſo von den Kanonen bis auf dreißig bis ſechzig Schritt zugleich mit der angreifenden Schützenlinie herankommen kann, mag immer mit feuern. Allein bei einem Kleingewehrfeuer in ſo nahem Abſtande hört wol allezeit das Artilleriefeuer auf. Aufrichtig geſprochen, weiß ich nicht, ob bei meinem beſchriebenen Angriff Zeit für die Kanonen ſein würde, zu feuern; die reitende Artillerie müßte denn mit der Cavalerie, die den Aufmarſch deckte, vorgeſchickt worden ſein. Das Uebrige würde Alles ſo geſchwind gemacht, daß kaum zum Abprotzen Zeit ſein dürfte. Die Schützenlinie würde dem Feinde zu geſchwind auf dem Leibe liegen.

Bei der Manipular- oder Unterſtützungslinie ſtänden die Kanonen recht gut. Mit dieſer können ſie mitkommen. Außerdem ſind Kanonen gut bei Rückzügen, um die Reſerven zu verſtärken und meine Manipel geben ſehr gute Reſerven. Feuern können die Kanonen bei ihnen nicht, wenn die Schützenlinie vor ihnen im Feuer liegt, — im eigentlichen Sinne des Worts. Daran iſt aber gar nichts gelegen, denn das Feuer dieſer Schützen in dieſem Abſtand — von vierzig bis ſechzig Schritt — iſt von viel größerer Wirkung.

Wenn man ſelbſt angegriffen würde, müßte man aber mit Kanonen ſchießen. Selbſt ein feindliches anrennendes Schützentreffen, wie das meinige, könnte man wenigſtens mit Kartätſchen beſchießen. Das würde freilich nicht viel bewirken und jenes nicht aufhalten, noch weniger zurückſchrecken; allein warum ſollte man es nicht thun, weil doch nichts Beſſeres zu thun iſt?

23) Gegen ein ſolches feindliches Schützentreffen ließe ich das meinige ausfallen, da ſich dann beide Feuertreffen herumſchießen würden, oder hätte ich durch die feindliche Bewegung meine Flanken verloren, ſo erwartete ich die feindliche Schützenlinie mit meinen Tirailleurs liegend an der Erde und ließe ſie ſicher zielend auflaufen. Sie würden ſehr übel empfangen werden.

Allein ich habe ja gar kein feindliches Schützentreffen vor mir; ich ſetze beim Feinde immer die zuſammenhängende Phalanx voraus. Ich rede hier von der Ueberlegenheit des Treffſyſtems über das Knallſyſtem, der Tirailleurlinie über die Pha-

lanx. Wie mein Verfahren gegen einen Angriff der Phalanx ſein würde, wollen wir ſogleich ſehen. Vorher muß ich aber noch etwas von Reſerven ſagen.

24) Die zweiten Infanterietreffen der Neuern, welche aber im Revolutionskriege ganz verſchwunden zu ſein ſcheinen, ſind eigentlich Reſerven. Denn in der Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritt wird man doch wol nicht wollen, daß ſie durch den Druck des Anſtoßes wirken. Durch eine zweite Linie eine erſte unterſtützen, heißt alſo weiter nichts, als dem Soldaten dieſes erſten Treffens einbilden, er ſei unterſtützt, welches ihm mehr Selbſtvertrauen gibt; ferner durch Leute, die noch nicht beſchoſſen ſind, diejenigen erſetzen, welche es müde ſind, ferner beſchoſſen zu werden. Das zweite Treffen iſt alſo ein wahrer Rückhalt.

So iſt es auch mein Manipulartreffen, bald zwei Mann hoch, bald in kleine Colonnen geſtellt, nachdem es das Schützentreffen oder die Tirailleurlinie ausgeſchüttet hat. Ich erreiche mehrerlei Abſicht mit Einem Mittel; die Vollkommenheit liegt hier in der Simplicität der Maſchine.

Meine Manipularlinie kann das Treffen erneuen, wenn die Schützenlinie geworfen wird, ohne weiter von ihr entfernt zu ſtehen, als es der Fall iſt; denn ſie läßt die Flüchtlinge hindurch, ohne darum in Unordnung zu kommen, weil ſie mit Zwiſchenräumen ſteht. Sie wird auch nicht viel oder gar nichts durch das feindliche Kanonenfeuer verlieren, denn

a) marſchirt ſie gewöhnlich ſo, wie alle andern Leute es machen, außer dem Kanonenſchuß auf.

b) Wird der Feind wegen des ungeſtümen Angriffs wenig Zeit haben, mit Kanonen zu knallen, ehe man ihm auf dem Leibe liegt und mit Flintenſchüſſen ſehr beſchwerlich fällt.

c) Wird er nicht auf die Manipularlinie, ſondern auf die anrennenden Schützen ſchießen.

Jene wird alſo ganz friſch an den Feind kommen. Ich möchte ſie daher nicht dort ſtehen laſſen, wo aufmarſchirt wurde, ſondern ſie folgt mit gewöhnlichen Schritten, aber ohne Tritt, —

denn das Tritthalten kommt mir ſo unnütz und zweckwidrig vor, als wenn man von einem Botenläufer verlangte, ſeinen Weg in einem Tanzſchritt zu abſolviren. Sie bleibt indeſſen vielleicht dreihundert Schritt hinter der Feuerlinie, wenn dieſe den Feind beſchießt. Wenn ſie aber zurückgeworfen wird, ſo können die Manipularſcharen ſich entweder ſogleich in eine Feuerlinie zerſtreuen oder auch den Feind in geſchloſſener Form erwarten. Die Cavalerie agirt dann wie ich geſagt habe. Dies iſt folglich ein zweites wirkſames Treffen; es iſt auch eine wirkſame, den Rückzug deckende Reſerve.

25) Wie würde nun der Angriff der Phalanx von meinen Tirailleurs empfangen werden? Das wollen wir gleich ſehen, ſobald wir einen Blick auf die verſchiedenen Geſtalten geworfen haben, welche dieſe Phalanx bei ihren Angriffen annehmen ſoll.

Zuvörderſt ſoll dieſe Phalanx — doch ich habe noch nicht definirt, was eine Phalanx iſt. Eine Phalanx war eine Stellung der Macedonier, welche mehr Front als Tiefe, ohne Zwiſchenraum hatte, obgleich ſie ſechszehn Mann tief ſtand. Da nun die europäiſche Infanterie des 18. Jahrhunderts, — ich hoffe, im 19. ſoll es anders werden, — in langer Stellung ohne Zwiſchenraum außer für die Kanonen auf die Schießbühne treten ſoll, wenn Alles vollkommen nach dem Sinne der Taktiker hergeht und ſich fügt, ſo nenne ich dieſe Linie eine Phalanx. Da nun General Saldern dieſe Stellung am meiſten vervollkommnet hat und mit ſeinen taktiſchen Grundſätzen auch als Schriftſteller aufgetreten iſt, ſo nenne ich dieſe Stellung, in ihrer höchſten Vollkommenheit beſchaut, eine Saldern'ſche Phalanx. Jetzt zur Sache.

Das erſte und einfachſte Exempel von Saldern's taktiſchen Verſuchen iſt ein Vorrücken mit paralleler Linie, — ohne bis zu den Ueberflügelungsmethoden ſich emporzuſchwingen, — ſobald dieſe Linie nur zwiſchen ihren Geſichts- und Stützpunkten eingerichtet uud eingeregelt worden, was, im Vorbeigehen geſagt, einige Zeit wegnimmt.

Nach Vollbringung aller dieſer ſchönen Dinge wird alſo vorgerückt. Kann die Phalanx es durchſetzen, — wenn nämlich nicht gepflügter Acker, Waſſerfurchen und dergleichen Hinderniſſe ſich dagegen verſchwören, ſo marſchirt ſie ſteif, ſtumm und ſtockfürchtend, gravitätiſch ſechs und ſiebzig Schritt jede Minute. — Wenn doch die Welt ein Damenbret wäre! Wenn aber ein bäuriſcher Buſch oder ein rauher Wald ihre Kunſtſtellung vernichtet, ſie wenigſtens entwelht, dann weint unſer echter Saldern'ſcher Taktiker. Wer wird auch auf dergleichen triviale Dinge bei Entfaltung einer hohen Kunſt Rückſicht nehmen? Das kann ja jeder Bauer.

Mit Schrecken, mit heiliger Beſorgniß für die ſchöne Ordnung erblick' ich einen Graben, ſechs Fuß breit. Ein Jäger, der Rebhühner und Haſen ſchießt, ſpringt leicht darüber hinweg. Aber hier ſind die Hoſen zu eng und der Soldat iſt zu ſteif, zu matt, zu unbehülflich. Hier wird abgebrochen mit rechts- oder linksum, hinter- und dann wieder herausgezogen; Alles im Kanonenfeuer.

26) Meine Tirailleurs lauern indeß ſchon auf die Ankunft der trotz der „Hinderniſſe" ihrem unglücklichen Ziele langſam immer näher rückenden Phalanx. Dieſe ſieht ſie nicht, indem ſie auf dem Bauche liegend ſie erwarten.

Doch ich habe noch nichts von den zwei Knaben und den zwei Greiſen geſagt (Feldwebel und Junker), welche dem ganzen Orcheſter den Takt treten ſollen. Dieſen ſoll das Bataillon den Takt des Marſches abſehen, obgleich kein vernünftiger Menſch ſeitwärts ſehen muß, wenn er geradeaus geht. Alles iſt widernatürlich in dieſer Kunſt. Obgleich nun die Köpfe links und rechts nach dieſen vormarſchirenden Perſonen hinſtehen, ſo ſoll doch der Soldat bei dieſer Verdrehung und Contorſion des Halſes weder im erſten Fall die rechte, noch im zweiten die linke Schulter vorbringen. Man ſieht, daß dieſe Taktik nicht auf Anatomie gebaut iſt. Der menſchliche Körper ſoll ſich nach ihren eingebildeten Bedürfniſſen, nach ihren Launen modificiren. Wahr-

lich ſehr despotiſch. Auch die Natur der Dinge ſoll unter der Laſt des Stockes ſich beugen!

Wahrlich, ich werde bis zur Poeſie exaltirt, wenn ich mir die Ankunft und die Aufnahme dieſer Phalanx innerhalb dreißig Schritt von meiner Schützenlinie vorſtelle. Ich ſehe einen Feuerſtrom aus der Erde hervorbrechen und einen Bleihagel die unglücklichen Männer der Phalanx in ihren traurigen Gliedern gleich Halmen daniederſchmettern. Die Sprache iſt zu ſchwach, um den Greuel der Verwüſtung zu ſchildern, den meine wilden, leichten und unregelmäßigen Tirailleurs in jener zahmen, ſchweren und regelmäßigen Infanterie durch ihre Schüſſe, von denen jeder trifft, anrichten würden. In der Entfernung von dreißig Schritt nicht zu treffen, das kann nur von einem Zögling der Saldern'ſchen Schule erwartet werden. Vielleicht gebe ich meinen Schützen gar Doppelflinten in die Hand. Dann würde es noch ärger hergehen.

Soll ich eine Höhe beſetzen, ſo lege ich die Schützenlinie auf den Abhang vor die Manipularlinie, die auf dem Kamm der Höhe ſteht.

27) Wir wollen annehmen, die Tirailleurs würden von der Phalanx zurückgeworfen, welches freilich unmöglich iſt, denn die Hälfte der letztern findet in einer Minute ihr Grab und die andere läuft davon, um keinen Selbſtmord zu begehen; ſo würde doch die Manipularlinie und die Reiterei ſie, die ohne ſolche kommt, zugleich mit Schüſſen und Hieben bewillkommnen. Sie fiele dann auf ihr zweites Treffen zurück, — denn zu dieſer Stellungsart gehört ein zweites Treffen, — und riſſe es, gepeinigt von ihren Verfolgern, mit ſich fort.

Dieſer Angriff geradeaus oder parallel iſt aber noch der weiſeſte, weil er weniger zuſammengeſetzt iſt. Noch mislicher ſteht es um den, welcher während des Vorrückens ſeitwärts gehen und die Flanke abgewinnen ſoll. Dies bewerkſtelligt die Saldern'ſche Taktik auf eine ſehr wunderſame Art. Es wäre ſehr einfach durch halb rechts- oder linksum zu machen, allenfalls mit Sectionen. Aber nein! wenn rechts gezogen werden ſoll, ſo ſetzt der

Soldat den rechten Fuß ſeitwärts vorwärts, den linken geradeaus, während der Kopf nach den Fahnen hin ſieht; und ſo umgekehrt beim Linksziehen. Die Schultern ſollen dabei, während Beine und Kopf einander entgegenarbeiten, immer gerade parallel mit dem Feinde bleiben, da ſie es doch eigentlich ſind, welche hierbei gewendet werden müßten. Wie es hierbei mit dem Ueberflügeln ausſehen werde, wenn eine Infanterie wie die meinige ſich im vollen Rennen ſeitwärts bewegt, dann ſelbſt auf die Flanke des Feindes ſich werfen kann, weil ſie Alles ungleich ſchneller macht als dieſe ſchwache, ſchwankende und doch ſchwerfällige Phalanx, — das braucht gar nicht mehr geſagt zu werden. Wenn irgend Jemand beim Angriff überflügeln kann, ſo iſt es meine Infanterie. Auch könnte ich mit meiner Manipularlinie, ſie hinter der Schützenlinie wegziehend, überflügeln. Am beſten aber iſt es, durch Marſchcolonnen die Sache vorzubereiten, ſodaß man in die Flanke kommt, wenn man auch geradeaus angreift.

28) Wenn dieſe Taktiker, meine Gegner, recht böſe werden, wenn ſie zu Pferde ſteigen und mit ihrem Meiſterſtück überraſchen wollen, ſo bringen ſie die ſchräge Schlachtordnung zum Vorſchein, die Folard aus ganz andern Gründen, nämlich aus eben denſelben, weshalb Epaminondas bei einer ganz verſchiedenen Kriegsart ſie ausführte, angerathen hat.

Die ſchräge Linie, die Verſagung eines Flügels auf die neuere Kriegsart anzuwenden, konnte nur damals glücken, als der Geiſt des neuern Kriegsſyſtems noch nicht entwickelt war. Dies iſt ſeit jenen geglückten Verſuchen, beſonders im Revolutionskriege, einigermaßen geſchehen.

„Aber die Schlacht bei Leuthen!“ höre ich rufen. Von der will ich ganz kurz meine Meinung ſagen. Die öſterreichiſchen Generale handelten ſo, als wenn ſie im Dienſte Friedrich's geſtanden hätten, und um von ihrem Herrn Beförderung zu erhalten, indem ſie ihm das ſchmeichelhafte Compliment machten, ſich von ihm ſchlagen zu laſſen, mit ſinnreicher Sorgfalt Alles zu ihrer höflichen und höfiſchen Niederlage bereiteten, während

der Schlacht aber ängſtlich befliſſen waren, Alles zu verhüten, was etwa dieſen für ſie heilſamen Zweck hätte ſtören können, als etwa der Inſtinct des Soldaten, die Indiscretion des Muthes ꝛc.

29) Die einzige zuläſſige Schrägſtellung oder Vorenthaltung des einen Flügels iſt die Umfaſſung des Feindes durch Corps, indem man einige Corps ſeiner Front parallel gegenüberſtellt und mit einem andern ſeine Flanke angreift.

Aber mit einer vollen Phalanxlinie einen Feind überflügeln, welch' ein Beginnen! Es heißt etwa ſo viel als ſeine Flanke an den Feind ſtützen, wenn dieſer nur einigermaßen ſehen kann. Die Infanterie meiner Ideen würde bald ſelbſt dieſer überflügelnden Linie in der Flanke ſitzen und zwar durch ihre Bewegungen ſeitwärts vorwärts im vollen Rennen. Hier wäre es ihr doch zu verzeihen, wenn ſie ein wenig ſatiriſche Laune blicken ließe. Die ordre oblique, welche aufrollen ſollte, würde ſelbſt aufgerollt werden. Denn dazu bietet ſie ſich gleichſam dar. Aufgerollet — der Lieblingsausdruck und die Lieblingshantierung der Taktiker aus der Saldern'ſchen Schule.

30) Beim Vorrücken ſoll es die Phalanx ſo machen, wie ich oben beſchrieben habe; allein die Indisciplin macht bei wirklichen Treffen wieder gut, was dieſe Taktik übel anordnet. Was ſoll man von einer Kunſt ſagen, die nur dann auszuüben iſt, wenn man ihre Vorſchriften mit Füßen tritt? Die preußiſchen Bataillone würden ſogleich geſchlagen ſein, wenn ſie es, wie auf ihren Uebungsplätzen, auch beim Treffen machten.

Statt nach den Fahnen zu ſchielen, ſehen ſie nach dem vor ihnen ſtehenden Feinde und unterreden ſich miteinander von ihm. Sie gehen viel geſchwinder als nach Vorſchrift, bleiben alſo weniger lange dem Feuer ausgeſetzt. An Tritt iſt nicht zu denken; an keine genaue Richtung, an kein regelmäßiges Feuer, Commando ꝛc.

Bei Rückzügen war die damenbretförmige Stellung (par échiquier) des Succeſſionskriegs viel beſſer. Man konnte doch durch die Zwiſchenräume davonlaufen, ohne das zweite Treffen umzurennen, wie es bei der Phalanx nothwendig iſt.

31) Ich habe bis jetzt nur die Gefechte im freien Felde beleuchtet, um die Ueberlegenheit der Infanterie dieſes Buchs zu zeigen. Wie wird es nun nicht erſt im Buſch, im Wald und im Gebirg ausſehen? Lehrt etwa die Saldern'ſche Taktik, wie man ſich mit einem Baum decken und doch ſeinen Feind erlegen, wie man an der Erde verborgen liegend ihn treffen könne? Die Bauchkriecherei iſt ganz im Geiſte des neuern Kriegs. Man führe nicht Krieg; deſto beſſer; aber man führe ihn gefährlich, wenn man dazu gereizt worden iſt. Die Gefahr hält das Schwert in der Scheide.

Im ſtrengſten Sinn alſo könnte die europäiſche Infanterie von den Irokeſen viel lernen. Die europäiſche Fußvolktaktik that, als ob kein Wald und Gebüſch in der Welt wäre. Ein Wald, ein Buſch, ein Dickicht und eine lebendige Hecke ſind im freien Felde ganz gute Baſtione, die man mit Infanterie beſetzen muß. Die Cavalerie macht dann die Curtinen. Dergleichen Stellungen ſind jedoch nur nach einem Rückzug zu nehmen, weil in einem Syſtem der Bewegung Poſitionen nicht ſehr in Anſchlag kommen. Denn mein Vorſatz wäre, mich durchaus nie angreifen zu laſſen. Keine Poſition wäre mir zu theuer, um ſie nicht zu verlaſſen; ſie müßte denn wirklich auf allen Seiten bis zum Belagern fortificirt, d. h. mit Gräben, Glacis und Paliſſaden verſehen ſein. Sicher käme ich nach zwölf Stunden oder noch früher wieder und griffe den Feind und zwar in der Flanke an. Noch einmal der Krieg des Sertorius!! Ich machte mir ſelbſt aus dem gerade Zurückgehen nicht viel; denn es wäre nur immer ein Ausholen zum Anlauf.

32) Die Cavalerie ſtellte ich in die Zwiſchenräume der Bataillone und zwar mehre Haufen beiſammen, welche mehr niedertreten; Einer kann fliehen, die Andern aber ſtehen. So wäre der Grundſatz, den man indeſſen modificirte.

Meine Angriffe würden ſonderlich des Nachts oder bei Anbruch des Tages geſchehen, ich würde ſuchen zu überfallen, wenn aber die Sache nicht ſogleich gelänge, davonlaufen, um

ein anderes mal wiederzukommen. Bei dieſen Gelegenheiten würde ich noch eine andere Reſerve haben als meine Manipularlinie.

Bei Belagerungen ſpielt die Parallele die Rolle des Aufmarſches, ſtrategiſch der Baſis. Die Laufgräben ſind die Marſchlinien, — ſtrategiſch Operationslinien. Die zweite und dritte Parallele ſind eine zweite und dritte Poſition während des Treffens, — ſtrategiſch eine zweite und dritte Baſis während der Operation. Das angegriffene Polygon iſt das Object und der Schlüſſel zur Poſition. Die Aehnlichkeit der Figuren lehrt ſchon die Aehnlichkeit der Grundſätze, und eine genauere Unterſuchung beſtätigt dieſe Vermuthung. So wie die Parallele das Polygon umfaßt, ſo muß die Baſis, wenn ſie gut ſein ſoll, die des Feindes überlangen. So wie die Parallele concav iſt, ſo muß die Baſis, um eine ſtrategiſche Ueberlegenheit zu ertheilen, es ebenfalls gegen die des Feindes ſein. Taktiſch muß aus eben dieſen Gründen unſer Aufmarſch umfaſſend und concav ſein; denn, wenn ich auch viel ſchwächer bin, aber die Flanke angreife, ſo iſt meine Stellung allezeit umfaſſend und concav.

Daß deſſen ungeachtet ein ſolcher Angriff nicht immer gelingt, hebt die Regel nicht auf. Daraus nun zu ſchließen, daß es gar keine Regeln gebe, ſcheint mir zu voreilig. Man könnte ja alsdann gar nichts tadeln, weil uns die Kriterien des Guten fehlten; man könnte eigentlich von der Sache gar nichts denken, denn, um einen Begriff zu bilden, muß man die Beſtimmungsregeln im Kopfe haben, wie eine Sache ſein müßte. Die Kriegskunſt muß ihre Regeln haben, welche auf die Natur des Menſchen baſirt ſind oder die vielmehr in der Natur des Menſchen liegen. Aus dieſer muß man ſie hervordemonſtriren, weil der Krieg von Menſchen geführt wird. Sobald Jemand etwas tadelt, hat er im Sinne: dies oder das wäre beſſer geweſen, — und das iſt ihm dann die Regel des Guten. Daß eine falſche Gelehrſamkeit oder das Wiſſen von Dem, was nicht ſein ſollte, gegen den inſtinctartig ſehenden oder vielmehr fühlenden Naturalismus zu kurz komme, beweiſt weiter nichts, als daß der genialiſche Na-

turaliſt im Beſitz der wahren Regeln ſei, der Andere aber, welcher ſich reich wähnte, eigentlich nichts beſitze.

5. Rückzug.

1) Da man vor dem Rückzuge dem Feinde am nächſten ſteht, ſo kann hier nichts mit dem Marſche zum Treffen übereinſtimmen als die Rückzugslinien ſelbſt; denn in der Linie, in welche man ſich vor dem Treffen aus der Marſchordnung entwickelt, iſt man ſchon vor dem Rückzug. Daher müſſen dieſer Marſch und dieſe Entwickelung hier fort. Es bleiben alſo nur die Rückzugslinien und die Herſtellung in eine neue Treffenlinie, welche ich das Object des Rückzugs nenne, übrig.

2) Rückzugslinien. Die Rückzugslinien ſind diejenigen, auf welchen die Soldaten oder vielmehr die Rotten gehen, wenn ſie ſich vom Feinde entfernen.

Wenn im Frieden wirklich der Krieg gelehrt werden ſollte, ſo müßte der Hergang des Kriegs auch nach dem Leben dargeſtellt werden. Ein Rückzug des Fußvolks müßte alſo auf den Uebungsplätzen ganz anders gemacht werden als die Taktik, welche ich mir hier zur Gegnerin erkoren, es fodert. Man traut kaum ſeinen Augen, man glaubt, die Sinne führen uns in Irrthum, wenn man dieſes ſonderbare Beginnen anſchaut.

Auf ein Zeichen mit der Trommel werden dem Feinde die Poſteriora gezeigt, indem man kehrt macht. Das iſt ganz recht; denn wenn man zurückgehen will, muß man wol umkehren, obgleich man ebenſo geſchwind wegkäme, wenn man, das Geſicht dem Feinde zugewendet, rücklings träte, im Fall man doch nur 108 Schritt in der Minute machen will, wie es hier geſchieht, wobei noch nach der Mitte geſchielt werden und das Ganze geſchloſſen bleiben ſoll.

Wäre man in der Entfernung des Paßkugelſchuſſes geblieben, ſo ließe ſich allenfalls noch auf dieſe Art fortkommen; iſt man aber im Kartätſchen- und Kleingewehrfeuer geweſen, wie wird es dann mit den zuſammenhängenden Gliedern, mit den Rotten, dem Richten und dem ſpaniſchen Schritt ausſehen?

Hier antworten meine Gegner: wir wiſſen ſehr wohl, daß es im Kriege nicht ſo gemacht werden kann, wir treiben es nur im Frieden auf dieſe Art. Mir aber werden ſie es doch wahrlich nicht verargen, wenn ich hier eine ernſthafte Taktik abhandle, da die ihrige, wie ſie ſelbſt geſtehen, nur eine ſpaßhafte iſt.

3) Ich laſſe den Rückzug ganz anders machen. Man geht nur davon, wenn der Feind uns entweder in der Flanke angreift oder durch eine Scheindrohung in Schrecken ſetzt, als wolle er uns mit dem Bayonnet ſpießen, oder wenn ſein Feuer, — namentlich Kartätſchen, — uns zu beſchwerlich fällt, oder wenn ſeine Reiterei uns mit dem Degen hoch auf den Leib kommt und unſer Fußvolk die Beſonnenheit verliert. In allen dieſen Fällen iſt es ſehr vernünftig, ſo geſchwind als möglich wegzukommen, um ſo wenig Leute als möglich zu verlieren; woraus ſich dann ergibt, daß unſer Intereſſe fodert, ſo geſchwind davonzulaufen, als nur die Kräfte des Menſchen es geſtatten wollen.

Ja, wer nur eine Reſerve hätte! Freilich iſt die zweite Linie der Phalanx keine Reſerve, weil kein Loch in ihr gelaſſen iſt, durch welches man hindurchkommen könnte. Meine Manipularlinie aber gibt mir, wie eine vortreffliche Unterſtützung beim Angriff, ſo einen vortrefflichen Schutz beim Rückzug.

4) Sobald das Signal zum Ausreißen gegeben iſt oder der Drang, davonzurennen, gefühlt wird, flieht meine Tirailleurfeuerlinie mit jener Schnelligkeit, auf welche ſie eingeübt iſt, durch die Lücken der Manipularlinie hindurch, um ſich hinter derſelben in ſchicklicher Diſtanz und auf ſchicklichem Terrain ſelbſt in Manipularlinie wieder herzuſtellen.

Wird ſie auf ihrer Flucht von der feindlichen Reiterei eingeholt, ſo wirft ſie ſich in Trupps oder Klumpen Rücken an Rücken zuſammen, und dann iſt ſie nicht übler daran als eine dünne Phalanx oder ein dünnes und hohles Carré, welche Stellungen der Regel nach eingeritten werden müſſen. Ueberdies iſt meine Reiterei immer in der Nähe und nimmt es mit der feindlichen auf. Die Manipularlinie kommt außerdem, weil ihre Haufen klein, alſo beweglich ſind, um deſto geſchwinder heran-

gewandelt. Sie kann durch Gliederfeuer, das einzig gute für geſchloſſene Haufen, die Cavalerie behageln ꝛc. Der vereinte Anfall meiner Reiterei und meiner Fußvolksſcharen wird dem Niederhauen meiner Trupps bald ein Ende machen. So iſt mein Verfahren, wenn meine Tirailleurs vor der feindlichen Reiterei fliehen, welche ihnen nachſetzt.

Wie aber, wenn die feindliche Infanterie uns zur Flucht nöthigt? Die Vorausſetzung iſt etwas gewagt, durch eine Ueberflügelung und einen Flankenangriff würde indeſſen vielleicht ſo etwas möglich, ich will ſie alſo acceptiren.

5) Bei einem Flankenangriff muß man auf das Geſchwindeſte einen Flügel herumwerfen können, wodurch jener Angriff vereitelt wird. Das kann meine ſchnellfüßige, im Rennen geübte, weithofige und weit ausgeſchwärmte Infanterie gewiß beſſer als eine andere. Sie würde ſelbſt im Fliehen noch die nachrückende feindliche Infanterie verwunden, indem ſich das erſte Glied der Tirailleurs immer durch die Lücken des zweiten zieht, welches letztere feuert. Doch im Fall der Feind auf den Flanken ſteht, wäre dies fehlerhaft, dann kommt es darauf an, möglichſt ſchnell fortzukommen und geſchwind rückwärts eine neue Linie zu bilden, welche, ſoweit es angeht, mit der feindlichen wieder parallel iſt.

Die Kanonen wären größtentheils bei der Manipularlinie geblieben. Dieſe knallten mit Kartätſchen der verfolgenden feindlichen Infanterie entgegen, um ihre Hitze zu dämpfen und zwar, ſobald die Tirailleurlinie vor der Front weg iſt.

Die Manipularſcharen können ſich excentriſch nach Diagonallinien in Tirailleurketten ausbreiten, ſobald die vorige Feuerlinie durch iſt. Sie werden dadurch, indem ſie den Feind mit ebenſo vielen Treffern als Schüſſen begrüßen, ſeinem Verfolgen Einhalt thun.

Beim Flankenangriff wäre dem Feinde nicht anders zu begegnen als durch Vorwerfen eines Theils, während man den Reſt aus der Schlinge zieht. Die dem Feinde zunächſt ſtehenden Manipularſcharen müßten ſich ſogleich nach der Flanke hin in Tirailleurlinie zertheilen; während dieſer Zeit könnte der Reſt der

Manipularlinie ebenfalls den Flügel verſagen und ſich ſchräg zur vorigen Stellung aufrollen.

6) Hier entſteht ſogleich der Begriff eines excentriſchen Rückzugs im taktiſchen Sinn, durch ihn wird immer eine neue Aufſtellung, die mit derjenigen vor dem Rückzuge einen Winkel macht, erreicht. Die Infanterie meiner Idee macht ihn dreimal ſo geſchwind als die Saldern'ſche; denn ich glaube, ſie kann 300 Schritt in der Minute, mindeſtens doch zwiſchen 200 und 300 zurücklegen, und dies ſind große Schritte, oder vielmehr Sprünge, nicht mit ſteifem Knie, zurückgezogenen Bauch ꝛc. gemacht. Meine Infanterie verliert alſo dreimal weniger Leute, wenn ſie auf ihrem Rückzuge im Rücken behagelt wird.

Sie macht freilich auch einen Rückzug par échiquier, indem ſich die Tirailleurlinie durch die Manipularlinie zieht; aber ganz anders als der ſonderbare Rückzug par échiquier, der bei der Exercice getrieben wird.

Der Hauptvorwurf gegen letztern iſt ſeine Langſamkeit, dann kommen die perpendiculär angeſetzten Flanken, endlich geht ſtets die Diſtanz verloren, ſelbſt bei den Manövern. Sie wird immer zu klein, da ſie nur ängſtlich ſo groß ſein ſoll, daß ein Bataillon hindurch kann. Alles kommt auf einen Klumpen zuſammen und ſo entſteht Verwirrung, Geſchrei, Verzweiflung. Das kann bei meiner Aufſtellung und Fechtart nicht paſſiren.

7) Statt ſich dem Feinde in Tirailleurlinie entgegenzuwerfen, nachdem die fliehende Feuerlinie hindurch iſt, könnten meine Manipularſcharen auch geſchloſſen bleiben und den verfolgenden Feind mit Gliederfeuer — aber nicht auf Commando — empfangen oder ihm mit dem Bayonnet drohen. Gegen Reiterei das erſtere; gegen feindliche Infanterie, welche nicht tiraillirt, hielte ich das ſtumme Hineintragen in die Rippen — der Piken, wenn ſolche da ſind, der Bayonnete, wenn ſie zweckmäßiger organiſirt ſind als die gegenwärtigen, für das Beſte. Der optiſche Betrug mit dem Bayonnet würde den Feind ſchrecken. Wird es ſo gemacht, ſo können die Schützen wieder umkehren und dem Feind mit ihrem Feuer auf dem Leibe liegen, während er zugleich die blanke

Waffe der Manipularſcharen in den Leib bekommt, — des Eingreifens meiner Cavalerie gar nicht zu gedenken.

8) Der Wechſelrückzug, wie ich ihn hier beſchrieben, wäre für die Infanterie; bei der Reiterei aber würde ich es für beſſer halten, die vierten Züge der Schwadronen vorzuwerfen und während dieſer Zeit mit der ganzen Linie zurückzugaloppiren. Denn je weiter ich geſchwind zurückkomme, deſto ſicherer bin ich vor dem Flankenangriff, deſto mehr Freiheit habe ich, ſelbſt dem Feinde ſeitwärts in die Flanke zu manövriren, deſto mehr Raum endlich, um nach dieſem Ausholen ſelbſt wider den Feind anzurennen.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß die Cavalerie im Kriege und im Frieden es viel vernünftiger macht als die Infanterie. Sollten etwa die Reiteroffiziere aufgeklärter ſein als die des Fußvolks? Das habe ich aber keineswegs bemerkt. Genug das Factum iſt da; die Cavalerie exercirt viel zweckmäßiger. Wenn ein Reiterhaufen von einem überlegenen Feinde angegriffen wird, ſo zerſtreut er ſich; der Offizier gibt einen Ort zum Sammelplatz an. Wie die Bienen ſchwärmt Alles auseinander, um außerhalb dem Bereich des Feindes ſich wieder zu ſammeln. Der Feind kann nicht jedem Einzelnen nachlaufen. Ein wahrer excentriſcher Rückzug! Jeder gute Reiteroffizier wird es ſo machen.

9) Mit einem Wort: die erſte Regel bei einem Rückzug iſt die Unordnung; der größte Fehler: das linkiſch ſtockſteife Zuſammenbleiben, die blöde Angſt, ſich nicht zu verkrümeln. Auseinander! muß der erſte kategoriſche Imperativ ſein; lauft aus allen Kräften! der zweite; dort iſt der Sammelplatz! der dritte. Der gute Soldat hat keinen andern feſten Poſten als ſeine Beine. Man reiße aus, aber man komme wieder; das iſt wahre Tapferkeit. — Sertorius! — im Kriege der Alten, mehr noch im neuern Kriege, ein Muſter; der größte General aller Zeiten!

Wie man am geſchwindeſten der Hagelwolke des feindlichen Feuers ſich entzieht, das habe ich gezeigt. Ein hohles, leeres, luftiges Carré kann nach Dem, was ich geſagt habe, hier unmög-

lich ein Gegenstand der Beschauung sein. Es ist schon im Vorhergehenden abgefertigt worden.

10) Object des Rückzugs oder Herstellung der Treffenlinie. Der Gegenstand eines Rückzugs ist der Ort, wo man sich wieder sammelt, aufmarschirt, um entweder den Feind zu erwarten oder von dort ihn wieder anzugreifen, oder abzumarschiren, um neue Operationen vorzunehmen.

Wenn Höhen hinten oder seitwärts liegen, so werden sie besetzt oder couronnirt, weil eine Stellung auf Höhen immer imponirt, sonderlich wenn man mit Kanonen hinunterknallt.

Ist ein Wald in der Nähe, so gibt er den Flüchtlingen ebenfalls vortrefflichen Schutz. Nach diesen beiden Gegenständen muß man also besonders hinfliehen, wenn die Flucht rathsam wird.

Ich sage Flucht, nicht Rückzug, um das Schnelle meines Davonkommens zu malen. Ein Rückzug ist zu phlegmatisch; Angriff und Flucht müssen gleich schnell, gleich hitzig sein; und wenn man es recht überlegt, so ist eine schnelle Flucht das sicherste Kriterium ungestümer Tapferkeit. Nur strategisch ist ein Rückzug anzunehmen; taktisch ist die Flucht, was strategisch der Rückzug ist.

In welcher Entfernung vom Feinde man sich wiederherstellen müsse, das hängt von Umständen ab. Man könnte vielleicht als allgemeine Regel festsetzen, daß es außerhalb dem Bereich des Geschützes, wenigstens der Kartätschen sein müsse. Die Beschaffenheit des Terrains, ferner, in welchem Abstande man vor dem Ueberflügeln gesichert ist, — dies muß hierin entscheiden.

11) Man gebe mir einen Wald und eine Höhe und ich will einen guten Rückzug machen. Wenn man, sowie bei meiner Angriffsmethode, die Kanonen nicht mit ins Infanteriefeuer bringt, so wird man sie erstens nicht verlieren und zweitens werden sie zur Deckung des Rückzugs dienen. Ich würde von ihnen eine Abfeuerung mit Kartätschen machen und sie dann zurückfahren lassen, wenn sie bei der Manipularlinie stehen. Bringt die erste

Kartätſchenlage den Feind nicht zur Flucht, ſo wird die zweite ſie auch nicht bewirken.

In der Ebene iſt freilich die Reiterei zur Deckung des Rückzugs gemacht; im Buſche iſt es die Infanterie. Sowie beim Angriffe müſſen dieſe beiden Waffenarten beim Rückzuge einander unterſtützen. Wenn man ſo weit zurückgekommen iſt, daß man in Colonnen abmarſchiren kann, ſo muß in der Ebene ebenfalls die Reiterei die Arrièregarde oder den Nachzug machen; im ſteilen Gebirge und Walde die Infanterie. Doch dieſe Betrachtungen gehören nicht zum Object des Rückzugs, welches lediglich die nach demſelben zu formirende Linie iſt.

Ein Wald und eine Höhe ſind alſo die Baſteien, aus denen man ſonderlich einem verfolgenden Feinde Trotz bieten kann. Ob man von einer Höhe herab beſſer mit Geſchütz treffen kann als von unten herauf, darüber ſind die Artilleriſten noch nicht einig. Was mich betrifft, ſo habe ich ein dunkles Gefühl zum Vortheil des Hochſtehens. Ich denke, man ſieht beſſer, was unten vorgeht; ich glaube ferner, daß man den Feind, auf den man ſchießt, von Kopf bis zu Fuß ſehen könne, daß er folglich leichter zu treffen ſei; ich denke, daß er wegen des Steigens länger unter dem Feuer des oben ſtehenden bleibe; mir iſt ſo zu Muth, als wenn er noch mit Flinten zu beſchießen wäre, auch wenn er ſchon unter den Kanonen iſt; ich glaube endlich, daß, wenn man nicht angegriffen ſein will, eine ſteile Höhe ſehr gut ſei, eine Höhe mit flacher Abdachung aber beſſer, um den Angreifer zu beſchießen; — ſowie ein Glacis vielleicht der beſte Hauptwall iſt.

Ich glaube alſo, daß man nicht verſäumen müſſe, die Höhen nach einer Flucht zu beſetzen, wenn ſie nahe genug ſind. Hier läßt denn doch endlich die neuere Taktik ihr Richten nach geraden Linien ruhen; ſie erlaubt, daß man ſich auf den Kamm ſtelle, was Krönen genannt wird. Die Reiterei iſt auf Höhen wol nicht ſonderlich an ihrem Platz; ſie ſteht beſſer daneben, wo ihre Front beſtrichen wird.

12) Ein Wald iſt deshalb für den Flüchtling und Denjenigen vortheilhaft, welcher den Angriff erwartet, weil er den

Feind ankommen ſieht, ſelbſt aber nicht geſehen wird. Wer durch Bäume ſich bedeckt oder im Buſch an der Erde liegt, kann ungeſehen, folglich ohne Gefahr ſeinen Feind erlegen, wozu noch kommt, daß Infanterie vor den Anfällen der Reiterei im Walde völlig geſichert iſt.

Aller dieſer Vortheile geht man gerade durch das Mittel verluſtig, welches die Neuern ausgeſonnen haben, ſie zu verſtärken. Ich will nämlich vom Verhack hier reden, welcher das wahre Mittel iſt, den Feind bei ſeinem Angriff zu decken, ihn nicht zu ſehen, da ſonſt, wenn kein Verhack vorhanden iſt, der Erwartende im Walde den Ankommenden immer ſehen und aufs Korn nehmen kann. Wann hat denn ein Verhack einen Feind aufgehalten? Alle ſind aufgeräumt worden und für einen tirailliren-den Feind kann nichts erwünſchter ſein als ein Verhack, in welchem er ſich einniſtet. Wenn man ſich doch nicht zu ſeinem eigenen Schaden das Leben ſo ſauer machte! Die Anlage eines Verhacks iſt immer verlorene Mühe. Vor allen Dingen ſcheint es mir eine ſonderbare Maßregel, vor einer Verſchanzung, welche im freien Felde ſteht, Bäume herbeizuſchleppen, um ſie in Form eines Verhacks um ſelbige herumzulegen. Die berühmteſten Ingenieurs, alſo Männer vom Genie, wahrſcheinlich aber keine Männer von Genie, haben indeſſen immer dieſen abenteuerlichen Rath gegeben. Dieſe Maßregel dient vortrefflich dazu, dem Feind das Logiren nahe bei unſerer Verſchanzung zu erleichtern. Er iſt völlig unter unſerm Feuer vor dieſem Feuer durch dieſe Bäume gedeckt. Ich dächte, das Beſte wäre, um eine Schanze herum Alles kahl und glatt zu machen, damit unſere Kugeln recht frei und ungehindert raſiren können.

13) Die Umgebung einer Schanze muß gleichſam die Verlängerung oder Erweiterung ihres Glacis ſein. Aber wo denke ich hin? Ich habe vergeſſen, daß man nie daran gedacht hat, eine Feldſchanze mit einem Glacis zu umgeben. Bei einer Feſtung hält man das Glacis für das Hauptſtück der ganzen Befeſtigung, wenn man nach dem Wahlſpruch der Feſtungscommandanten urtheilen ſoll: „Bedeckter Weg verloren, Alles verloren!“

Dies iſt bei dieſen Herren zum Denk- und Trinkſpruch geworden; ich möchte alſo wol fragen, warum man, da ein Glacis als eine ſo gewaltige Schutzwehr in der Schanzkunſt anerkannt iſt, die Feldſchanzen nicht damit bekleide? Antwort: weil ſie nicht von Selbſtdenkern, ſondern von Gewohnheitsmännern getrieben wird. Die Mathematik muß Diejenigen wol nicht mit neuen Ideen beſchenken, welche ihren Stolz in die Mathematik ſetzen. Dieſe Wiſſenſchaft ſcheint undankbar zu ſein. Sie trocknet die Einbildungskraft Derjenigen auf, welche ſich ausſchließend mit derſelben beſchäftigen. Erfindung und Genialität ſind den Rechenmeiſtern nicht eigen.

Das erwarte ich gar nicht, daß man nach meiner Idee die ganze Verſchanzung in einem Glacis und einem Graben davor beſtehen laſſe. Das wäre gleichſam ein Odenſchwung, ein salto mortale in der Schanzkunſt; von dem Schlechtmöglichſten kann man nicht ſogleich ohne Gradation, ohne Nuancen, den Schwachen ſo nothwendig, zu dem Vortrefflichen übergehen. Man muß die Zöglinge erſt mit Milch füttern, wenn ſie etwas Kräftigeres nicht verdauen können.

Ich will alſo immerhin das ſonderbare Ding, Bruſtwehr genannt, ſtehen laſſen, um kein Aergerniß zu geben. Es iſt freilich nur geeignet, Diejenigen zu beſchatten, welche unter dem Kleingewehrfeuer in Sicherheit deſſelben ſpotten wollen. Man iſt kugelfeſt, ſobald man an den Graben gekommen iſt; alle Kugeln gehen dann über uns weg. Aber, wie geſagt, ich laſſe es gern ſtehen; nur ſollte man vor dieſem Graben, der nie von der Bruſtwehr herab vertheidigt wird, einen bedeckten Weg und ein Glacis legen. Vor dem Glacis müßte ich noch einen Waſſergraben oder einen trockenen Graben haben, den man beſtreichen, d. h. in dem ſich Niemand vor meinen Kugeln verbergen könnte. Wie das anzufangen ſei, das mögen die Herren Schanzkünſtler errathen.

14) Wozu aber Schanzen bei einem Syſtem, deſſen Hauptvollkommenheit die Bewegung iſt? Mit excentriſchen Rückzügen kann man der Schanzen entbehren. Im excentriſchen Rückzuge

liegt wie im Embryo das Erhabenſte des Kriegs verborgen. Macht man einen concentriſchen Angriff, ſo muß er der Regel nach gelingen; — durch ein Ungefähr, die Einwirkung eines Deus ex machina möge er aber zurückgeſchlagen werden, dann flieht man excentriſch, und die excentriſche Flucht gibt die Mittel zur Einſchließung des ſieggekrönten Feindes. Allein das Terrain muß den Plan begünſtigen. Es bedarf indeſſen nicht mehr dazu als Buſch und Höhen, ſelbſt Wälder allein ſind hinreichend. An Waſſer muß man nie ſeinen Rücken lehnen; auf der Seite, wo ein Fluß, ein See, ein Moraſt iſt, kann kein excentriſcher Rückzug vollbracht werden.

15) Da der Rückzug nach dem Ueberfall bei Hochkirch für eins der Meiſterſtücke des Königs Friedrich gehalten wird, ſo will ich dieſe Unterſuchungen über das Rückzugsobject mit einigen Betrachtungen über das Treffen bei Hochkirch beſchließen.

General Tempelhoff fängt ſeine Beſchreibung des Treffens bei Hochkirch mit einer meiner Meinung nach ſehr richtigen Bemerkung an, daß Männer von Genie in der größten Gefahr am ruhigſten wären. Das Gemüth gewinnt an elaſtiſcher Widerſtehungskraft im Verhältniß des Drucks äußerer Umſtände. Auch muß man geſtehen, daß die glänzendſten Perioden im Leben des großen Königs diejenigen waren, wo Unglücksfälle ihn dem Scheine nach am meiſten niederbeugen mußten. Allein, ob der General Tempelhoff hier, bei dem Treffen von Hochkirch, mit Anwendung ſeines Denkſpruchs glücklich iſt, das möchte ich faſt bezweifeln.

Es kann nie, wie ich glaube, von Selbſtvertrauen, von Verachtung der Gefahr zeugen, wenn man im Kriege gegen alle Regeln des Kriegs ein Lager nimmt. Es ſcheint entweder einen Mangel an militäriſcher Beurtheilung oder eine tiefe Verachtung des Feindes anzudeuten, welche aber hier bei dem Treffen von Hochkirch durchaus nicht gerechtfertigt wurde.

Es iſt von Anbeginn des Kriegs her immer eine Regel geweſen, nie ſeinen Flügel an den Feind anzulehnen. Hier war aber der rechte Flügel des Königs durchaus vom Feinde umfaßt.

Dies heißt ſelbſt noch zu wenig geſagt, weil das Corps des Generals Laudon ihm im Rücken lagerte.

Ferner hat man es ſtets für unſicher gehalten, ſeinen Flügel an einen Wald zu lehnen, der im Beſitz des Feindes war. Dieſe Verachtung des Feindes wird vielleicht zur Entſchuldigung des großen Königs angeführt werden; allein hier gründet ſich dieſe Verachtung, der Erfahrung zufolge, nicht auf Kenntniß des Feindes.

16) Die Vorkehrungen des Feldmarſchalls Daun, ſein Vorhaben zu verbergen, ſcheinen das größte Lob zu verdienen, obgleich General Tempelhoff ſie für überflüſſig zu halten ſcheint. Er verſchanzte ſich in ſeinem Lager, welches eine ſehr gute Maßregel iſt, wenn man ſeinen Feind nicht in dieſen Verſchanzungen erwarten will. Das öftere Beunruhigen der preußiſchen Vorpoſten, um ſie daran zu gewöhnen, kann als Regel in ähnlichen Fällen aufgeſtellt werden, obgleich wol nie wieder ein Fall in der Kriegsgeſchichte vorkommen möchte, wo ein großer General ſeinen Flügel an den Feind, einen Kanonenſchuß von demſelben anſtützt und es zuläßt, daß ihn der Feind ſogar im Rücken mit Corps umfaßt.

Uebrigens entdecke ich auch noch zwei Flüſſe auf beiden Flanken und im Rücken des Königs, deren Tiefe ſich auf dem Plan nicht ſchätzen läßt; indeſſen konnten die Oeſterreicher auf dem Rückzuge des Königs einen für dieſen ſehr gefährlichen Gebrauch davon machen, wie ich ſogleich zeigen werde.

17) Die Treffenanlage der öſterreichiſchen Generale war vortrefflich. Sie manövrirten meiſterhaft. Sie konnten aber deſſen ungeachtet noch mehr thun, wenn ſie in den Geiſt ihres Manövers tiefer eindringend weiter auf ihrem guten Wege fortgerückt wären. Ein Fehler aber war es, daß ſie ihren rechten Flügel zu einem leichten und falſchen Angriff beſtimmten. Wäre dieſer zugleich mit den übrigen Colonnen in das preußiſche Lager gedrungen, ſo würde der König nicht im Stande geweſen ſein, gegen Hochkirch Front zu machen und einen Theil ſeines Heeres rechts en potence herumzuwerfen. Sie wollten hier den König ſelbſt

nachahmen und einen Flügel zurückhalten; eine Maßregel, die wenigſtens bei einem Ueberfall und wenn man ſtärker als der Feind iſt, am unrechten Ort angebracht wird. Bei einem Ueberfall muß Alles ins feindliche Lager ſtürmen und der Rückhalt hinten, nicht ſeitwärts ſein. Man muß ſelbſt in Colonne ins Lager des Feindes bringen, wenn das Entwickeln ihn aus dem Schlaf bringen würde. Der Ueberfall von Steenkerken mislang, weil der Prinz von Oranien ſich zu lange mit Deployiren aufhielt; der Ueberfall von Sorr aus eben dieſem Grunde.

18) Der Marſch des linken Flügels der öſterreichiſchen Armee in drei Colonnen durch den Wald war vortrefflich entworfen und wurde ebenſo gut ausgeführt. So verdient auch der Angriff gegen Hochkirch ungemein gelobt zu werden. Die Preußen wurden auf das vollkommenſte überfallen.

Dies Beiſpiel kann uns lehren, wie wenig Feldwachen und Vorpoſten im Stande ſind, einen Feind abzuhalten, wenn ſie nahe ausgeſtellt ſind. Stehen ſie fern, ſo ſind wandelnde Feldwachen oder Patrouillen den ſtehenden vorzuziehen. Bewegung gibt jedem militäriſchen Körper eine höhere Kraft.

Beſonders ſchön war der Marſch eines Theils des öſterreichiſchen linken Flügels über Schauberg und Dohlen hinter den gebirgigen Wäldern weg, dem Könige ganz in den Rücken. Das Laudon'ſche Corps marſchirte ebenfalls links ab; ſeine Bewegung war nach ebenſo richtigen Grundſätzen entworfen. Alles Dies marſchirte zwiſchen Scheckwitz und Miſchwitz gerade im Rücken der preußiſchen Armee auf, ohne daß dieſe etwas davon wußte. Ich ſehe auch auf dem Plane, daß der linke Flügel dieſes Corps ſich nach ſehr richtigen Grundſätzen beim Vorrücken links zog, um immer weiter in den Rücken des Königs zu kommen, — immer mehr ihm den Rückzug abzuſchneiden.

19) Wenn man auf dieſe Art, in Flanke und Rücken umfaßt, in ſeinem Lager überfallen wird, ſo iſt ein ſchneller Rückzug der einzig zu ergreifende Entſchluß. Aus einer ſchlimmen Lage muß man ſich möglichſt ſchnell loszuwickeln ſuchen. Es war daher ein großer Fehler, daß König Friedrich hartnäckig

theilweiſe Angriffe auf Hochkirch, welches die Oeſterreicher genommen hatten und auf den ganzen linken Flügel derſelben vornehmen ließ. Da war zuerſt der Angriff des Prinzen von Braunſchweig mit drei Regimentern Infanterie, dann der Angriff des Feldmarſchalls Keith mit einem Regiment, dann der Angriff des Königs ſelbſt mit mehren Regimentern, Alles, um ſich theilweiſe wegen eines Dorfs zu ſchlagen, deſſen Beſitz den Preußen durchaus nicht nützlich ſein konnte. Er konnte ſie höchſtens dahin führen, noch länger in der ſchlechtmöglichſten Situation, in dem Lager von Hochkirch zu bleiben. Ebenſo wenig ſcheinen mir die unaufhörlichen Angriffe der Oeſterreicher auf Hochkirch weiſe zu ſein. Sie hätten ſich rechts und links vor dieſem Dorfe vorbeiziehen und es hinter ſich laſſen ſollen, da dann der Auftritt von Blenheim durch Capitulation der in demſelben poſtirten Preußen ſich erneuert hätte.

20) Ich glaube, der ganze linke Flügel der Oeſterreicher hätte ſich links in den Rücken des Königs ziehen müſſen, während ihr rechter Flügel die Front angriff. Hochkirch mußte dieſem linken Flügel auf der rechten Flanke bleiben. Der König wäre dann gerade zwiſchen zwei Feuer gekommen.

Das Laudon'ſche Corps mußte ſich noch mehr links ziehen und den Rückzug durchaus abſchneiden, indem es ſich zwiſchen Klein-Bautzen und das Lager des Königs ſetzte. Es hatte ſchon einen Paß, durch welchen der König ſeinen Rückzug nehmen mußte, nämlich den von Steindörfel beſetzt. Es detachirte aber zu ſpät, um den Paß bei Drehſa zu beſetzen. Dies müßte zugleich mit den Angriffen auf das Lager des Königs geſchehen ſein, dann war die preußiſche Armee völlig eingeſchloſſen und der Krieg, welcher nachher noch vier Jahre dauerte, wurde wahrſcheinlich auf dem Felde bei Hochkirch geendet.

Der Fehler der Oeſterreicher war alſo, daß ſie ſich nicht weit genug links zogen und ihren rechten Flügel keinen ernſthaften Angriff zugleich mit dem andern machen ließen.

21) Das ganze preußiſche Lager bei Hochkirch ſcheint ein Fehler geweſen zu ſein. Da nun dieſer einmal gemacht war und

man ſich hatte überfallen laſſen, ſo ſcheint es, mußten doch die Defiléen bei Steindörfel und Drehſa, die beiden einzigen Löcher, durch welche der König retiriren konnte, ſogleich beſetzt werden.

Die Oeſterreicher hatten bei dieſer Gelegenheit ſehr gute Ideen, allein ſie waren zu langſam, dieſelben zu realiſiren. Die Colonne, welche den Paß bei Drehſa beſetzen ſollte, kam erſt an, nachdem der Major Möllendorf, zwar nur mit einem Bataillon, ihn ſchon beſetzt hatte. Dieſes Bataillon mußte ſogleich von jener Colonne angegriffen werden; wahrſcheinlich wurde es überwältigt; der König war dann wieder eingeſchloſſen. Man muß ſich alſo wundern, daß er nicht mehr zur Beſetzung einer ſo wichtigen Paſſage abſchickte.

Dieſer Gefahr ſetzte ſich der große König dadurch aus, daß er nicht, ſtatt bei den fruchtloſen Angriffen von Hochkirch zu beharren, ſogleich an ſeinen Rückzug dachte. Sobald er ſich im Rücken und in der rechten Flanke umfaßt ſah, mußte er, ſcheint es, ſein Spiel verloren geben.

22) Wirklich verdankte der große König hier ſeine Rettung dem Befehl des Marſchalls Daun an den Herzog von Aremberg, mit dem öſterreichiſchen rechten Flügel nicht eher anzugreifen, als bis der preußiſche rechte Flügel geſchlagen ſein würde. Griff das ganze öſterreichiſche Heer auf allen Seiten zugleich vor Anbruch des Tags an, ſo war die preußiſche Armee verloren.

Ich finde in der Beſchreibung des Generals Tempelhoff, daß die Reiterei ſtets die ſogenannte ſchwere Infanterie niederhieb, wenn ſie darauf anſetzte, daß aber achtzig preußiſche Jäger, von einer zahlreichen öſterreichiſchen Reiterei verfolgt, durch ihr wohlgezieltes Feuer ſich wohlbehalten zurückzogen. Man merke ſich hierbei: „daß damals die preußiſchen Jäger keine Bayonnete auf ihren Büchſen trugen.“ Mich dünkt, dies ſpricht ziemlich zum Vortheil der in dieſem Buche enthaltenen Ideen.

Der Herzog von Aremberg hätte freilich beſſer gethan, nachdem er auf dem Platz gekommen war, wo der linke Flügel des Königs geſtanden hatte, anzugreifen, als, wie der General Tem-

pelhoff ſagt, den meiſterhaften Rückzug des Königs mit lernbegierigem Auge anzuſchauen.

Ueberhaupt ließen ſich die Oeſterreicher nach dem erſten Angriff auf den preußiſchen rechten Flügel durch bloße Kanonaden abhalten. Der Rückzug des Königs war unmöglich, wenn ſie ihn immer in der Nähe drängten. Man muß aber geſtehen, daß die Preußen mit vieler Geſchicklichkeit durch Vorausbeſetzung der Höhen und Päſſe bei dieſem Rückzuge manövrirten.

23) Der Rückzug des Königs konnte unmöglich excentriſch ſein, weil er in einem Parallelogramm ſtand, auf deſſen beiden Seiten er die öſterreichiſche Armee hatte, ſodaß nur eine ſchmale Oeffnung zum Abzuge übrig blieb. Er kann aber auch nichts zum Vortheil concentriſcher Rückzüge beweiſen, weil die Oeſterreicher auf demſelben nicht angriffen, ihn kaum beunruhigten. Die Maßregel war ſehr ſchön, auf der Ebene bei Belgern die Cavalerie zu vertheilen, um hinter derſelben die Infanterie wegdefiliren zu laſſen. Allein auf dieſe Ebene mußte der König gar nicht kommen, wenn die Oeſterreicher zum Angriff ſeiner Front etwas vorwarfen, mit dem Reſt aber ſich links, — der Herzog von Aremberg rechts, — zogen, um das Defilée bei Drehſa in ſeinem Rücken zu ſtopfen. Hier wäre das Tirailliren zur Feſthaltung des Königs das zweckmäßigſte Mittel geweſen. — Mit einem Wort: man kann einen ſchönen Rückzug machen, wenn man auf demſelben nicht angegriffen, ſondern nur in weitem Abſtande kanonirt wird; dann iſt es eigentlich ein Rückzug auf dem Exercirplatze. Aus einer ſolchen Lage wie die des Königs hier kann man nur durch die größten Fehler des Feindes ſich loswickeln. Das Object des Rückzugs auf den Höhen hinter Kreckwitz und Klein-Bautzen war, glaube ich, von dem Könige ſehr gut gewählt.

IV.

Guſtav Adolf in Deutſchland.

Kritiſche Geſchichte ſeiner Feldzüge.

1. Ueber die Baſirung Guſtav Adolf's in Deutſchland.

1) Guſtav Adolf war veranlaßt, eine Schutzſchrift zu verbreiten, um ſich wegen des nicht erfolgten Entſatzes von Magdeburg zu rechtfertigen. Der König ſagte darin:

„Es ſei eine Wahrheit, daß die Magdeburger dem Könige niemals hätten Geld vorſchießen wollen, auch gegen Sicherheit, daß ſie zur Werbung und Ausrüſtung der Soldaten des Adminiſtrators nichts hergegeben hätten, bis der Feind vor ihrer Thür geweſen ſei. Daher wären denn dieſe Truppen weder in hinlänglicher Zahl, noch in guter Kriegsgeſtalt zum Vorſchein gekommen. Wäre dem Adminiſtrator ſogleich bei ſeinem Erſcheinen in der Stadt am Ende des Juli 1630 das nöthige Geld bewilligt worden, ſo würde er ſofort mehre tauſend Mann zu Fuß und zu Pferd errichtet haben. Das ganze Land, ſo auch das Halberſtädtiſche, ſei faſt ganz frei von kaiſerlichen Truppen geweſen; Pappenheim hätte ſich zurückziehen müſſen, man hätte können Lebensmittel nach der Stadt bringen und dieſe ſehr leicht zu einem unbezwinglichen Kriegsplatz umſchaffen; die andern Städte des Landes hätte man durch Streifereien ihren Bedrückern entreißen können; ganz gewiß aber konnte dann die Stadt ſich ſo lange halten, bis der König mit der Eroberung von Pommern fertig geworden wäre. Die Begünſtiger des Feindes, welche im Rath die Oberhand hätten, wären Schuld, daß kein mannhafter Entſchluß von der Bürgerſchaft gefaßt worden wäre; dieſe Verräther hätten ſogar den Feind mit Proviant und Munition verſehen. Der König habe der Stadt Geld zur Unterhaltung der Soldaten übermacht; er habe zwar verſprochen, ihr zu Hülfe zu

kommen, dies ſei aber vernünftiger Weiſe ſo zu verſtehen: wenn es möglich ſei. Wenn man beweiſen könne, daß der König ſeinen ganzen Fleiß angewendet habe, der Stadt zu Hülfe zu kommen, ſo werde kein leidenſchaftsloſer Menſch ihm Vorwürfe machen. Der König habe aber einen überlegenen Feind gegen ſich gehabt, er habe vierzig Meilen unter dem Feuer des Feindes marſchiren müſſen, um Magdeburg zu entſetzen. Es ſei indeſſen nothwendig geweſen, ſich zu verſtärken. Er habe erſt den Status belli (die Baſis) in Pommern etabliren müſſen, ehe er hätte vorwärts gehen können; er habe der Magdeburger wegen einen Winterfeldzug im härteſten Winter gemacht. Der König habe zwar die Päſſe und feſten Orte — Greiffenhagen ꝛc. — unter Gottes Beiſtand erobert, ohne deren Beſitz nach den Regulis belli (Baſis) und prudentiae militaris er nicht weiter, noch weniger nach Magdeburg hätte gehen können, welches ſeine Hauptabſicht geweſen ſei; er hätte auch die Kaiſerlichen gewiß aufs Haupt geſchlagen und in unreputirliche Confuſion gebracht, wenn ihm die Thore der Feſtung Küſtrin nicht wären verſchloſſen worden; dann hätte er alles Land zwiſchen der See und der Elbe von den Kaiſerlichen purgiret, Tilly hätte dann nicht in das Mecklenburgiſche einbrechen können; aber alle ſeine Vorſtellungen deshalb bei dem Gouverneur Kracht ſeien vergeblich geweſen. Man könne zwar einwenden, er habe dem Tilly entgegengehen und ihm aufſchlagen ſollen; allein die ſchwediſchen Truppen ſeien durch den Winterfeldzug über die Maßen travaillirt geweſen, auch weil ihnen der Paß bei Küſtrin verſagt worden, ſehr in Abnahme gerathen, alſo außer Stande geweſen, mit der erfriſchten und ſtärkern Armee des Tilly es ohne Verwegenheit aufzunehmen, welche das ganze evangeliſche Weſen durch einen einzigen Schwertſchlag hätte in Gefahr bringen können. Daher könne dem Könige nicht die geringſte Verſäumniß zugemeſſen werden, weil der Entſatz vor der Rückkehr aus Mecklenburg, da Tilly zuerſt angefangen, die Stadt mit Gewalt zu expugniren, unmöglich geweſen wäre. Nach der Eroberung der Oderpäſſe habe ſich aber der Feind bald wieder auf 12,000 Mann verſtärkt; der

König habe also diese keineswegs hinter sich lassen und dem Tilly zu Leibe gehen können, der mit viel Mannschaft zu Roß und zu Fuß in der Gegend von Möckern diesseits der Elbe aufgepaßt habe. Um aber doch ihre christliche Intention zu rechtfertigen, habe seine königliche Majestät im Namen der Dreifaltigkeit eine außerordentliche Victorie in Frankfurt von dem lieben Gott über 7000 Kaiserliche erhalten. Von nun an habe der König im Rücken nicht so viel mehr zu fürchten gehabt. Indessen habe doch Schaumburg in kurzem wieder 6000 Mann bei Glogau zusammengebracht, welche durch Truppen im Anzuge aus Schlesien, Böhmen und Mähren verstärkt wurden. Dessenungeachtet habe der König der Stadt Magdeburg mit Gefahr, die nicht geringe gewesen sei, zu Hülfe kommen wollen. Doch mit dem Kurfürsten von Brandenburg habe er langwierige Tractaten pflegen müssen, bevor derselbe ihm den Besitz der Festung Spandau gegen Revers auf eine Zeit lang eingeräumt habe, ohne welche der König unmöglich habe weiter vorwärts gehen können: weil er im Fall einer verlorenen Schlacht sich hinter derselben salviren müssen. Hierauf sei er nach Potsdam marschirt und habe bei dem Kurfürsten von Sachsen, aber vergeblich, um den Durchmarsch angesucht und um Einräumung der Dessauer Brücke, damit er längs dem Flusse hinunter zum Entsatz gehen und aus Meißen Proviant auf demselben beziehen können. Der Kurfürst von Sachsen habe sich auf nichts eingelassen und sich auf seinen Eid an den Kaiser berufen. Dieser sowol als der Kurfürst von Brandenburg hätten sich so betragen, daß es schwer gewesen sei, zu wissen, ob sie Freund oder Feind gewesen seien. Die Truppen des Königs hätten bei so schwerer Hitze und dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln in der Mark, da ihnen aus Sachsen keine Zufuhr komme, durchaus verschmachten und umkommen müssen, wenn die Kriegsraison ihn nicht sonst noch genöthigt hätte, wieder zurückzugehen und seinen status belli noch solider zu begründen."

2) Dieses Manifest ist sehr lehrreich, weil man es gleichsam als einen Commentar des Lehrsatzes der Basis betrachten kann. Es verdient studirt zu werden, weil die Gründe des Be-

tragens des Königs darin entwickelt werden. Ich habe hin und wieder die Worte des Originals gebraucht, weil ſie mir energiſcher vorkommen wie unſer neueſter deutſcher Schönſtil, der, ohne Geſchmack entworfen, doch auf Geſchmack Anſpruch macht. Man wird mich beſchuldigen, ich ſehe allenthalben eine Baſis, ſowie Folard allenthalben eine Colonne erblickte. Allein ein Jeder kann ja die Sache unterſuchen, um ſich ſelbſt zu überzeugen. Ich habe ſelbſt früher den Irrthum für Wahrheit genommen: im Dreißigjährigen Kriege habe man ohne Baſis agirt. Ich folgte darin den Schriftſtellern, weil ich dieſe Feldzüge damals nicht ſtudirt hatte. Man hat dieſen Grundſatz nie mehr zur Ausübung gebracht als zur Zeit Guſtav Adolf's. Da ſeit ſeiner Zeit die Kriegskunſt mit beflügelter Geſchwindigkeit in Verfall gekommen iſt, ſo hat man auch jenen Grundſatz vergeſſen. Man nannte ihn damals den des status belli. Ich frage, ob man im Jahr 1792 einen status belli etablirte?

2. Die Poſition von Werben.

1) Der König nahm das Lager bei Werben. Im Rücken hatte er zwar die Elbe, welche ſich hier nach Weſten wendet und ſeine linke Flanke deckte; allein ſeine Front konnte gar nicht angegriffen werden, weil das Lager wirklich eine Feſtung war. Die rechte Flanke war ebenfalls durch eine leichte Biegung rückwärts an die Elbe geſtützt. Die Front wurde von der Stadt Werben, mit doppelten Waſſergräben und Mauern verſehen, welche Thürme flankirten, gleichſam wie durch eine Baſtion beſtrichen. Den Elbdamm von beträchtlicher Höhe hatte der König in einen Wall mit Schießſcharten verwandelt und einen Graben davor gezogen. Es waren Oeffnungen darin zu den Ausfällen. Mehre Durchbrüche der Elbe hatten hier große Teiche gebildet, was dieſe Front, die nach Süden gekehrt war, ganz unangreifbar machte. Einige hundert Schritt vor derſelben war ein Graben, in dieſer Jahreszeit trocken, welchen Guſtav mit Musketieren beſetzte. Dieſer Graben erſtreckte ſich gegen Oſten bis zur Elbe, gegen Weſten bis zur Stadt, mit deren ſüdlicher Mauer er ungefähr

in einer Linie war. Vor demſelben lag ein Gebüſch, der Thiergarten genannt. Zwiſchen dem Elbdamm und dem Fluß, welcher damals weiter von der Stadt entfernt floß, konnte die Armee bequem campiren, weil das Lager hinlänglich tief war. Im Rücken der Armee, zwiſchen der Mündung der Havel und der Elbe lag eine Schanze, jetzt noch Schwedenſchanze genannt, welche beide Ströme raſirte und die Brücke beſchützte. Die Mündung der Havel war ebenfalls gerade nördlich im Rücken des Lagers. Dieſer Poſten konnte gar nicht umgangen werden, wenn man im Beſitz von Havelberg war. Da nun der Dom von Havelberg auf einem Berge an der Nordſeite der Havel lag, ſo konnte ein Retranchement auf dieſem Berge gar nicht bezwungen werden. Auch hatte Guſtav Havelberg ſchon vorher beſetzt.

2) Es gereicht den Deutſchen nicht zur Ehre, daß ein Schwede ihnen den wichtigſten Poſten in ihrem Lande zeigen mußte. Dennoch haben ſie dieſe Lehre nicht zu benutzen gewußt. Dieſer Ort, zur Hauptfeſtung erhoben, könnte der Schlußſtein des ganzen Staatsgebäudes ſein, wenn Dasjenige, was man bis jetzt Deutſchland genannt hat, einer Macht unterworfen wäre. Der Sitz dieſer Macht müßte immer im Norden an der Elbe ſein, und wenn er zugleich eine ſtarke militäriſche Poſition iſt, ſo erhält das Herz hierdurch deſto mehr Kraft, das Blut, welches dem Körper Leben ertheilt, bis nach den Extremitäten, den Grenzen, hinzutreiben. Ich glaube nicht, daß Werben ſelbſt die Hauptſtadt dieſes Reichs ſein müßte, ſondern nur die Hauptfeſtung, welche jene deckt. Havelberg wäre die Hauptſtadt und eine Citadelle auf dem Domberge, wie auch die Befeſtigung der Stadt, welche eine Inſel in der Havel iſt, würde ſie unbezwinglich machen und alles Umgehen von Werben über Havelberg — einziger Weg, wo jenes im Rücken zu umgehen iſt — vereiteln. Wer mit richtigem ſtrategiſchem Augenmaß oder coup d'oeil begabt iſt, wird mit mir einſtimmen, daß Friedrich im Siebenjährigen Kriege eine ganz andere Rolle geſpielt, ja daß er ſich ganz Deutſchland unterworfen hätte, wenn Werben das Centrum ſeiner Staatskraft (Hauptfeſtung) und Havelberg

das Centrum ſeiner Staatsweisheit (Hauptſtadt) war. Die Theorie — wohin iſt die Hauptſtadt zu verlegen — iſt die wichtigſte in der militäriſchen Politik; die militäriſche aber, genau erwogen, die einzige Politik. Iſt die Hauptſtadt ungeſchickt und ohne Genie hingeworfen, ſo kann man den Staat mit einer Misgeburt vergleichen, deren Kopf an der Schulter oder vor der Bruſt ꝛc. ſäße. Soll der Körper geſund und kraftvoll ſein, ſo muß der Kopf an ſeinem ſchicklichen Ort placirt ſein. Wäre Havelberg der Sitz eines großen Reichs, ſo müßte Werben zur Hauptfeſtung, die ganz unbezwingbar iſt, erhoben, als der Hirnſchädel, welcher das Gehirn beſchützt, oder als die Bruſt, welche Herz und Lunge, dieſe beiden Quellen des Lebens, bewahrt, betrachtet werden. Die Elbe fließt dem Rhein parallel und wie der Rhein bei Mainz, gegenüber dem Einfluß des Main, ſo dreht ſich die Elbe bei Werben, gegenüber dem Einfluß der Havel, des nördlichen Main, gegen Weſten, welche Biegung die Stärke beider Plätze macht. Die Poſition von Werben aber, als mehr central in Deutſchland, iſt weit wichtiger. Wer kann ſie auf ihrer rechten Flanke umgehen, ſonderlich wenn man im Beſitz von Dömitz iſt? Tilly hatte letzteres und dennoch hätte er ſeine Baſis verloren, wenn er hier über die Elbe gegangen wäre.

3) Nur ein Detachement kann über Havelberg geſchickt werden; denn eine Armee, welche ſich hier zwiſchen Elbe und Havel einklemmte, würde eingeſchloſſen werden. Die Natur hat den deutſchen Völkerſchaften hier ein Centrum ihres Vereins bereitet, welches ihr unförmliches, nun aufgelöſtes Aggregat in einen organiſchen Körper verwandeln konnte; es fehlte aber das Judicium, die Organiſation der Natur zu benutzen. Ohne Judicium ſind politiſche Körper gleich den Steinen, welche nicht wachſen, ſondern nur durch Aggregat zunehmen.

Frankreich könnte nie auf England wirken, wenn Lyon und nicht Paris die Hauptſtadt wäre. Paris iſt aber vortrefflich ſituirt zum Druck auf den Continent und zum Gegendruck wider England. Die hohe oder politiſche Strategie iſt noch eine unbe-

kannte Wiſſenſchaft. Ich wäre beinahe geſonnen, ſie in Lehrſätzen vorzutragen. Guſtav ſcheint ſie in hohem Grade beſeſſen zu haben, weil er ſogleich die Wichtigkeit dieſes Poſtens erkannte. Dies widerlegt auch, was man von ſeiner Unkenntniß der Geographie von Deutſchland behauptet hat. Beſſer als die Deutſchen kannte er deren Land; — Beweis dieſer Poſten. Wer kann den Meridian deſſelben im Süden bis zu den Tiroler Gebirgen ungeſtraft nach Oſten hin überſchreiten? Dieſer Poſten, gegen den Tilly ſich den Kopf zerſtieß, gab dem ganzen Heere der Schweden die elaſtiſche Impulſion, welche ſie bis zum Lech immer ſiegreich forttrieb. Wer von Weſten kommt, muß immer weſtlich dieſes Meridians bleiben und wer von Oſten her nach Weſten ihn überſchreiten wollte, den zu entbaſiren gibt Havelberg in der vorigen Suppoſition die Mittel. Gleichſam Herz und Lunge, — Havelberg und Werben, wenn man ſie ſo benutzt, wie ich geſagt habe. Guſtav Adolf, der allein dieſen Poſten benutzte, begründete dadurch mehr als durch die Schlachten von Leipzig und Lützen ſeinen militäriſchen Ruhm.

3. Die Schlacht bei Leipzig im Jahre 1631.

1) Die Vereinigung der ſchwediſchen und ſächſiſchen Truppen geſchah bei Düben am 4. September. Man bemerkte den Contraſt im äußern Glanz beider Heere um ſo mehr, da die Schweden die vorhergehende Nacht auf einem gepflügten Felde bei dem herrſchenden ſehr trockenen Wetter gelegen hatten. Die Sachſen aber erſchienen in ſchöner Rüſtung mit prächtigen Federbüſchen geſchmückt. Brutus, welcher dafür hielt, der Soldat ſei tapfer im Verhältniß des Goldes und Silbers an ſeiner Rüſtung, hätte ihnen den Sieg, den Schweden aber die Niederlage prophezeit. Die Sachſen campirten zwiſchen Lindenheim und Düben und machten Front gegen Oſten, die Schweden zwiſchen Delitzſch und Lindenheim Front gegen Süden. Beide Heere ſtanden alſo im Haken.

2) Am 6. September erfuhr der König, daß am 5. Leipzig übergegangen ſei. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten, in welchem

der König ſeine Begierde, eine Schlacht zu liefern, durch Gründe für einen Zögerungskrieg verbarg. Wir wollen ſeine eigenen Worte anführen und nicht mit der poetiſchen Licenz neuerer Geſchichtſchreiber ihm die unſern unterſchieben:

„Wenn wir jetzt zu einer Bataille reſolviren, ſo ſetzen wir, des allgemeinen Weſens zu geſchweigen, eine Krone und zween Kurhüte gleichſamb auf das Spiel. Nun iſt das Glück überall im menſchlichen Leben, vor allen Dingen aber im Kriege und ſonderlich in Haupttreffen ungewiß und wandelbar, und möchte der Allerhöchſte nach ſeinem geheimen Rath unſerer Sünden wegen leicht einen Unfall über uns verhängen, daß wir den Kürzern zögen und der Feind die Oberhand erhielte. Gleichwohl meine Kron, wann ſie dieſe meine Armee und meine Perſon ſelbſt ſchon einbüßen thäte, würde zwar einen großen Verluſt leiden, doch hat ſie noch eine Schanze zum Beſten. Denn ſie iſt ſo weit, dazu über Meer entlegen, mit einer ſtarken, wohl armirten Schiffsarmada gefaßt, in ihren Frontiren genugſamb verwahrt, und ſtehet in dergleichen Kriegsbereitſchaft innerhalb Landes, daß ſie daher noch keinen großen Haſard ihres Staats laufen darf oder ſich etwas Widriges hauptſächlich zu befahren hat. Aber umb euch, denen der Feind aufm Halſe und gar im Lande liegt, wird es, dafern die Schlacht übel auslaufen ſollte, ganz und gar gethan ſein, und die Kurhüte gewaltig wackeln oder gar zu ſpringen beginnen.“

Der Kurfürſt von Sachſen war der Meinung, man müſſe ſeine Länder, die ein Zögerungskrieg verheeren würde, durch eine Schlacht zu befreien ſuchen. Uebrigens ſei Tilly auf keine andere Art zum Rückzuge zu bewegen. Puffendorf ſchreibt ausdrücklich, der König habe ein Treffen ebenſo ungeduldig als der Kurfürſt von Sachſen gewünſcht und ſeine Hitze aus Staatsklugheit verborgen. „Rex etsi et ipse,“ ſind ſeine Worte, — „in praelium ardebat, tamen, ut in omnem eventum *excusatus esset* — dies war der eigentliche Grund — ac non nisi volentibus Electoribus alea tentaretur, in speciem praelium dissuadebat.

3) Tilly hatte gleich bei seiner Ankunft vor Leipzig ein Lager zwischen Eutritzsch und Möckern mit der Pleiße und Elster im Rücken genommen und die rasirenden Höhen durch drei halbe Monde, wie er glaubte, befestigt. Hier blieb er vom 5. bis 7. und berief einen Kriegsrath in dem Hause eines Todtengräbers in der Vorstadt von Leipzig, wo er wohnte; was man für eine üble Vorbedeutung hielt; so wie auf der andern Seite eine Ringeltaube, die sich auf eine königliche Standarte setzte, das schwedische Heer mit Muth entflammte. Sogar der unerschrockene Pappenheim wurde bestürzt, als er die Entdeckung machte, man habe bei einem Todtengräber gerathschlagt. Man muß indessen gestehen, daß Bilder des Todes, unter denen man sich, ohne es gewollt zu haben, vor einer Schlacht erblickt, wol einigen Eindruck machen können.

Tilly war der Meinung, ein Lager hinter Leipzig bei Angern zu nehmen; gewiß der weiseste Entschluß, weil er den General Aldringer erwartete, der schon mit seinem Corps bei Erfurt angekommen war. Leipzig hätte seine Front bestrichen, seine Flügel lehnten sich an die Pleiße und Parthe. Leipzig selbst, unterstützt durch seine Armee, hätte man gar nicht belagern können. Es blieben also dem Könige nur Manöver übrig, um ihn zu zwingen, auf seiner Flanke Front zu machen. Allein bei Seitenmanövern darf man seine Basis nicht entblößen, und die Maßregel, welche Tilly vorschlug, hätte den König gewiß in Verlegenheit gebracht.

Pappenheim hatte die jüngern Obersten auf seiner Seite und rieth zur Schlacht. Es ist wahrscheinlich, daß er einige Ausdrücke fallen ließ, welche die Empfindlichkeit des Generals Tilly rege machten; denn dieser entschloß sich sogleich zur Schlacht, weil er die Meinung, das Alter habe seinen Muth und seine Kraft vermindert, durch die That widerlegen wollte. Er wußte, daß etwas Dergleichen im Lager von ihm gesprochen wurde. Pappenheim aber konnte ohne Gefahr zu einem Haupttreffen rathen, dessen Verlust ihm nie zur Last fiel und vielleicht durch den Tod des Generals ihn zur Feldherrnstelle, die sein Ehrgeiz

wünſchte, beförderte; bei deſſen Gewinn er aber immer eine glänzende Rolle ſpielen würde.

4) Tilly ließ ſogleich nach dem Kriegsrath am 6. September durch eine Avantgarde unter Pappenheim das Schlachtfeld beſetzen, welches er gewählt hatte. Er wollte die Schweden und Sachſen zwiſchen Seehauſen und Breitenfeld, beinahe eine Meile vorwärts ſeines Lagers von Eutritzſch und anderthalb Meilen von Leipzig, erwarten. Faſt alle Geſchichtſchreiber, ſogar der kriegskundige Commentator des Gualdo, haben ihn deshalb getadelt. Ich kann ihnen nicht zuſtimmen.

Das Lager bei Eutritzſch hatte die Pleiße im Rücken, eine misliche Stellung, wenn es nicht — wie bei Werben — eine Feſtung iſt. Der rechte Flügel unweit der Parthe war ſtark, weil die Höhe bei Eutritzſch die ganze Gegend dominirt — und dies war der Schlüſſel der Poſition. War aber dieſe Höhe in der Gewalt des Feindes, ſo wurde ein Rückzug nach Leipzig unmöglich und wenn auch ein Theil der Flüchtigen dorthin rannte, ſo konnten doch die Verfolgenden zugleich mit hineinkommen. Der Reſt des Heeres, wenn er in der Front angegriffen wurde, wäre in der Pleiße umgekommen oder hätte an ihren Ufern das Gewehr geſtreckt. Denn es wäre immer möglich geweſen, durch ein nach Möckern geſchicktes Corps dem linken Flügel der Kaiſerlichen den Weg nach Halle zu verlegen. Zu dieſem Ende durfte der König, welcher in ſolchem Falle wahrſcheinlich die eingekriegte ſchwediſche Armee auf den linken Flügel und die neugeworbenen Sachſen auf den rechten gezogen hätte, nur ein Corps bei Mockau und ein anderes bei Groß-Wetteritz (Wiederitzſch) zum concentriſchen Angriff auf den Poſten von Eutritzſch aufmarſchiren laſſen, ein drittes zwiſchen Wetteritz und Wahren, ſo war es, ſobald der Schlüſſel bei Eutritzſch überwältigt wurde, um Tilly's Armee geſchehen. General Tilly wählte alſo mit Recht das Schlachtfeld bei Breitenfeld, eine Meile vorwärts; denn nun blieb ihm der Rückzug nach Halle, ſowie nach Leipzig, offen; erſterer mit dem linken, letzterer mit dem rechten Flügel, weil er nicht ſo nahe im Rücken durch Flüſſe eingeengt wurde.

5) Am 6. September marſchirte der König mit der combinirten Armee von Düben bis zwei Meilen von Leipzig vor. Es ſcheint, daß er ſogleich den Lober paſſiren wollte, denn er ſchickte drei Dragonerregimenter hinüber; entweder um zu recognosciren oder um den Uebergang zu decken. Dieſe ſtießen bei einem kleinen Walde auf die 2000 Pferde unter Pappenheim, dem Tilly ſogleich noch 2000 nachſchickte. Den Ausgang des hier vorgefallenen Gefechts berichten uns die Geſchichtſchreiber nicht vollſtändig. Es iſt ungewiß, ob die Schweden wieder bis über den Lober zurückgetrieben wurden; denn wir finden, daß am Tage der Schlacht drei Regimenter Schotten, welche Infanterie waren, den Uebergang als Avantgarde der ſchwediſchen Colonne deckten.

Wir glauben Folgendes: Die Dragoner wurden zurückgetrieben, aber ſpät am Abend durch drei Regimenter Infanterie verſtärkt, worauf ſie in der Nacht wieder über den Bach gingen und als Avantgarde den Uebergang deckten.

6) Der König ließ am Abend ſeine Armee aufmarſchiren und berief die Generale und Oberſten, denen er vorſtellte: „er habe dieſe Gelegenheit, den Streit zu entſcheiden, gewünſcht. Hier iſt der Augenblick, euern erlangten Ruhm zu vollenden oder ihn auf immer verdunkelt zu ſehen; denn nur die Fortdauer des Glücks beweiſt die Klugheit, welche es zu feſſeln weiß. Hier könnt ihr in reichen Ländern, begünſtigt durch ein milderes Klima als dasjenige, welches ihr kennt, den Lohn eurer bisherigen Arbeiten einernten oder, in verheerte Gegenden zurückgeſcheucht, dem Hunger ohne Bedauern erliegen, weil man ihn eurer Feigheit zuſchreiben würde. Doch ihr ſeid tapfer. Wollt ihr eure Religionsverwandten dem Schwerte rachſüchtiger Katholiken überlaſſen? Der Feind iſt durch unglückliche Vorbedeutungen, Folge ſeiner Laſter, geſchreckt; ihn beunruhigt das Andenken blutiger Grauſamkeiten, in Magdeburg verübt; ſo viele Plätze, die wir ihm abgenommen haben, betrachtet er ſelbſt als Vorboten unſeres Siegs. Er hat unſere Unerſchrockenheit erfahren, und die Furcht geht der Niederlage vorher, ſowie die Kühnheit eine Ver-

kündigerin des Ruhms, des Glücks, der Ehrenſtellen und der Macht iſt. Die Armee des Tilly iſt übel bezahlt; ſie lebt vom Raube, ſie iſt misvergnügt. Dieſe bejahrten Soldaten, mit einem bejahrten Heerführer ohne Genie an ihrer Spitze, ſind mehr durch das Alter entkräftet, als durch Erfahrung gegen Gefahren abgehärtet. Dieſer Feind hat nur des Kriegs unkundige Gegner überwunden; Alles hat ein Ziel auf dieſer Erde, ſonderlich das Glück, wenn man es nicht verdient. Ihr deutſchen Feldoberſten, ſagt den Soldaten eurer Nation, daß ich in meinem Palaſte eine Ruhe genießen konnte, die mein Werk war, daß ich ihr aber entſagte, um das Joch zu zerbrechen, welches das Haus Oeſterreich über Deutſchland verhängt. Sagt ihnen, daß ich ihre Nation um ſo mehr für würdig halte, befreit zu werden, da eine lange Sklaverei ſie der Freiheit nicht unwerth gemacht hat. Der Soldat wird ſeine Pflicht thun; die Tapferkeit und Erfahrung der Offiziere wird ihn leiten, ich ſelbſt bin bereit, für Alle zu ſterben."

7) Man behauptet, Tilly habe ebenfalls eine Rede gehalten; er habe ſeinen Offizieren vorgeſtellt: „daß er nach dieſem Siege, der von ihnen abhänge, ſeine kriegeriſche Laufbahn, die er nicht ohne Glück zurückgelegt habe, verlaſſen wolle. Der König von Schweden habe ihm nur neugeworbene Truppen entgegenzuſetzen. Er danke es der Vorſehung, daß endlich der Augenblick gekommen ſei, wo die Kirche über ihre Feinde triumphiren werde. Dieſe beſiegen, heiße der Welt dienen und den Himmel gewinnen. Seine Sache ſei gerecht und er habe die braven Truppen Ferdinand's, ſie zu vertheidigen. Die Schweden wären nicht kriegeriſcher als die Völker, welche er beſiegt habe; und ihr bisheriges Glück verdankten ſie der Verrätherei."

8) Die Nacht brachte der König in ſeiner Kutſche in einer Unterredung mit Banner und Horn zu. Er ſchlief jedoch ein wenig und behauptete beim Erwachen: ihm habe geträumt, er ringe mit Tilly, er habe ihn zu Boden geworfen, dieſer aber ihn in die linke Bruſt gebiſſen. Dies wurde nachher auf die

Niederlage der Sachſen gedeutet, welche auf dem linken Flügel ſtanden.

9) Tilly hatte ſich entweder in der Nacht oder bei Anbruch des Tags am 7. September nach dem Schlachtfelde in Marſch geſetzt. Der Marſch geſchah in zwei Colonnen. Man kann wol denken, daß er das Feldgeſchrei gab: Jeſus Maria, ſowie Guſtav ſeinerſeits: Immanuel oder Gott mit uns. Man war damals ſehr bemüht, dieſen Alliirten zu haben. Eine ſeiner Standarten prangte mit: pro ecclesia et pro imperio. Tilly ſelbſt ſaß in einem grünen Schlafrock von Atlas auf einem ſehr kleinen Schimmel zu Pferde. Den Kopf hatte er ſehr reichlich mit Federn bebuſcht. Er konnte ſich gar nicht von dieſem phantaſtiſchen Aufzug, von dem er wahrſcheinlich glaubte, er verſchönere ſein Alter, losmachen.

10) Beide Colonnen marſchirten rechts ab. Da die Schwadronen der Kaiſerlichen zehn Pferde hoch ſtanden, ſo geſchah der Zug in Schwadronen, welches dennoch zu 150 Pferden nur 15 Pferde Front gibt. Der Aufmarſch geſchah zu jener Zeit ſowol bei den Kaiſerlichen als bei den Schweden nach der Diagonale oder auf der Hypothenuſe, d. h. man zog ſich, wenn der rechte Flügel die Spitze machte, im Obliqueſchritt ſchräg links heraus. Wenn man mit rechts oder links um marſchirt, ſo heißt dies das Auflaufen. In der That iſt dies der einzig gute Aufmarſch bei Perpendiculärmärſchen. Die Colonne links beſtand ganz aus der Cavalerie des linken Flügels. Ich glaube, ſie war ſchon vorher als Avantgarde aufgebrochen.

11) Zuerſt zog in der Colonne rechts Iſolani, das Kroatenhaupt, mit ſeinen fünf Regimentern zu ſechs Mann und Pferden hoch. Dann folgten ſechs Regimenter Küraſſiere, welche ebenſo viele große Schwadronen machten; denn da jedes Regiment aus 750 Pferden beſtand und zehn Glieder machte, ferner nur Intervallen von vier Fuß zwiſchen je zwei Schwadronen gelaſſen waren, ſo gibt dies keine größere Front, als eine Schwadron unſerer Zeiten in zwei Gliedern einnimmt.

Hierauf folgten ſieben Regimenter Infanterie in vier

große Bataillone getheilt, welche 8000 Mann ausmachten. Dieſe bildeten das erſte Treffen, welches damals die Avantgarde genannt wurde. Schaumburg commandirte ſie. Sie hatten vor ihrer Front zwanzig Feldſtücke und rechts auf einer Höhe ſechszehn Batterieſtücke, welches damals Vierundzwanzigpfünder waren.

Hinter dieſen ſechs dicke Bataillone, 10,000 Mann aus zehn Regimentern zuſammengeſetzt, welche der Graf Fürſtenberg commandirte. Dieſe ſechs Bataillone machten die zweite Linie. Zwei derſelben ſtanden den Räumen zwiſchen den vier erſten gegenüber. Man nannte dies das Corps de Bataille.

Auf dieſe folgten in der Colonne 2000 Pferde oder drei Regimenter, welche ſich rechts derſelben hinter der erſten Linie Cavalerie ſtellten.

Dann kamen 6000 Mann Infanterie in drei Bataillonen oder fünf Regimenter, welche Officutz commandirte. Dieſe wurden als Reſerve auf die Höhe, unweit eines kleinen Waldes, geſtellt. Zur Rechten hatten ſie jene große Batterie, zur Linken eine kleinere. Drei Regimenter Cavalerie ſetzten ſich zur Rechten dieſer drei Reſervebataillone und waren die letzten in der Colonne.

12) Zu gleicher Zeit hatte ſich Pappenheim auf den linken Flügel mit fünf Regimentern Reiter in erſter und zweien in zweiter Linie geſtellt. Tilly hatte ihn detachirt, den Uebergang des Lober zu vertheidigen; da er aber gegen die Dragoner und Musketiere der ſchwediſchen Avantgarde mit ſeiner Reiterei allein nicht hatte beſtehen können, ſo zog er ſich in die Linie zurück, als die Colonne des Königs anfing zu deployiren. Vorher aber ſetzte er das Dorf Podelwitz in Brand; eine Operation, worin die Kaiſerlichen eine große Fertigkeit hatten, und die man hier lobt.

13) Man hat den Tilly getadelt, daß er nicht bis an den Lober rückte, um mit ſeinem ganzen Heere den Uebergang abzuwehren. Ich kann nicht dieſer Meinung ſein. Der König hätte nur rechts gehen dürfen, ſo hätte er ihn näher bei ſeinem Urſprung paſſirt und wäre dem Tilly in die linke Flanke gekommen. Die Sachſen hätte er wahrſcheinlich gegenüberſtehen laſſen. Dann wäre im Falle des Verluſtes ihm der Rückzug nach Halle

abgeſchnitten worden. Er konnte nur durch Leipzig retiriren. Er wäre an die Pleiße, die Parthe u. ſ. w. geklemmt worden. Die Poſition weiter zurück beweiſt, daß Tilly hier ein beſſeres Augenmaß hatte. Er konnte dann aus dieſem Mittelpunkte nach denjenigen Theilen hinſchicken, wo man übergehen wollte. Er that hier Alles, was er mußte. Er ſchickte Pappenheim ab, welcher vor den Musketieren im Buſche an den moraſtigen Ufern des Bachs weichen mußte.

Es ſind fünf Uebergänge über dieſen Bach, deſſen Ufer moraſtig ſind. Der König ging oberhalb Schelkau über und die Sachſen unterhalb.

14) Jene dicken Klumpen Infanterie, für welche Tilly ebenſo ſehr wie für ſeine Kleidung eingenommen war, hatte er in ſeinen Kriegen gegen die Türken geſehen. Sie wurden etwas ſonderbar Terzien genannt. Hier waren alſo dreizehn Terzien oder Drittheile beiſammen. Sie waren jede ein volles Viereck, deſſen Seite die Quadratwurzel aus der Summe des ganzen Haufens. Ohne Extraction der Quadratwurzel konnte Tilly ſich nicht beruhigen. Wie er dieſe Terzien zu Wege brachte, wird uns nicht gemeldet. Wahrſcheinlich iſt es nicht nach der kürzeſten Methode geſchehen; denn Tilly liebte das Umſtändliche. Die Musketiere, welche die Hälfte der Compagnien ausmachten, die hier bei Breitenfeld zu 150 Mann angenommen werden, wurden in vier Flügeln gleich Windmühlenflügeln an die vier Winkel des Carré geſtellt, welches, wie geſagt, in der Kunſtſprache eine Terzie genannt wurde. Andere Musketiere, zwei Mann hoch, umgeben dieſes volle Viereck, wahrſcheinlich um die Piken unſchädlich zu machen. Ich glaube, daß er ſeine Infanterie, die in ihren Compagnien zehn Mann hoch ſtand, mit rechtsum auf das Schlachtfeld führte und dann ſeine Terzien bildete.

15) Nachdem Tilly mit ſeinen Terzien fertig war, ritt er ganz vergnügt vor die Front und empfing nach Einigen eine Ausfoderung vom Könige, die er mit ungewöhnlicher Höflichkeit beantwortete: er ſei bereit, die Befehle Sr. Majeſtät zu empfangen. Er hatte 24,000 Mann Infanterie und 13,000 Mann

Cavalerie. Sein Schlachtfeld war nicht übel gewählt. Das Dorf Seehauſen lag hinter ſeinem rechten Flügel; ſein linker endigte nicht weit von Breitenfeld. Die Front ſeiner Schlachtordnung betrug 4225 Schritt. Südweſtlich von Podelwitz erhebt ſich eine Anhöhe, welche 6000 Schritt bis nach Seehauſen fortläuft. Sie iſt nur einige Fuß über das davorliegende Feld erhaben, und die Abdachung nur ganz unmerklich. Hinter der Front, in der Mitte, zwiſchen Seehauſen und Breitenfeld, erblickt man ein Gehölz, welches parallel mit der Armee 3000 Schritt fortläuft, aber nur 1000 Schritt breit iſt. Ein ſchmaler moraſtiger Grund erſtreckt ſich daraus vorwärts bis zur zweiten Linie der Kaiſerlichen. Eine Landſtraße von Leipzig nach Düben, welche breit und mit zwei Gräben eingefaßt iſt, läuft durch den rechten Flügel der Kaiſerlichen, und bei der entgegengeſetzten Armee trennte ſie die Sachſen von den Schweden. Die ganze Gegend war frei und eben; man entdeckte nur einige Dörfer. Die Flügel waren in der Luft und konnten nicht ungeſehen umgangen werden. Nur die Elementartaktik oder die innere Stärke der Stellung konnte bei gleicher Tapferkeit hier entſcheiden. Das Schlachtfeld war nicht ausgedehnt, man konnte es überſehen.

16) Die Piken des Tilly waren 18 Fuß lang, die Spitze war 2 Zoll breit, zweiſchneidig und vorn eingezackt. An der linken Seite des Pikeniers hing ein ziemlich langer Degen. Er trug einen eiſernen Halbküraß, der eine Musketenkugel abhielt, unter dieſem einen eiſernen Schurz. Der Hals und die Arme waren bepanzert. Auf dem Kopfe trug er einen eiſernen Topf, eine Art von Helm, die nicht ſehr elegant ausſah.

Der Musketier hatte zwar einen eiſernen Topf auf dem Kopfe, aber ſonſt keine Schutzwaffen. Seine Muskete mit Luntenſchloß war ſo ſchwer, daß er ſie beim Zielen auf eine eiſerne Gabel legen mußte, welche er an der Seite trug. Die Art zu feuern war gliederweiſe. Nach dem Abſchießen theilte ſich jedes Glied rechts und links und rannte hinten hin. Hierauf machte es das zweite Glied ebenſo.

17) So Tilly. Nun zu Guſtav am Tage dieſer Schlacht,

welche das Schickſal Deutſchlands entſchieden hat. Ohne dieſe Schlacht würden die Begebenheiten unſerer Tage in anderer Geſtalt zum Vorſchein gekommen ſein.

Die Infanterie des Königs beſtand aus 13,000 Mann, und die Reiterei aus 9000 Pferden. Die Infanterie war in Regimenter zu ungefähr 1000 Mann, jedes zu 8 Compagnien eingetheilt. Zwei Drittheile waren Musketiere, ein Drittel Pikeniere. Alle ſtanden ſechs Mann hoch. Der König hatte bei dieſer Schlacht 84 Compagnien. Die Pike der Schweden war 11 Fuß lang, das Eiſen 2 Fuß und unten 4½ Zoll breit. Man nannte dies eine Partiſane. Die Infanterie trug eiſerne Helme, aber keine Küraſſe. Ihre Jacken waren weit, und nach deren Farbe wurden die Corps benannt, als: die weiße Brigade, die blaue u. ſ. w. Der König ſchaffte die Gabeln ab, auf welche man die Musketen legte. Wahrſcheinlich waren die ſchwediſchen alſo viel leichter; denn der Zweck jener Ruheſtöcke war, die Arme beim Zielen zu erleichtern. Er verbeſſerte das Schloß und nach Einigen hatte er ſchon Flintenſchlöſſer ohne Lunten eingeführt. Das Kaliber der Musketen war damals viel größer, weil die Soldaten geharniſcht waren. Jetzt, da man gleichſam im Hemde einherzieht, iſt das nicht nöthig.

Die Pikeniere waren bei der Compagnie in der Mitte, die Musketiere auf den Flügeln. Der Capitän ſtand vor der Diviſion der Pikeniere und hatte den Fähndrich vor ſich, welcher die Fahne trug. Dieſer ſtrafte nie die Soldaten, im Gegentheil mußte er Fürbitte für ſie einlegen, um ihnen mehr Neigung zu dem Dinge einzuflößen, welches er trug. Die Diviſion Musketiere des rechten Flügels commandirte der Lieutenant, diejenige des linken der Feldwebel. Beide exercirten und prügelten. Ich hätte vorgeſchlagen, daß der Fähndrich jeder Compagnie der Feldprieſter oder, daß der Feldprieſter Fähndrich ſein müſſe, um die Fahne in den Händen eines heiligen Mannes noch mehr zu heiligen.

18) Dieſe Pikeniere und Musketiere wurden zu den verſchiedenen Corps, welche man formirte, getrennt. Hier ließ Guſtav ſogenannte halbe Brigaden formiren. Jede beſtand

bei Breitenfeld aus zwölf Compagnien, welche etwas mehr als 1200 Mann machten. Zuerſt ſtand vor der Mitte eine Diviſion Pikeniere von 216 Mann, ſechs Mann hoch. Hinter dieſer ein Peloton Musketiere von 96 Mann, zu ſechs Mann hoch. Zwiſchen je vier Rotten dieſer letztern wurde eine Oeffnung von 4 Fuß gelaſſen. Die Pikeniere aber ſtanden geſchloſſen. Hierauf folgte eine Linie von drei Diviſionen Musketiere und zwei Pikeniere, letztere ebenfalls 216 Mann ſtark; die Flügelpelotons der Musketiere waren ſtark 192, das Peloton in der Mitte hinter der vorgeſchobenen Pikenier- und Musketierdiviſion aber 96 Mann. Dieſe Diviſionen in der Mitte bildeten alſo eine Colonne von 18 Mann hoch in drei Abtheilungen, wovon die vorderſte aus Pikenieren beſtand.

Dieſe Colonne oder dieſer Keil (cuneus) flankirte den Reſt der Linie der Halbbrigade; denn ging man den Piken vorbei, ſo bekam man ein Flankenfeuer von Musketieren, die man nicht ſehen konnte; ferner noch ein kreuzendes Feuer von den Musketierpelotons in der Linie. Das Feuer dieſer Pelotons war weit lebhafter wie bei den Kaiſerlichen, weil zwiſchen je zwei Corporalſchaften ein Raum gelaſſen wurde. Man ſchoß gliederweiſe; zwei Mann machten dann rechts-, zwei linksum und ſtellten ſich hinten wieder auf. Dies geſchah weit geſchwinder, weil bei den Kaiſerlichen das ganze Glied rechts und links ſich wegzog und um die Flügel herumlaufen mußte. Die drei oberſten Offiziere ſtanden vor den drei Diviſionen Pikeniere. Die Hauptleute und Fähndriche vor den Pikenierdiviſionen ihrer Compagnie, die Lieutenants bei den Musketieren ihrer Compagnie, die Sergeanten bei den Rottenabtheilungen, wo der Offizier nicht war. Die Corporale ſtanden hinter den Pikenieren. Man formirte die halbe Brigade, indem die Musketiere und Pikeniere rechts- und linksum machten und einander ſeitwärts auswichen.

19) Die Reiterei war in Haufen von drei bis vier Schwadronen aufgeſtellt, jede zu 13—16 Rotten, vier Mann hoch. Zwiſchen je zwei Schwadronen eine kleine Intervalle und zwiſchen je zwei Haufen 180 ausgeſuchte Musketiere.

Der König erſchien, was unſern heutigen Kriegern anſtößig ſein möchte, in bunter Kleidung mit einem ledernen Koller darüber und einem weißen Hute mit grüner Feder auf dem Kopfe. Seine Generale aber waren alle prächtig gekleidet und gerüſtet. Guſtav commandirte ſelbſt den rechten Flügel. Er beſtand aus fünf großen Haufen Reiterei, welche 4000 Mann machten, und vier Pelotons commandirter Musketiere zu 180 Mann. Wunſch, Todt, Soop und Steinbock befehligten dieſe Reiterei. Teufel war an der Spitze der erſten Linie Infanterie, welche aus vier halben Brigaden beſtand. Von jeder halben Brigade wurden fünf lederne Feldſtücke geführt. In den vielfarbigen Fahnen las man die Worte: „König Guſtav Adolf, Vertheidiger des Evangeliums.“

Fünf Haufen Reiterei unter dem Marſchall Horn machten den linken Flügel. Man las in ihren Standarten „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“ Da man zu jener Zeit drei Götter anbetete, ſo entſteht die Frage, welcher es denn eigentlich ſei, der einen ſo guten Allürten abgebe. In andern: „Mars führt den Degen und Themis regiert;“ welches freilich eine wünſchenswerthe Sache wäre. In den Zwiſchenräumen dieſer Reiterei ſtanden vier Haufen commandirter Musketiere, einer zu 360, einer zu 280 und zwei zu 300 Mann.

20) Der rechte Flügel des zweiten Treffens unter dem General Banner beſtand aus ſieben großen Schwadronen, drei in erſter, vier in zweiter Linie, mit drei Haufen Musketieren zu 400 einen, zu 250 die beiden andern. Die Infanterie zweiter Linie unter dem Schottländer Hepburn beſtand aus drei halben Brigaden. Dreißig Feldſtücke waren an der Spitze. Auf dem linken Flügel dieſes Treffens ſtanden drei große Schwadronen unter Oberſt Hall und zehn Compagnien Dragoner unter Schafmann und Cochtitzky zur Reſerve. So folgte die ſchwediſche Armee aufeinander in der Colonne, ausgenommen die vorher commandirte Avantgarde, ſo marſchirte ſie nebeneinander auf, indem die Corps ſich links herauszogen.

21) Bei den Sachſen machten 2000 Küraſſiere unter Steinau und Bindtauf, einige Schwadronen vom Heerbann

und das Regiment Cavalerie des Marſchalls Arnheim den rechten Flügel; die Mitte beſtand aus ſechs Regimentern Infanterie in vier Haufen und zwei Treffen, der linke Flügel aus einigen Schwadronen des Heerbanns, dem Regiment Altenburg und der Garde zu Pferde. Die Sachſen waren aufgeſtellt wie die Kaiſerlichen, ihre Stärke betrug 15,000 Mann. Beide Armeen, die kaiſerliche und die combinirte, waren alſo einander gleich.

22) Der Aufmarſch geſchah zwiſchen Podelwitz und Göpſchelwitz. Der König gab ſeinen Truppen die Lehre: der Infanterie, nicht zu ſchießen, bis ſie dem Feinde das Weiße im Auge erblicken könnte; der Reiterei, das Pferd zu tödten, wenn ſie dem geharniſchten Feinde nicht beikommen könnten. Wegen jener erſten Lehre bezweifle ich, daß die Kanonade mit großen Kugeln ſchon gleich nach dem erſten Aufmarſch anfing. Guſtav kannte den Werth des Pulvers beſſer.

23) Tilly fing die Kanonade mit drei Schüſſen an, worauf Guſtav mit drei andern antworten ließ. Es war neun Uhr des Morgens und ein Südweſtwind trieb den Schweden den Rauch und den Staub gepflügter Felder in die Augen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der erſte der drei ſchwediſchen Schüſſe aus einer halben Karthaune den Oberſt Baumgärtner zerſchmetterte, was die Kaiſerlichen als eine üble Vorbedeutung betrachteten.

24) Einige Geſchichtſchreiber laſſen erſt vom König den linken Flügel des Feindes unter Pappenheim angreifen und ſchlagen, nachher aber Pappenheim mit ſeiner Reiterei links abſchwenken, um dem Könige in die Flanke zu gehen, was ganz abgeſchmackt iſt und von ihrer Unkunde des Kriegs zeugt. Sobald der rechte Flügel der Schweden Podelwitz paſſirt hatte, trabte Pappenheim zu zweien linksum in die rechte Flanke ſeines Gegners und auf Halt! Front! folgte auch ſogleich der Angriff. Banner aber hatte zugleich ganz im Haken mit der erſten Linie ſeine ſieben großen Schwadronen aufgeſtellt und zwar ſo, weil es die Schnelligkeit ſeines Manövers beförderte, daß der rechte Flügel ſeiner erſten Linie, welcher aus dreien beſtand, der linke wurde. Die vier Schwadronen in dritter Linie gingen

durch das Ende von Podelwitz, wo eine Windmühle ſtand. Da nun Banner 900 Musketiere in drei Haufen bei ſich hatte, ſo konnte Pappenheim's Ungeſtüm nichts gegen ihn vermögen. Das Feuer der Musketiere und der Degen der Reiter vereint war unwiderſtehlich. Pappenheim brachte ſeine ſtets zurückprallenden Schwadronen mehrmals wieder heran, er ſelbſt ſtürzte ſich in die feindlichen Glieder und wurde verwundet, mußte aber vor vereinten mit vieler Geſchicklichkeit geleiteten Kräften weichen.

25) Man kann nicht umhin, der ſchwediſchen Armee eine große Fertigkeit im Manövriren einzuräumen, die man bei den neuern vermißt. Man muß die Geiſtesgegenwart bewundern, mit welcher General Banner hier ſogleich rechtwinklig mit der Armee eine Front aufſtellte. Man wird ſehen, daß dieſer Umſtand die Schlacht entſchied. Eine von den vier Terzien oder Haufen Fußvolk der erſten Linie des Tilly wollte dem Pappenheim folgen, da dieſer aber zu ſchnell links wegeilte, ſo blieb ſie allein im Felde und wurde von den finnländiſchen Reitern in der erſten Linie des rechten Flügels niedergemacht. Es war das Regiment Holſtein. Man würde ſchwer begreifen können, wie ein dicker Haufen Pikeniere von Reiterei könne überwältigt werden, wenn dieſe hier nicht zwei Trupps Musketierer herangebracht hätten. Die Kugeln der Musketiere begannen, was der Degen der Reiter vollendete.

26) Die Sachſen aber waren unglücklich. Tilly ſah noch der Kanonade zu, die ihn ergötzte, als die Kroaten ſeines rechten Flügels, denen die ſechs dicken Schwadronen ſeiner erſten Linie folgten, gegen das erſte Treffen der Sachſen anrannten. Dieſe Kroaten gingen ſehr ſonderbar vorwärts, erſt rechts diagonal, um die linke Piſtole, dann links, um die rechte abzufeuern, dann rechts, um die Büchſe loszuſchießen, und am Ende pflegten ſie gar wieder umzukehren. Das Regiment Altenburg Reiterei auf dem linken Flügel lief aber ſogleich davon, warf ſich auf die Garden des Kurfürſten und riß ſie mit fort. Sobald Tilly ſah, daß die ſächſiſche Armee wankte, ließ er ſeine ſechs Terzien

der zweiten Linie in die erſte rücken und machte mit allen neunen rechtsum, indem er Göpſchelwitz zum Richtungspunkte des Marſches nahm. Dieſe vollen Vierecke bewegten ſich auf ebenem Boden wegen ihrer Maſſe leicht. Die Reſerve aus drei Klumpen Infanterie und dreien Reiterei beſtehend, blieb auf der Höhe bei der Artillerie, die immer feuerte. Ein Fußvolkshaufen hatte ſich linksweg retirirt und fand, wie wir geſehen haben, ſeinen Untergang. Die Regimenter Bindtauf und Arnheim widerſtanden den geſenkten Speeren und den Musketieren des Tilly. Die Cavalerie Tilly's, welche aber die andere ſchon zerſtreut hatte, geſellte ſich zu deſſen Infanterie und nun flohen auch jene ſächſiſchen Regimenter zuſammt den andern nach Eilenburg. Der Kurfürſt eilte ſelbſt dahin; jedoch fand er ſich zum Abendeſſen wieder bei Guſtav ein. Arnheim aber ging zum Könige, der auf die Nachricht von der Flucht der Sachſen nach dem linken Flügel hin galoppirte. Die Kroaten verfolgten und plünderten die Bagage. Man behauptet, daß einige Sachſen ihnen halfen. Die andern rief Tilly vom Verfolgen zurück. Er rief: „Kameraden, laßt uns den linken Flügel der Schweden ſchlagen, ſo iſt das Reich unſer."

27) Guſtav Horn, wie Cäſar bei Pharſalus, hatte mit der Gewandtheit ſchwediſcher Truppen den linken Flügel der Reiterei mit den Schützen dazwiſchen in ſchräger Linie zurückgeworfen. Aus dieſen acht Haufen, davon drei in zweiter Linie ſtanden, hatte er eine einzige gemacht, ſodaß dieſe darin auf den linken Flügel kamen. Der König, überzeugt, daß die Hypothenuſe kürzer iſt als die beiden kleinern Seiten eines rechtwinkligen Triangels, hatte mit vieler Gegenwart des Geiſtes die beiden Halbbrigaden des linken Flügels im zweiten Treffen Infanterie — Hepburn und Vitzthum — durch linksum nach dem linken Flügel dieſer von Horn herumgeworfenen Reiterei gezogen. Da die Front nur etwa 2000 Schritt betrug, ſo konnte dies in fünfzehn Minuten geſchehen. Die Brigade, welche auf dem linken Flügel ſtand, kam auf den rechten, weil ſie zuerſt Front machte. Sie wurden alſo invertirt: Hätte Tilly mit ſeiner Reſerve eben

dies Manöver gemacht und ſie rechtsweg gezogen, während das Treffen ſtehen blieb, vielleicht hätte er die Schlacht nicht verloren. Auf dem linken Flügel dieſer Infanterie ſtellte er einen Haufen Reiterei aus ſeinem erſten Treffen des rechten Flügels ebenfalls durch einen Marſch auf der Hypothenuſe, eine Regel in ähnlichen Fällen. Dieſe Infanterie und dieſe große Schwadron auf ihrem linken Flügel ſtanden der Reiterei des Tilly gegenüber, die Reiterei mit den Musketieren der Infanterie Tilly's, ſodaß immer je zwei Waffen Guſtav's gegen je eine Tilly's ſtritten. Die kaiſerliche Reiterei wurde hauptſächlich durch die ledernen Feldſtücke zur Flucht gebracht, welche mit Kartätſchen in ſie hineinhagelten und hinter den Halbbrigaden bis zur ſchicklichen Zeit verborgen wurden. Deren Effect muß immer unwiderſtehlich ſein. Die Musketiere bewirkten daſſelbe bei der Reiterei. Das Anreiten der Reiterei wurde ſo oft wiederholt, weil ein Glied immer einzeln herankam, feuerte und dann mit dem Degen einbrechen wollte. Hier wurde ſie ſtets durch den Degen und den Musketenhagel der Schweden zurückgeſcheucht. „Callenbach, brich ein!“ rief der König, als er auf ſeinem Rothſchimmel nach dem rechten Flügel dieſer cäſariſchen Linie galoppirte, wo ſeine Reiterei der Infanterie des Tilly gegenüberſtand. Callenbach ging aus der Linie, wurde aber verwundet und ſein Haufen prallte vor den Speeren dieſes dicken Infanterieklumpens zurück. Daß der König Truppen, die er vor ſich ſah, für Schweden ſollte gehalten haben, wird kein Soldat glauben, weil ſonſt die Kaiſerlichen ſeine Linie müßten durchbrochen haben.

28) Pappenheim auf dem entgegengeſetzten Flügel konnte ſeine Küraſſiere nach ſieben Angriffen — die Geſchichtſchreiber ſind Freunde der Zahl ſieben — nicht wieder heranbringen. Sie flohen nach Halle und Banner verfolgte ſie mit vier großen Schwadronen. Der König, dem dies gemeldet wurde, flog nach dem rechten Flügel und entſchied das Treffen durch eine halbe Viertelsſchwenkung links, durch eine Schwenkung von ungefähr 23 Graden, welche er ſeine Linie — weniger diejenigen, welche Horn gegen Tilly commandirte — machen ließ; er nahm die

rechte Schulter vor, um ſich der Artillerie auf der Höhe, welche die Reſerve deckte, zu bemächtigen. Die Reiterei mit den Musketieren machte den Angriff, die Infanterie unter Todt, welche nur kanonirt hatte, unterſtützte ihn. Es ſcheint, daß die Reſerve ſogleich zurückgeworfen wurde; denn der König bemächtigte ſich der Artillerie und feuerte damit in die linke Flanke Derjenigen, welche Horn gegenüberſtanden. Dieſe, ſchon erſchüttert durch Das, was in ihrer Front vorging, flohen nach Leipzig. Tilly begab ſich zur Reſerve, welche aus ſeinen Wallonen beſtand. Dieſe ſetzten ſich am Eingange des Holzes von Linkel, vermöge eines glücklichen Inſtincts. Hier wurde ſcharf gefochten; man ſah dieſe Veteranen ſich noch vertheidigen, wenn ihre Beine durch die Wirkung der Artillerie zerſchmettert waren. Keiner foderte Quartier. Der Unwille über ihre erſte Niederlage ließ dieſe ſieggewohnten Scharen den Tod einem Leben vorziehen, welches ſie entehrt glaubten. Tilly theilte ihre Geſinnung oder Empfindung. Er wollte ſeine Leute immer wieder zuſammenbringen oder ralliren, wahrſcheinlich, um ſie alle unter den Degenſtößen der ſchwediſchen Reiterei, den Kugeln der Musketiere und den Speeren der Pikeniere fallen zu ſehen. Er war ſchon an der Lende verwundet. Hier erhielt er noch einige Kolbenſchläge auf den Kopf von einem ſchwediſchen Rittmeiſter, den man wegen ſeiner Länge den langen Fritz nannte. Dieſer hätte ihn feſtgehalten, wenn nicht ein Prinz von Lauenburg den langen Fritz durch beide Ohren geſchoſſen hätte. Am Ende machte ſich Tilly mit 600 M., dem einzigen Reſt von vier Regimentern, wenn den Geſchichtſchreibern zu trauen iſt, in der Dunkelheit der Nacht davon.

29) Jetzt ſei es erlaubt, einige Bemerkungen über dieſe Schlacht hintennach zu ſchicken. Offenbar wurde ſie aus zwei Urſachen von den Schweden gewonnen: wegen ihrer Elementartaktik, — wie einige Gelehrte es nennen, oder wegen der innern Stärke der ſchwediſchen Stellung, wie ich es nenne, abſtrahirt von allen Manövern — dies iſt die erſte Urſache; — und durch ein einziges Manöver, von dem wir ſogleich reden wollen.

Die innere Stärke der Stellung beſtand in ihrer größern Ausdehnung und geringern Tiefe, denn die Schweden ſtanden ſechs Mann hoch und die Kaiſerlichen in ihrer Linie zehn Mann und in ihren Vierecken 50 Mann hintereinander. Hieraus folgt, daß die Haufen der Kaiſerlichen in ihren Zwiſchenräumen immer überflügelt wurden. Denn zum Gefecht kann man doch nur immer zwei Mann, die hintereinander ſtehen, bringen; die übrigen ſind nur zum Nachdringen. Folard würde hierüber vielleicht böſe werden, allein die Natur der Dinge lehrt es offenbar. Was die Keile oder Schweinsköpfe — ſo nennen es Einige — betrifft, welche vor den Halbbrigaden ſtanden und gleich Baſtionen die Front beſtreichen ſollten, ſo frage ich, ob die ſechs Mann Musketiere, welche hinter den Pikenieren ſtanden, ein ſo gewaltiges Flankenfeuer geben konnten? Denn um aus den Flanken zu ſchießen, muß man nach der Flanke hin Front machen. Freilich, wenn immer ſechs Mann nach den andern der Methode gemäß feuerten, ſo gab dieſer Hagel von ſechsunddreißig Kugeln in einer Minute ein ziemlich imponirendes Feuer. Allein, wenn ſie in beiden Flanken angefallen wurden, ſo konnte nicht ſo geſchoſſen werden; denn wo hätten ſie hinlaufen ſollen? Sie mußten, um von beiden Seiten zu feuern, ſucceſſive vor der Front verſchwinden. Die Pikeniere der hervorragenden Spitze flankiren ebenfalls nichts. Der Stoß von vorn war doch nur immer von ſechs Mann, wenn die Zwiſchenräume der Pikenier- und Musketierdiviſion hinter ihr, und zwiſchen dieſer und der dritten Diviſion ſollten behalten werden; ich glaube aber, daß beim Stoß aufgeſchloſſen wurde; dann war er gleich achtzehn Mann, aber nur unvollkommen, weil die Diviſionen nicht gleich ſtark waren. Immer aber trafen ſie in den Vierecken Tilly's auf funfzig Mann. Mir ſcheint dieſe Ordnung etwas gekünſtelt und ſie hat hier nichts entſchieden. Ich glaube, die ledernen Kanonen haben das Meiſte gethan. Ferner gab die Art zu feuern der Guſtaviſchen Schützen, wie ich ſchon bemerkt habe, ihnen ein großes Uebergewicht. Das ſchwediſche Feuer war ungleich lebhafter als das der Kaiſerlichen. Zur innern Stärke

zähle ich allerdings die mit der Reiterei untermiſchten Musketierhaufen. Simpler wäre geweſen, die Infanterie im erſten, die Reiterei im zweiten Treffen, beide mit Zwiſchenräumen. Das Blumenbeetartige in dieſer Stellung iſt gerade, was mir nicht gefällt.

30) Nun zu dem Manöver. Dies war kein anderes als die Linksſchwenkung, durch welche der König ſich in den Beſitz der Batterien ſetzte. Man könnte zwar das geſchwinde Zurückwerfen des Horn'ſchen Flügels und das ſchnelle Frontmachen des Banner'ſchen als Mittel zum Siege betrachten; aber ohne dieſe Schwenkung war er immer nicht entſchieden. Tilly und Pappenheim haben gewiß beſſer manövrirt als die Oeſterreicher in irgend einer Schlacht des Siebenjährigen Kriegs und in irgend einer des Revolutionskriegs. Vielleicht hätte er durch die Reſerve zugleich die Front oder die erſte Linie ſchwediſche Infantrie unter Teufel angreifen laſſen, allein, daß beide in den Flanken ſchwenkten, halte ich für gar recht. Durch die größere innere Stärke ſeiner Stellung hätte der König von Schweden immer geſiegt, wenn auch Front auf Front geſtoßen wäre. Konnte Tilly der Verſuchung widerſtehen, rechts in die Flanke des Feindes zu ziehen, nachdem die Sachſen geflohen waren, waren die ſchwediſchen Truppen nicht ſo gewandt, beſaßen die ſchwediſchen Generale nicht ſo viel Geiſtesgegenwart, ſo mußte ihn dieſe Bewegung zum Siege führen. Die Nacht rettete den Reſt ſeines Heeres oder vielmehr ſein Heer, denn der Reſt heißt zuviel geſagt — und ich möchte hier einen Grundſatz aufſtellen: man müſſe ſpät am Tage eine Schlacht anfangen, damit der Schutz der Nacht den Rückzug begünſtige; wenn der Sieg in dieſem Falle nicht ebenſo unvollſtändig als die Niederlage ſein müßte.

31) Den Verluſt der Kaiſerlichen gibt man zu 7000 Todten und 3000 Gefangenen an. Andere Geſchichtſchreiber rechnen den ganzen Verluſt beider Theile nur zu 9000. Die Sachſen verloren 2000, die Schweden 700, der Reſt der Zahl fällt auf die Kaiſerlichen. Von den kaiſerlichen Offizieren waren todt: der Herzog von Holſtein, der Baron von Schönburg,

Feldzeugmeister — die Obersten Blankart, Erwitt und Baumgärtner, der Baron Grotta, zehn andere Oberstlieutenants und 120 Hauptleute. Die Kaiserlichen ließen auf dem Schlachtfelde 28 Kanonen, 100 Fahnen, das Lager mit der Bagage. Es wurde geplündert, aber mit Methode. Jedes schwedische Regiment mußte die Stelle eines kaiserlichen einnehmen und plünderte ungestört, was es auf diesem Raume fand.

Von den Schweden fiel der General Teufel, von dem die damaligen deutschen Witzlinge, welche, wie es scheint, ihre Kunst nicht besser verstanden als die deutschen Witzlinge unserer Tage, sagten: Der König müsse wol siegen, da er den Todt und den Teufel zu Generalen habe. Ferner fiel der Oberst Damitz. Callenbach, Hall und Courville wurden verwundet. Gualdo macht eine artige Bemerkung, der Name der Subalternen würde auch auf die Nachwelt gekommen sein, wenn Tapferkeit nicht eine allen Offizieren der Armee des Königs gemeinschaftliche Tugend gewesen wäre.

Die Sachsen büßten einen General Bindtauf, einen Starschädel und andere Offiziere ein, welche wahrscheinlich fielen, weil sie die Flüchtlinge aufhalten wollten. Da der Tod aber auch diese ereilt — mors et fugacem persequitur virum — so verloren sie 2000 der Ihrigen.

32) Der König in der Freude seines Herzens ritt die Front hinunter und bezeugte Jedem seine Zufriedenheit. Daß er die Corps zurückrief, welche den Kaiserlichen nachgeschickt waren, würden wir ihm zu einem großen Fehler anrechnen, wenn es ausgemacht wäre. Hart sagt mit Recht, er habe einige abgeschickt, um zu verfolgen und sich darauf mit vieler Zufriedenheit zum Abendessen niedergesetzt. Er trieb die Heuchelei nicht so weit, über die Schlacht zu weinen. Er bekannte vielmehr, daß nichts vergnügter sei als ein Abendessen nach einem Siege. Der Kurfürst von Sachsen, welcher die Soupers mehr liebte als die Bataillen, kam mit großer Eilfertigkeit von Eilenburg herbei, um an dem Mahle obgleich nicht am Siege theilzunehmen. Der König schonte seine Eigenliebe und versicherte ihn, seine Leute hät-

ten sich für neugeworbene Soldaten ziemlich wohl gehalten. Er konnte jedoch nicht umhin, ihn mit einiger Eitelkeit zu fragen, wie denn seine eigne Aufführung ihm gefiele. Wir hoffen, der Kurfürst von Sachsen habe es verstanden, ihm hierauf ein schmeichelhaftes Compliment zu machen.

Tilly kam in der Nacht sehr verdrießlich zu Halle an. Hier ließ er sich von dem Stadtfeldscherer verbinden und dann setzte er seinen Weg nach Halberstadt fort, welches, wie uns dünkt, er mit Recht zum Sammelplatz seiner Armee bestimmt hatte. Von hier aus schrieb er Briefe, in denen er nichts als die Schläge verhehlte, welche der lange Fritz ihm versetzt hatte. Pappenheim ging nach Mansfeld. Hier erfuhr er zu seinem Verdruß, daß Tilly noch am Leben sei. Letzterer hatte dem Commandanten von Merseburg Befehl ertheilt, den Ort zu räumen. Pappenheim, der beim Heere mehr galt als Tilly, gab ihm Befehl, sich zu vertheidigen, und zwar mit Recht, wie uns dünkt, weil man einem siegreichen Feinde Beschäftigung geben muß. Damals überdies waren die Commandanten fester Plätze noch nicht gewohnt, sich ohne Bresche zu übergeben, um der Mühe überhoben zu sein, selbst eine zu graben. Dieser aber — der kein Pappenheim war — ergab sich sehr geschwind kriegsgefangen, ohne zu bedenken, daß es für tapfere Leute keine schlechten Plätze gibt. Die Besatzung wurde den Schweden freiwillig einverleibt, zu einer Zeit, da die Deutschen, sowie immer, den Krieg als ein Handwerk betrachteten.

Leipzig einzunehmen überließ der König dem Kurfürsten von Sachsen, aus Höflichkeit, weil die Einnahme gewiß war. In einigen Tagen war sein Heer mit 7000 Mann Kaiserlichen verstärkt. Der König ging mit 25,000 Mann nach Halle, wo er einige Tage verweilte, um zu berathschlagen, was nun zu thun sei. Er versäumte nicht, alle Tage in die Domkirche zu gehen; er war unersättlich in sogenannten Gottesverehrungen. Es gab ein Tedeum und andere dergleichen Dinge, um der Gottheit für die Ermordung mehrer Tausende zu danken.

Feldzeugmeiſter — die Oberſten Blankart, Erwitt und Baumgärtner, der Baron Grotta, zehn andere Oberſtlieutenants und 120 Hauptleute. Die Kaiſerlichen ließen auf dem Schlachtfelde 28 Kanonen, 100 Fahnen, das Lager mit der Bagage. Es wurde geplündert, aber mit Methode. Jedes ſchwediſche Regiment mußte die Stelle eines kaiſerlichen einnehmen und plünderte ungeſtört, was es auf dieſem Raume fand.

Von den Schweden fiel der General Teufel, von dem die damaligen deutſchen Witzlinge, welche, wie es ſcheint, ihre Kunſt nicht beſſer verſtanden als die deutſchen Witzlinge unſerer Tage, ſagten: Der König müſſe wol ſiegen, da er den Todt und den Teufel zu Generalen habe. Ferner fiel der Oberſt Damitz. Gallenbach, Hall und Courville wurden verwundet. Gualdo macht eine artige Bemerkung, der Name der Subalternen würde auch auf die Nachwelt gekommen ſein, wenn Tapferkeit nicht eine allen Offizieren der Armee des Königs gemeinſchaftliche Tugend geweſen wäre.

Die Sachſen büßten einen General Bindtauf, einen Starſchädel und andere Offiziere ein, welche wahrſcheinlich fielen, weil ſie die Flüchtlinge aufhalten wollten. Da der Tod aber auch dieſe ereilt — mors et fugacem persequitur virum — ſo verloren ſie 2000 der Ihrigen.

32) Der König in der Freude ſeines Herzens ritt die Front hinunter und bezeugte Jedem ſeine Zufriedenheit. Daß er die Corps zurückrief, welche den Kaiſerlichen nachgeſchickt waren, würden wir ihm zu einem großen Fehler anrechnen, wenn es ausgemacht wäre. Hart ſagt mit Recht, er habe einige abgeſchickt, um zu verfolgen und ſich darauf mit vieler Zufriedenheit zum Abendeſſen niedergeſetzt. Er trieb die Heuchelei nicht ſo weit, über die Schlacht zu weinen. Er bekannte vielmehr, daß nichts vergnügter ſei als ein Abendeſſen nach einem Siege. Der Kurfürſt von Sachſen, welcher die Soupers mehr liebte als die Bataillen, kam mit großer Eilfertigkeit von Eilenburg herbei, um an dem Mahle, obgleich nicht am Siege, theilzunehmen. Der König ſchonte ſeine Eigenliebe und verſicherte ihn, ſeine Leute hät-

ten ſich für neugeworbene Soldaten ziemlich wohl gehalten. Er konnte jedoch nicht umhin, ihn mit einiger Eitelkeit zu fragen, wie denn ſeine eigne Aufführung ihm gefiele. Wir hoffen, der Kurfürſt von Sachſen habe es verſtanden, ihm hierauf ein ſchmeichelhaftes Compliment zu machen.

Tilly kam in der Nacht ſehr verdrießlich zu Halle an. Hier ließ er ſich von dem Stadtfeldſcherer verbinden und dann ſetzte er ſeinen Weg nach Halberſtadt fort, welches, wie uns dünkt, er mit Recht zum Sammelplatz ſeiner Armee beſtimmt hatte. Von hier aus ſchrieb er Briefe, in denen er nichts als die Schläge verhehlte, welche der lange Fritz ihm verſetzt hatte. Pappenheim ging nach Mansfeld. Hier erfuhr er zu ſeinem Verdruß, daß Tilly noch am Leben ſei. Letzterer hatte dem Commandanten von Merſeburg Befehl ertheilt, den Ort zu räumen. Pappenheim, der beim Heere mehr galt als Tilly, gab ihm Befehl, ſich zu vertheidigen, und zwar mit Recht, wie uns dünkt, weil man einem ſiegreichen Feinde Beſchäftigung geben muß. Damals überdies waren die Commandanten feſter Plätze noch nicht gewohnt, ſich ohne Breſche zu übergeben, um der Mühe überhoben zu ſein, ſelbſt eine zu graben. Dieſer aber — der kein Pappenheim war — ergab ſich ſehr geſchwind kriegsgefangen, ohne zu bedenken, daß es für tapfere Leute keine ſchlechten Plätze gibt. Die Beſatzung wurde den Schweden freiwillig einverleibt, zu einer Zeit, da die Deutſchen, ſowie immer, den Krieg als ein Handwerk betrachteten.

Leipzig einzunehmen überließ der König dem Kurfürſten von Sachſen, aus Höflichkeit, weil die Einnahme gewiß war. In einigen Tagen war ſein Heer mit 7000 Mann Kaiſerlichen verſtärkt. Der König ging mit 25,000 Mann nach Halle, wo er einige Tage verweilte, um zu berathſchlagen, was nun zu thun ſei. Er verſäumte nicht, alle Tage in die Domkirche zu gehen; er war unerſättlich in ſogenannten Gottesverehrungen. Es gab ein Tedeum und andere dergleichen Dinge, um der Gottheit für die Ermordung mehrer Tauſende zu danken.

4. Der Lechübergang.

1) Vor dem Uebergang über den Lech wurde ein Kriegsrath gehalten. Horn war der Meinung: „es ſei zuviel, einen verſchanzten Feind, die Schnelligkeit und Tiefe des Stroms, ſehr hohe Ufer, die das jenſeitige jedoch überhöhen, gegen ſich zu haben.“ Horn zeigte hierauf ſehr viele Kriegskenntniß.

„Wenn, ſagte er, dieſer Anſchlag mislingt, wie ſehr wird dadurch der Muth der Katholiken gehoben! Sie dürfen nur das Gefühl ihrer Kraft bekommen, um den Anſtrengungen der Katholiken zu widerſtehen. Hier, wo wir ſind, iſt kein Ort des Rückzugs. Wallenſtein, dem man Zeit läßt, ſich zu verſtärken, wird der ſchwediſchen Armee in den Rücken kommen. Man muß nach Böhmen und Mähren gehen, man muß ſich auf die Armee werfen, welche Wallenſtein dort verſammelt; wenn man dieſe zerſtört, ſo bleibt nur ein Rumpf ohne Kopf übrig, den es leicht iſt, aufzulöſen.“

Wenn ich dergleichen Reden in Betracht ziehe, ſo werde ich faſt der Meinung, der König ſei der ſchlechteſte Offizier unter ſeinen Generalen geweſen. Wir leugnen nicht ſeine Geſchicklichkeit in Ausführung großer Entwürfe, inſofern ſie die Kleinigkeiten der Belagerungen und Gefechte betreffen; aber für den Erfolg dieſer Sache war es zu wünſchen, daß ein Anderer, vielleicht Horn oder Weimar, das Strategiſche anordnete.

Der König wurde ſehr heftig, weil man ſeinen Plan indirect tadelte: „Was!“ rief er, „bedarf es ſo vieler Worte, wegen des Ueberganges über einen Fluß? Sind die Kaiſerlichen nicht betäubt von ihren Niederlagen? Jene Verſtärkungen, von denen man ſpricht, ſind nur Bauern, die man ſoeben dem Pfluge entriſſen hat. Das Glück erklärt ſich für die Kühnen und verläßt die Feigen. Donauwörth iſt ein hinlänglicher Stützpunkt. Ramſay commandirt darin eine gute Beſatzung. Man muß dem alten Tilly, der liſtiger iſt als man glaubt, nicht Zeit laſſen, ſeine Armee wieder herzuſtellen; denn Wallenſtein hat noch wenig Leute verſammelt, deren Anführer, ſo wie ich ihn kenne, mir keine Beſorgniſſe erweckt.“

Seine Sorge war jedoch zuerſt, einige Städte, die er hinter ſich ließ, auf ſeine Seite zu bringen, wie Ulm und andere. Augsburg, welches noch weſtlich vom Lech liegt, wurde von Tilly mit einer Garniſon verſehen, welche die Proteſtanten entwaffnete.

2) Tilly wählte ſeine Stellung an einem Ort, da der Fluß ihn convex umfaßte, doch aus zweierlei Urſache mit Recht: erſtens, weil er vorausſehen konnte, daß gerade hier Guſtav Adolf übergehen werde; zweitens, weil das Land ihn auf ſeiner Seite begünſtigte. Denn obgleich das Ufer auf der Seite der Schweden neun Fuß höher war, ſo vertiefte doch ein Moraſt hinter einer Bank höhern Erdreichs dicht am Ufer ſein Terrain bis zu dem Grade, daß ſeine Soldaten dem feindlichen Geſchütz nicht zum Ziele dienen konnten. Folglich konnten ſie auch nicht von den ſchwediſchen Batterien, die ſie freilich im größern Bogen umfaßten, enfilirt werden.

Hinter dieſem Moraſt, in dem man nur knietief einſinken konnte, eine wahre Kleinigkeit für Soldaten — ein Schnepfenjäger ſinkt zum Vergnügen tiefer ein — erhob ſich das Erdreich flach zu einem Hügel, den ein Wald krönte. Tilly wollte dieſen Wald krönen, nach Soldatenausdruck — man hörte ihn Bäume fällen zu einem Verhau, als Guſtav Adolf beſchloß, wegen einer ſolchen Anſtalt, die er, wie es ſcheint, für furchtbarer hielt, als ſie war, den Uebergang zu beſchleunigen.

3) Das Erſte war die Anfertigung der Brücke. Da das ſchwediſche Ufer höher war, ſo mußte die Brücke in Form einer Rampe oder Abdachung gemacht werden. Schiffe, welche dicht auf dem Waſſer liegen, konnten nicht dazu gebraucht werden, obgleich eine Abgrabung des höhern Ufers bei der Brücke das leichteſte Mittel geweſen wäre. Allein Guſtav ließ Böcke verfertigen, welche nach dem doppelten Verhältniß der Abdachung und der Tiefe des Stroms eingerichtet waren, die an Höhe abnahmen und den Brückenbretern zur Unterlage dienten.

Die Tiefe des Stroms habe er durch Kunſtſtücke erfahren. Ich glaube, ſeine Finnländer, ein ſinnreiches Volk, erkundeten ſie durch Mittel, welche die angewandte Mathematik nicht, wol

aber die praktiſche Beobachtung der Natur lehrt. Man ſagt, das Bette des Fluſſes habe die Geſtalt eines umgekehrten Kegels gehabt, wonach die Brücke eingerichtet war. Ich glaube, daß das Volumen und die Schnelligkeit des Waſſers die Tiefe ohne körperliche Ergründung andeuten; — das Volumen, wenn es nur ohne Erkundigung der Tiefe zu finden wäre.

Die Finnländer, ein Volk, bei dem ſich jeder ſeine Bedürfniſſe ſelbſt durch Anbau verſchafft, bauten die Brücke, weil ſie alle Zimmerleute waren. Der Bau und der Uebergang wurden durch 72 ſchwere Kanonen beſchützt, welche auf dem Bogen des Halbkreiſes aufgeſtellt waren.

4) Tilly aber ſtellte beiderſeits der Enden dieſes Bogens Batterien, welche eben auch eine kreuzende Wirkung auf ſeinem Ufer, aber nicht im gleichen Grade wie bei Guſtav Adolf hervorbrachten. Auf der Hälfte des Abhangs der Höhe ſtellte er eine Linie Infanterie auf, welche ſich eingrub; eine Reſerve weiter oben hinter dieſer, ebenfalls verſchanzt, mit Kanonen an der Spitze, die Reiterei auf den Flügeln.

Die Dispoſitionen des Generals Tilly, gleichſam ſein kriegeriſcher Schwanengeſang, waren zweckmäßig — der Uebergang ſchwierig. Bernhard von Weimar fand bei Obendorf, unterhalb der Gegend, wo man kanonirte und zimmerte, eine Inſel und eine Furt. Auf Wagen wurden eiligſt Barken dorthin gebracht. Detachirte Musketiere unter Gaſſion und Wrangel mußten ſich auf der Inſel eingraben. Unter ihrer Bedeckung wurde die Brücke bis zur Inſel zu Stande gebracht; von dieſer führte die Furt bis zum jenſeitigen Ufer. Es iſt ungewiß, ob Guſtav ſelbſt bei dieſem Uebergange erſchien; Andere laſſen ihn bei den Seinigen verweilen und zwar am Ausgange ſeiner Brücke, auf der man hinüberging. Tilly hatte ſich mit ſeinen beſten Truppen dorthin gezogen, die Feinde anzugreifen, noch ehe ſie formirt wären.

5) Die Batterien der Schweden am andern Ufer enfilirten die Baiern, welche in Unordnung geriethen. Aldringer fiel, Tilly wollte ſeine Stelle einnehmen. Indem er ſeine Leute zu

einem neuen Angriff ermunterte, traf ihn eine kleine Kanonenkugel am Knie; der Schmerz machte ihn ohnmächtig. Der Kurfürst von Baiern ſchickte ihn in ſeinem eignen Wagen vom Schlachtfelde nach Ingolſtadt. Finniſche Reiter ſchwammen durch den Fluß und entſchieden das Gefecht durch einen Angriff in der Flanke; nur die Nacht rettete die Flüchtlinge. Der Kurfürſt floh ebenfalls aus dem Walde hinter dem Schlachtfelde nach Ingolſtadt. Tilly ſtarb in der Nacht unter großen Schmerzen, aber ohne Gewiſſensbiſſe, weil er einer Religion angehörte, welche, den chriſtlichen Namen entheiligend, die Grauſamkeit befiehlt. Man ſprach, er habe dreißig Siege erfochten; man rühmte ſeine Keuſchheit und Nüchternheit; ſeine Klugheit wurde von Denjenigen gelobt, denen die Mittelmäßigkeit das Sicherſte zu ſein ſcheint.

6) Man ſagt, Guſtav verlor 2000 Mann, die Feinde aber noch mehr. Die Kanonade und der Brückenbau hatten ſchon am 3. April begonnen, der Uebergang erfolgte erſt am 5.

Diejenigen, welche den General Tilly tadeln, nahe bis ans Ufer von ſeiner Höhe heruntergerückt zu ſein, bedenken nicht, daß ein Fluß der beſte Waſſergraben iſt. Man muß gewiß eine Linie Infanterie haben, welche ſich dicht am Kamm des Ufers, wo es ſteil iſt, eingräbt, wo es flach iſt aber hinter einem Glacis, und den Reſt in Reſerve hinten. Ferner aber iſt das Factum nicht wahr, weil ſie ſeine Seitenbewegung wegen des Weimar'ſchen Uebergangs für ein Heranrücken an den Fluß halten. Der Fehler Tilly's war, daß er ſich hier und nicht hinter Augsburg ſtellte.

In der taktiſchen Ausübung haben die Schweden Alles vortrefflich gemacht; allein die Ausübung ſelbſt war nicht richtig ſtrategiſch. General Horn hatte Recht, daß man nach Böhmen gegen Wallenſtein ziehen müſſe.

V.

Prinz Heinrich von Preußen.

Kritiſche Geſchichte ſeiner Feldzüge.

Der Feldzug von 1762 in Sachſen.

1) Der Feldzug des Prinzen Heinrich im Jahre 1762 liefert das erſte Beiſpiel einer Umwandlung der Taktik, die noch beſtehend iſt, weil die Natur der Dinge ſie hervorbrachte. Man ſah in demſelben zuerſt ausgedehnte Poſitionen ſtatt zuſammenhängender Linien, Poſtengefechte ſtatt der Schlachten. Selbſt die Schlacht bei Freiberg war nur eine Kette von Poſtengefechten. Die wichtigſten Figuranten auf dieſem Theater waren die Huſaren und die ſogenannte leichte Infanterie. Hier ſchon ſah man den Grundſatz entwickelt, daß im Feld- wie im Feſtungskriege das Baſtion die Curtine beſtreicht.

2) Platen mit ſeinem Corps ſtand auf dem rechten Flügel der Quartiere des Prinzen Heinrich; es fielen zwiſchen ihm und den Reichstruppen an den Grenzen von Thüringen und Franken Scharmützel vor, die nichts als eine überflüſſige Thätigkeit waren. Daun hatte ſich von Dresden bis nach Franken ausgedehnt. Er war ſonderlich befliſſen, ſich auf dem linken Ufer der Mulde feſtzuſetzen. Er verdarb die Furten, warf die Brücken ab und errichtete Redouten. Ihm wurde der Oberbefehl in Schleſien übertragen; eine Verſtärkung, die Laudon ihm geſchickt hatte, nahm er mit dorthin. Serbelloni, welcher nach ſeiner Abreiſe den Oberbefehl in Sachſen übernahm, behielt mit geringerer Macht dieſelbe ausgedehnte Poſition.

3) Prinz Heinrich wollte den dafür beſorgten Serbelloni, vielleicht zu ſehr an die zuſammenhängenden Poſitionen Friedrich's gewöhnt, hatte eben oft vorher den Prinzen eines dieſes Fehlers beſchuldigt, den, wie es ſchien, Serbelloni nachahmen wollte.

Serbelloni ermüdete die Truppen seiner ersten Linie, indem sie von Mitternacht bis zum Morgen um 4 Uhr unterm Gewehr bleiben mußten. Prinz Heinrich beschloß, den Uebergang zu versuchen, wenn der Feind auseinandergegangen sein würde, um zu schlafen; — eine psychologische Bemerkung, welche bei neuern Feldherren seltener als bei denjenigen des Alterthums ist.

4) Die Absicht des Prinzen war, die feindliche Postenkette zwischen Roßwein und Döbeln mehr in der Mitte als auf dem rechten Flügel derselben zu sprengen. Von Roßwein bis Leisnig waren Verschanzungen aufgeworfen, nur durch 3000 M. von Mitternacht bis gegen Morgen besetzt. Um den Angriff zu verbergen, ließ der Prinz Truppen nach den Katzenhäusern marschiren, auf der entgegengesetzten Seite mußten einige Bataillone, als wolle man in das Altenburgische ziehen, von Oschatz nach Grimma rücken. Alles war vorher sorgfältig recognoscirt, die Plätze zu den Batterien angedeutet, wie auch die Orte, wo die Truppen bis zum Uebergang verdeckt halten sollten. Dies geschah um 7 Uhr Morgens in vier Colonnen durch eben so viel Furten. Seydlitz sollte das Zeichen geben. Die preußischen Batterien demontirten die feindlichen und verhinderten sie, auf die Colonnen zu feuern, weil sie ihre Schüsse auf sich zogen. Es wurden daher wenig Leute verloren.

5) Die erste Colonne führte Seydlitz; sie sammelte sich zwischen Mockerwitz und Zschernitz, zur Avantgarde 200 Freiwillige und 2 Grenadierbataillone. Die Freiwilligen marschirten an der Spitze der Colonne; auf sie folgten einige Wagen, welche, in die Mulde gefahren und mit Bretern gedeckt, zu Brücken dienen sollten, worüber die Infanterie gehen könnte. Die Grenadiere gaben 80 Mann, um diese Brücken anzufertigen. Den beiden Grenadierbataillonen folgte die Cavalerie; sie bestand aus 37 Schwadronen. Während der Nacht blieb diese Colonne bei Zscheplitz. Die zweite Colonne unter dem General Kanitz bestand aus neun Bataillonen, zwei Haubitzen und vier Zwölfpfündern. Diese Colonne blieb ebenfalls die Nacht bei Zscheplitz im Grunde liegen. Sie sollte bei Bauchlitz, sowie Seydlitz bei

Teſchnitz übergehen. Die dritte Colonne unter dem General Stutterheim beſtand aus 400 Freiwilligen, den Jägern von Kleiſt, deren Stärke nicht angegeben wird, und vier Bataillonen; ihre Artillerie aus ſieben Zwölfpfündern und zwei Haubitzen. Dieſe Colonne verſammelte ſich in der Nacht bei Zſchackwitz, ſie ging bei Sörmitz über. Die vierte unter dem Oberſt Kleiſt beſtand aus einem Bataillon ſeiner Kroaten, einem Freibataillon, einem Grenadierbataillon, acht Zwölfpfündern und einer Haubitze; Cavalerie ſiebzehn Schwadronen. Dieſe Colonne ſammelte ſich bei Kobelsdorf und Nauslitz, um daſelbſt die Nacht zu bleiben. Nach dem gegebenen Angriffszeichen aber ſollte ſie mit ihrer Artillerie die Höhen von Mahlitſch und Hermsdorf beſetzen und den Feind in ſeinen Verſchanzungen beſchießen.

6) Das Zeichen wurde vom Oberſt Kleiſt und nicht von Seydlitz gegeben, und zwar durch einen Kanonenſchuß, weil ſeine Kroaten zu früh Lärm machten. Die Verſchanzungen des Feindes waren alle hinten offen, welches ungefähr ſo viel heißt als, ſie waren keine Verſchanzung. Die Truppen des Feindes waren ſchon in ihre Quartiere zurückgekehrt, als das Artilleriefeuer ſie umkehren ließ. Viele wurden umringt, viele gefangen. Zettwitz vertheidigte ſich; endlich mußte er ſich ergeben. Auch Hülſen, welcher auf den Katzenhäuſern lagerte, drang ebenſo glücklich bis Wilsdruff, der Prinz bis Pretſchendorf vor, zwiſchen ihm und Hülſen wurden einige Bataillone in den Tharander Wald geworfen.

7) Bandemer wurde nach Chemnitz entſandt in der Abſicht, die Reichsarmee, welche unter dem Befehl des Prinzen von Stolberg dort geſtanden hatte, zu beobachten. Dieſe zog ſich zurück, als der Prinz die Mitte der feindlichen Stellung bei Döbeln durchbrochen hatte. Sie mußte aber auf Befehl Serbellioni's wieder vorrücken, um den Prinzen Heinrich für ſeinen Rücken beſorgt zu machen. — Selbſt dieſer Umſtand beweiſt, wie wenig ein glücklicher Angriff der Mitte zum Zwecke führt, wenn der Feind nach ſeinem Gelingen die gehörigen Anſtalten dagegen trifft. Der Prinz war genöthigt, ſogleich auf ſeiner

Flanke Front zu machen und diejenige Stellung anzunehmen, welche wir im „Geiſt des Neuern Kriegsſyſtems" defenſiv genannt haben. Dieſe würde in ein Parallelogramm ausgeartet ſein, ſobald die Reichsarmee, auf ihrer linken Flanke ſich verlängernd, mehr den Rücken der Armee des Prinzen bedroht hätte. Der Centralangriff wäre dann nur ein glücklicher Anlauf geweſen, nach welchem man ſich wieder zurückziehen mußte.

8) Dieſe Abſchickung Bandemer's geſchah wider den Rath des Generals Seydlitz, welcher deſſen Niederlage vorherſagte. Es entſtand darüber einige Kälte zwiſchen ihm und dem Prinzen. Bandemer drang bis Chemnitz vor, wo er ſein Lager ſo nahm, daß er einen kleinen Fluß im Rücken hatte. Er meldete ſeine Fortſchritte dem Prinzen, welcher darüber ſo viel Freude empfand, daß er den General Seydlitz kommen ließ, um es ihm zu ſagen. Dieſer General war etwas weniger darüber vergnügt und meinte, Bandemer würde durch Kleefeld, Kuzinski und Forck zu Grunde gerichtet werden. Bandemer hatte ſich zu ſeiner Bequemlichkeit mit 100 Mann in Chemnitz einquartiert, der Reſt ſeines Corps lagerte eine Viertelmeile hinter ihm. Er hatte 1000 Pferde und vier Bataillone gegen den Prinzen Stolberg.

9) Major Röder, den er mit 400 Pferden vorwärts detachirt hatte, wurde zuerſt angegriffen und ſein Haufe größtentheils gefangen. Einige Flüchtlinge benachrichtigten den General Bandemer von der Annäherung des Feindes. Er ließ noch 200 Mann nach Chemnitz kommen und befahl dem Reſt ſeines Corps, die Höhen bei der Stadt zu beſetzen. Als der Feind erſchien, zog ſich Bandemer aus der Stadt zurück. Die leichten Truppen des Feindes hatten ſie ſchon umzogen und nahmen den kleinen Haufen gefangen. Bandemer fand Mittel, den Reſt ſeines Corps zu erreichen. Der Rückzug wurde ſogleich angetreten; er glich einer Flucht, und dieſe würde mit einer Gefangenſchaft geendet haben, wenn man nicht eine Brücke abgebrannt hätte. Man verlor ſieben Kanonen und 1000 Mann.

10) Prinz Heinrich ſchickte den General Kanitz mit 2000 Mann zur Unterſtützung. Das verſtärkte Corps behielt das Lager

auf den Höhen von Andorn. Bis Geringswalde wurde Oberſt Dingelſtädt mit 400 Mann Freiwilligen unter dem Major Steding und 600 Pferden vorgeſchickt, um die Gemeinſchaft mit Leipzig zu decken. Er ließ ſich überfallen und verlor 150 Mann. Steding aber machte einen ſchönen Rückzug mit ſeiner Infanterie in wechſelnden Haufen (par échiquier).

11) Nachdem Belling aus Mecklenburg mit den Truppen, welche dort den Winter zubrachten, angekommen war, wurde er zum General Kanitz geſchickt. Seydlitz bekam den Oberbefehl und rückte bis Chemnitz vor, wo er den Prinzen Stolberg in der Front und linken Flanke angreifen wollte. Dieſer zog ſich aber zurück bis Hof und da Kleiſt über Marienberg und Einſiedeln in Böhmen vorrückte, wodurch er geſchickt ſeinen Rücken bedrohte, ſo wurde ſein Rückzug dadurch befördert. Seydlitz zog Kleiſt an ſich und rückte gerade gegen die Front der Reichsarmee vor und trieb ſie bis tief in Franken hinein. Er nahm ihr die Bagage und machte 600 Gefangene.

12) Prinz Stolberg blieb bis zum 15. Juli bei Baireuth. Seydlitz benutzte dieſe Zeit und ging nach Böhmen. Er ließ nur Belling mit einigen Truppen zurück, um die Reichsarmee zu beobachten. Mit dieſer marſchirte der Prinz von Stolberg über Eger ebenfalls nach Böhmen. 4000 Mann derſelben blieben in Franken. Dieſe jagte Belling bis Nürnberg zurück, nahm ihnen das Magazin zu Baireuth, verbreitete allenthalben Schrecken und ſchlug mehre Detachementer.

13) Er zog hierauf nach Eger, wo er aus einer Haubitze, die er hatte, einige Granaten in die Feſtung warf und ſie kühn auffoderte. Seine Huſaren und diejenigen des Corps von Seydlitz ſtreiften bis vor Prag. Belling vereinigte ſich bei Teplitz mit Seydlitz. Seinen Weg nahm er über Karlsbad und Saatz. Stolberg hatte ſich immer mehr rechts gezogen und mit Serbelloni bei Dresden vereinigt. Dieſer ſtand dem Hülſen bei Wilsdruf gegenüber; der Prinz bei Freiberg. Man ſieht, daß er geſchickt durch detachirte Corps die linke Flanke des Feindes umfaßt hatte. Seydlitz ſtand ihm ſogar im Rücken. Dieſen zu

ſichern, ſtand Prinz Löwenſtein bei Teplitz. Wurde dieſer geſchlagen, ſo mußte der Feind das linke Ufer der Elbe räumen und war vielleicht für immer von Böhmen abgeſchnitten, wenn man fortfuhr, zwiſchen dem Gebirge und ihm zu manövriren, ganz Sachſen fiel in die Hände der Preußen.

14) Dieſe Anlage iſt ſehr ſchön und ganz nach unſern Grundſätzen. Alles hing ab von dem Angriff des Seydlitz, den, wie es ſcheint, ſeine gewohnte Kraft und Schnelligkeit der Entſchließung hier verlaſſen hatte. Sollte wol ein unmäßiger Gebrauch der phyſiſchen Freuden der Liebe den Geiſt ſowie den Körper entſtählen? — Seydlitz und Kleiſt rückten am 1. Auguſt mit ihrer ganzen Reiterei vor, während das Fußvolk bei Brix zurückblieb, die Vorpoſten wurden zurückgeworfen, der Feind überfallen. Seine Reiterei hatte nicht geſattelt, ſein Fußvolk ſchlief in den Zelten, ſeine Poſition war die ſchlechtmöglichſte, eine dominirende Höhe in ſeiner linken Flanke unbeſetzt und unbeachtet. Kleiſt, von ſchneller Entſchließung, von zuverläſſigem und richtigem Auge, räth, ſogleich mit verhängtem Zügel in das erſchrockene Lager zu ſtürzen. Der Feind dann eine Beute der Sieger, Sachen und Perſonen ihr Eigenthum.

15) Wir wiſſen nicht, ob Kleiſt die lange und gedehnte Anrede im Ton eines Predigers dem General Seydlitz im ſchnellen Getümmel des noch unvollendeten Sieges gehalten habe, welche Tempelhoff ihm in den Mund legt. Die Form iſt nicht nach unſerm Geſchmack, der Gedanke aber verdient Beifall, ſowie das Raiſonnement des Generals Tempelhoff, einige Schwadronen um den Berg in der linken Flanke herum dem Feinde in den Rücken zu ſchicken, während die andern mit den Flüchtigen zugleich ins Lager gedrungen wären.

16) Seydlitz wollte die Infanterie erwarten. Am 2. Auguſt zwiſchen 4 und 5 Uhr des Morgens erfolgte der aufgeſchobene Angriff. Er war noch immer unſchlüſſig. Kleiſt und Belling beredeten ihn dazu in der Nacht. Er ſagt, er habe höchſtens 6000 Mann; der Feind 12,000. Warnery läßt ihn in der Nacht einen Huſaren zum Prinzen abſchicken, den Entſchluß zum An-

griff demſelben zu melden; dieſer fällt in die Hände des Feindes. Warnery läßt Seydlitz verſtärkt werden; Tempelhoff ſagt, die Verſtärkung ſei erwartet, aber nicht angekommen. Auch die neue Stellung des Fürſten von Löwenſtein, auf Höhen zuſammengedrängt, würde leicht zu umſchließen geweſen ſein.

17) Seydlitz ließ linksum machen und wollte den Feind in der rechten Flanke angreifen. Der Feind veränderte die Front, und die Preußen wurden zurückgetrieben. Hierauf wollte Seydlitz von allen drei Seiten den Angriff erneuern; dies geſchah aber mit ebenſo wenig Glück. Man ſammelte ſich tauſend Schritt vom Schlachtfelde und zog ſich aus Böhmen zurück; nur Kleiſt blieb darin. Er hatte daſelbſt bei ſeinen verſchiedenen Einbrüchen viel ausgerichtet, Magazine zerſtört, viel Gefangene gemacht, u. ſ. w. Die preußiſchen Huſaren waren immer Meiſter des Feldes.

18) Daun ſchickte eine Verſtärkung nach Sachſen, und Serbelloni, mit dem man unzufrieden war, mußte den Oberbefehl an Haddik abtreten. Dieſer vernichtete ein Uebereinkommen, welches man in Rückſicht der Neutralität auf dem rechten Ufer der Elbe getroffen hatte. Er ſchlug verſchiedene Parteien, ſetzte ſich mit der Reichsarmee in Verbindung und ließ die Vorpoſten des Prinzen Heinrich angreifen. Warnery meint, der Letztere habe ſich ſtets zu weit ausgedehnt. Es iſt aber gewiß nur Wirkung des Vorurtheils, Folge der Gewohnheit, zuſammenhängende Linien ſowol in Lagern als in Treffen zu ſehen, was bei ihm dieſe Meinung veranlaßt. Die Ausdehnung von Pretſchendorf bei Freiberg über Wilsdruf bis zur Elbe, welche ſechs deutſche Meilen betrage, ſei zu groß für ein ſolches Heer; das gebirgige Land, mit Hohlwegen, Felſen und Wäldern durchſchnitten, habe die Bataillone getrennt. Warnery bedachte aber nicht, daß man keineswegs zwiſchen dieſen Bataillonen eindringen konnte, ohne ſeine Flanke zu verlieren. Der neueſte Krieg würde ihn mit dieſer Veränderung am Ende des Siebenjährigen wieder ausgeſöhnt haben.

19) Die Infanterie ſtand auf Höhen, in Redouten mit Kanonen. Von denſelben herab beherrſchte ſie die Ebene, in

welcher, wo der Boden es zuließ, Cavalerie aufgeſtellt war. Zwiſchen dem Corps des Prinzen Heinrich und dem des Generals Hülſen, welches über Wilsdruf an die Elbe ſtieß, lag der große Tharander Wald, in welchen zur Offenhaltung der Gemeinſchaft einige Freibataillone geworfen waren. Serbelloni hatte ſchon verſchiedentlich, aber fruchtlos verſucht, den Prinzen zu vertreiben. Haddik wollte vor Ankunft der Verſtärkung aus Schleſien ſein Glück auf die Probe ſtellen.

20) Er machte der Angriffe beinahe ſo viele als er Regimenter hatte. Dieſe Ausdehnung der Treffen veranlaßte eine Kette von Scharmützeln, die zwei Tage hintereinander mit abwechſelndem Glück beide Heere beſchäftigten; der Prinz aber behielt ſeine Poſition. Am 29. September wurde das Treffen ernſthafter; Seydlitz befehligte 14 ſchwache Bataillone und einige Schwadronen am linken Ufer der Mulde. Aus Furcht, abgeſchnitten zu werden, ging er links über dieſen Fluß und näherte ſich dem Prinzen.

21) Man zog ſich nach Freiberg zurück; Hülſen nahm wieder ſein früheres Lager auf den Katzenhäuſern; der Tharander Wald wurde verlaſſen; man verlor 3 Kanonen und 800 Mann. Haddik war zwei Drittel ſtärker als der Prinz, er verlor mehr Menſchen, aber keine Kanonen. Am 15. Oktober wollte Haddik den Prinzen aus der Gegend von Freiberg vertreiben. Der ſogenannte Angriff blieb in der Ferne, d. h. man kanonirte in großem Abſtand auf der ganzen Front der Armeen. Genau ein Vorbild künftiger Kriege: Kanonaden, Poſtengefechte, Cavalerieangriffe, ganz dem Charakter des Kriegs in Schleſien entgegen, wahrſcheinlich weil man damals in Sachſen den neuern Krieg beſſer verſtand als in Schleſien.

22) Auf der Rechten, wo 6 Bataillone und 10 Schwadronen den Flügel der Preußen machten, ging Haddik mit mehr Lebhaftigkeit zu Werke. Seine der preußiſchen an Zahl ſehr überlegene Reiterei zwang jene zum Rückzuge, worauf 3 Bataillone, welche im Haken die rechte Flanke deckten, von der Reiterei umringt wurden und ſich ergeben mußten. Wieder ein Beweis, wie

überlegen die Reiterei einer ſo zwecklos bewaffneten Infanterie iſt, die wegen der Verbindung des Bayonnets mit der Flinte weder ſchießen noch ſtechen kann.

23) Die Preußen verloren 2000 Gefangene und 10 Kanonen. Die 3 andern Bataillone des rechten Flügels mit der Cavalerie zogen ſich links, wo der Prinz ſie auf dem Gerichtsberge wieder aufſtellte. Der Feind wurde an allen andern Orten zurückgetrieben und verlor 500 Gefangene. Die Nacht machte dem Treffen ein Ende, aber man mußte ſich bis Groß-Schirma zurückziehen, weil der Feind auf der rechten Flanke und ein wenig im Rücken ſtand; Freiberg wurde von ihm beſetzt; — Alles eine unglückliche Folge des Angriffs in der Mitte. — Ein Beweis, wie gefährlich der Krieg im Centrum, wie vortrefflich dagegen ein Centralkrieg iſt.

24) Bei ſeiner Ankunft bei Groß-Schirma faßte der Prinz den ſchönen Entſchluß, nach dem Rückgange wieder anzulaufen. Ein zweiter Bernhard von Weimar, entwarf er Pläne der militäriſchen Rache, wo Andere nur militäriſcher Kleinmuth überwältigt. Er beſchloß, die durch ihren kleinen Sieg Aufgeblaſenen zu demüthigen. Es iſt wahr, dieſer konnte größer ſein, wenn Haddik mit mehr Ueberlegenheit und Schnelligkeit auf die rechte Flanke des Prinzen fiel, wenn er eine Colonne links hinten weg in den Rücken deſſelben zog, während eine andere das Treffen beſtand. Statt deſſen ruhte er, als ihn Alles zur Thätigkeit auffoderte. Der Prinz nahm eine concentrirte Stellung, mit der linken Flanke an der Mulde bei Groß-Schirma, mit der rechten an der Asbach, einem kleinen Fluß, deſſen ſteile Ufer den Uebergang erſchweren.

25) Am 22. October ging er in ein Lager zwiſchen Marbach und Etzdorf zurück. Ueber die Mulde wurden acht Brücken geſchlagen, entweder zur Gemeinſchaft mit Hülſen oder zur Erleichterung des Rückzugs; denn ich finde, daß die Mulde mehr im Rücken als in der linken Flanke war. Es ſcheint, der Prinz habe die Abſicht gehabt, einen Angriff noch vor Ankunft der Verſtärkung, welche aus Schleſien herannahte, zu veranlaſſen.

Was indeß den Prinzen zur Thätigkeit antrieb, — lobenswerthe Eiferſucht des Ruhms, dem Günſtlinge Anhalt, welcher nahte, die Ehre eines glücklichen Tags nicht zu gönnen, — war die Urſache der Ruhe des Generals Haddik; denn dieſer erwartete gleichfalls eine Verſtärkung aus Schleſien unter den Befehlen des Prinzen Albert. Letzterer wahrlich kein Nebenbuhler des Ruhms.

26) Da die Vertheidigung unnöthig war, weil der Feind nicht erſchien, ſo wurde der Angriff beſchloſſen. Er wurde gegen die Reichsarmee unter dem Befehl des Prinzen Stolberg gerichtet; dieſe machte den linken Flügel der Oeſterreicher, welche letztere bei Dresden ſtanden; ſie bildete gleichſam eine Flanke oder vielmehr eine cäſariſche Linie, gleich derjenigen bei Pharſalus rückwärts gebogen. Haddik mit den Oeſterreichern bei Dresden wurde von Hülſen beobachtet. Man behauptet, er habe ſich bei Dresden mit Freudenfeſten über ſeinen Sieg beluſtigt, während ſeine Bundesgenoſſen bei Freiberg eine Niederlage erlitten.

27) Der rechte Flügel der Reichsarmee, den die Oeſterreicher unter Campitelli machten, ſtand hinter den Defiléen von Klein-Waltersdorf und hinter Verſchanzungen, die bis an den Spittelwald fortliefen. Dieſer lag vor der Mitte der Armee, war ſtark verhauen, am äußern Rand verſchanzt und mit Infanterie beſetzt. Die Stadt Freiberg lag den Feinden im Rücken. Kleiſt erhielt eine Avantgarde von 4 Bataillonen, 3 ſeiner leichten Truppen und 8 Schwadronen. Sie brach um 8 Uhr des Abends auf und zog über Seiffersdorf und Langhennersdorf bis auf die Höhe bei Bräunsdorf.

28) Seydlitz erhielt die zweite Colonne, welche den rechten Flügel machte; ſie beſtand aus 9 Bataillonen und 20 Schwadronen. Dieſe marſchirte ebenfalls um 8 Uhr ab und zog durch das Defilée von Goßberg nach den Höhen von Bräunsdorf, wo ſie hinter dem General Kleiſt Halt machte und die ſchwere Artillerie erwartete. Stutterheim mit der dritten Abtheilung von 8 Bataillonen, 15 Schwadronen und 300 commandirten Reitern, Belling den Kühnen an der Spitze der Colonne und Forcade mit 7 Bataillonen, 5 Schwadronen und 400 Huſaren ihr folgend,

zog, zu eben dieſer Zeit abmarſchirend, nach Langhennersdorf, wo ſich Forcade von ihm trennte und mehr links bei Groß-Schirma aufſtellte, ſodaß dieſes Dorf vor der Front blieb.

29) Beim Anbruch des merkwürdigen Tags, welcher durch eine gewonnene Schlacht den Feldherrnruhm des Prinzen Heinrich vollendete, des 29. October, wurde allen Abtheilungen der Befehl zum Angriff gegeben; alle waren aufmarſchirt. Kleiſt mußte rechts abmarſchiren und Belling den Struthwald angreifen, welcher beſetzt war und vorwärts dem Spittelwald lag.

30) General Stutterheim der Jüngere trennt ſich von der Colonne des Generals Seydlitz und ſtellt ſich zur Rechten Belling's auf, deſſen Angriff zu erleichtern. Er ſetzt ſich auf die Höhe zwiſchen Klein-Schirma und dem Struthwalde, 5 Schwadronen im zweiten Treffen. Belling jagt mit leichter Mühe den Feind aus dem Struthwalde, er beſetzt den äußern Rand und macht Halt, um den andern Colonnen Zeit zu laſſen, mit ihm in gleicher Höhe vorzurücken.

31) Stutterheim der Aeltere, Befehlshaber der zweiten Hauptabtheilung, rückt auf die Höhe zwiſchen Groß-Schirma und Langhennersdorf; es wird kanonirt, er läßt die Artillerie kommen, welche Seydlitz bei Bräunsdorf zurückgelaſſen hat; es wird bis auf die Höhen bei Waltersdorf vorgerückt, der rechte Flügel des Feindes mehr in der Nähe kanonirt. Prinz Heinrich rückt während der Zeit mit dem rechten Flügel oder der Colonne des Seydlitz bis jenſeit Ober-Schöna vor. Die Avantgarde unter Kleiſt wirft einige Kroaten und Huſaren zurück, die Freibataillone rücken in den Spittelwald, 3 Bataillone des Feindes werden daraus vertrieben, eins gefangen.

32) Während dieſer Beſchäftigung links rückt der Reſt der Colonne rechts vorwärts bis auf die Höhen von St.-Michael, welche der Feind nicht beſetzt hat. Der Prinz erblickt eine Linie des Feindes hinter den Dörfern Erbisdorf und Brand aufmarſchirt. Er urtheilt, deren Beſtimmung ſei, durch eine Stellung im Haken vorwärts die linke Flanke des Feindes vor einem Angriff zu ſchützen, die Front zu flankiren.

33) Düringshofen mit 4 Bataillonen und 5 Schwadronen bleibt auf den Höhen von St.-Michael ſtehen, dieſe feindliche Linie zu beobachten. Heinrich wendet ſich mit dem Reſt der Colonne links gegen die linke Flanke des Feindes. Er beordert den jüngern Stutterheim, den Spittelwald ſofort anzugreifen. Der Feind verlängert ſeine Linke über Freibergsdorf hinaus, er ſetzt den linken Flügel auf die Höhe der drei Kreuze. Seydlitz erſtürmt dieſe mit 2 Grenadierbataillonen, Kleiſt mit der Reiterei deckt ihm die rechte Flanke und beobachtet die feindliche Cavalerie. Stutterheim erſtürmt Schanzen, räumt Verhaue, treibt den Feind aus dem Spittelwald. Dieſer kehrt verſtärkt wieder um und behauptet ſich im Walde.

34) Seydlitz bringt den linken Flügel des Feindes auf dem Kreuzberge zum Weichen, indem er einige Schwadronen, deſſen linke Flanke umtrabend, in ſeinen Rücken ſchickt. Er zieht ſich unter Begünſtigung ſeiner Reiterei durch Hilbersdorf zurück. Entſchieden ward das Treffen durch den Angriff des linken Flügels der Preußen, welcher urſprünglich beſtimmt ſchien, nicht anzugreifen. Man ſagt, Kalkreuth, Adjutant des Prinzen, habe den ältern Stutterheim zu dieſem Vormarſch durch Klein-Waltersdorf gegen die 6 Bataillone des feindlichen rechten Flügels bewogen. Gewöhnlich wird ein Treffen in mehren Corps am Ende durch den Angriff desjenigen entſchieden, welches den nicht umgangenen Flügel des Feindes beobachtet.

35) Man defilirt durch Klein-Waltersdorf, marſchirt unter dem Feuer des Feindes wieder auf und rückt gegen ihn an, die Cavalerie im zweiten Treffen. Die feindliche Reiterei unterſtützt die Ihrigen nicht und zieht ſich zurück, die Infanterie vertheidigt ſich mit Standhaftigkeit, ihr Feuer iſt ſehr lebhaft. Meyer mit ſeinen Schwadronen rennt gegen ſie an und prallt wieder zurück. Belling mit ſeinen Huſaren wirft ſich ungeſtüm gegen dies ſtandhafte Fußvolk, reitet es nieder, ſäbelt es nieder, zerſtreut es und macht Gefangene. Wieder ein Sieg einer ungeſtümen Reiterei über ein ſtandhaftes Fußvolk!

36) Nur im Spittelwalde hielt der Feind noch Stand. Das

fruchtloſe Geknacker hatte während des ganzen Treffens den Wald mit Dampf erfüllt. Im Rücken bedroht zog ſich der hartnäckige Feind mit Ordnung und, was uns wundert, ohne Verluſt durch Freibergsdorf auf die Höhen von Tüffendorf. Hier ſammelte Prinz Stolberg ſeine geſchlagenen Haufen; dann ging er über die Mulde zurück. Der Prinz Heinrich ließ dieſen Uebergang geſchehen, Seydlitz glaubte, man könne ſeine Vortheile noch weiter treiben. Der Prinz begnügte ſich mit dem Siege, ohne ihn in eine Niederlage zu verwandeln.

37) Man ſagt, er habe verſchiedentlich beſorgt, der Feind werde ihn in dieſem Treffen zurücktreiben. Seydlitz war nie dieſer Meinung, im Selbſtvertrauen auf ſeine Talente bezweifelte er nie den Sieg; dieſer Tag vollendete ſeinen Ruhm. Warnery nennt ihn den Urheber deſſelben, er ſei es, der das Treffen gewann. Heinrich ſetzte ſich in den Beſitz von Freiberg und nahm das Lager auf den Höhen zwiſchen der Mulde und der Stadt, Seydlitz wollte noch weiter verfolgen.

38) Der Feind verlor 79 Offiziere und 4400 Mann an Gefangenen, 28 Stücke und 9 Fahnen, der preußiſche Verluſt betrug 1300 Mann. Die Stärke der öſterreichiſchen Armee war 49 Bataillone, 68 Schwadronen, die der preußiſchen 29 Bataillone und 60 Schwadronen. Der feindliche General Meyer, welcher die Hakenſtellung hinter dem Dorfe Brand commandirte, begnügte ſich, den ſchwachen Haufen Düringshofen's ihm gegenüber auf den Höhen von St.-Michael zu beſchauen und zu kanoniren. Es war Kleiſt, welcher dem Prinzen rieth, ihn nicht zu achten und den Angriff auf die linke Flanke des Prinzen Stolberg zu beginnen; er kenne den Mann, dieſer werde ſich nicht von der Stelle regen. Dieſer Meyer machte ſeinen Rückzug über Bertelsdorf bis auf die Höhen von Süßenbach am rechten Ufer der Mulde.

39) Hülſen mit ſeinem Corps war nicht bei dem Treffen. 7 Bataillone und 25 Schwadronen mußte er an dieſem Tage nach den Höhen zwiſchen Hirſchfeld und Neukirchen detachiren, um den Feind im Tharander Holz zu beobachten, der ſich gar

nicht ſehen ließ. Neuwied, der die Verſtärkung aus Schleſien befehligte und Anhalt, der Günſtling, welcher ſeinerſeits wieder den General Neuwied befehligte, kamen einige Tage nach der Schlacht bei Meißen über die Elbe. Hülſen zog ſich mehr rechts an den Prinzen und Neuwied ſetzte ſich in die Stellung Hülſen's. Albert von Sachſen mit ſeiner Verſtärkung war ebenfalls beim Feinde angekommen, ſodaß die Sachen wieder gleich blieben, — gewöhnliches Reſultat, wenn man ſich auf einer Parallele rechts oder links nebeneinander herſchiebt.

40) Man ſagt, Anhalt habe den Auftrag erhalten, Sachſen zu verwüſten; denn der Prinz empfing den General Neuwied mit der Anrede, ſein Corps wären Räuber und keine Soldaten. Prinz Stolberg zog ſich bis Frauenſtein zurück. Kleiſt und Belling gingen noch in der Nacht nach dem Treffen bis Pretſchendorf und Burkersdorf vor. Am 2. November wurde Kleiſt mit 25 Schwadronen, einigen Bataillonen und ſeiner leichten Infanterie nach Böhmen detachirt, dort Magazine zu zerſtören, wodurch Stolberg vermuthlich gezwungen wurde, ſeine Stellung bei Frauenſtein zu verlaſſen.

41) Wie es ſcheint, konnte man ihn in derſelben einſchließen, wenn Kleiſt über Brix und Bilin vordringend ſich in ſeinen Rücken ſetzte, wenn der Prinz und Hülſen ihn von der Armee des Generals Haddik abſchnitten, indem ſie über Dippoldiswalde und Glashütte vordrangen, während Neuwied die Front der Oeſterreicher bei Dresden beobachtete, wenn eine andere Abtheilung des Prinzen auf dem linken Ufer der Mulde bis in die Gegend von Sayda vorging. Prinz Stolberg ſtand an einem unwegſamen Gebirge, über welches er hier nicht retiriren konnte. Man hat nie eine gefährlichere Stellung gewählt.

42) Kleiſt wurde durch Platen unterſtützt, der mit 15 Bataillonen und 6 Schwadronen ihm nachrückte; ſeine Bewegung wurde durch ein allgemeines Vorrücken gegen die Linie des Feindes maskirt. Kleiſt ging nach Brix. Stolberg verließ ſein Lager, indem er erſt nach Altenberg, dann nach Pirna zog. Platen ging nach Porſchenſtein, Prinz Heinrich mit einer Abthei-

lung nach Dorf-Chemnitz, Kleist nach Saatz, wo er ein Magazin zerstörte; hierauf zog er sich nach Oederan in Sachsen zurück, ohne einen Mann verloren zu haben. Heinrich führte sein Corps wieder nach Freiberg und Platen das seinige nach Groß- und Klein-Hartmannsdorf zurück. Man verlegte die Armee in Dörfer.

43) Der Rückzug des Prinzen Stolberg nach Pirna schien uns unbegreiflich. Er sowol als Haddik konnten in ihrer Stellung von Böhmen abgeschnitten werden; dann mußten sie das linke Ufer der Elbe räumen. Der König war den 6. November bei Meißen angekommen; er ließ den General Haddik bis hinter den Plauenschen Grund zurücktreiben, eine Bewegung, mit welcher der Feldzug in Sachsen und der Siebenjährige Krieg beschlossen wurde.

44) Vor dem Frieden wurde jedoch noch General Kleist mit 6000 Mann abgeschickt, um in Franken eine Ernte von Kriegssteuern zu halten, welche sehr reichlich ausfiel. Er drang bis Nürnberg, ließ die Stadt auffodern, welche nach einer pedantischen Antwort des Raths übergeben wurde; er hob von derselben eine Contribution von anderthalb Millionen Thalern. Ein Husarencornet eroberte die Reichsstadt Rotenburg, ein Husarenmajor die Stadt Winzheim; überall mußte die Plünderung mit vielem Gelde abgekauft werden. Einige Detachements streifen bis Regensburg und, nachdem Kleist Alles in Schrecken und Contribution gesetzt hat, zieht er sich reicher zurück, als er gekommen war.

45) Die Feldzüge des Prinzen Heinrich sind zu correct, um die Excentricitäten des Genies zuzulassen; ein fehlerfreies Werk wird selten durch die erhabenen und kühnen Conceptionen verherrlicht. So in der Literatur, so auch im Kriege. Strenge auf Vertheidigung sich einschränkend, faßte er nie den Gedanken, den Behauptungskrieg in einen Angriffskrieg zu verwandeln. Seine Angriffe waren taktisch, nie wurden sie bei ihm strategische Operationen. Nach denselben, wenn sie auch glückten, senkte er sich stets wieder in seine Vertheidigungspositionen zurück. Nie hat

ein Feldherr mehr die Grundsätze der Befestigungskunst auf Taktik und Strategie übertragen. Seine Stellungen waren Bastionen, seine Märsche gleichsam Schußlinien.

46) Am meisten verdient er unserer Meinung nach Lob, daß er nicht die schräge Linie seines Bruders zum Vorschein brachte. Die Schlacht bei Freiberg war ein Angriff in mehren Corps, nicht in versagter Linie. Der Sieg wäre vielleicht vollständiger gewesen, wenn alle Abtheilungen, außer derjenigen des ältern Stutterheim, sich mehr rechts gezogen und sich um den Spittelwald gar nicht bekümmert hätten. Dieses Treffen verdient jedoch als eins der bestentworfenen und bestausgeführten in den Annalen des Kriegs genannt zu werden.

47) Wir kennen hinlänglich Denjenigen seiner Gehülfen, welchem man den meisten Einfluß auf seine Operationen hin und wieder zugeschrieben hat, um zu urtheilen, daß er entweder der Lehrer oder der Schüler des Prinzen Heinrich gewesen sei. Wir glauben Letzteres. Bedurfte der Prinz fremder Hülfe, so wäre es doch wirklich sonderbar, wenn zwei Generale wie Seydlitz und Kleist nie von ihm befragt worden wären. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß auch Berenhorst, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst", in diesem Kriege Adjutant des Prinzen war.

VI.

Der Feldzug von 1800.

1. Der Uebergang der französischen Reservearmee über den St.-Bernhard. Mögliche Operationen der Oesterreicher.

1) Am 16. Mai fing die französische Reservearmee ihre Operation an. An diesem Tage ging die Avantgarde über den St.-Bernhardsberg.

Der St.-Bernhard war sehr steil und mit Schnee bedeckt,

daher war es ſchwer, das Geſchütz hinüberzuſchaffen. General Marmont, Befehlshaber der Artillerie, brauchte zwei Mittel. Das erſte beſtand aus einem Baume, den man ganz einfach in Form eines Troges ausgehöhlt hatte. Man legte die Achtpfünder und Haubitzen ohne Laffeten hinein. Hundert Mann ſpannten ſich an ein Seil und zogen in zwei Tagen die Bäume und das Geſchütz über den Bernhardsberg fort. Das zweite Mittel beſtand aus Schlitten mit Walzen, welche der Brigadechef Gaſſendi zu Auxonne hatte verfertigen laſſen. Die Laffeten wurden abgenommen und ſtückweiſe getragen, außer den Laffeten der Vierpfünder, welche jedes mal zehn Mann auf Tragbahren fortſchafften. Man ward genöthigt, die Pulverkarren auszuladen, dieſe Karren leer fortgehen zu laſſen und die Munition in Kaſten zu thun, welche Menſchen oder Mauleſel forttrugen.

Am 16. paſſirte die Diviſion Chabran den kleinen St.-Bernhard. Die Avantgarde oder die 6. und 22. Halbbrigade von der Avantgarde langte um 11 Uhr des Morgens zu Aoſta an. Die öſterreichiſche Garniſon ſtellte ſich auf die Anhöhen vor dieſer Stadt. Ein franzöſiſches Bataillon erhielt Befehl, ihr in den Rücken zu fallen. Sie wartete dieſe Bewegung nicht ab, zog ſich in die Stadt zurück und leiſtete auf der Brücke einigen Widerſtand; die Franzoſen drangen mit vorgehaltenem Bayonnet auf die Oeſterreicher ein; ſie flohen und ließen zwölf Todte und einen tödtlich verwundeten Offizier zurück.

2) Die franzöſiſche Armee fuhr fort, am 17., 18., 19. und 20. Mai über den St.-Bernhard zu gehen. General Berthier befand ſich am 18. ſchon auf der italieniſchen Seite. An eben dieſem Tage kam General Lannes eine Stunde vor Einbruch der Nacht vor Chatillon an und fand den Feind auf allen Anhöhen, welche dieſe Stadt umringen.

General Lannes ſuchte ihn hinzuhalten in der Ueberzeugung, General Mallet würde zeitig genug ankommen, um ihm in den Rücken zu fallen; aber die Hinderniſſe, die dieſer General antraf, hielten ſeinen Marſch auf. General Lannes entſchloß ſich zu einem lebhaften Angriff. Die Grenadiere von der 22. Halbbrigade be-

mächtigten ſich des Dorfs mit gefälltem Bayonnet, 100 Mann vom 22. Huſarenregiment erhielten Befehl einzuhauen, an ihrer Spitze war der Brigadechef Fournier, deſſen Unerſchrockenheit die größten Lobſprüche verdient. Die Generale Wattrin, Mainoni und alle Offiziere des Stabes hieben zu gleicher Zeit auf die Oeſterreicher ein. Die Franzoſen machten 300 Gefangene und eroberten 2 Vierpfünder und 2 Munitionskarren; überdies verloren die Oeſterreicher an Todten und Verwundeten 100 Mann.

General Wattrin drang ſogleich mit einem Theil der Avantgarde bis an das Fort Bard vor. General Lannes marſchirte am 19. bei Tagesanbruch nach eben dieſem Fort ab, um die Höhen, welche dieſes Schloß umgeben, zu beſetzen. General Berthier ging in der Nacht des 19. mit dem Geſchütz nach eben dieſem Schloſſe ab.

3) Bonaparte, welcher alle dieſe Operationen mit ſeinem Geiſte erfüllte, deſſen Gepräge ſie trugen, befand ſich am 18. Mai zu Martinach am Fuße der Alpen im Walliſer Lande. 3 Halbbrigaden gingen am 22. Mai über den St.-Bernhard, ſie brachten zwei Tage auf dem Uebergang zu, da ſie ihre Artillerie nicht verlaſſen und lieber im Schnee unter freiem Himmel übernachten wollten. Da wo der Uebergang am meiſten Schwierigkeiten machte, ermunterten ſie ſich damit, daß ſie den Sturmmarſch ſchlagen ließen; ich finde aber nicht, daß dies Schauſpiel ſo ſelten und außerordentlich war, als die Franzoſen es ausgeben.

Dieſer Uebergang hat nichts Außerordentliches in Rückſicht der Truppen, weil kein Menſch dabei umgekommen iſt. Der Entwurf des Generals war außerordentlich, ſowie ſeine Induſtrie, Schwierigkeiten zu überſteigen. Sobald der Uebergang nicht von feindlichen Truppen ſtreitig gemacht wurde, mußte er wohl gelingen. Denn jemehr Leute an einem Unternehmen arbeiten, deſto leichter wird die Ausführung.

Was nun die Ermunterung durch Trommeln betrifft, ſo iſt dies allen Soldaten eigen. Die Deutſchen pflegen ſich durch unzüchtige Lieder zu ermuntern.

„Der Oberconſul" — heißt es — „ließ ſich von der Spitze

des St.-Bernhard auf einem Schneeballen herunter, indem er über Felſenabgründe und über befrorene Sturzfluten dahingleitete."

Ich weiß nicht, was ich vom Conſul Bonaparte denken ſollte, wenn er auf eine ſo abgeſchmackte Art über den Berg gegangen wäre und auf den Alpen den Seiltänzer gemacht hätte. Ein vernünftiger Menſch geht über den St.-Bernhard ſo bequem er kann, und wer an der Spitze einer Armee hinübergeht, kann es ſich bequem machen. Die Pariſer, welche nicht wiſſen, was auf den Bergen paſſirt, haben geglaubt, dem Conſul hierdurch ein großes Compliment zu machen.

4) Am 19. Mai umringte General Berthier das Schloß Bard, bemächtigte ſich der Anhöhen von Albaredo, die daſſelbe beherrſchen, und foderte den Commandanten auf, der es aber abſchlug, ſich zu ergeben. Am 22. Mai nahm er den ganzen untern Theil dieſes Schloſſes ein. 4 Compagnien Grenadiere drangen des Nachts dahin vor und ließen die Zugbrücken nieder. Die Oeſterreicher zogen ſich nach dem Hauptthurm und einem andern verſchloſſenen Platze zurück, den ſie in den Felſen von Bard angelegt hatten.

Am 22. Mai ſtieß die franzöſiſche Avantgarde auf die Oeſterreicher, welche den Ausgang des Paſſes bei St.-Martin vertheidigten. Sie wurden zurückgetrieben und verloren 50 Gefangene.

An eben dem Tage ließ der General en Chef, Berthier, zur Unterſtützung der Avantgarde die Diviſion Boudet vorrücken und ertheilte ihr den Befehl, Ivrea wegzunehmen. Die Oeſterreicher hatten eine Garniſon in die daſige Citadelle gelegt und ſchienen die Stadt vertheidigen zu wollen. Allein ſie hatten zu wenig Leute, um Widerſtand leiſten zu können.

5) Am 23. Mai begab ſich General Lannes nach Ivrea, ließ den Ort mit Sturmleitern erſteigen und bemächtigte ſich der Stadt und Citadelle, wo man 10 Kanonen fand; er verfolgte die Oeſterreicher, die ſich nach Turin zurückzogen. Es wurden 400 Gefangene gemacht. Den Franzoſen wurden in allen dieſen

kleinen kriegeriſchen Auftritten nur 7 Mann getödtet und 25 verwundet.

Die franzöſiſche 24. Halbbrigade leichter Infanterie ſchlug die ihr zukommende Gratification von 2400 Franken aus und ſagte, dieſe Schuld könne von den Oeſterreichern bezahlt werden. Dies verdient deswegen angemerkt zu werden, weil es den Geiſt der Armee und Regierung bezeichnet.

6) Gleich einem Strom ergoſſen ſich alſo die Franzoſen vom St.-Bernhard in dem ſchmalen Thal von Aoſta nach den piemonteſiſchen Ebenen herab. Die allenthalben zu ſchwachen Oeſterreicher konnten ihnen keinen Damm entgegenſetzen. Unaufhörlich war das Gebirge mit Soldaten und Kanonen bedeckt, unaufhörlich ertönte die Luft von kriegeriſchem Getöſe und Sieg verkündenden Geſängen.

General Moncey ging mit 20,000 Mann über den St.-Gotthard. Eine andere Colonne ging nach Suſa. Der Einbruch geſchah alſo mit concentriſch vordringenden Colonnen und iſt folglich nebſt demjenigen Friedrich's II. in Böhmen im Jahre 1757 der ſchönſte in der neuern Kriegsgeſchichte.

Allein das Fort Bard that Widerſtand. Der untere Theil des Schloſſes und die Zugbrücken waren ſchon eingenommen; der obere vertheidigte ſich, ohne indeſſen die Operation aufzuhalten. Dieſes Schloß war mit einer doppelten Befeſtigung übereinander umgeben, der Paß war ſchmal, den es zu decken beſtimmt iſt. Die Artillerie der Franzoſen mußte 50 Klafter von dieſer Befeſtigung vorbei und unter dem Feuer von zwei Batterien zur Armee geführt werden. Hierzu bediente man ſich der Nacht. Man bewickelte die Räder des Geſchützes mit Stroh und bedeckte den Weg damit.

Um Mitternacht zogen mehre Nächte hintereinander Soldaten die Kanonen und Pulverwagen fort. Die Oeſterreicher warfen eine Menge Granaden und Leuchtkugeln. Ein Fluß, der den Hauptthurm von Bard umgibt, legte Hinderniſſe in den Weg. General Berthier ließ, um ihn zu vermeiden, einen Weg durch

einen ſehr ſteilen Berg machen. Die Reiterei aber konnte nur mit Mühe hier durchkommen.

Die Oeſterreicher beunruhigten von einer Mauer den Hauptweg, es war nöthig, ſie davon zu vertreiben. Ein Piket wurde dazu beordert, zugleich wurde der Brigadechef Dufour vom General Loiſon beordert, das Thor des Fort Bard zu recognoſciren und den Schlagbaum zu zerſprengen. Man wollte auf dieſe Art die Oeſterreicher auf der Höhe in die Enge treiben. Alles wurde mit Erfolg ausgeführt, die Grenadiere der 58. Halbbrigade hielten ſich tapfer; 4 derſelben wurden getödtet und 15 verwundet. Ein Tambour, der die Zugbrücke deckte, wurde niedergeriſſen. Ein Tambour iſt eine Verpaliſſadirung mit Schießſcharten.

2 Zwölfpfünder, welche General Chabran in einer Kirche aufgepflanzt hatte, ſchoſſen Breſche in das Fort Bard; dies bewog den Commandanten endlich zu capituliren. Man fand im Fort 18 Kanonen. Die Beſatzung, 400 Mann ſtark, wurde kriegsgefangen und nach Frankreich gebracht. Am 1. Juni ergab ſich das Fort Bard; es war wichtig wegen der freien Communication mit der Schweiz durch das Thal von Aoſta.

7) Am 26. Mai des Abends kam der Conſul Bonaparte zu Ivrea an. An eben dieſem Tage kamen alle Diviſionen der franzöſiſchen Armee vom St.-Bernhard in die Ebene hinunter und es verdient bemerkt zu werden, daß an eben dem Tage General Melas von Nizza zu Turin anlangte.

Da wir nun die franzöſiſche Armee nach Italien gebracht haben, ſo wird es uns hier erlaubt ſein, einige Anmerkungen über dieſe Begebenheit zu machen.

Sowol Plan als Ausführung von franzöſiſcher Seite müſſen gelobt werden. Die franzöſiſche Idee war: von einer Seite her die Oeſterreicher anzugreifen, wo ſie es nicht vermutheten; was aber noch weit mehr iſt, ſie auf ihrer Communication anzugreifen, ihnen in den Rücken zu kommen, während ſie mit den Operationen gegen Genua eifrig beſchäftigt waren. Da die Oeſterreicher es verabſäumt hatten, die Schweiz von der deutſchen und italieniſchen Seite her anzugreifen, ſo mußten die Franzoſen von

der vortheilhaft hervorſpringenden Lage dieſes Landes Gebrauch machen und Piemont aus demſelben angreifen.

Kam man über die Alpen und wurde dann geſchlagen, ſo war der Rückzug immer ſicher, wenn man nur die Päſſe beſetzt hielt. Schlug man den Feind, ſo wurde dieſer abgeſchnitten.

Ueberdies agirten die Colonnen concentriſch, die eine von dem Thal von Suſa her, die andere von dem Thal von Aoſta; dieſe agirten gegen Piemont. Gegen Mailand rückte diejenige über den St.-Gotthard vor. Man mußte etwas Glänzendes unternehmen, um den im vorigen Feldzuge geſunkenen Ruhm der franzöſiſchen Waffen wiederherzuſtellen. Man unternahm es, wo beide, Glanz und Sicherheit, vereinigt waren. Wurden die Franzoſen aus Italien wieder zurückgeſchlagen, welches gar nicht wahrſcheinlich war, da ſie an Zahl den Oeſterreichern überlegen waren, ſo konnte immer eine ebenſo nützliche Unternehmung gegen Tirol ſtattfinden. Alles vereinigte ſich, um dieſe Unternehmung zu rechtfertigen. Sie war nach den erhabenſten Grundſätzen des Kriegs entworfen.

8) Es fragt ſich, konnten die Oeſterreicher den Alpenübergang verhindern? Diejenigen, welche Gebirge für unerſteiglich halten, werden ſchon über dieſe Frage erſtaunen. Allein jedes Gebirge, über welches Reiſende kommen können, iſt einer Armee überſteiglich, weil die vereinte Arbeit Mehrer Hinderniſſe beſiegt, vor welchen Wenige zurückbeben. Die Art, wie etwa die Franzoſen von dem Einbruch und Uebergang hätten abgehalten werden können, verdient alſo eine nähere Beleuchtung.

Die zweckmäßigſte aber neueſte Verfahrungsart wäre geweſen, ſelbſt hinüberzugehen. Ich ſpreche hier nicht mehr von einem Angriffe der Schweiz am Anfange des Feldzugs; ich ſetze voraus, man habe dieſen verabſäumt, aber nachher — als der Entwurf des Alpenübergangs in Frankreich ausposaunt wurde und folglich bis in die Ohren der öſterreichiſchen Heerführer erſchallen mußte, überlegt, wie dieſem Einbruch zu begegnen ſei.

Zuerſt mußte die Einſchließung Genuas und die Sicherſtellung dieſes Unternehmens durch ein anderes Corps, das gegen Su-

chet operirte, nicht aufgegeben werden. Denn was hätte es gefruchtet, wenn man auf einer Seite eine Bewegung im Rücken vereitelte, auf der andern aber ſeinen Rücken preisgab? Zwar waren die Sachen nicht in beiden Fällen ganz gleich. Eine Bewegung vom Genueſiſchen her war für die Oeſterreicher nicht ſo gefährlich, weil ihr Rücken durch die piemonteſiſchen Feſtungen gedeckt war, weil ferner dadurch ihre Communication mit Oeſterreich nicht bedroht wurde.

9) Es folgt alſo hieraus, daß der öſterreichiſche General nur den im Genueſiſchen entbehrlichen Theil ſeiner Truppen gegen die Unternehmung der Reſervearmee gebrauchen konnte. Es fragt ſich ferner: waren die Oeſterreicher ſtark genug, um Beides zu leiſten? Ich glaube, ſie waren es. Die nächſte Frage iſt: hatten ſie Zeit, der Unternehmung, nachdem ſie ſelbige gewiß erfahren hatten, vorzubeugen? Ich glaube, dies war der Fall. Gleich auf das erſte Gerücht davon in franzöſiſchen Journalen, gleich bei dem Marſch der Reſervearmee von Dijon in die Schweiz war es freilich der Klugheit zuwider, auf eine Unternehmung thätige Rückſicht zu nehmen, die nur vorgeſpiegelt ſein konnte. Der Regel nach mußte man ſie ſelbſt für Blendwerk halten, eben weil davon in Frankreich geſprochen und geſchrieben wurde. Es iſt ſonſt nie Gebrauch geweſen, das Geheimniß ſeiner Plane den Zeitungsſchreibern anzuvertrauen. Ueberdies konnte ganz wohl die Reſervearmee eine andere und zwar für Oeſterreich ſehr gefährliche, für die Franzoſen aber ſehr zweckmäßige Beſtimmung haben, diejenige, Tirol anzugreifen und in Oeſterreich Süddeutſchland und Italien zu erobern.

Die Klugheit erfoderte alſo, daß die öſterreichiſchen Befehlshaber die Plane der Franzoſen mit ihrer Reſervearmee ſich erſt entwickeln ließen. Allein in den erſten Tagen des Mai waren dieſe ſchon entwickelt; zwar nicht ganz gewiß, denn die Annäherung an die Alpen konnte immer noch eine militäriſche Vorſpiegelung oder Demonſtration ſein, allein doch hinlänglich, um in jedem Fall eine Gegenbewegung zu rechtfertigen.

Denn ſelbſt wenn die Unternehmung auf Tirol abzielte,

konnte doch eine Gegenoperation nach der Schweiz als der Flanke und dem Rücken der Franzoſen, die vordrangen, ſehr nützlich ſein, um ſie auf der Front zu entkräften, Oeſterreich folglich durch Abwendung des Stoßes zu ſchützen.

10) In den erſten Tagen des Mai alſo mußte der Entſchluß gefaßt werden und zwar mußte er entſcheidend ſein. Hiermit will ich ſagen, er mußte nicht in der Mitte zwiſchen zwei Extremen ſchwanken, er mußte mit einem Worte keine halbe Maßregel, keine halbe Entſchließung ſein. Der militäriſche Moderantismus taugt meines Erachtens durchaus nicht. Ich bin kein Freund davon in der Politik. Ich liebe die Extreme und bin überzeugt, daß ſowol Staatsmänner und Feldherren als Privatperſonen den größten Theil ihres Unglücks halben Entſchließungen, ſchwankenden Maßregeln zurechnen müſſen.

Hier mußte nun von zwei ganz entgegengeſetzten Entſchließungen eine gewählt werden. Die erſte war: der franzöſiſchen Unternehmung mit ſo vielen Truppen, als man im Genueſiſchen entbehren und in Italien zuſammenbringen konnte, entgegenzugehen. Aber wie weit? So weit, als man nur immer mit aller Schnelligkeit vorrücken konnte.

Man mußte ſich daher nicht begnügen, die nach dem Gebirge führenden Thäler zu beſetzen oder den Gipfel bewahren zu laſſen, ſondern ſogar ganz mit möglichſter Schnelligkeit hinübergehen und hätte es ſelbſt mit Zurücklaſſung der Artillerie geſchehen ſollen, die in einem felſigen und ſteilen Gebirge wol nicht ſo nützlich ſein möchte, als man gewöhnlich wähnt.

11) Man mußte alſo den Franzoſen in der Schweiz auf den Hals fallen, d. h. die Avantgarde der Oeſterreicher mußte der Avantgarde der Franzoſen zu Leibe gehen. Es war nicht nöthig, daß Alles beiſammen war, ehe man hinüberging. Sobald man nur etwas Beträchtliches zuſammenhatte, mußte der Uebergang ſogleich geſchehen; denn die Franzoſen waren auf der andern Seite auch nicht alle verſammelt. Ihr Vortrab ſchlug dann mit dem Vortrab der Feinde.

Dieſe Bewegung, ſchnell vollführt, ſetzte die Franzoſen in

Erſtaunen und machte ſie muthlos, weil ſie von der Kühnheit der Feinde zeugte.

Sie zeugte aber auch von der Klugheit der Anführer, von der Gabe, die Plane ihrer Gegner zu durchſchauen, von der Kenntniß des franzöſiſchen Nationalcharakters, von dem Talent, die zweckmäßigſten Maßregeln zu ergreifen, mit Schnelligkeit und Entſchloſſenheit ſie auszuführen.

Pſychologiſche Betrachtungen mußten zu dieſem Operationsplane einladen. Mit einem Worte, man mußte ſo weit vorrücken, als nur immer möglich war, mit ſo viel Macht, als man nnr zuſammenbringen konnte und ſo ſchnell, als menſchliche Kraft es geſtattete, und die Franzoſen mit einer Heftigkeit angreifen, die ſie um ſo mehr in Verlegenheit ſetzt, da ſie ſich allein derſelben fähig glauben. Dieſe Heftigkeit läßt ſich durch Wein, Branntwein, Fleiſch, Brot und Hoffnung auf Requiſitionen bei Ungarn, Böhmen, Pollaken und Oeſterreichern ebenſo wol entzünden als bei Franzoſen.

12) Der Angriff mußte zerſtreut geſchehen. Ich meine, man mußte ſich in zwei Glieder ſtellen, in Form von Tirailleurs, d. h. nicht genau geſchloſſen, was im Kriege doch wol eine zweckloſe Stellung wäre, wenn man ſie auch beibehalten könnte. Man mußte ſoviel wie möglich ohne Bagage gehen, ſo wenig Artillerie mitnehmen als möglich, aber doch Reiterei, wenigſtens leichte, bei der Hand haben. Durch ſtarke Getränke ließ ſich den Tirailleurs der erfoderliche Enthuſiasmus geben. Man mußte alle Puppentaktik vergeſſen, ſonderlich mußte man es ſich angelegen ſein laſſen, zu überflügeln.

Wurde man deſſenungeachtet geſchlagen, ſo konnte der Verluſt nicht ſehr beträchtlich ſein. Der Rückzug war wegen der Päſſe im Rücken, die man ſich aber freilich nicht mußte nehmen laſſen, immer ſicher. Der Eindruck dieſes ſchnellen und plötzlichen Angriffs aber blieb den Franzoſen und vielleicht fand dann der Einbruch in Italien nicht ſtatt. Denn man mußte es nicht bei einem Angriff bewenden laſſen, ſondern wieder kommen, wenn man geſchlagen war, welches um ſo mehr thunlich war, als man

ſich in den engen Thälern nicht ausbreiten konnte, folglich nur Wenige im Vergleich zum Ganzen zum Schlagen, d. h. zum Schießen kamen, die dann durch Andere erſetzt wurden.

Man ſchlug ſich unaufhörlich und griff immer wieder an. Die Franzoſen würden der Sache überdrüßig geworden ſein, ſie hätten Zeit verloren und die Oeſterreicher Zeit gewonnen, Genua einzunehmen. Man mußte ſich auf dem Gipfel des St.-Bernhard ſchlagen, wenn man ſo weit zurückgetrieben wurde, dann im Thal von Aoſta bei jedem Schritt.

Wurde man auch unaufhörlich mit Verluſt zurückgetrieben, ſo wurde doch Zeit gewonnen und die Franzoſen verloren ebenfalls Leute.

13) Gewann man ſo viel Zeit, Genua einzunehmen, ſo erhielt man ja beträchtliche Verſtärkungen und die Angriffe mehr Kraft. Gebrauchte man die Armee im Genueſiſchen zu einer anderweitigen Diverſion, ſo mußte dieſe die Unternehmungen der Reſervearmee rückgängig machen, der man dann in die Schweiz folgte.

Es iſt wahr, es waren mehre franzöſiſche Colonnen, die von einer Concavſtellung her hereinbrachen. Dies war ſehr nachtheilig für die Oeſterreicher, weil die gegen den St.-Bernhard vorrückende Colonne von derjenigen des Generals Thureau, der über Suſa hereinbrach, in den Rücken genommen wurde und die über den Gotthard ziehende die Verbindung mit Oeſterreich unterbrach. Allein jeder dieſer Colonnen mußte eine andere entgegengeſchickt werden, die ſie angriff, wo ſie ihren Feind fand. Glückte es nicht, ſie zurückzuwerfen, ſo wurde doch Zeit gewonnen und die Franzoſen kamen geſchwächt in die Ebene Piemonts, wo eine friſche und zahlreiche Reiterei ſie erwartete.

Sonſt nur bis auf den Gipfel der Alpen den Franzoſen entgegenzugehen, darauf ſtehen zu bleiben, ſich zu verſchanzen und ſie zu erwarten, halte ich keineswegs für die beſte Art, ihnen Einhalt zu thun. Das heißt dann einen Paß beſetzt halten und es iſt noch kein Paß beſetzt gehalten worden, den der Feind nicht weggenommen hätte, wenn er nur die Sache verſtand.

14) Man kann im Gebirge ebenſo wol umgehen als in Ebenen. Im Gegentheil ſind die Umgehungen noch leichter, weil man nicht alle Schluchtwege kennen kann, noch gefährlicher, weil der Rückzug ſo leicht abzuſchneiden iſt, wenn es nur erſt gelang, dem Feinde im Rücken ſich ſo zu ſetzen, weil dazu ſchon eine geringe Anzahl hinlänglich iſt.

Ueberdem müßte man, um ſich auf den Gipfeln des Bernhardsbergs, des Gotthard u. ſ. w. zu verſchanzen, alles dazu Gehörige hinaufbringen, man könnte ja überdies nicht darauf aushalten. Die Leute hätten wegen der ewigen Kälte unaufhörlich abgelöſt werden müſſen. Das Wichtigſte aber iſt, daß man durch dies ſonderbare Starr- und Steifſtehen über den Wolken nichts erreichte, was man nicht durch Bewegung zum Angriff weit leichter erreichen konnte. Endlich wären die Oeſterreicher durch die Franzoſen, eben weil dieſe jene angriffen, von den Bergen heruntergeworfen worden.

Ich glaube daher, daß General Melas keineswegs zu tadeln iſt, daß er die Alpen nicht beſetzt hielt. Er konnte ſeine Truppen an andern Orten beſſer gebrauchen.

Aber diesſeit der Alpen in den Thälern von Aoſta, Suſa und den andern auf der italieniſchen Seite konnte man vielleicht die Hinderniſſe der Natur durch Kunſt unüberſteiglich machen. Ein ſchmales Thal muß durch Verſchanzungen, durch dorthin gebrachte Felsſtücke, durch Ueberſchwemmungen, indem man die Ströme, welche immer in einem Gebirgsthal fließen, ſtaut, und durch andere Mittel, welche Feldingenieurs anzugeben verſtehen ſollten, ganz unwegſam zu machen ſein.

Bei dem Fort Bard ſonderlich, ſcheint es, konnten die Franzoſen nicht durchkommen, wenn die Oeſterreicher ein beträchtliches Corps dorthin ſchickten. Das Thal war dort ſo ſchmal, daß es durchaus möglich ſein mußte, es vor den Franzoſen ganz zu verſchließen. Eine Garniſon von 400 Mann in dem Schloſſe konnte freilich allein das nicht thun.

Bei allen dieſen Sperrungen der Thäler iſt indeſſen Dasjenige, was auf den daneben gelegenen Bergen vorgeht, das Wich-

tigſte. Dieſe mögen noch ſo unwegſam ſein, ſo läuft man doch immer Gefahr, daß etwas hinaufkomme. Aber was hinter den Bergen vorgeht, iſt ebenſo gefährlich. Denn auf der andern Seite des Gebirgs läuft wieder ein Thal parallel mit demjenigen, worin man iſt. In ihm kann etwas herumgeſchickt werden, das Diejenigen abſchneidet, die ſich ſchon verſchanzt haben.

Daher iſt der Gebirgskrieg ſo ſchwer, weil das Gedächtniß ſo viele Geſtalten des Erdbodens, die der Feind benutzen kann, nicht zu faſſen vermag.

15) Jetzt wende ich mich zu der entgegengeſetzten Maßregel, aber mit einiger Furchtſamkeit, weil ſie dem hergebrachten Brauch ſo ſehr zuwider läuft, weil ſie dem Conceptionsvermögen der Meiſten ſo ſehr excentriſch ſcheinen wird.

Dieſer entgegengeſetzten Operationsweiſe zufolge mußte gar nichts geſchehen, um direct der Invaſion der Franzoſen von der Schweiz her entgegenzuarbeiten. Die Oeſterreicher im Genueſiſchen blieben unbekümmert bei ihrer Arbeit, Genua ihrem Joche zu unterwerfen und die Provence mit ihrer Gegenwart heimzuſuchen.

Ein Corps indeſſen mußten ſie nach Mantua abſchicken. Man ſage nicht, daß ſie ohne Baſis waren, daß folglich dieſer Entwurf gegen den Grundſatz einer Baſis der Operation verſtoße. Denn wurden ſie nicht, obgleich von dem Hauptſitz der öſterreichiſchen Monarchie getrennt, durch die piemonteſiſchen Feſtungen baſirt?

Die Baſis dieſer Armee wurde durch folgende Feſtungen conſtituirt: Voghera, Tortona, Aleſſandria, Acqui, Aſti, Turin, Alba, Cherasco, Ceva, Coni, mit einem Worte durch die Feſtungen Piemonts, welche die Oeſterreicher, ſeit einem Jahre, daß ſie ſelbige beſaßen, verſtärkt, ferner mit Magazinen und vor allen Dingen mit geſchickten Commandanten verſehen haben mußten.

Ferner ſtand das ganze Italien ſüdwärts des Po unter ihrer Botmäßigkeit. Drangen die Franzoſen dahin vor, ſo wurden ſie abgeſchnitten.

Die Oeſterreicher im Genueſiſchen formirten alſo einen

14) Man kann im Gebirge ebenſo wol umgehen als in Ebenen. Im Gegentheil ſind die Umgehungen noch leichter, weil man nicht alle Schluchtwege kennen kann, noch gefährlicher, weil der Rückzug ſo leicht abzuſchneiden iſt, wenn es nur erſt gelang, dem Feinde im Rücken ſich ſo zu ſetzen, weil dazu ſchon eine geringe Anzahl hinlänglich iſt.

Ueberdem müßte man, um ſich auf den Gipfeln des Bernhardsbergs, des Gotthard u. ſ. w. zu verſchanzen, alles dazu Gehörige hinaufbringen, man könnte ja überdies nicht darauf aushalten. Die Leute hätten wegen der ewigen Kälte unaufhörlich abgelöſt werden müſſen. Das Wichtigſte aber iſt, daß man durch dies ſonderbare Starr- und Steifſtehen über den Wolken nichts erreichte, was man nicht durch Bewegung zum Angriff weit leichter erreichen konnte. Endlich wären die Oeſterreicher durch die Franzoſen, eben weil dieſe jene angriffen, von den Bergen heruntergeworfen worden.

Ich glaube daher, daß General Melas keineswegs zu tadeln iſt, daß er die Alpen nicht beſetzt hielt. Er konnte ſeine Truppen an andern Orten beſſer gebrauchen.

Aber diesſeit der Alpen in den Thälern von Aoſta, Suſa und den andern auf der italieniſchen Seite konnte man vielleicht die Hinderniſſe der Natur durch Kunſt unüberſteiglich machen. Ein ſchmales Thal muß durch Verſchanzungen, durch dorthin gebrachte Felsſtücke, durch Ueberſchwemmungen, indem man die Ströme, welche immer in einem Gebirgsthal fließen, ſtaut, und durch andere Mittel, welche Feldingenieurs anzugeben verſtehen ſollten, ganz unwegſam zu machen ſein.

Bei dem Fort Bard ſonderlich, ſcheint es, konnten die Franzoſen nicht durchkommen, wenn die Oeſterreicher ein beträchtliches Corps dorthin ſchickten. Das Thal war dort ſo ſchmal, daß es durchaus möglich ſein mußte, es vor den Franzoſen ganz zu verſchließen. Eine Garniſon von 400 Mann in dem Schloſſe konnte freilich allein das nicht thun.

Bei allen dieſen Sperrungen der Thäler iſt indeſſen Dasjenige, was auf den daneben gelegenen Bergen vorgeht, das Wich-

tigſte. Dieſe mögen noch ſo unwegſam ſein, ſo läuft man doch immer Gefahr, daß etwas hinaufkomme. Aber was hinter den Bergen vorgeht, iſt ebenſo gefährlich. Denn auf der andern Seite des Gebirgs läuft wieder ein Thal parallel mit demjenigen, worin man iſt. In ihm kann etwas herumgeſchickt werden, das Diejenigen abſchneidet, die ſich ſchon verſchanzt haben.

Daher iſt der Gebirgskrieg ſo ſchwer, weil das Gedächtniß ſo viele Geſtalten des Erdbodens, die der Feind benutzen kann, nicht zu faſſen vermag.

15) Jetzt wende ich mich zu der entgegengeſetzten Maßregel, aber mit einiger Furchtſamkeit, weil ſie dem hergebrachten Brauch ſo ſehr zuwider läuft, weil ſie dem Conceptionsvermögen der Meiſten ſo ſehr excentriſch ſcheinen wird.

Dieſer entgegengeſetzten Operationsweiſe zufolge mußte gar nichts geſchehen, um direct der Invaſion der Franzoſen von der Schweiz her entgegenzuarbeiten. Die Oeſterreicher im Genueſiſchen blieben unbekümmert bei ihrer Arbeit, Genua ihrem Joche zu unterwerfen und die Provence mit ihrer Gegenwart heimzuſuchen.

Ein Corps indeſſen mußten ſie nach Mantua abſchicken. Man ſage nicht, daß ſie ohne Baſis waren, daß folglich dieſer Entwurf gegen den Grundſatz einer Baſis der Operation verſtoße. Denn wurden ſie nicht, obgleich von dem Hauptſitz der öſterreichiſchen Monarchie getrennt, durch die piemonteſiſchen Feſtungen baſirt?

Die Baſis dieſer Armee wurde durch folgende Feſtungen conſtituirt: Voghera, Tortona, Aleſſandria, Acqui, Aſti, Turin, Alba, Cherasco, Ceva, Coni, mit einem Worte durch die Feſtungen Piemonts, welche die Oeſterreicher, ſeit einem Jahre, daß ſie ſelbige beſaßen, verſtärkt, ferner mit Magazinen und vor allen Dingen mit geſchickten Commandanten verſehen haben mußten.

Ferner ſtand das ganze Italien ſüdwärts des Po unter ihrer Botmäßigkeit. Drangen die Franzoſen dahin vor, ſo wurden ſie abgeſchnitten.

Die Oeſterreicher im Genueſiſchen formirten alſo einen

Zuſtand des Kriegs, einen Kriegsſtaat, einen status belli für ſich allein. Sie konnten ohne Verbindung mit dem Mutterlande ſubſiſtiren; ſie bildeten gleichſam eine unabhängige, militäriſche Colonie für ſich, weil ſie alle Mittel ihrer Fortdauer erobert hatten.

Oeſterreich mußte dann, ſo wie die Franzoſen, eine Reſervearmee auf die Beine bringen, weil man im neuern Kriege nicht ſchwächer ſein muß als der Feind. Dieſer lag es dann ob, die Gemeinſchaft mit der Armee im Genueſiſchen wieder herzuſtellen. Sie mußte ſich bei Mantua ſammeln; die genueſiſche Armee ihrerſeits machte eine den Franzoſen gefährliche Diverſion: ſie fiel in die Provence ein.

16) Eine Colonne derſelben drang nach Vence, Grace, Tajenoe, und wenn es möglich war, an die Durance vor, die andere ging längs der Seeküſte nach Toulon. Es war ein ſehr empfindlicher Punkt für die Franzoſen in der Provence, und dies war Toulon. Die engliſche Flotte cooperirte. Die Colonne in der nördlichen Provence deckte der andern längs dem Seeufer die rechte Flanke und den Rücken. Sie erleichterte deren Rückzug, wenn er von den Franzoſen erzwungen ward; gehörten aber dazu nicht Truppen? — Schwächte dieſe mächtige Diverſion nicht die Unternehmung der Reſervearmee und diejenige in Deutſchland?

Ich glaube zwar gern, daß eine Unternehmung in der Provence immer mislingen wird und zwar hauptſächlich, weil der deutſche Soldat von Feigen, Oel und Wein nicht leben kann, wegen der Unfruchtbarkeit dieſes dürren Landes. Alle Magazine müſſen aus der Ferne herbeigeſchafft werden. Eine ſolche Subſiſtenz iſt precär.

Allein deſſenungeachtet kann ſelbſt eine mislungene Unternehmung in dieſer Provinz von Frankreich den Franzoſen eine ſehr beunruhigende Diverſion machen und zwar wegen zweier ſehr wichtiger Städte, Toulon und Marſeille, die erſte wichtig wegen des Kriegs, die letzte wegen des Handels und der Reichthümer, die es erzeugt.

Setzt man einer solchen Diversion nichts entgegen, so macht das Corps, welches sie ausführt, was es will. Um folglich im vorliegenden Falle Toulon und Marseille zu retten, muß man Truppen gegen Diejenigen schicken, welche dagegen anmarschiren. Diese Truppen muß man von andern Armeen ziehen, folglich letztere schwächen. Hat dann die Diversion, selbst wenn sie mislingt, nicht ihren Zweck erreicht? Sie schwächt den Feind auf andern Punkten, wenn sie selbst auf dem ihrigen scheitern sollte.

Man glaube nicht, daß ich hierbei viel auf die Misvergnügten im südlichen Frankreich, auf die Royalisten rechne. Mir ist die Natur der Misvergnügten unter den neuern europäischen Nationen zu wohl bekannt, als daß ich nicht von ihrer militärischen Nichtigkeit überzeugt sein sollte.

Deshalb glaube ich auch nicht, daß die Oesterreicher dauernde Progressen im südlichen Frankreich machen konnten; denn sie waren nicht basirt. Allein eine vorübergehende Diversion brachte doch immer die oben beschriebene Wirkung hervor, die Franzosen von andern Punkten abzuziehen.

17) Nach der Einnahme von Genua wurden die Oesterreicher hinlänglich stark, direct gegen die Reservearmee etwas zu unternehmen und doch zugleich die Diversion in der Provence zu betreiben. Was konnte denn nun die Reservearmee in Italien den Oesterreichern Nachtheiliges unternehmen? Sie von Oesterreich abschneiden, das ist wahr.

Aber wenn sie keine Festungen erobert, konnte sie dann nicht selbst von der Schweiz und Savoyen abgeschnitten werden? Sie würde also Festungen belagert haben. Allein diese mußten sich so lange vertheidigen, bis Genua gefallen war.

Nach dem Falle von Genua konnte der gegen diese Stadt gestandene Theil der Oesterreicher gegen die Reservearmee anrücken. Ich sehe also nicht, welche Gefahr die österreichische Armee im [illegible] wenn sie, um die Reservearmee unbekümm[illegible]. Was sie dann ferner

mit Aoſta und dem St.-Bernhard unterbrochen. Die Diviſion Chabran konnte, wenn ſie zuweit vorwärts im Thal ſtand, durch überlegene Macht, d. h. durch den größten Theil der öſterreichiſchen Armee zurückgedrängt werden, bis die Verbindung mit dem St.-Bernhard unterbrochen war.

3) Ebenſo mußten die Oeſterreicher bei Turin durchaus hinlänglich ſtark ſein, den General Thureau ſchlagen und zurücktreiben zu können, wenn ſie ſelbigem mit aller ihrer Macht zu Leibe gingen. Ich nehme nämlich an, daß die Oeſterreicher den General Ott, welchen ſie von Genua nach der Gegend von Aleſſandria ſchickten, wo er ſich ſchlagen ließ, an ſich zogen und bei Turin Alles verſammelten, was um dieſe Zeit bei Genua zu entbehren war.

Die Stellung bei Turin war überhaupt gar nicht ſchlimm, um ganz Italien zu decken. Bei dem gegenwärtigen Verfahren der Franzoſen ſtanden ſie ſelbiger in der Flanke. Wenn man eine Linie vertheidigen will, ſchützt man ſie ebenſo wol, wenn man an dem Endpunkte derſelben ſteht, als in der Mitte. Die Stellung bei Turin war alſo ganz gut. Nur mußten die Oeſterreicher wiſſen, was aus derſelben vorzunehmen war.

4) Im gegenwärtigen Falle will ich alſo vorausſetzen, daß ſie den General Thureau mit aller Macht angriffen, wegen ihrer Ueberlegenheit auf ſeinen beiden Flanken ihn umfaßten, während ſie ſeine Front angriffen, welches das beſte Mittel iſt, von ſeiner Ueberzahl zweckmäßig Gebrauch zu machen. Sie drängten ihn dann bis nach den Grenzen Frankreichs zurück. Vielleicht konnte er in den Thälern von Suſa abgeſchnitten werden, wenn er nicht bei Zeiten retirirte. Denn, wer ſich zurückziehen will, muß es bei Zeiten und ſchnell thun, und nichts iſt leichter als durch Seitencolonnen einen ſchwächern Feind, den man beſchäftigt, zu umfaſſen und einzuſchließen. Es hilft dann dem Feinde nichts, Diejenigen zu ſchlagen, welche ihn in der Front angreifen oder ihm gerade gegenüberſtehen, weil der Geſchlagene auf der erſten Höhe oder in der erſten vortheilhaften Stellung ſich wieder ſetzen kann, weil der Rückzug in gebirgigen Gegenden oder

So wurde Turenne von seinen Feinden verschrien, als er das Elsaß räumte und sich nach Lothringen zurück zog. Man erstaunte, als er nachher plötzlich das Elsaß wieder eroberte und man gewahr wurde, daß, um es zu erobern, man es vorher dem Feinde überlassen mußte.

2. Mögliches Verhalten der Oesterreicher gegen Bonaparte's Marsch von Mailand nach Piemont.

1) Der Plan der französischen Reservearmee hatte sich hinlänglich entwickelt; sie hatte ihren Marsch nach dem Mailändischen vollendet und die directe Verbindung mit Oesterreich unterbrochen. Es ist allerdings eine Regel, daß man erst den Feind seine Pläne muß entwickeln lassen, bevor man seine Handlungen anfängt. Es ist folglich kein Fehler, daß die Oesterreicher bei Turin unerschütterlich verweilten, während die Franzosen nach dem Mailändischen abmarschirten. Nachdem aber Mailand weggenommen war, konnten sie ihre Operationen anfangen. Es fragt sich nun, was sie am besten beginnen konnten. Ich glaube zweierlei.

2) Erstlich konnten sie einen Plan befolgen, der freilich sehr gewagt war. Doch seiner Neuheit wegen wäre er vielleicht gelungen. Dieser Plan bestand darin, es ebenso zu machen wie Bonaparte; — ich meine, so wie Bonaparte in Italien, eine Diversion in Frankreich zu machen, indem man dem General Thureau über den Leib ging — gleichwie Scipio nach Afrika übersetzte, während Hannibal in Italien war.

Man versteht nicht hinlänglich die Theorie der Diversionen, weil das Außerordentliche gewöhnlichen Geistern nicht einleuchtet.

Es scheint sehr gewagt, daß Bonaparte die Avantgarde von Chivasso wegzog. So lange sie daselbst stand, diente sie dazu, die Oesterreicher zu observiren. Sie waren dann von zwei Corps in einer Concavstellung gleichsam umfaßt und von zwei Seiten durch sie beschränkt. Dadurch, daß er die Avantgarde nach Vercelli und Pavia marschiren ließ, war seine Communication

lirt hatte. Die dann daſelbſt entbehrlichen Truppen mußten ſchnell nach Turin hinaufmarſchiren oder gerade nach Pignerol. Ich glaube, das Letztere mußte geſchehen.

6) Marſchirten die Truppen aus dem Genueſiſchen nach Turin, ſo löſten ſie die daſelbſt zum Beobachten der Diviſion im Thal von Aoſta und zur Deckung des Rückens gegen die franzöſiſche Reſervearmee aufgeſtellten ab. Dieſe folgten den übrigen auf den Wegen nach Frankreich. Habe ich es noch nicht geſagt, ſo wird man doch wol leicht einſehen, daß ich von einer Diverſion nach Frankreich hier rede, während die Reſervearmee die ihrige in Italien machte.

Man urtheile nicht zu früh, man ſage nicht, daß ich hier ſelbſt den Grundſatz der Baſis der Operationen verletze; man höre erſt meine Gründe. Die Sache wäre freilich ſehr neu, ſehr originell geweſen. Sie ſchmeichelt der Einbildungskraft, ohne die Vernunft zu verletzen. Man wird ſehen, daß, ungeachtet ich durch den Grundſatz der Baſis den Heeren der Neuern noch mehr Feſſeln anzulegen ſcheine, ich doch vermöge dieſes Grundſatzes meine Unternehmungen viel weiter treiben kann, als Diejenigen nur zu denken wagen, die ihn beſtreiten.

Die Reſervearmee würde dieſe Unternehmung, auf das Abſchneiden der Oeſterreicher und ihre Progreſſen in Italien erpicht, nicht ſobald geſtört haben. Ueberdies konnte ſelbſt Bonaparte ſo etwas Unerwartetes ſich nicht träumen laſſen. Noch weniger konnte er es von den Oeſterreichern, denen militäriſche Odenſchwünge eben nicht eigen zu ſein pflegen, die höchſt proſaiſch ihren Krieg fortführen, ſowie ſie es gelernt haben — noch weniger von dieſen Oeſterreichern glauben, ſelbſt wenn die Unternehmung ſchon angefangen war. Das Unerwartete gelingt öfter, eben weil es ſonderbar und auffallend iſt. Hier mußte es aus obigen Gründen um ſo eher gelingen.

7) Ich bin der Meinung, daß dieſe Unternehmung nicht zu früh angefangen werden mußte. Man mußte von den Franzoſen nicht allein erſt Mailand und Pavia beſetzen laſſen, ſondern ſie mußten auch erſt über den Po gehen, ehe man

anfing, ſein Project zu entwickeln. Vor dem 6. oder 8. Juni mußte man ſich alſo gar nicht bewegen.

Man hatte nach der Uebergabe von Genua den General Ott der franzöſiſchen Armee vorgeworfen. Dieſer war hinlänglich, der Front der Franzoſen ein Object darzuſtellen und ſie zu beſchäftigen. Im Fall des Unglücks konnte er ſich nach Genua zurückziehen; denn die Franzoſen konnten es nicht blockiren, da die Engländer die See offen hielten — oder auch er zog ſich nach den Feſtungen Piemonts ſeitwärts zurück. Ich glaube, nachdem er geſchlagen war, mußte er ſich bei Aleſſandria ſetzen — und er wurde geſchlagen. Wurde er hier wieder angegriffen, ſo mußte er ſich nach Acqui zurückziehen, um durch dieſe excentriſche Retraite die Aufmerkſamkeit zu theilen und ſie ſüdwärts nach der Gegend von Genua zu lenken, weil man nordwärts in der Gegend von Turin etwas Wichtiges vorhatte.

8) Das Corps, welches die franzöſiſche Diviſion im Thal von Aoſta beobachtete, mußte, glaube ich, bei Chivaſſo ſtehen; das Corps, welches der nach Frankreich operirenden Armee den Rücken deckte, bei Turin.

Ein Corps von 10,000 Mann, wie ich vorher dasjenige angegeben habe, welches die Franzoſen im Thal von Aoſta beobachten ſollte, war zu beiden Zwecken nicht hinreichend. Die öſterreichiſche Armee im Ganzen war ſtark genug, um ein hinlängliches Beobachtungscorps zurückzulaſſen.

Die in Italien zurückgelaſſene öſterreichiſche Armee wäre alſo in das Corps bei Acqui getheilt geweſen — welches aber, auch hier vertrieben, näher nach Turin ziehen mußte, um nicht bei Coni an die franzöſiſchen Grenzen gedrängt zu werden (acculé nennen das die Franzoſen ganz artig), — in das Corps bei Turin und ein drittes bei Chivaſſo.

Die Feſtungen, ſonderlich die am meiſten ausgeſetzten, mußten hinlänglich garniſonirt, munitionirt und verproviantirt ſein. Das Corps des Generals Ott konnte ſich, wurde es von Acqui vertrieben, etwa nach Alba und dann nach Savigliano zurückziehen, in dem Fall nämlich, daß es ſich nicht nach Genua zog, welches, wie ich

Die Colonne von Pignerol ging durch die Waldenſer Thäler über den Mont Genevre nach Briançon, das ſie beſetzen oder wegnehmen mußte, da es, wie ich glaube, eine Feſtung iſt. Dieſe Colonne deckte der andern die linke Flanke. Ich meine ſelbſt, daß ein Zweig von ihr nach Embrun gehen und ſich in Beſitz dieſes Platzes ſetzen mußte. Konnte die Colonne von Suſa mit dem General Thureau fertig werden, wie ich es glaube, ſo drang ſie über den Mont Cenis nach Savoyen und ein Zweig derſelben ging über St.-Jean de Maurienne nach Grenoble, der andere über Annecy oder Chambery nach Genf; d. h. wenn ſie dieſe Plätze erreichen konnten — denn ſie waren das Ziel ihrer Operationen. Waren ſie an dieſen Orten, ſo würde ſich dann das Weitere wol gefunden haben. In dieſen Gegenden waren keine Truppen; deswegen war ein ſolcher Marſch möglich. General Thureau allein war zu ſchwach, um zu widerſtehen.

Die Oeſterreicher haben nachher bei Marengo eine große Armee aufgeſtellt; ſie mußten alſo auch hier eine haben können. Wurden ſie aber in dieſem Marſch durch das Andringen der Reſervearmee gegen die in Italien Zurückgebliebenen geſtört, mußten ſie wieder zurück, ſo hatten ſie doch immer Bonaparte von ſeinen fernern Progreſſen in Italien abgerufen. Er mußte ſich, ſtatt vorwärts zu gehen, verzweiflungsvoll ſeitwärts auf die zurückgebliebenen Corps und die piemonteſiſchen Feſtungen werfen. Er mußte belagern, was Zeit erfodert. Er hatte aber nicht viel Zeit zu verlieren.

Denn wenn die Oeſterreicher nun nach Genf gekommen wären, was würde erfolgt ſein? In der Schweiz waren nicht viel Truppen; ſie hätten alſo wahrſcheinlich die Schweiz erobert. Die Armee des Generals Moreau hatte ja ihren Feind vor ſich, konnte alſo nicht nach der Schweiz detachiren, ohne Deutſchland preiszugeben, noch weniger ſelbſt mit ganzer Macht dorthin marſchiren, ohne zwiſchen zwei feindliche Armeen zu kommen. Die Colonne, welche nach Genf kam, konnte ſich mit derjenigen des Fürſten Reuß in Tirol in Verbindung ſetzen. In der Schweiz war nichts, das ſonderlich Widerſtand leiſten konnte.

glaube, der wahre Ort für daſſelbe geweſen wäre. Es konnte von Genua aus nach Beſchaffenheit der Umſtände wieder offenſiv vorgehen. Genua wurde durch die engliſche Flotte mit Lebensmitteln verſehen.

Baſirt war die Unternehmung gegen Savoyen und Frankreich immer; denn ſie wurde es durch die piemonteſiſchen Feſtungen. Dieſe Baſis war durch die franzöſiſche Armee von der Verbindung mit dem Oeſterreichiſchen abgeſchnitten, aber ſie war auch ohne dieſe Verbindung ſelbſtändig und mußte der Regel nach die öſterreichiſche Armee während einiger Monate ernähren können. Die Oeſterreicher werden doch in dieſen Feſtungen, ſonderlich in Turin, Magazine angelegt haben. Hatten ſie das nicht gethan, ſo war es gewiß zum Erſtaunen.

Als baſirende Operationsſubjecte könnte man Coni, Savigliano, Saluzzo, Pignerol, Turin, Suſa annehmen. Die Baſis, wenn man den Operationsobjecten nahe kam, war freilich ſchmal, allein diejenige des Feindes ebenfalls, weil die Gebirge beide innerhalb ſchmaler Thäler einſchränkten.

Hielt man die Päſſe beſetzt, ſo waren Rückzug und Zufuhr geſichert. Ueberdem war in dieſer Gegend Frankreichs kein Feind, der ſich der öſterreichiſchen Armee widerſetzen konnte. Es mußte erſt eine Armee gegen ſie verſammelt werden. Dies erfoderte Zeit und der Aufſtand in Maſſe war nicht ſonderlich zu fürchten. Der Operationsobjecte bei dieſer Unternehmung waren zwei, Genf und Grenoble. Eine Colonne der Oeſterreicher ſammelte ſich bei Pignerol, die andere marſchirte von Turin nach Suſa ab.

9) Bevor ich von dem Marſch dieſer Colonnen rede, muß ich bemerken, daß es ſich in dieſen Gebirgen auf gebahnten Straßen ſehr gut marſchiren laſſe. Alle Provinzen des ehemaligen römiſchen Reichs ſind, wenigſtens in Rückſicht der großen Arbeiten, cultivirter als diejenigen, wohin die Weltbezwinger ihre Herrſchaft nie brachten. Man marſchirt in der Schweiz allenthalben ganz bequem und in dieſen Gebirgen von Savoyen und Dauphiné iſt es ebenſo, wenngleich die Wege dann und wann etwas ſteil und ſchmal ſein ſollten.

Die Colonne von Pignerol ging durch die Waldenſer Thäler über den Mont Genevre nach Briançon, das ſie beſetzen oder wegnehmen mußte, da es, wie ich glaube, eine Feſtung iſt. Dieſe Colonne deckte der andern die linke Flanke. Ich meine ſelbſt, daß ein Zweig von ihr nach Embrun gehen und ſich in Beſitz dieſes Platzes ſetzen mußte. Konnte die Colonne von Suſa mit dem General Thureau fertig werden, wie ich es glaube, ſo drang ſie über den Mont Cenis nach Savoyen und ein Zweig derſelben ging über St.-Jean de Maurienne nach Grenoble, der andere über Annecy oder Chambery nach Genf; d. h. wenn ſie dieſe Plätze erreichen konnten — denn ſie waren das Ziel ihrer Operationen. Waren ſie an dieſen Orten, ſo würde ſich dann das Weitere wol gefunden haben. In dieſen Gegenden waren keine Truppen; deswegen war ein ſolcher Marſch möglich. General Thureau allein war zu ſchwach, um zu widerſtehen.

Die Oeſterreicher haben nachher bei Marengo eine große Armee aufgeſtellt; ſie mußten alſo auch hier eine haben können. Wurden ſie aber in dieſem Marſch durch das Andringen der Reſervearmee gegen die in Italien Zurückgebliebenen geſtört, mußten ſie wieder zurück, ſo hatten ſie doch immer Bonaparte von ſeinen fernern Progreſſen in Italien abgerufen. Er mußte ſich, ſtatt vorwärts zu gehen, verzweiflungsvoll ſeitwärts auf die zurückgebliebenen Corps und die piemonteſiſchen Feſtungen werfen. Er mußte belagern, was Zeit erfodert. Er hatte aber nicht viel Zeit zu verlieren.

Denn wenn die Oeſterreicher nun nach Genf gekommen wären, was würde erfolgt ſein? In der Schweiz waren nicht viel Truppen; ſie hätten alſo wahrſcheinlich die Schweiz erobert. Die Armee des Generals Moreau hatte ja ihren Feind vor ſich, konnte alſo nicht nach der Schweiz detachiren, ohne Deutſchland preiszugeben, noch weniger ſelbſt mit ganzer Macht dorthin marſchiren, ohne zwiſchen zwei feindliche Armeen zu kommen. Die Colonne, welche nach Genf kam, konnte ſich mit derjenigen des Fürſten Reuß in Tirol in Verbindung ſetzen. In der Schweiz war nichts, das ſonderlich Widerſtand leiſten konnte.

Die zweite Reſervearmee, welche ſich nachher bei Dijon verſammelte, war zu dieſer Zeit noch nicht vorhanden. Bonaparte mußte alſo die Eroberung der Schweiz in ſeinem Rücken befürchten.

10) Ich halte daher auch die Colonne von Genf weit wichtiger als die von Grenoble. Letztere iſt nur da, um erſterer die linke Flanke zu decken. Ich zeige den Franzoſen drei Spitzen bei Briançon, bei Grenoble, bei Genf. Briançon deckte Grenoble die linke Flanke und Grenoble der Colonne von Genf. Dieſe Colonnen marſchiren ſtrategiſch bei ihren Operationsobjecten nach dem umgekehrten Verhältniß ihrer Wichtigkeit auf. Zuerſt die Colonne von Briançon, dann die Colonne von Grenoble, dann diejenige von Genf. Beide erſtern, mir die wichtigſten, ziehen gewiß alle bewaffnete Macht auf ſich, welche die Franzoſen bei Lyon oder Dijon verſammelt hatten — Genf wird außer Acht gelaſſen. Vielleicht hätte ſich der gedrängte Thureau nach Grenoble und nicht nach Genf gezogen. Die Schweiz wäre alſo um ſo leichter zu erobern, d. h. zu beſetzen geweſen, weil nichts Beträchtliches darin war.

Die Colonne von Suſa wird bis Genf etwa 24—30 deutſche Meilen zu marſchiren haben. Dieſer Marſch mußte mit möglichſter Schnelligkeit vorwärts getrieben werden. Aller überflüſſigen Bagage mußte man ſich entledigt haben, der größere Theil der Reiterei mußte in Italien zurückgeblieben ſein, die Artillerie, welche man mitnahm, mußte doppelt beſpannt ſein. Man konnte in ſechs Tagen, wenn kein Feind Widerſtand leiſten konnte, in Genf ſein.

Dieſer Platz blieb ſtark beſetzt, wenn man auch von dort weiter in die Schweiz ging. Man ſchickte von dort ein Detachement vorwärts nach Frankreich, das ſich aber beim Andrang eines ſtärkern Feindes ſogleich zurückziehen mußte. Bei Chambery ließ man auch ein Detachement, um den Franzoſen einzubilden, dies ſei die Spitze einer Colonne, welche nach Lyon vordringen wolle.

11) Ich ſetze voraus, daß außer dem General Thureau keine Truppen in dieſen Gegenden, fähig Widerſtand zu leiſten,

übrig blieben. Die Macht, welche die Franzoſen in der Schweiz, dem Fürſten Reuß gegenüber, hatten ſtehen laſſen, war nicht fähig, beiden Armeen, die ſie in die Mitte nahmen, zu widerſtehen. In Frankreich mußte erſt eine Armee auf die Beine gebracht werden. In dieſer Rückſicht konnte alſo die Operation gelingen; denn es iſt gut Krieg führen, wenn man keinen Feind gegen ſich hat.

Es iſt klar, daß Bonaparte in Italien hinlänglich beſchäftigt blieb. Es iſt klar, daß er wegen der Feſtungen und der Corps, die in Italien zurückblieben, dieſer öſterreichiſchen Armee nicht in den Rücken kommen konnte. Wurde aber die Schweiz erobert, ſo war der Feind umringt. Fanden die Oeſterreicher ſtarken Widerſtand und eine Armee vor ſich, dann war freilich die Unternehmung ſogleich geendet; dann mußten ſie zurückmarſchiren. Dies war aber nicht der Fall; denn ſonſt hätten die Franzoſen ja wol die Truppen nach Italien zum General Thureau geſchickt, um auch von dieſer Seite gegen die Oeſterreicher andringen zu können.

Es konnte alſo kein hinlänglicher Widerſtand geſchehen. Ließ Bonaparte die Schweiz wegnehmen, ſo hatte er von allen Seiten Feinde, ſo war er in Italien iſolirt. Im Weſten die piemonteſiſchen Feſtungen und Genua, nebſt zwei oder drei beträchtlichen öſterreichiſchen Corps; im Norden die Schweiz und Tirol, welche von den Oeſterreichern beſetzt waren; im Oſten Mantua und ein öſterreichiſches Corps, welches von Oeſterreich aus verſtärkt werden konnte; im Süden die Neapolitaner.

12) Konnte General Thureau die Oeſterreicher nicht aufhalten, ſo war die Eroberung der Schweiz vollbracht, ehe Bonaparte die öſterreichiſchen Betrachtungscorps aufreiben und die piemonteſiſchen Feſtungen möglicher Weiſe erobern konnte. Zog ſich die Diviſion Chabran aus dem Thal von Aoſta nach der Schweiz, auf das Gerücht des Vordringens der Oeſterreicher gegen Genf, ſo folgte ihr ein öſterreichiſches Corps auf dem Fuße nach. Die Verſtärkung der Franzoſen brachte alſo eine Verſtärkung der Oeſterreicher in der Schweiz mit.

Es iſt klar, daß, wenn Bonaparte aus Italien nach der

Schweiz detachirte, er ſogleich in den Defenſivkrieg geworfen war. Sobald man gegen eine Diverſion in Flanke und Rücken — jede Diverſion geſchieht in Flanke und Rücken — geradezu detachirt, ſchwächt man ſich an dem Ort, wo man ſteht — wodurch ein allgemeines, nachtheiliges Defenſivſyſtem erzeugt wird.

Gegen eine Diverſion muß man eine Diverſion an einem andern Orte machen. Eine Diverſion ſchwächt immer den Feind an dem Orte, wo er ſie nicht macht, ſondern die Truppen wegnimmt, um ſie zu machen. Dies nun bietet ſchon den Punkt dar, wo man ihn angreifen muß.

So hatten ſich die Franzoſen in Savoyen und der Schweiz geſchwächt, um ihre Diverſion in Italien zu machen. Dies gab den Oeſterreichern Gelegenheit, ſelbſt in Savoyen und der Schweiz eine Diverſion zu machen.

Bonaparte mußte alſo zufolge dieſes Grundſatzes die piemonteſiſchen Feſtungen angreifen und die Corps, welche zum Beobachten zurückgelaſſen waren, keineswegs nach der Schweiz detachiren. Bonaparte würde aber ſchwerlich die nach Genf vorgedrungenen Oeſterreicher dadurch zum Rückmarſch gezwungen haben. Denn da die Schweiz nicht hinlänglich beſetzt blieb, ſo konnten ſie eher mit Eroberung derſelben fertig werden, als Bonaparte mit Eroberung der Feſtungen in Piemont und Zerſtreuung oder Aufreibung der daſelbſt zurückgebliebenen Corps.

13) Daher war die Diverſion der Oeſterreicher beſſer als diejenige der Franzoſen. Denn von zwei Diverſionen, die der Eine unternimmt, um den Andern von der ſeinigen abzurufen, muß diejenige für die beſte erklärt werden, welche die wenigſten Hinderniſſe vor ſich findet. Die Oeſterreicher hatten hier weder mit Feſtungen noch mit einer Armee zu kämpfen, Bonaparte hatte es mit beiden zu thun. Es iſt alſo die Frage, ob er nicht genöthigt war, über die Gebirge abzumarſchiren. Allein er kam zu ſpät.

Ueberdies konnte er ſich nicht wohl zwiſchen zwei Armeen, die eine in Tirol, die andere in der Schweiz von Genf her, ſtecken. Daher mußte er die piemonteſiſchen Feſtungen erobern und ſich dadurch die Communication mit Frankreich wieder öffnen.

Man konnte noch einen andern Fall annehmen: nämlich Bonaparte eroberte die Halbinſel Italien und ſetzte ſich darin feſt, ohne ſich um die Verbindung mit Frankreich zu bekümmern. Er war dann iſolirt, aber ſelbſtändig, ſowie die Franzoſen in Aegypten iſolirt, aber ſelbſtändig waren. Es lag dann an den Franzoſen, durch eine neue Armee die Verbindung mit Bonaparte durch Eroberung der piemonteſiſchen Feſtungen wieder herzuſtellen.

Eroberten die Oeſterreicher die Schweiz und aus Frankreich wurde eine Armee zur Wiedereroberung dieſes Landes geſchickt, ſo hatten ſie ja immer einen ſichern Rückzug im Fall des Unglücks nach Tirol. Vor der Eroberung konnten die Franzoſen aus Frankreich keine Armee nach der Schweiz ſchicken, weil ſie in Frankreich keine hatten.

14) Wir wollen ſehen, was die Oeſterreicher nach der Eroberung der Schweiz vornehmen konnten. Vorerſt mußten ſie in Schwaben dem General Moreau Beſorgniſſe für ſeinen Rücken machen. Dieſer wurde zugleich auf der Front durch die öſterreichiſche Armee, welche zu dieſer Zeit noch bei Ulm ſtand, gedrängt. Er mußte ſich ſogleich über den Rhein zurückziehen; der Conſul Bonaparte aber mußte Italien in dieſem Fall durchaus nicht verlaſſen. Er mußte nicht dem Feinde nachlaufen, ſowie es die ungeſchickten Generale zu thun pflegen; er mußte da bleiben, wo er war und ſtandhaft ſeinen Plan verfolgen.

Gelang es ihm, die piemonteſiſchen Feſtungen zu erobern, die öſterreichiſchen Betrachtungscorps zu zerſtreuen, die Communication mit Frankreich wieder zu eröffnen, ſo hatte er freilich Italien erobert, aber die Schweiz und Savoyen verloren.

Dies war jedoch noch immer ein Gewinn für die Oeſterreicher, welche Italien verloren haben, ohne die Schweiz zu erobern. Der Beſitz der Schweiz war hinlänglicher Erſatz. Er gab Gelegenheit, in Frankreich einzudringen, Italien anzugreifen und ſicherte das ſüdliche Deutſchland vor franzöſiſchen Einfällen.

15) Nachdem die Franzoſen aus Deutſchland zurückgewichen waren, konnten die Oeſterreicher aus der Schweiz nach Italien operiren. Sie konnten eben die Bewegungen machen, von denen

Bonaparte ihnen das Beiſpiel gegeben hatte. Allein freilich kam um dieſe Zeit eine zweite Reſervearmee zu Stande, die, obwol nicht ſo ſtark als die erſtere, dennoch Beſorgniß von der Seite von Genf und dem Juragebirge erregen konnte.

Die zurückgebliebenen Corps der Oeſterreicher konnten in Italien folgende Stellung nehmen: Ein Corps bei Chivaſſo, ein anderes bei Alba, Cherasco oder Savigliano, das dritte bei Genua. Bei Turin war keins nöthig, weil Turin als eine ſtarke Feſtung, mit einer ſtarken Garniſon verſehen, ſich ſelbſt überlaſſen, ſtark genug war und dem Thal von Suſa den Rücken deckte.

Aleſſandria, Tortona, Voghera, Acqui, Aſti mußten mit hinlänglichen Garniſonen verſehen ſein und eine Belagerung aushalten können. Wurden ſie belagert, ſo mußten die drei Obſervationscorps ſich in den Angriff verſetzen, — wenn ſie nämlich hinlänglich ſtark waren, die Belagerung durch Abſchneidung der Lebensmittel, durch Umgehung der Obſervationsarmee, welche die Belagerung deckte, zu ſtören.

Da ſie ſtark an Cavalerie ſein mußten, ſo war dies vielleicht möglich. Immer aber mußte die franzöſiſche Reſervearmee vor dieſen Feſtungen Zeit und Leute verlieren. Die Zeit war hier wichtig, weil während derſelben die Schweiz erobert ſein konnte.

16) Drang Bonaparte gegen das mittlere Corps vor, welches ich bei Alba ſupponire, ſo mußten die beiden Flügelcorps ihm in die Flanke operiren. Das eine bei Chivaſſo ging längs dem Gebirge vor, um ihn von den Uebergängen des Simplon und St.-Gotthard abzuſchneiden. Es ſuchte nach Mailand zu kommen. Das andere von Genua her ging der franzöſiſchen Armee in den Rücken. Sie konnten dann immer in der Mitte vorwärts dringen und das Corps bei Alba zurückdrücken. Sie wurde dann umfaßt.

Wendete die Reſervearmee ſich gegen das Corps bei Chivaſſo, ſo wurde ſie durch die beiden andern in die linke Flanke und in den Rücken gefaßt. Griff ſie das Corps bei Genua an, ſo geſchah das Gleiche in ihrem Rücken und der rechten Flanke. Hieraus folgt alſo, daß ſie ſich ebenfalls in drei Corps theilen

mußte, um alle drei öſterreichiſche Corps anzugreifen. Zugleich aber mußte ſie diejenigen piemonteſiſchen Feſtungen, welche vorwärts lagen, als Aleſſandria, Tortona ꝛc. beobachten laſſen. Dieſe Nothwendigkeit, ſich in drei Corps zu theilen, gab dem Zufall mehr Spielraum. Ein Corps konnte ſiegen, ein anderes nicht. Das Unglück des letztern hinderte aber alsdann die Fortſchritte des erſtern.

17) Die Zeit, innerhalb welcher die Oeſterreicher ihre Diverſion zu Stande brachten, läßt ſich beſtimmen, wenn man vorausſetzt, daß ihnen keine feindliche entgegenwirkte. Es bleiben dann keine andern Verhältniſſe übrig als ſolche, die man berechnen kann: die Entfernung und die mögliche Geſchwindigkeit eines Marſches.

Bis Genf brauchte die öſterreichiſche Colonne, von Suſa an gerechnet, nur ungefähr acht Tage. Denn war General Thureau einmal erſt recht geſchlagen, ſo wurde er es alle Tage und hielt den Marſch nur ſehr wenig auf. Wir haben dies bei der Eroberung Belgiens durch General Dumouriez geſehen. Eine Armee, die durch einen überlegenen Feind, der es verſteht, von ſeiner Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, einmal tüchtig geſchlagen worden iſt, muß ſich gar nicht wieder ſetzen können. Der Sieger muß nur ſcharf nachdrücken und Colonnen in die Flanken ſchicken. Setzt ſie ſich, ſo muß ſie auf das heftigſte angegriffen werden.

Wir können alſo annehmen, daß, wenn die Oeſterreicher ihre Operationen am 6. Juni anfingen, ihre Avantgarde am 15. bei Genf ankommen konnte. Wahrſcheinlich iſt, daß General Thureau, wenn er geſchlagen und verfolgt wurde, nach der Dauphiné, nach Grenoble hin, retirirte. Retirirte er aber auch nach Genf, ſo hintertrieb dies doch nicht die Eroberung der Schweiz, wenn er vorher nicht im Stande geweſen war zu widerſtehen.

18) Konnte General Thureau widerſtehen, was ich darum nicht glaube, weil er bei den nachherigen Ereigniſſen in Italien keine bedeutende Figur mit ſeinem Corps ſpielte, ſo war es freilich ein Anderes, und dann mußten die Umſtände lehren, ob es

rathſam ſei, dieſe Operation weiter zu treiben oder wieder nach Italien zurückzukehren.

Aber Thureau konnte nicht widerſtehen, wenn ſich ein großer Theil der öſterreichiſchen Armee auf ihn warf. Kam er nach Genf, ſo konnte er ſich entweder nach Frankreich oder nach der Schweiz ziehen. Er hätte wahrſcheinlich Erſteres gethan, der löblichen Gewohnheit zufolge, ſich gerade vor den Ort zu ſtellen, den man decken will. Ueberdies war es dann ziemlich gleichgültig, was ein ſchwacher Mann ferner thun würde. Er konnte die Eroberung der Schweiz nicht hindern.

Sie wurde erobert, wenn am 15. die Oeſterreicher zu Genf und Bonaparte bei Aleſſandria waren. Die Gefahr war nur, daß Bonaparte gleich nach dem 5. auf die Nachricht, daß die Oeſterreicher den Weg des Thals von Suſa eingeſchlagen hätten, ſich von Mailand, ſtatt ſeitwärts zu gehen, auf das Corps bei Chivaſſo oder Turin mit Ungeſtüm warf, es ſchlug, Turin einſchloß und dann den Oeſterreichern im Thal von Suſa nachgerückt wäre. Dieſe hätten alsdann den Mont Cenis wahrſcheinlich ſchon paſſirt gehabt. Dieſerhalb mußte am Anfang der Operation, wenn es noch nicht entſchieden war, daß Bonaparte über den Po gehen würde, das ganze öſterreichiſche Corps, dasjenige unter dem General Ott etwa ausgenommen, bei Turin beiſammenbleiben. Ott mußte bei Chivaſſo entgegengehen.

19) Wäre dies geſchehen, ſo war es ein Beweis, daß die Oeſterreicher in Italien nicht ſtark genug waren, gegen Bonaparte Stand zu halten. Wenn man aber Krieg führt, ſo muß man Soldaten haben; ſonſt muß man Frieden ſchließen. Dieſe Entſchuldigung, man ſei zu ſchwach, verglichen mit dem Feinde, kann wol die Generale rechtfertigen, wenn ſie nichts machen können, aber nicht die Regierung. Denn es iſt ja thöricht, mit einem Feinde, dem man nicht gewachſen iſt, Krieg zu führen.

Das Einzige, was ſodann der öſterreichiſchen Colonne, die in Savoyen ſchon vorgedrungen war, übrig blieb, wäre geweſen, da man nicht füglich mehr zurück nach Italien kommen konnte, mit möglichſter Geſchwindigkeit gerade vorwärts nach Genf zu

gehen; mit einem Worte, alle vorhin auseinandergeſetzten Dispoſitionen in Ausführung zu bringen.

Auf neun Tage iſt gewöhnlich eine Armee nach dem neuen Stil mit Brot verſorgt, für drei Tage trägt der Soldat bei ſich, auf ſechs Tage iſt auf den Proviantwagen. Hätte man Zwieback, ſo könnte man auf zwei Monate mit ſich führen. Wir wollen aber annehmen, die Oeſterreicher hatten nur auf neun Tage bei ſich, ſo konnten ſie doch in dieſer Zeit, ohne zu rechnen, was ſie unterwegs zuſammenbrachten, in Genf ſein. Denn ich ſetze voraus, daß nichts als Thureau den Oeſterreichern entgegenſtand. Denn ſonſt wäre ja die ganze Unternehmung unmöglich geweſen.

In Genf mußte dieſes Corps denn doch wol wenigſtens auf ein Paar Wochen Lebensmittel finden. Es iſt ja bekannt, daß Depots für die Reſervearmee dort und in der Schweiz angelegt waren. Obgleich nun dieſe nicht ſehr beträchtlich mögen geweſen ſein, ſo reichten ſie doch wol zu, die Oeſterreicher während ihrer Eroberung der Schweiz zu ernähren, einer Eroberung, gegen welche kein Widerſtand geſchah.

Genf iſt zwar befeſtigt, war aber nicht hinlänglich garniſonirt und konnte durch eine Leitererſteigung fortgenommen werden. Dies mußte man ſogleich bei der Ankunft vornehmen. Die Beſtürzung, welche die plötzliche Erſcheinung einer Armee erweckt, die ſogleich gegen die Wälle anrennt, lähmt den Widerſtand.

Wenn aber General Thureau ſich nach Genf hineinwarf, ſo war es freilich ein Anderes. Daher mußte durch die Manöver während des Vordringens verſucht werden, ihn von dieſem Gedanken abzubringen. Dies konnte dadurch geſchehen, daß man ſich ſtellte, als wollte man nach Frankreich, entweder nach Grenoble oder nach Lyon gehen.

Letzteres mußte gelingen, weil Lyon ein wichtiger Punkt war. Bei Chambery konnte dieſe Demonſtration geſchehen. Man mußte Miene machen, nach Frankreich gehen zu wollen und, wendete ſich General Thureau dorthin, ſogleich nach Genf mar-

ſchiren. Man ließ aber zum Beobachten bei Chambery ein Corps zurück.

20) Ließ ſich General Thureau aber nicht verleiten, nach Frankreich zu gehen, ſo trieb man ihn nach Genf, und wenn auch dieſe Stadt ſich hielt, ſo war immer der Erfolg dieſer Unternehmung die Eroberung von Savoyen, welche Gelegenheit gab, nach der Schweiz und Frankreich Diverſionen zu machen.

Von hier aus konnte ein großer Theil der Truppen, welche zu dieſer Unternehmung gebraucht worden, zurück nach Piemont gehen, falls man dort zu ſehr im Gedränge war. Hierbei war noch immer der Vortheil, daß man Savoyen erobert hatte; und übrigens waren die Sachen in Italien wie vorher. Etwas Schlimmeres konnte unmöglich geſchehen als die Convention von Marengo. Leute, die im Stande waren, eine ſolche Uebereinkunft oder Capitulation einer ganzen Armee zu unterzeichnen, ohne dazu im geringſten gezwungen zu ſein, dergleichen Krieger würden zwar nichts Außerordentliches unternommen haben, aber ſelbſt ihre Tollkühnheit konnte ihre Angelegenheiten in keine ſchlimmere Lage bringen als ihre nachherige Furcht ſie brachte.

Nur in dem Fall, daß die Schweiz und Savoyen faſt ganz unbeſetzt waren, daß außer dem General Thureau den Oeſterreichern nichts ſich entgegenſtellen konnte, war dieſe Operation möglich. Hierbei habe ich nicht in Anſchlag gebracht, daß die Oeſterreicher bei Mantua auch eine neue Armee verſammeln konnten, welche dann der Reſervearmee auch von dieſer Seite zu ſchaffen machte. Kam dieſe Verſtärkung bei Mantua früh genug an, um die Wiedereinnahme der piemonteſiſchen Feſtungen zu verhindern, ſo iſt klar, daß die Reſervearmee zwiſchen zwei feindliche Armeen eingeklemmt war, ohne Feſtungen zu haben, die ſie baſiren konnten.

VII.

Der Feldzug von 1805, militäriſch-politiſch betrachtet.

Der Feldzug von Ulm.

1) Am 25. September gingen Murat und Lannes bei Strasburg über den Rhein. Die Colonne des Murat beſtand aus fünf Diviſionen Reiterei und den Garden zu Fuß. Man rechnete ſeine Colonne zu 38,000, wir wollen ſie zu 30,000 annehmen.

Lannes hatte drei Diviſionen, die man nur 10,000 ſchätzte. Beide Colonnen trennten ſich jenſeit der Brücke. Die Cavalerie zog rechts der Infanterie am Fuß der Gebirge, welche das Rheinthal öſtlich begrenzen; Lannes längs dem Rheine bis Durlach.

Am 26. September ging Ney mit 15,000 Mann in fünf Diviſionen getheilt bei Lauterburg und Karlsruhe über den Rhein und Soult mit 15,000 bei Speyer; Davouſt mit fünf Diviſionen, die man zu 11,000 ſchätzte, an eben dieſem Tage bei Mannheim. Dieſe fünf Colonnen machten alſo zuſammen ungefähr 90,000 Mann.

Marmont ging ſchon am 24. September bei Mainz mit 25,000 Mann über den Rhein. Bernadotte verließ Hannover, nachdem er Hameln beſetzt gelaſſen hatte, Hameln, welches Einige das nordiſche Mantua zu nennen belieben. Marmont hatte ebenfalls nur Amſterdam beſetzt gelaſſen, die Flotte im Texel, ſonſt ein Raub der Engländer, nach Amſterdam zurückgebracht. Dieſe Methode, ein Land zu räumen, ohne es zu räumen, d. h. einen befeſtigten Platz darin beſetzt zu halten bis auf beſſere Zeiten, da man wieder kommen kann, iſt ſehr bequem für eine Macht wie Frankreich, welche zu wenig Truppen für ihre Ausdehnung muſtern kann. Die ganze franzöſiſche Armee, Bernadotte aus Han-

nover und die 14,000 Baiern eingeſchloſſen, — die ganze Macht des Kaiſers Napoleon in Deutſchland nach aller möglichen Anſtrengung betrug nicht ganz 140,000 Mann, obgleich man ſie zu 149,000 angegeben hat. Daß der Kaiſer ſelbſt ſie gegen Mack zu 210,000 Mann angab, muß man der politiſchen Klugheit zuſchreiben. Ludwig XIV. hielt im Succeſſionskrieg weit mehr Truppen auf den Beinen, was man der zunehmenden Schwäche von Europa zuſchreiben muß.

2) Napoleon kam nach Deutſchland, wo am 2. October die Tochter des Königs von England die Honneurs von Deutſchland für den Erzfeind von England machte. Dafür wurde der Herr Gemahl mit dem Königstitel belohnt. In Stuttgart fragte Napoleon ganz unbefangen: wo ſtehen denn die Oeſterreicher? Als man ihm antwortete: in einer ſchönen Poſition hinter der Iller, erwiderte er: „Wenn ſie dort ſtehen bleiben, will ich bald mit ihnen fertig werden.“ Er hat immer im Bewußtſein ſeiner Kraft und der nichtswürdigen Schwäche aller ſeiner Gegner die kleinliche Verſchwiegenheit ſchwacher Feldherren verachtet. Ein öſterreichiſcher Offizier, welcher hier verkleidet den Spion machte, meldete dies ſogleich dem General Mack. Dieſer aber konnte ſich gar nicht vom Genuß ſeiner ſchönen Poſition hinter der Iller losreißen; er wußte auch nicht, was etwa Beſſeres zu thun ſein möchte. Tilly und Wallenſtein hätten es gewußt, was man den Progreſſen des Lichts (les progrès de lumière) zuſchreiben muß.

3) Bei Pforzheim ſtießen die beiden Colonnen Murat's und Lannes' zuſammen, zu denen ſich noch diejenige Ney's geſellte, welche bei Karlsruhe übergegangen war. Lannes richtete ſeinen Marſch auf Ludwigsburg. Ney kreuzte ſeine Colonne und fügte ſich zu Murat, um durch ein ſonſt läſtiges Kreuzen das Manöver vor den Augen des Feindes noch mehr zu verwirren. Lannes ging nach Großheppach, Pluderhauſen, Aalen. Hier ſtieß Soult zu ihm, der bei Speyer übergegangen war. Er war über Bruchſal, Heilbronn, Oehringen und Hall nach Aalen marſchirt. Von Aalen bis Nördlingen gingen die Colonnen von Soult und

Lannes zuſammen. Hier bei Nördlingen ſtießen die Colonnen von Murat und Ney, welche von Stuttgart, wo ſie am 30. September eintrafen, zuſammengezogen waren, zu ihnen. Dieſe vereinte Colonne ging über Eßlingen, Göppingen, Weißenſtein, Heidenheim, Neresheim nach Nördlingen. Murat kam jedoch einen Tag ſpäter, am 6. October, nach Nördlingen, Lannes und Soult waren ſchon am 5. October dort angekommen. Man konnte alſo die vier Colonnen, welche hier zuſammenſtießen, zu 70,000 Mann anſchlagen. Offenbar war Nördlingen zum Sammelplatz beſtimmt. Offenbar hatte Napoleon ſeine fünf Colonnen mit vieler Beurtheilung oder Demjenigen, was man ſtrategiſches coup d'oeuil nennen könnte, dorthin beordert. Er glaubte ganz gewiß, die öſterreichiſche Armee hier zu finden. Er ſetzte bei den Oeſterreichern, welche im vorigen ſo aufgeklärten Jahrhundert ſo viele Progreſſen gemacht haben, ſo viele Geſchicklichkeit voraus als im Dreißigjährigen Kriege; — ſobald Napoleon Nördlingen erreicht hatte, waren die Oeſterreicher an der Iller überflügelt. Nördlingen iſt der ſtrategiſche Schlüſſel aller dieſer Poſitionen. In den „Annalen des Kriegs" habe ich den Oeſterreichern wiederholt zugerufen: Nördlingen, Nördlingen!

4) Ich dachte immer an eine Schlacht bei Nördlingen, ſobald ich den Marſch des franzöſiſchen Kaiſers erfuhr. Mack hat nie daran gedacht, ein Beweis, daß er nicht mit coup d'oeuil begabt war, ein Beweis, daß er die Geſchichte — einzige Quelle großer Thaten, — nicht ſtudirt hat. Anders Napoleon. Wie muß er erſtaunt ſein, da er keinen Oeſterreicher bei Nördlingen fand.

Ein Beweis, daß er einen Plan entwarf, welcher eine Schlacht bei Nördlingen vorausſetzte, war die Direction des Marſches der Colonne unter Davouſt. Dieſer, welcher am 26. September bei Mannheim übergegangen war, marſchirte nach Heidelberg, Neckarelz, Meckmühl, Ingelfingen, Crailsheim, Dinkelsbühl, Oettingen. Hier war er am 6. October. An eben dieſem Tage trafen die vier andern Colonnen bei Nördlingen ein.

Davouſt ſtand drei Stunden von Nördlingen ſchon im Rücken der öſterreichiſchen Armee, falls ſie bei Nördlingen geweſen wäre, wenigſtens rückwärts in ihrer rechten Flanke. Der Angriff wäre wahrſcheinlich am 7. erfolgt. Davouſt wäre der Armee während der Schlacht in den Rücken gegangen. Ich glaube, die Oeſterreicher wären auch hier, wenn man ihre geringe Manövrirkunſt mit in Anſchlag bringt, aufgerieben worden. Die Franzoſen hatten über 90,000, die Oeſterreicher nicht 70,000. Wahrſcheinlich hätte Davouſt in der Nacht einen Marſch nach der Seite von Harburg gemacht; er hätte ſich zwiſchen Oettingen und Harburg hinter der Wernitz geſetzt, um der geſchlagenen Armee den Rückzug abzuſchneiden. Alles iſt bei dieſem außerordentlichen Feldherrn auf den Untergang des Feindes berechnet. Er iſt kein Freund von dem goldenen Wahlſpruch: man müſſe dem Feinde goldene Brücken bauen. Davouſt hätte ihm auch Donauwörth verrannt.

Wenn die Oeſterreicher bei Nördlingen geſtanden hätten, ſo mußten ſie durch Patrouillen die Direction der feindlichen Colonnen wiſſen, deren Stärke erfuhren ſie durch Spione; — die Nachrichten der letztern mußten freilich mit Judicium verglichen werden. Die Oeſterreicher mußten nun ſuchen, mit ihrer Cavalerie, die ſie hauptſächlich auf ihren linken Flügel ſtellten, in die rechte Flanke der franzöſiſchen Armee zu manövriren und dieſe durch die erwähnte taktiſche Anſtalt ſtrategiſch vom Rhein abzudrängen. Bei Donauwörth mußten ſie ein Corps auf dem Schellenberge verſchanzt haben, damit ſie während der Schlacht ohne Beſorgniß vor Davouſt wegen ihres rechten Flügels ſein konnten.

5) Ekelhaft iſt es mir immer zu hören: ja! — eine weiſe Interjection, — nach der That läßt ſich gut urtheilen, vom Rathhauſe kommt der Herr klüger wieder herunter als er hinaufgegangen, — und was dergleichen banale Sprüchwörter mehr ſind. Warum urtheilen Sie denn nicht einmal nach der That, meine Herren? Ich habe auch vor der That geurtheilt. Man hat geſagt: Mack und ich, wir wären ein Duo; er ſchwöre auf Alles einen Eid, was ich geſchrieben hätte; ich hätte ihn zu der ſchö-

nen Position hinter der Iller verführt. Es iſt gerade das Gegentheil. Ich hatte im „Feldzuge von 1800" von Ulm, Memmingen, Kempten geſprochen und geſagt, dieſe müßten in Feſtungen verwandelt werden, — das ſind meine Worte, — nicht, ſie müßten befeſtigt werden. Dann aber ſetzte ich in zweiter Linie Landsberg, Augsburg und Donauwörth als Feſtungen und hierauf füge ich hinzu: ſie könnten dann ſogar Franken flankiren.

6) Das Letztere iſt doch wol offenbar Daſſelbe, was ich hier eben über die Schlacht von Nördlingen ſage. Nahmen in dieſer, wie ich es haben will, die Oeſterreicher die linke Schulter vor und ſie wurden dann auch geſchlagen, ſo hatten ſie doch immer noch den ſichern Rückzug nach Ulm, wenn dies eine Feſtung war. Sie ſetzten ſich dann hinter Ulm; denn ein verſchanztes Lager auf den Höhen vor der Stadt wäre doch eingenommen worden. Auf dieſen mußte man eine Citadelle erbaut haben. Die franzöſiſche Armee mußte ſich dann immer an Donauwörth und Ulm den Kopf zerſtoßen; alle Demonſtrationen, die Oeſterreicher abzuſchneiden, halfen nichts. Man ſieht hieraus, daß jene Herren, welche mir den Vorwurf machen, ich ſei eigentlich — durch meine Rathſchläge im Feldzuge von 1800, der Zerſtörer der öſterreichiſchen Monarchie, — der Ignoranz und Malice auf ihre Koſten eine Bildſäule errichten müſſen, um dieſe als die einzigen ihrer würdigen Gottheiten anzubeten. Freilich liegt etwas Pikantes darin, mich gleichſam als mit Mack verſchwägert und verbrüdert darzuſtellen und da der Witz eben nicht das Erbtheil meiner Gegner zu ſein ſcheint, — ebenſo wenig als das meinige, — ſo wünſche ich ihnen wegen dieſes witzigen Einfalls aufrichtigſt Glück. Wenn dieſer Effort ſie nur nicht auf immer entkräftet. Sie wollen immer zu verſtehen geben, ich würde ebenſo ſchlecht Armeen commandiren als Andere, und da das Experiment wahrſcheinlich nie gemacht wird, ſo laufen ſie keine Gefahr, ihre Meinung entkräftet zu ſehen.

Die Oeſterreicher genommen, wie ſie ſind, angenommen, daß Ulm, Augsburg, Donauwörth ꝛc. keine Feſtungen waren, ſondern

ſich in dem Zuſtande befanden, in welchem ſie ſich gegenwärtig wirklich befinden, ſo wurden die Oeſterreicher immer gefangen, auch bei Nördlingen, wenn ſie ſich dort ſchlugen. Denn Kaiſer Napoleon hatte mit Genie die Richtung ſeiner Colonnen auf Alles berechnet. Mochten ſie bei Nördlingen ſtehen, — dies war das Beſſere — oder bei Ulm, — das Allerſchlechteſte — ſo hatte er ſie immer in ſeinem Netze. Sie wurden nicht allein von der Colonne des Generals Davouſt in den Rücken genommen, ſondern auch durch diejenigen von Marmont und Bernadotte gänzlich abgeſchnitten.

7) Marmont war zuerſt von Mainz nach Würzburg marſchirt. Am 27. September war auch Bernadotte aus Hannover bei Würzburg angekommen. Er war durch Heſſen und das Fuldaiſche marſchirt, durch Heſſen, deſſen Kurfürſt ſich dem Durchmarſch widerſetzen wollte, aber von dem weiſern Könige von Preußen zur Ruhe ermahnt wurde. Von Würzburg ging der Zug Marmont's und Bernadotte's, zu denen noch 15,000 Baiern ſtießen, Alles, was der Kurfürſt von Baiern an Frankreich abgeben konnte, durch das Ansbachiſche, weil das Manöver erfoderte, daß ſie am 8. October an der Donau waren und weil man wohl wußte, der König von Preußen werde nicht ſo unpolitiſch ſein, den Krieg als ein Duell anzuſehen und wegen einer ſogenannten Beleidigung, — die keine war, weil die Nothwendigkeit ſie herbeiführte und man Entſchädigung verſprach, das Blut ſeiner Völker zu vergießen. Man wußte auch, daß er deshalb nicht die Waffen ergreifen werde, — ah! pour cela il ne les prendra pas, — wie er denn auch immer ſtandhaft der Freund Frankreichs geblieben iſt, ohne ſich einen Augenblick irre machen zu laſſen.

Die Truppen Bernadotte's und Marmont's und die Baiern, welche zuſammen weit über 50,000 Mann machten, betraten bei Uffenheim das preußiſche Gebiet und kamen am 6. October erſt wieder heraus und zwar bei Weißenburg, um von dort nach Eichſtädt fortzuwandern, wo ſie den 8. October glücklich anlangten. Es iſt leicht zu erachten, daß bei einer Armee, welche die

Nächte unter freiem Himmel im Dreck zubringt, welche Scheunenthore und Fensterflügel aushebt, um Feuer anzumachen, einige sogenannte Exceſſe vorgefallen ſind; doch ſo genau muß man das nicht nehmen. Indulgenz gegen die Starken iſt eine ſehr gute Politik für die Andern.

Eine Alles geltende Entſchuldigung iſt, daß der Kaiſer Napoleon ſeinen ganzen Feldzug nicht machen, d. h. den Krieg nicht in zwei Monaten enden konnte, wenn er nicht durch das Ansbachſche marſchirte. Die Oeſterreicher waren ſonſt gar nicht zu überflügeln. Preußen wäre jahrelang in den Krieg hineingezogen worden und hätte noch etwas mehr eingebüßt als einige Fenſterrahmen und Scheunenthore im Ansbachſchen.

8) Ich begreife nicht, woran Herr von Hardenberg dachte, als er dem franzöſiſchen Miniſter die Wege bezeichnete, auf denen man, ohne das heilige Gebiet zu berühren, im ſüdlichen Deutſchland fortreiſen könne. Erinnerte er ſich nicht des Cardinals Mazarin, dem der Marſchall Turenne auf die Finger klopfte: „mein Herr Cardinal, Ihr Finger iſt keine Brücke.“ Herr von Hardenberg iſt kein Soldat und hat die Wichtigkeit der Straßen militäriſch nicht zu beurtheilen verſtanden. Der König von Preußen, weiſer als ſein Miniſter, hatte die Sache ganz richtig beurtheilt und iſt ruhig geblieben.

Ich habe überaus ſehr über diejenigen ſchwerfälligen Köpfe lächeln müſſen, welche dieſen vortrefflichen Marſch für einen politiſchen Fehler hielten und ſich mit vielem Eigendünkel der Selbſtweisheit — eine ganz eigene Art von sapientia, die ſich beſſer fühlen als definiren läßt, — verlauten ließen, Bonaparte — denn man glaube nicht, daß ſie ſich herablaſſen, ihn den Kaiſer Napoleon zu nennen, — Bonaparte habe die Zukunft der Gegenwart aufgeopfert. Ueber ſeine Vorausſicht ſollten doch die Herren ſich nur beruhigen, man kann ſich ſo ziemlich darauf verlaſſen. In der Gegenwart, ſagen ſie, verſchaffe er ſich zwar den Vortheil des Umgehens, Abſchneidens und Aufreibens der Oeſterreicher, aber in der Zukunft drohe ihm auch der ſchreckliche Andrang von ich weiß nicht wieviel Preußen. Der Erfolg hat

gelehrt, wer beſſer calculirte, dieſe Genies, welche an ſeiner Stelle nicht ſo calculirt hätten, oder Bonaparte, der Kurzſichtige. Dieſer hat durch ſeinen Marſch die Präponderanz Frankreichs in Europa gerettet. Ah! pour cela il ne les prendra pas. Daher bezweifle ich auch den Brief an Bernadotte, in welchem Se. Kaiſerliche Majeſtät — man ſieht, daß ich nicht ſo ſtolz bin wie dieſe Herren, welche ſich nie herablaſſen, ihn ſo zu nennen — folgende Worte geſchrieben hätten: pour gagner tout il faut hazarder tout; denn hier war nichts zu haſardiren und Alles zu gewinnen.

9) Am 6. October ſtand alſo die franzöſiſche Armee, wie folgt: Ney, welcher über Nördlingen gegangen war, bei Katzenſtein, um Ulm zu beobachten, vier Stunden ſüdweſtlich von Nördlingen. Die Colonnen von Soult, Lannes, Murat bei Nördlingen. Die Diviſion Vandamme von der Colonne von Soult rückte am Abend bis Donauwörth vor, um ſich der Brücke wie auch des Schellenbergs zu bemeiſtern. Das Regiment Colloredo ſollte alles Dies vertheidigen, that es aber nicht und zog davon. Die Franzoſen gingen hinüber. Ich habe nicht erfahren, daß bei dieſem wichtigen Paſſe beträchtlich wäre geſchoſſen worden. Davouſt ſtand an eben dieſem Tage bei Oettingen, Marmont und Bernadotte bei Weißenburg. Der Kaiſer war den Tag vorher von Ludwigsburg zu Gmünd angekommen. So die Franzoſen. Nun zu den Oeſterreichern.

10) Mack, deſſen Name, gerade als wenn der Stammvater Mack, der erſte dieſes berühmten Geſchlechts, die Beſtimmung ſeines Enkels vorausgeſehen hätte, im Jahre 1794 und 1805 Niederlagen zu veranſtalten, ganz Europa in die Unterthänigkeit von Frankreich zu bringen, — deſſen Name alſo Niederlage in hebräiſcher Sprache bedeutet — ich kann dieſen Witz der Vorſehung, nicht den meinigen, dieſen Calembour des Herrn, welcher das Univerſum regiert, gar nicht aus dem Kopfe los werden, — Mack, der paſſive Zerſtörer aller Staaten, weniger Frankreich, ſtand mit dem rechten Flügel an Ulm, mit dem linken an Memmingen, eine Ausdehnung von ſechs Meilen. Er

hatte einen Jüngling neben ſich, der auch etwas zu befehlen hatte; es wäre vielleicht minder ſchlecht gegangen, wenn dieſer allein ohne den Geloarten befehligt hätte. Wenigſtens wußte er, wann es Zeit ſei davonzulaufen.

Dieſe geſammten öſterreichiſchen Scharen hatten die Augen nach Weſten, nach Strasburg und dem Schwarzwald gerichtet. Generallieutenant Fürſt Schwarzenberg war mit den Vorpoſten noch weiter gewandert. Er ſtand jenſeit der Iller und wälzte ſeinen linken Flügel vor bis Lindau, welches die Oeſterreicher befeſtigen wollten. Einen Brückenkopf hatten ſie ſchon angefertigt; man hätte glauben ſollen, ſie wollten nach der Schweiz gehen.

11) General Jellachich ſtand mit einem Corps im Vorarlberg. Da dieſe Herren mit der Schweiz nichts zu thun haben wollten, ſo frage ich: was ſollte ein Corps dort? General Kienmayer ſtand im Anfang bei Donauwörth. Dieſe Armee war ſtark 100 Bataillone und 92 Schwadronen, General Kienmayer ungerechnet, welcher anfangs ſehr ſchwach war. Das Hauptquartier aller dieſer Niederlaſſungen befand ſich in Mindelheim. So warteten die Oeſterreicher ſtoiſch ihr Schickſal ab. Sie wußten noch nicht, daß ſie umgangen wären, daß nichts den Schwarzwald heraufkomme, — denn Napoleon hatte ſie nicht für würdig gehalten, ihnen etwas vorzuſpiegeln. Sie erfuhren die Anweſenheit der Franzoſen erſt durch deren Uebergang bei Donauwörth, den ſie ruhig geſchehen ließen. Unbegreiflich, daß ſie den Schellenberg nicht befeſtigt hatten, da ſie doch nur auf Defenſivſtellungen bis zur Ankunft der Ruſſen — eine glückliche Friſt für ſie — bedacht waren. Am 7. October jedoch legte Mack, gleichſam aus Inſtinct, ohne etwas erfahren zu haben, ſein Hauptquartier in Ulm nieder. Ob er vielleicht denn doch ahnte, auf dem rechten Flügel werde die Hauptſache vorgehen?

12) Am 7. October bei Anbruch des Tags kam General Murat mit der Dragonerdiviſion Walther bei Donauwörth an. Er ging nach dem Lech bei Rain und ließ die Brücke bei Donauwörth ausbeſſern. Bei Rain ging Oberſt Walther über den Lech und jagte einige Truppen vom Corps des Generals

Kienmayer fort. Unbegreiflich, daß Mack, der dies doch ſchon um die Mitte des Tags in Ulm erfahren mußte, trotzdem ruhig blieb, obgleich alles Dies ſieben oder acht Meilen gerade in ſeinem Rücken vorging.

Es iſt möglich, daß die Colonne Cavalerie des Prinzen Murat, welche nach dem Uebergange bei Strasburg zunächſt dem Gebirge zog und, die übrigen Colonnen deckend, Patrouillen in die Thäler vorſchob, alſo demonſtrirte, den General Mack in die Einbildung verſetzte, man demonſtrire nur in ſeinem Rücken, um ihn zum Abzuge aus ſeiner ſchönen Poſition zu verführen, der Hauptangriff werde aber von der Seite des Schwarzwaldes geſchehen. Indeſſen mußte er doch wiſſen, daß dieſe Cavaleriecolonne des Prinzen Murat immer nach Nördlingen fortzog; ſeine Patrouillen hätten ſich nur bis in das Thal des Rheins vorwagen dürfen, um zu ſehen, daß von den Franzoſen nichts mehr dort ſtehe. General Mack bleibt alſo ohne Entſchuldigung und der erſte Vorwurf, der ihn trifft, iſt ein zu oberflächliches Patrouilliren.

Aus dem erſten franzöſiſchen Bulletin muß ich die Bemerkung anführen, daß durch dieſen Marſch um den Feind herum ein großer Vortheil erlangt ſei, man hätte immer beim geraden Vorrücken Tirol auf der Flanke gehabt. Dieſe Bemerkung iſt vortrefflich, und wenn nach der Uebergabe von Ulm der Kaiſer beim Vorrücken Tirol ebenfalls auf der Flanke hatte, ſo bemerke man, daß ſeine große Ueberlegenheit damals die Gefahr verſchwinden ließ.

13) Murat blieb die Nacht vom 7. zum 8. October zu Rain. Es geſchah wahrſcheinlich, um den Feind öſtlich vom Lech zu beobachten, bis Soult, der dazu beſtimmt war, von Nördlingen ankommen würde. Ney beobachtete Ulm beim Katzenſtein; Alles Vorkehrungen, welche gelobt werden müſſen.

Am 8. October kehrte Murat ſogleich mit ſeiner Colonne um, ſobald Davouſt und Soult bei Donauwörth übergegangen waren. Davouſt gab an Murat die Grenadierdiviſion Oudinot und ging mit ſeinen übrigen den Tag noch nach Neuburg. Soult

theilte ſein Corps auf beiden Seiten des Lech und zog nach Augsburg. Mack, in einer dunkeln Ahnung, was in ſeinem Rücken vorgehe, hatte ſich bis Günzburg auseinander gelegt, blieb aber noch immer in Ulm, weil er Alles hinter ihm für Verſtellung hielt. Von Günzburg wurde Herr von Auffemberg mit einem Corps nach Wertingen geſchickt, um zu beſichtigen, was die bei Donauwörth übergangenen Franzoſen treiben würden. Murat war beſtimmt, an dieſem Tage mit ſeinem Corps nach Zusmarshauſen zu marſchiren, die Communication zwiſchen Ulm und Augsburg abzuſchneiden, d. h. dem General Mack den Weg nach Wien zu verrennen. Er war an der Spitze von drei Diviſionen Reiterei, auf welche die Grenadierdiviſion Oudinot folgte. Lannes mit ſeiner Infanterie marſchirte ebenfalls hinter dieſer Reiterei. Die Oeſterreicher in Wertingen wurden überraſcht, ihre Offiziere ſaßen an der Mittagstafel, ſie konnten ſich gar nicht von ihren Schüſſeln trennen. Vielleicht wünſchten ſie im Geheim, dabei gefangen zu werden. Wie dem auch ſei, ſo wird der Ruhm der öſterreichiſchen Waffen in dieſem Feldzug durch dergleichen Züge im geringſten nicht verdunkelt. Wahrſcheinlich klopften ihre Grenadiere ſo viel an den Fenſtern, bis ſie aufmachten; ich will den Nachkommen ein militäriſches Sittengemälde unſerer Zeit hinterlaſſen. Kaum hatten ſie Zeit, ſich in Vierecke zu vier Bataillonen zu formiren — und glaublich iſt, daß die Soldaten dies ohne ihre Offiziere zu Stande brachten — als ſie ſchon eingeritten wurden. Vier Schwadronen von Albert Küraſſier wurden von dem franzöſiſchen Dragonerregiment Arrighi angeritten. Sie vertheidigten ſich. Oberſt Beaumont machte in den feindlichen Reihen — ſagt das franzöſiſche Bulletin — einen Rittmeiſter gefangen, nachdem er einen Reiter heruntergehauen hatte. Es ſcheint, daß die Oeſterreicher ein Viereck von vier Bataillonen vorwarfen, um die übrigen zu retten, denn dieſe wurden von der franzöſiſchen Cavalerie umgeritten und ganz gegriffen. Der befehlende General Auffemberg mit den ſchönen Anſtalten ließ ſich am andern Tage greifen. Ein Moraſt, welcher das Umgehen hinderte, rettete die übrigen, welche ſich zer-

ſtreuten. Die Franzoſen griffen mehr denn 3000 Mann und 80 Kanonen. Fahnen und Standarten, mehr pomphafte als nützliche Beute des Siegs, fielen ihnen in die Hände. Es war das erſte Scharmützel dieſes Kriegs, das einer Schlacht ähnlich werden konnte, wenn das Carré ſo gut that als dasjenige der Sachſen bei Langenſalza im Siebenjährigen Kriege.

14) Auf die Nachricht von dieſer glänzenden Niederlage, welche am Abend die Ohren des Generals Mack erreichte, verlegte er vom 8. zum 9. October ſein Hauptquartier von Ulm nach Günzburg, jetzt die Spitze ſeines rechten Flügels. Er ließ ſeine ganze Armee rechts abſchwenken, ausgenommen die Beſatzung von Memmingen, wo noch immer geſchanzt wurde. Er pfropfte Alles innerhalb dreier Meilen zwiſchen Günzburg und Ulm zuſammen, wohin nun der linke Flügel kam. Das Corps des Generals Jellachich wurde auf Wagen eilig vom Bodenſee heraufgeholt, um die Gegend von Ulm zu beſetzen. Immer empfing er ſeine Impulſionen vom Feinde, welches das ſicherſte Mittel iſt, dem Feinde zu gehorchen. Wahrſcheinlich hielt er noch immer Alles in ſeinem Rücken für falſche Attaken und, an die Joſephiniſche Kriegsart in den Türkenkriegen gewöhnt, konnte er ſich nicht überreden, Napoleon werde die Verwegenheit ſo weit treiben, ihm Alles in den Rücken zu verſetzen. Er vergaß, daß man rechtsum kehrt machen konnte, welches doch Daun bei Maxen ſehr wohl wußte. Er gab dem Feinde in ſeiner Stellung zwiſchen Günzburg und Ulm abermals ſeine rechte Flanke und ſeinen Rücken preis.

15) Dies Rechtsabmarſchiren war der größte Fehler, den er begehen konnte. Er bot dadurch dem Feinde ganz und gar den Rücken und gab die Communication mit Tirol auf. Der Krieg, den man lernt, muß doch wol etwas ganz Anderes ſein als der gute Krieg, welcher zum Zwecke führt — wenn dieſer ein gelehrter Offizier war. Da er von der Vorſehung nun einmal nicht beauftragt war, die Rolle eines Genies in dieſer Welt zu ſpielen, etwas Außerordentliches zu thun, d. h. nach der Schweiz zu laufen, ſo hätte er ſich doch ganz ſimpel umkehren und, indem

er ſeinen rechten Flügel vornahm, die Communication mit Tirol wieder zu gewinnen ſuchen ſollen. Es iſt unbegreiflich, daß dieſer Offizier vom Generalſtab es nicht verſtand, Patrouillen anzuordnen; denn er wußte faſt gar nichts Genaues von Dem, was hinter ihm vorging. Er hätte dem Napoleon entgegengehen und ihm eine Schlacht bei Zusmarshauſen liefern ſollen. Er war ſo ſtark wie dieſer, d. h. 70,000 Mann. In dieſer Schlacht mußte er den rechten Flügel vornehmen und durch denſelben den Kaiſer Napoleon zuſammt ſeinem General Marmont, der zu ihm geſtoßen war, da er zur Erbauung der Seinigen Adler der Ehrenlegion austheilte — eine Gabe, die nicht viel koſtet — von Tirol und von Augsburg abſchneiden. Aber wie konnte man dergleichen Ideen im 19. Jahrhundert von einem deutſchen General erwarten, von einer Nation, welche die Vorſehung beſtimmt hat, geduldig und dankbar Beleidigungen wie Waſſer zu ſaufen.

16) Wir wiſſen, daß am 9. October General Mack beſchloß, die Armee auf das linke Donauufer zu ziehen. Dies war, ich muß es geſtehen, ein Zeichen von Intelligenz. Wenn er nur dieſem Entſchluß treu geblieben wäre und ihn mit aller Kraft ausgeführt hätte! Napoleon lief über die Donau vor, er ließ ſeine Communication unbedeckt. Mack — aber nicht Mack, Niederlage — ging über die Donau und ſetzte ſich zwiſchen ihn und Würzburg. Nun war das ganze ſchöne Manöver vereitelt, und man hätte in Europa gelacht.

Allein hier erſcheint eben der Feldmarſchall-Lieutenant Mack im trübſten Lichte. Am 9. October ließ Marſchall Ney eine Diviſion nach Langenau und eine andere nach Günzburg rücken. Günzburg wurde unter der Direction des Erzherzogs Ferdinand ſelbſt vertheidigt. In der Nähe von Günzburg liegen drei Brücken über die Donau, eine bei Leipheim unter Günzburg, die beiden andern bei Günzburg. Die untere bei Günzburg wurde an dieſem Tage von den Franzoſen überſchritten. Wir wiſſen aus öſterreichiſchen Privatberichten, an uns gerichtet, nicht aus franzöſiſchen Bulletins, daß die franzöſiſchen Grenadiere mit hoher

Verachtung des Todes auf den Balken der abgetragenen Brücke unter dem Flintenfeuer vom rechten Ufer übergingen, was ebenfalls beweiſt, wie wenig furchtbar unſer ſogenanntes Musketenfeuer des 19. Jahrhunderts iſt.

Die Oeſterreicher verloren wieder 1200 Gefangene, unter denen der General Aſper war. Hätten ſie ſich aber behauptet, ſo würde ihnen doch Murat in den Rücken gekommen ſein; denn er erreichte an dieſem Tage ſchon Burgau. Die Oeſterreicher boten durch ihre Stellung dem Feinde die Flanke. Davouſt kam an dieſem Tage nach Aichach, ſechs Stunden von Augsburg. Der öſterreichiſche General Kienmayer zog ſich vor ihm zurück und erreichte München. Marmont kam an dieſem Tage nach Augsburg, Soult ebenfalls. Ich weiß nicht, warum der franzöſiſche Kaiſer Marmont mit der Colonne von Davouſt kreuzen ließ, es müßte denn geſchehen ſein, weil er ſtärker war als Letzterer. Ich bemerke ſehr oft dies Umwechſeln der Colonnen in dieſem Feldzuge, ſtatt in der vorigen Ordnung zu bleiben. Die Urſache bleibt mir ſchwer zu errathen, es geht dadurch für eine der Colonnen immer Zeit verloren. Z. B. Marmont und Davouſt wären nebeneinander bis Aichach marſchirt, Davouſt rechts, Marmont links. In Aichach ſollte alſo Marmont rechts, Davouſt links gehen, ſo folgt daraus, daß Davouſt ſo lange halten muß, bis Marmont vorüber gezogen iſt. Man könnte freilich vorausſetzen, daß Marmont von Neuburg bis Aichach vorausgezogen ſei und folglich als der zuerſt Ankommende ſich habe rechts wenden müſſen.

17) An der Lechbrücke magnetiſirte Kaiſer Napoleon im Regen, im Koth und im grauen Rock jedes Regiment dieſer Colonne mit Worten. Ein jedes mußte einen Kreis um ihn machen. Sobald das Regiment ſeine Portion Enthuſiasmus empfangen hatte, ging es fort; hierauf kam ein anderes u. ſ. w. Er ſchilderte die Lage der Oeſterreicher, den leichten Sieg und die ſchwere Belohnung. Marmont ging dieſen Tag noch bis Zusmarshauſen. Man muß geſtehen, daß dieſe Märſche im Koth, im Regen, im Schnee u. ſ. w. ſehr anſtrengend waren. Nie ſind die Maß-

regeln zweckmäßiger gewesen, einen Feldzug sehr geschwind zu enden, was doch die erste Regel für einen menschlichen Krieger sein muß. Bernadotte und die Baiern waren an diesem Tage bei Ingolstadt. Die Russen reisten auf der Post, um bald heranzukommen; die Oesterreicher waren indessen stark genug, sich mit den Franzosen zu messen. Wer mit 60—80,000 Mann nicht Alles vermag, wird es noch weniger mit 150,000 vermögen. Daun diene zum Beispiel.

18) Um der Gefahr, aufgerollt zu werden, zu entgehen, zog Mack, der Gehorsame, indem er Alles that, was nur die Franzosen von ihm verlangen konnten, mit seinen Heerscharen am 10. Oct. durch Ulm auf das linke Donauufer. Ich habe diesen Entschluß soeben gelobt, aber nicht um Das zu thun, was Mack auf diesem nördlichen Ufer verrichten ließ. Sogleich nahm er wieder eine ästhetische Position. Ein Ingenieur, der nichts weiter ist, denkt immer daran. Der rechte Flügel lehnte an Ulm, der linke an einen Graben, den man die Blau nennt. Nun gefiel sich Mack überaus wohl, nun schwelgte er im Selbstgenusse eines geschickten Offiziers. Schade, daß man so wider alle Regeln ihn in seinem süßen Traume störte!

Ein sogenannter Sieg erhielt ihn träumend. Eine einzige Division von der Colonne Ney's ging wieder auf das nördliche Ufer zurück. Die Franzosen sagen, sie habe aus 6000 Mann bestanden. Man hätte glauben sollen, Mack würde sie — wenn es erlaubt ist, neben einem General, der so schöne Positionen nimmt, einen unschönen Ausdruck zu gebrauchen — man hätte darauf geschworen, Mack würde diese auffressen. Ganz gewiß sind sie auch nur hinüber geschickt worden, um die Aufmerksamkeit dieses Unglücklichen von seinem Untergange abzuziehen, den man ihm auf dem südlichen Ufer bereitete, um ihn zu beschäftigen und in seiner Täuschung zu erhalten. Mack aber war das Instrument der Vorsehung, welches ganz Europa in die Hände Frankreichs überliefert bis zur dereinstigen Eroberung der Tataren.

Diese Division griff an, was mir unbegreiflich ist, unbegreiflich, wie 6000 Mann eine Armee von 60,000 angreifen

können, ohne gefangen zu werden, und wie man ſie nicht ins Tollhaus ſchickt, wenn ſie gefangen ſind. Was aber noch ſonderbarer iſt, die Franzoſen behaupten, dieſe ſonderbare Diviſion Dupont habe den Angriff von 25,000 Oeſterreichern abgeſchlagen —, man weiß ſchon, daß Angriff hier ſo viel heißt als Anſchuß, abgeſchlagen heißt: man geht zurück, nachdem man geſchoſſen hat; ſie habe 1500 Gefangene gemacht. Unſer öſterreichiſcher Privatbericht ſagt, die Franzoſen wären zurückgeſchlagen worden, gibt aber keinen Verluſt derſelben an. Die Oeſterreicher endlich ſprechen von 900 Gefangenen und 1500 Todten, ferner von elf Kanonen, die ſie erbeutet hätten — welches ein Misverſtändniß zu ſein ſcheint. Die Generale, welche dies Wunder verrichteten, und zwar mit vereinten Kräften, waren Schwarzenberg, Kerpen, Gyulai und Klenau. Man könnte mit ſo vielen Generalen das Weltall erobern. Prinz Hohenlohe wurde erſchoſſen.

19) Nach dieſem Siege ging Mack der Unbegreifliche in ſeine Stellung an der Blau wieder zurück. Nun hielt er die franzöſiſche Armee für vernichtet, die neue franzöſiſche Monarchie für ruinirt — und er war es, der unſterbliche Mack, den die Vorſehung zu dieſem rieſenhaften Unternehmen als ihren Liebling auserkoren hatte!! Um ihn noch mehr zu täuſchen, als durch einen kleinen Sieg, den man ihn gewinnen ließ, wurde vom franzöſiſchen Kaiſer, der ihn ſo recht eigentlich zu ſeiner Dupe auserſehen hatte, ein pfiffiger Spion abgeſchickt, der ihm die ungeheuerſten Dinge weismachen mußte. Erſtens ſei in Paris eine Empörung ausgebrochen; dann ſeien die Engländer in Boulogne gelandet und im Anmarſch auf Paris, die franzöſiſche Armee bereite ſich in großer Beſtürzung zum Rückzuge. Der Spion erhielt ſogleich von Mack zur Belohnung für ſeine ſchönen Nachrichten 50 Louisdor. Tauſend andere wurden ihm verſprochen, wenn er wieder käme und noch mehr dergleichen erfreuliche Nachrichten mitbrächte. Allein er vergaß wiederzukommen.

20) Während dieſer Zeit war ſein Untergang ſchon bereitet, denn Soult war am 11. ſchon zu Landsberg angekommen; ferner Lannes am 12. zu Weißenhorn, wodurch die Com-

munication mit Tirol abgeſchnitten war. Dieſe Nachricht kam am 12. Abends nach Ulm, worauf ein Kriegsrath gehalten wurde. Hier wurde nun von nichts geſprochen, als wie man die Armee entführen könne; der Feind nehme immer an Zahl zu. Ich brauche nicht zu wiederholen, daß mit 70,000 Mann eigentlich gar keine Uebermacht zu fürchten ſei. Dieſe aber wollten ihre Erlöſung blos 30,000 Ruſſen zu verdanken haben. Einige behaupteten, man könne noch nach Tirol kommen, da Memmingen mit zehn Bataillonen beſetzt ſei. Andere wollten längs der Donau über Regensburg die Armee wieder in ihre Heimat oder zu Bette führen, uneingedenk der Verrichtungen des Feindes, welche dieſen Marſch ſtören würden. So ſind die Rathſchläge gewöhnlicher Menſchen in der Zeit der Gefahr, der einzigen, da man der Rathſchläge bedarf, immer die unausführbarſten. Sie ſehen weder die Gefahr noch die Mittel, ſie zu beſiegen. Mack aber beſtand darauf, die Armee über Nördlingen nach Böhmen zu führen.

Dieſe Idee von Nördlingen war ein Lichtſtrahl, der aber zu ſpät kam, um zu fruchten. General Soult war ſchon am 11. zu Landsberg angekommen, wodurch die öſterreichiſche Armee von Tirol abgeſchnitten war. Das Küraſſierregiment des Prinzen Ferdinand wurde nach franzöſiſchen Berichten von einem franzöſiſchen Jägerregiment auseinandergejagt und beſchenkte die Franzoſen mit 120 Mann und zwei Kanonen, deren es ſechs mitführte. Marſchall Soult glaubte, die Küraſſiere würden nach Memmingen gehen, und ſchickte Reiter ab, ſie aufzufangen. Allein ſie warfen ſich mit Recht in die Wälder und flüchteten nach Tirol, von woher ſie in angeſtrengten Märſchen gekommen waren.

21) Die Flucht über Nördlingen war inſofern ſchon angefangen, als Werneck mit einem Corps bei Heidenheim ſtand. Soult marſchirte auf Memmingen, Marmont und Lannes waren zu Weißenhorn angekommen. Ney hatte die Donau zwiſchen den Beinen — ſtand à cheval derſelben — unterhalb Ulm, was man immer bei den Oeſterreichern bemerken muß, die ſich umgehen und übergehen laſſen. Murat ſtand zwiſchen Weißenhorn

und Ulm nahe bei Ulm. Das Netz war also zugezogen, daß ich mich der Bilderſprache anderer Kriegsſchriftſteller bediene. Ich begreife nicht, warum Mack und Ferdinand hier nicht auf eine Hauptſchlacht, wie bei Marengo in einer ähnlichen Lage, dachten und zwar gegen Murat, Lannes, Marmont, während Ney beſchäftigt wurde, ſowie Soult beſchäftigt war. Der Feind war nicht ſtärker, warum erſetzte hier nicht Tapferkeit den Mangel an Geſchicklichkeit? Hier war der Augenblick, da man das Herz auf dem rechten Fleck haben mußte. Man mußte das Netz zerſchneiden, da man ſich nicht mehr durch einen Marſch nach der Schweiz daraus loswickeln konnte; hierzu war der Feind zu nahe im Rücken oder auf den Ferſen, oder in den Eiſen, wie die Ausdrücke alle lauten, mit welchen unſere Schriftſteller — der Gegenſtand meiner Nachahmung und Bewunderung — eine ſolche Lage ſchildern. Noch einmal, warum nicht eine Schlacht am 13. oder noch am 14. October? Bernadotte und die Baiern waren um dieſe Zeit ſchon bei München, ſodaß die franzöſiſche Armee von beiden Seiten Front machte. Jene Schriftſteller, die ich ſo bewundere, nennen dies mit Emphaſe einen doppelten Adler.

22) Der Kaiſer aller Kaiſer erwartete eine Schlacht; man ſieht es aus ſeiner Proclamation, welche überdies das ganze Manöver beſchreibt. Sie wurde am 13. losgelaſſen.

„Die durch unſere Manöver" — und durch unſern Spion möchte ich hinzufügen, der den ſchon behexten Mack noch mehr bezauberte — „irre geführte Armee iſt völlig umgangen. Nur zu ihrer Rettung ſchlägt ſie ſich noch." — Napoleon erzeigt hier dem General Mack zu viel Ehre. Da er wußte, daß Leute, die Herz haben, ſich zu ihrer Rettung ſtark ſchlagen, ſo erwartete er eine ernſthafte Bataille. „Gern würde ſie entwiſchen und in ihre Heimat zurückkehren; es iſt nicht mehr Zeit." Was würde wol ein deutſcher Dienſtgeneral bei der Parole in dieſer Lage geſagt haben? „Ich kann mir nicht abmüßigen, einem hochadligen Offiziercorps zu offenbaren, wie der Feind denn ſchon gänzlich umgangen und fortmehr u. ſ. w." Man ver-

gleiche beiderlei Sprache und man wird beiderlei Feldherren kennen lernen. „Die koſtbaren Befeſtigungen" — heißt es in der Proclamation weiter — „die ſie längs der Iller aufgeführt hat, nützen ihr nichts." Dieſe Befeſtigungen habe ich an einem andern Orte nach öſterreichiſchem Dialekt ein Geſpaßel genannt, welches mit Geſchanzel reimt und den Sinn verſtärkt. — „Sie erwartete, wir würden aus dem Schwarzwald hervorkommen" — das heißt il faut faire comme les autres — „und wir kommen von Baierns Ebenen heran" — und zwar, ohne uns die Mühe zu nehmen, Demonſtrationen zu machen. Die Oeſterreicher — die regulirte Armee — verſtanden nicht einmal, Front auf der Flanke zu machen. „Und wir kommen von Baierns Ebenen heran." Hierin liegt der ganze Feldzug abgeſchildert mit ſeinen Motiven. Es iſt dem Genie eigen, in einer Phraſe ſich abzumalen. „Soldaten, ohne dieſe Armee, die vor euch ſteht, wären wir heute in London, hätten 600jährige Beleidigungen gerächt und den Meeren ihre Freiheit wiedergegeben."

23) Hier bewundere ich aufrichtigſt den Urheber dieſer Proclamation. Ich, der zuerſt über die Landung ſchrieb, der bewies, daß ſie zur Erhaltung des Glücks der Menſchheit nothwendig ſei, ich triumphire hier über die Blödſichtigen, welche vermeſſen behaupten, Napoleon habe die Landung nie gewollt. Er hat nie in ſeinen Proclamationen etwas geſagt, das er nicht gehalten hätte. Alſo „Soldaten, ihr wäret in London." Man halte dies nicht für Prahlerei. Die Dummheit der Furchtſamkeit hält jeden Ausbruch von Kraft für Prahlerei. Schwache und verächtliche Sterbliche, flieht von dem Heiligthum, welches im Beſitz des Genies iſt und deſſen Glanz eure blöden Augen blendet! — Nach dieſer Apoſtrophe erlaube man mir wieder einzulenken und zu behaupten, daß mein ganzes Buch der Commentar jener Phraſe ſei. Sie iſt unſterblich wie ihr Autor. Das nenne ich Autor ſein, erhabene Gegenſtände mit Simplicität auszudrücken. Wen ergreift nicht hier das Poetiſche in dem Weſen dieſes Menſchen! Ihr Deutſchen, ihr Gedächtnißmänner, erwartet die Entwickelungen der Zeit, welche euer Gedächtniß be-

reichert, ehe ihr über dieſen Menſchen, welchen nur eine hohe Beurtheilung beurtheilen kann, abzuſprechen wagt. „Es ſind Englands Bundesgenoſſen, gegen welche ihr euch morgen ſchlagen werdet. Dieſer Tag wird hundertmal berühmter ſein als der von Marengo. Ginge meine Abſicht nur dahin, den Feind zu beſiegen, ſo wäre es überflüſſig geweſen, einen Aufruf an euern Muth, eure Liebe zum Vaterlande und zu mir ergehen zu laſſen.“ — So iſt es recht, ſo muß man die Leute loben, um ſie des Lobes würdig zu machen. Die Andern kennen nur Parolebefehle, wo ihr Gemüth, dem ſauern Wein ähnlich, mit dem ſie ſich erquicken, nur herbe und kalte Phraſen hervorſchicken kann. Glücklich das Volk, das man noch durch Phraſen regieren, dem man noch etwas weismachen kann!

Die Andern ſind nur empfindlich für Stockſchläge und Flüche. Beſteht die ganze Kunſt der Poeſie in etwas Anderm, als den Leuten etwas weiszumachen? War die Mythologie etwas Anderes? Ein ſolches Volk muß ſeinen Herrſcher wol — freilich auf ſeine Koſten — gegen ſolche Gegner zur Herrſchaft in Europa führen. „Aber ihn blos beſiegen, wäre unter eurer und eures Kaiſers Würde.“ Die Luſt zu ſiegen, iſt eine Frucht der kleinlichen Eitelkeit. Es gebührt nur hohen Geiſtern, den Sieg gehörig zu benutzen und die Folgen des Siegs aufs Aeußerſte zu treiben. Attila iſt mir verächtlich, weil er nicht durch einen Marſch nach Rom das occidentaliſche Reich umſtürzte. Dieſes einzigen Zugs wegen iſt er mir nichts als ein gewöhnlicher Kalmuck. Vernichtung des Feindes muß das Loſungswort eines Kriegers ſein. Wer das nicht aufzufaſſen verſteht, bleibe zu Hauſe und beim Spinnrocken. „Auch nicht ein Mann aus der öſterreichiſchen Armee muß entkommen, und jene treuloſe Regierung erfahre ihre Kataſtrophe nur durch eure Ankunft unter den Mauern von Wien.“

Noch einmal, ſo iſt es recht! Die andern Generale — die ſogenannten Großen — führen immer Krieg, als wenn ſie ihn von ihren Gouvernantinnen, Leiterinnen ihrer Jugend, von den ſogenannten franzöſiſchen Mamſells gelernt hätten.

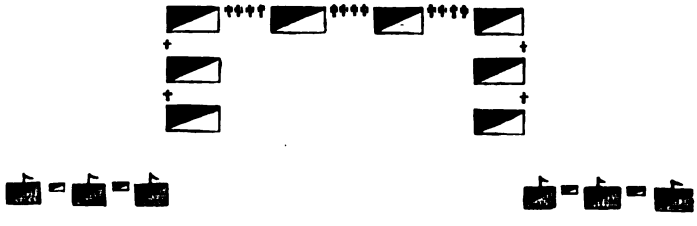
Alles ſo conventionell, ſo artig, ſo genügſam, ſo äſthetiſch, Krieg um des Kriegs wegen. Friedrich II. kommt mir immer vor, als wenn Maman Comas und Maman Roux, von denen er in ſeiner Jugend ſein Franzöſiſch und ſeine Manieren lernte, bei ſeinen Manövers präſidirt hätten. Nur bei Maxen, bei Kunersdorf, bei Zorndorf, bei Torgau gab ihm die Verzweiflung erhabene Entwürfe der Vernichtung ein. Doch, wie führte er ſie aus!! Dich aber begrüße ich, du neuerer Cäſar und Sylla. Sylla der größte der Feldherren!! — Es war dieſem Genie vorbehalten, einen unmanierlichen Krieg zu führen. Wer in einem Heere ſagt: es iſt ſchwer, eine Armee zu vernichten, einen Staat umzuſtürzen, muß vor der Front, vor den Fahnen todtgeſchoſſen werden, wäre er ſelbſt der General.

24) Am 14. detachirte General Mack conſequent nach dem Beſchluſſe des Kriegsraths, über Nördlingen die Armee nach Böhmen zu führen, den General Jellachich bei Ulm ans rechte Donauufer. Dieſer General ſollte den Abmarſch der Armee decken, den General Mack nicht unternehmen wollte, weil die Nachrichten des Spions in ſeinem Gehirn brüteten, den er aber doch vorgab ausführen zu wollen, denn er glaubte — immer von ſeinem Spion, wie ehemals die Feldherren vom Orakel zu Delphi eingenommen — am nächſten Morgen werde kein Franzoſe mehr zu ſehen ſein.

General Mack, der im Kriegsrathe doch eine Entweichung mit der Armee über Nördlingen vorſchlug, (der Weg, den der Erzherzog mit ſo vielem Glücke nahm — ſo vielem, denn nur er ſelbſt kam davon) folgte indeſſen in der Nacht vom 13. zum 14. nicht mit der Armee, indem er feſt überzeugt war, am andern Morgen werde kein Franzoſe mehr zu ſehen ſein. Der Spion, ein ehemaliger Nachdrucker, den Napoleon auf ſeine Seite gebracht hatte, als er in der franzöſiſchen Armee für Mack arbeiten ſollte, hielt ihn feſt. Es iſt aber unbegreiflich, wie man mit einer Armee von 80,000 Mann immer ans Durchgehen dachte. Die Sachen ſtanden ſo: Napoleon hatte Mack abgeſchnitten, Mack hatte Napoleon abgeſchnitten; ihre Kräfte waren

einander gleich. Wo lag denn hier das Unglück? Napoleon hatte Mack in die Lage gebracht, wie bei Marengo, und Mack hatte Napoleon in der Lage vor ſich, wie Napoleon den Melas. Wer ganz umgeht, iſt ſtets umgangen. Was hoffte man von einer Flucht? Hätte dieſe Armee auf der Karawane nach Eger nicht in den Gefilden Frankens das Gewehr ſtrecken müſſen? Wo waren die Karavanſerais, dieſe zahlreichen Pilger auf der Reiſe zu beherbergen? Dieſer Offizier vom Generalſtabe — ich meine Mack — mußte doch wol wiſſen, daß eine Armee von 80,000 Mann mit ihrer Artillerie nicht fliegen kann. Dieſe wollte er wahrſcheinlich zurücklaſſen und vernageln. Und warum denn das? Mack war gerade in der Lage wie der Herzog Ferdinand bei Villinghauſen, in welche ſich dieſer große Feldherr abſichtlich verſetzte. Er hatte nichts zu thun, als das Manöver des Feindes ſich entwickeln zu laſſen und dann zu ſchlagen. Er mußte alle ſeine Kräfte durch forcirte Nachtmärſche bei Ulm zuſammennehmen, ans rechte Donauufer gehen und dann die Mitte des Feindes ſprengen. Dicke Colonnen dicht aufgeſchloſſen formirt, ein Anwurf von Schützen, einige hundert Schritte hinter den Zwiſchenräumen Reiterei. Zwei oder drei Colonnen immer dicht nebeneinander, dann ein großer Zwiſchenraum. Unüberwindliche, nur mit Kartätſchen hagelnde Sechspfünder an der Spitze der Colonne. Zwei oder drei Reſerven ganz aus dem Treffen gehalten mit Dem, was man von ſchweren Kanonen etwa hat. En potence an der Donau ein Corps, um die linke Flanke, ein anderes, um die rechte zu decken. Ich glaube, die franzöſiſche Armee en trois rangs serrés, la bayonnette en avant, hätte

Fig. 60.



ſich vor dieſer dicken Ordnung eparpillirt wie Papilloten, die man dem Winde übergibt. Das Neue frappirt ſonderlich lebhafte Imaginationen; dieſe neue Ordnung der Oeſterreicher, die man nicht erwartete, hätte ſchon deshalb zum Siege geführt. Die Cavalerie hätte mir den Sieg vollenden müſſen, wenn ich commandirte, Fig. 60.

25) Bei dieſer Gelegenheit muß ich mich durch eine Vorausſetzung beluſtigen, die, wie ich hoffe, auch dem Leſer keine Langeweile machen wird. Die surprise des Kaiſers Napoleon wäre außerordentlich geweſen, wenn er erſtens ſeine Maßregeln, ſowie er that, einrichtete, ganz berechnet gegen einen Mack, den er vollkommen kannte, und ich wäre ſo ganz in petto als Macher im Verborgenen gehalten worden, ohne daß Mack ſelbſt etwas davon wußte, und in der Nacht vom 13. zum 14. hätte ich angefangen zu agiren! Gegen dieſen Gegner, ich meine gegen mich, waren ſeine Maßregeln nicht berechnet.

Für heute alſo, den 14. October, hätte ich das obige Recept gebraucht. Es würde wol ausgelangt haben, ſonderlich bei zweckmäßigem Gebrauch der Reiterei. Man ſage nicht, dies ſei nicht die Schlachtordnung meiner frühern Bücher; denn ich ſehe nicht ein, warum ich immer nur Eine Schlachtordnung bei der Hand haben ſollte? Ich würde für jede Gelegenheit, für jeden Tag im Kriege, eine neue Schlachtordnung haben.

Das Gewagte im Marſche des Kaiſers macht ihm als Feldherrn alle Ehre, weil es gegen dieſen Gegner nicht gewagt war. Nach Kenntniß des Feindes ſeine Bewegungen einzurichten, charakteriſirt das kriegeriſche Genie. Gegen einen Andern, den er noch nicht kannte, hätte er wahrſcheinlich wenigſtens vom Schwarzwalde her demonſtrirt. Freilich wäre der Erfolg dann nicht ſo vollſtändig geweſen. Aber wie war er, wenn er einen andern Gegner vor ſich fand? Welches war das Schickſal der franzöſiſchen Armee nach einer verlorenen Schlacht? Freilich kann ein geſchickter General im neuern Kriege nie total geſchlagen werden. Wer jedoch eine zahlreiche und gute Reiterei hat und verſteht, ſie beſſer zu gebrauchen als der Feind, kann

allerdings dieſen ſehr krank machen, weil das Fußvolk, ſo wie es iſt, einer entſchloſſen anreitenden Reiterei nicht zu widerſtehen vermag.

26) Wenn nichts hilft, ſo kann man das Abzäumen, wie die römiſchen Ritter gegen die Samniter, verſuchen. Da aber die Pferde dann die dünne Phalanx durchrennen und nicht zu halten ſind, ſo kann man es anders machen; ich meine, indem man die Reiter den Säbel in die rechte, ein Piſtol in die linke Hand nehmen, die Zügel aber den Pferden auf den Hals legen läßt. Hierauf die Sporen, und ſo wird jedes Carré, Colonne ſelbſt, eingerannt. Die Piſtolenſchüſſe, beſonders auf 15 Schritt losgedrückt, machen hie und da Lücken. Man muß es wiederholen: ohne Schwert und Pike gibt es kein Fußvolk. Daher habe ich immer Reiterei in der Nähe; Regel iſt: im zweiten Treffen; nur muß ſie bei der Hand ſein, die feindliche Reiterei zu empfangen, wenn ſie gegen unſere Infanterie anrennt.

Hier würde nach meiner obigen Schlachtordnung die Reiterei die Curtine gemacht haben, die dicken Colonnen waren die Baſtionen. Drei oder vier Colonnen immer dicht nebeneinander mit kleinen Zwiſchenräumen und die Flügelcolonne immer von zwei Bataillonen mit einem kleinen Zwiſchenraum nach Folard. Die Sechspfünder hätten rechts und links der Colonnenhaufen avanciren können, und wenn der Vorhang der Schützen ſich weggezogen hätte, ſo fingen ſie an, dem Feinde mit Kartätſchen aufzuwarten.

Wenn nun Murat's Reiterei dagegen anrannte, ſo gab es Feuer, und die Cavalerie hintendrein. Da die franzöſiſche Reiterei die Gewohnheit hat, oft ſtehend den Choc zu erwarten, mit der Stoßklinge vorgehalten, ſo hätte ich Folgendes dagegen angeordnet. In der einen Hand das Piſtol, in der andern den Degen und indem das Piſtol ergriffen wird, läßt man die Zügel auf den Hals fallen. Man brennt das Piſtol gerade ins Geſicht a bout portant ab. Hier gibt es Lücken und dann hinein. Denn ein Pferd ſteht ſtill, wenn es an die feindlichen Pferde

kommt. Man kann alſo nur zwiſchen zwei feindlichen Reitern einbrechen.

Das zweite Glied würde ich etwas zurückhalten, dies hat kein Piſtol aufgenommen; es empfängt diejenigen, welche etwa das erſte Glied durchbrechen. Ein Stoß des zweiten Gliedes findet bei der Reiterei nicht ſtatt; ich würde es alſo immer 20—30 Schritt zurückhalten. Das dichte Aufſchießen dient zu nichts, als daß, wenn im Galopp einer im erſten Gliede fällt, der Reiter im zweiten Gliede über ihn weg fällt.

Die Infanterie in den Colonnen feuert gliederweiſe; wer abgefeuert hat, könnte, wie Folard es haben will, niederfallen. Dieſes Feuer würde ſehr lebhaft ſein. Doch es würde, während die Sechspfünder ſpielen, im Doppelſchritt mit vorgehaltenem Bayonnet angegangen. Dies iſt immer ein optiſcher Betrug, der den Sieg zur Folge hat.

Wohin hätte denn der Kaiſer ſeinen Rückzug genommen, wenn er am 14. bei Ulm geſchlagen wäre? Etwa an das linke Donauufer? Allein der Gegner konnte ebenſo wol ſeine Armee durch Ulm dahin verſetzen. Konnte er nach Würzburg gehen? Und wenn dies auch geſchah, war er dann nicht von Frankreich abgeſchnitten? Wenn es nun immer Kopfſtöße mit Colonnen, Sechspfündern und Cavalerie gegeben hätte, welche die Curtine machte und zwar immer von Weſten her, während Kutuſow im Oſten anlangte? Wenn er nun einen Gegner fand, der ebenſo verpicht aufs Batailliren war als Mack aufs Capituliren? Dann hätte er nicht ſo manövrirt. Dies dient jedoch zu beweiſen, daß das Vordringen bis Ulm eigentlich eine gleichgültige Sache war. Es war freilich ein ſchönes Manöver, allein es war etwas ſehr Gleichgültiges, welches nichts entſchied, wenn Bonaparte es mit Leuten zu thun hatte, welche ſich ſchlagen können.

Hatte Napoleon einen Soldaten zum Gegner und er wußte es, ſo hätte er wahrſcheinlich ſich begnügt, auf der rechten Flanke zu demonſtriren und hätte ihn durch falſche Attaken vom Schwarzwalde her feſtgehalten. Allein dann war er auch im Rücken

nicht ſo ſtark, um der ganzen öſterreichiſchen Armee vereint zu widerſtehen.

War Mack ein Soldat, ſo hätte er die Colonnen von Murat und Ney ſchon bei Göppingen angegriffen, als ſie im Marſch nach Nördlingen begriffen waren. Nach Nördlingen hätte er ein Corps detachirt, welches ihm den Rücken gegen Lannes, Soult und Davouſt deckte. Geſetzt Murat hatte mit Ney zuſammen 50,000, ſo konnte er ſie hier nicht entwickeln und ſeine überlegene Reiterei nützte ihm nicht viel. Der Angriff im Thal geſchah in dicken Colonnen mit Sechspfündern, an der Spitze Reiterei untergemiſcht, ſodaß beide Waffen ſich unterſtützten. Dies Entgegenkommen, dieſer Angriff hätte immer viel Kühnheit verrathen und imponirt.

27) Wie ging es nun aber her an dieſem 14. October? Die öſterreichiſche Hauptarmee ſollte an dieſem Tage bis Herbrechtingen marſchiren. Ney ging wieder über die Donau bei Elchingen, er warf den General Rieſch wieder nach Ulm zurück. Die Straße von Albeck wurde geſperrt. Allenthalben ließen ſich die Oeſterreicher wie eine Heerde Schafe treiben. Lannes nahm die Anhöhen weg, welche die Ebenen von Pfuhl beherrſchen. Warneck war durch die Bewegung des Ney ganz von der Hauptarmee abgeſchnitten. Die Oeſterreicher auf dem Ried wurden bis in den Brückenkopf zurückgedrängt. Prinz Murat läßt durch die Diviſionen Klein und Beaumont die feindliche Cavalerie überall zerſtreuen. So ſagt der franzöſiſche Bericht, der aber kein Evangelium iſt. Oeſterreichiſche Nachrichten hingegen ſagen Folgendes. General Mack habe alle Märſche des Feindes für ſo viele Anſtalten zum Abmarſch des Feindes gehalten, zu einem Rückzug nach Frankreich. Er habe ſich daher auf keine der franzöſiſchen Colonnen geworfen, welche insgeſammt einzeln an ihm vorüberzogen. Er begnügte ſich, im feſten Vertrauen auf ſeine erhaltene Nachricht, einzelne Parteien auszuſchicken, dem abziehenden Feind nachzuſetzen. Auch dies war eine ſchwache Maßregel. Il y a du Mack la dedans. — Zogen die Franzoſen wirklich zurück, ſo mußte der General Mack mit dem Ganzen

ſeiner Armee unabläſſig verfolgen. Kein Mann muß über den Rhein zurückkommen, ſo mußte der Wahlſpruch des Generals Mack, ſo ſein Parolebefehl lauten, wenn der Rückzug beſtätigt wurde. Dieſe Armee hat ſeit Eugen's Zeit keinen Offizier, — den Erzherzog Karl etwa ausgenommen, an ihrer Spitze gehabt. General Mack? — Nach Temeswar mit ihm, wenn im Weſten mit den Franzoſen Krieg iſt; nach Linz, wenn im Oſten mit den Türken. — Mack, nicht allein das Symbol der Niederlage, ſondern die perſonificirte Niederlage.

Am Abend war nun Ulm ſo feſt umſchloſſen, daß nur die Straße nach Ehingen übrig blieb. Mack behauptet noch immer, am andern Morgen werde kein Franzoſe mehr zu ſehen ſein. Selbſt die dringenden Vorſtellungen der Generalität, ſelbſt die Heftigkeit des Generallieutenants Schwarzenberg konnten es nicht dahin bringen, die Armee auf dem einzigen Auswege über Ehingen dem unvermeidlichen Unglück zu entziehen; ſo ſagt mein öſterreichiſcher Privatbericht.

Alle dieſe Gründe wurden mit Vorzeigung der kaiſerlichen Vollmacht zurückgewieſen, kraft welcher dem General Mack die Gewalt ertheilt war, nach eigenem Gutachten zu verfügen. Nur der Erzherzog Ferdinand verdankte die Rettung ſeiner Perſon und eines Theiles der Armee der wenig ſubordinirten Lage, in welcher er ſich gegen den Feldherrn befand. So ſagen meine Nachrichten. Eugen wurde nie mit einer ſo unbeſchränkten Vollmacht ausgeſtattet als dieſer Liebling der Kaiſerin, der Königin von Neapel und des engliſchen Miniſteriums, — Pitt hielt ihn für einen Skanderbeg, — des engliſchen Geſandten, der hinterher in ſeinen Berichten alles Unglück dem Erzherzog Karl zuſchrieb.

28) Ferdinand verließ Ulm noch in der Nacht mit zwölf Schwadronen und ſchlug die Straße nach Geislingen ein. Unterwegs ſchloſſen ſich mehre Truppenabtheilungen, welche zu den ſogenannten Streifcommandos gehörten, ihm an. Hierauf ſetzte er ſeinen Weg fort. Wir werden nachher von ſeiner Reiſe etwas ſagen.

Es ist mir unbegreiflich, daß Keiner ans Schlagen, an einen Angriff auf eins der französischen Corps dachte, Alle aber ans Davonlaufen oder das passive Abwarten innerhalb der Mauern von Ulm. Hier, muß ich gestehen, kann man dem General Mack darin nicht Unrecht geben, daß er nicht davonlaufen wollte. Nur sein Thun an Ort und Stelle ist es, was seiner militärischen Reputation das Urtheil spricht.

General Mack schrieb noch in der Nacht seine Ueberzeugungen nieder und wich nicht von der Zuversicht auf die Aussagen des Spions, obgleich dieser am andern Tage nicht erschien, um der Verabredung gemäß den Beweis seiner Aussage zu bringen und dann die versprochenen tausend Dukaten einzustreichen. Der Nachdrucker — Schneehals glaube ich — erschien aber nicht, wahrscheinlich, weil er seine Belohnung schon von andern Händen empfangen hatte.

29) An eben diesem Tage capitulirte in der eilfertigsten Geschwindigkeit in Memmingen General Spangen mit 9 Bataillonen. Er habe nur 8 Kanonen und keine Munition; Letzteres ist schlimm, aber unbegreiflich. Warum ging er nicht hinaus und warf sich in die Wälder? Er hatte es nur mit der Division Vandamme vom Corps des Marschalls Soult zu thun; er war ebenso stark. Wenn das Bayonnet eine so treffliche Waffe ist, warum ging er nicht hinaus und fing Händel mit dem Bayonnet an? Karl XII. vertheidigte sich in einem Hause. Diesen Generalen ist kein Ort, in dem sie sich vertheidigen sollen, stark genug.

Am 15. October erhellte denn endlich die Morgensonne die unglückliche Scene. Kaum war der Erzherzog entwischt, so wurde die Straße nach Geislingen auch schon von den Franzosen zugemacht. Ulm war nun vollständig umringt. Die Franzosen liefen gegen den Michelsberg an und die Oesterreicher nach einigen Luftsalven von demselben hinunter in das Gefängniß, die gute Stadt Ulm. Auf diesem Berge hatten sie sogenannte Verschanzungen — nach österreichischen Privatberichten von sehr mangelhafter Art — aufgeworfen, d. h. hier und da eine sogenannte Brustwehr, die ich an einem andern Orte viel richtiger bezeich-

nend Beinwehr genannt habe. Die unaufhörlichen Regengüsse in dieser lieblichen Jahreszeit hatten den Boden so erweicht, daß die Kanonen nicht auf den Bänken stehen konnten, man mußte sie neben die sogenannten Werke stellen. Wahrscheinlich war ihre Wirkung nur desto besser. Major Wedel vom französischen leichten Infanterieregiment Nr. 17 warf sich in das offene Thor von Ulm. Dieser Offizier wußte wahrscheinlich, was es heiße, zu verfolgen. Da seine Landsleute ihn nicht unterstützten, so wurde er mit seinen Leuten von Graf Leiningen umringt und gefangen. Ulm wäre sonst mit den Oesterreichern darin in diesem Augenblick genommen worden.

30) Marschall Soult kam an diesem Tage nach Biberach wodurch die Oesterreicher auch von der Schweiz abgeschnitten waren, wenn dies nöthig gewesen wäre. Ulm wurde an diesem Tage noch aufgefodert; es ward eine abschlägige Antwort ertheilt. Man behauptet, Mack habe noch immer im Wahn gelegen, die Franzosen würden sich schleunig und von panischem Schrecken ergriffen zurückziehen. Am Abend erließ er noch eine sonderbare Proclamation. „General Mack macht alle Generale und Offiziere auf Ehre und Pflicht verantwortlich, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu lassen," — so ist es recht! man muß ein Held sein! — „da in wenigen Tagen die Avantgarden zweier mächtigen Armeen, einer kaiserlich königlichen und einer russischen vor Ulm erscheinen werden, um uns zu befreien. Wir haben mehr als 3000 Pferde," — und doch denken sie nicht daran, darauf wegzureiten, es wäre immer ehrenvoller gewesen, im freien Felde aufgerieben zu werden, — „um uns zu nähren, und ich selbst will der Erste sein, der Pferdefleisch ißt." —

31) Am 16. wurde Ulm beschossen. Nach zwei Stunden war die Lust zum Pferdefleische schon wieder vergangen. Trotz der Avantgarden von zwei mächtigen Armeen und der Wassergräben der Stadt Ulm, hinter welchen dieser sonderbare Mann behauptete, sich stark zu fühlen, dachte er sogleich ans Ergeben und Hingeben, als das meteorische Luftzeichen von Granaten

und Kugeln ihn zu beunruhigen begann. Wie würde ſich wol Fouquet von Landshut, — wie würde ſich dieſer wol an der Stelle Mack's betragen haben? Dieſer Mann, mit immerwährenden Kopfſchmerzen, mit epileptiſchen Zufällen, welche Das ergänzen, was jene unvollendet laſſen, muß das Leben ungemein lieben, um es nicht in einer gewagten kriegeriſchen Unternehmung wie diejenige des Durchſchlagens daran zu wagen. Daß man ihm die Rolle vorgeſchrieben hat, ſich todt zu ſchießen, und daß er dieſer abgeſchmackten Meinung nicht Folge leiſtete, das muß Jeder, welcher die Vernunft nicht verleugnet, ganz und gar nicht misbilligen. Denn man muß nie aus der Welt gehen, wenn man etwas Tadelnswerthes gethan hat, ſowie man nie eine Geſellſchaft in dem Augenblick verlaſſen muß, in welchem man einen übeln Eindruck gemacht hat. Beides läßt ſich auf eine oder die andere Art wieder gut machen. Wenn ich Luſt hätte, mich todt zu ſchießen, ſo würde ich es ganz und gar nicht auf Anrathen meiner Zeitgenoſſen thun, welche darüber keine competenten Richter ſind. Es liegt etwas ſehr Anmaßendes darin, einem Andern vorzuſchreiben, er ſolle ſich eine Kugel durch die Zähne jagen. Herr von Mack hat ſich bei dieſer Gelegenheit allerdings nicht als guter General gezeigt, aber hieraus folgt nicht, daß er ſich zur Beluſtigung ſeines Zeitalters erhängen oder erſchießen mußte.

Fürſt Liechtenſtein verfügte ſich zum Kaiſer und benahm ſich mit ſo vieler Klugheit, daß er ihn beſtimmte, die Stadt unter der Bedingung zu übernehmen, daß die Beſatzung freien Abzug nach Böhmen erhalten ſollte, die Grenzen der öſterreichiſchen Monarchie aber in dieſem Kriege nicht wieder verlaſſen dürfe. Durch dieſe Capitulation, ſagt meine Nachricht, wären die Streitkräfte der Monarchie nicht zertrümmert, ſondern nur gelähmt worden. Hierauf nahm Mack die Unterhandlungen in die Hand und ſetzte ſie ſo unglücklich fort, daß ſie mit der bekannten Capitulation von Ulm endeten. Die Uebergabe ſollte erſt am 25. erfolgen, aber nach einer Unterredung gelang es dem Kaiſer Napoleon, dieſelbe vom General Mack ſchon am 19. zu erhalten. In dieſer Unterredung waren Napoleon's erſte Worte: Mais,

Monsieur de Mack, comment avez-vous pu vous enfermer dans une misérable place comme celle-ci? Mack, dem es nicht an einer gewiſſen Beredtſamkeit fehlt, ſprach von ſeinen Waſſergräben und ſeinem Pferdefleiſch, welches er dem Kaiſer abermals auftiſchte. Mais encore une fois, ce n'est pas une place. Hierauf ging er zu andern Gegenſtänden über, auch zu dem obigen: Ah pour cela, il ne les prendra pas.

32) Am 20. defilirte dieſe Armee zum Frauenthore hinaus und mit Muſik zur Verherrlichung des Triumphs bei dem Kaiſer des Occidents vorbei. Sie wurde zum Abſchiedsgruß, wahrſcheinlich wegen ihrer kriegeriſchen Höflichkeit, von den franzöſiſchen Truppen ſalutirt. Hierauf ſtreckte ſie das Gewehr und zog ohne Muſik zum neuen Thore wieder zurück in ihren Kerker. Pferde, Waffen und Fahnen wurden abgegeben. Der Imperator unterhielt ſich ſehr freundlich mit den Generalen; bei dieſer Scene hat ſich weder ein Soldat, noch ein Offizier, noch ein General altrömiſch entleibt. Die Generale können ſich noch glücklich ſchätzen, daß es Napoleon nicht eingefallen iſt, den römiſchen Triumph zu erneuern. Sonſt hätte er ſie bis nach dem Frieden in Frankreich behalten und beim großen Feſte wäre der Wagen des Triumphators vielleicht von dieſen achtzehn Generalen gezogen worden, Mack an der Spitze; oder ſie wären an den Wagen geſchmiedet worden. Eine kleine Ovation mit mildernden Flöten hätte ich wenigſtens veranſtaltet.

33) So war denn die Oberherrſchaft Frankreichs in Europa in erſter Inſtanz, und die politiſche Vernichtung des Hauſes Oeſterreich in letzter Inſtanz durch dieſe Begebenheit, die man keinen Krieg nennen muß, entſchieden. Denn wenn die Ruſſen auch nachher durch ein Wunderwerk ſiegten, ſo mußte doch Oeſterreich von fremden Händen ſeine Wiederherſtellung erwarten. Wer aber baut, kann auch wieder einreißen. Die Zahl der waffenfähigen Mannſchaft, vom Feldwebel abwärts, welche das Gewehr ſtreckte, war 23,800; 60 Kanonen, 40 Fahnen wurden den Siegern übergeben. Der Verluſt der Franzoſen war nichts, denn man hat nicht geſchlagen. Ich glaube zwei-, dreihundert

Mann erhielten Contuſionen. Dieſe Begebenheit iſt, ſoviel ich Geſchichte weiß, einzig in der Geſchichte. Sie charakteriſirt vollkommen unſere gegenwärtige Generation. Ich will zwar nicht entſcheiden, ob dieſe zu den races indignes de vivre gehört, welche Rouſſeau der Weiſe — der politiſche Prophet im zukünftigen Europa vorausſieht: l'Europe voyant naître et périr dans son sein des races indignes de vivre, — allein ich behaupte, noch im Siebenjährigen Kriege wäre dieſe Begebenheit unmöglich geweſen. Man vergleiche das Betragen der Beſatzung von Prag mit dem der Beſatzung von Ulm! — Ein Feldzug ohne Gefecht, Alles ſtrategiſch entſchieden; der ganze Krieg mit den Beinen, nicht einmal mit dem Zeigefinger geführt. Es iſt jetzt leichter, ganz Europa zu erobern, als eine Horde Kalmücken zu unterwerfen. Ich will nichts vom Kriege verſtehen, — eine Behauptung, die ich im Munde eines Andern ſehr übel nehmen würde, — wenn dies nicht wahr iſt. Die Taktik iſt ſtärker als die Strategie, ſo lange die Völker Charakter haben; die Strategie wird ſtärker, ſobald die Streitluſt abnimmt. Noch ein anderer Ausſpruch von Rouſſeau; man forſche, ob er jetzt wahr geworden ſei: nul amour pour le prince, nul lien que la force. Daß er hinzufügt, die Europäer würden durch die Größe des Uebels bewogen werden, wieder zur Tugend und praktiſchen Religion zurückzukehren, — — das, wolle Gott, möge in Erfüllung gehen.

34) Murat wurde dem vornehmen Flüchtling nachgeſchickt. Bei Herbrechtingen nahm er den größten Theil vom Corps des Generals Werneck gefangen. Es verdient bemerkt zu werden, daß er ſehr geſchickt gerade nach Nördlingen geeilt war, um den Erzherzog, welcher über Geislingen ging, von Böhmen abzuſchneiden und eher als dieſer auf der Communication anzukommen.

Werneck wurde am 17. ganz zerſtreut; ſeine Reiterei jagte, was zu loben iſt, in verſchiedenen Trupps nach mehren Richtungen davon. Er ſelbſt mit dem Reſt ſeiner Infanterie 15,000 Mann ſtark, ſaß während der Nacht in einem

bei Trechtelfingen; bei Anbruch des Tags ſtreckte er das Gewehr.

Prinz Ferdinand erreichte dennoch am 20. Nürnberg. Hier wurde er von Murat, dem ſchnellen, übereilt, verlor einige tauſend Mann. Der ſeinige war nicht ein Rückzug der Zehntauſend. Ich bin erſchöpft; ich habe nichts mehr von dieſem erſten Acte dieſes Feldzugs zu ſagen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

U 102 .B82 C.1
Militarische und vermischte Sc
Stanford University Libraries
3 6105 038 987 322

U
102
.B82

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6063
(650) 723-1493
grncirc@stanford.edu

All books are subject to recall.

DATE DUE

AUG 2 2004
SEP 0 5 2004